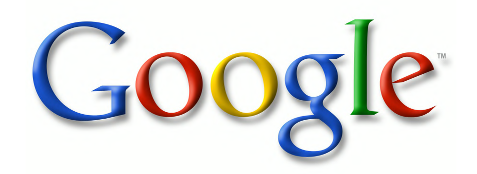
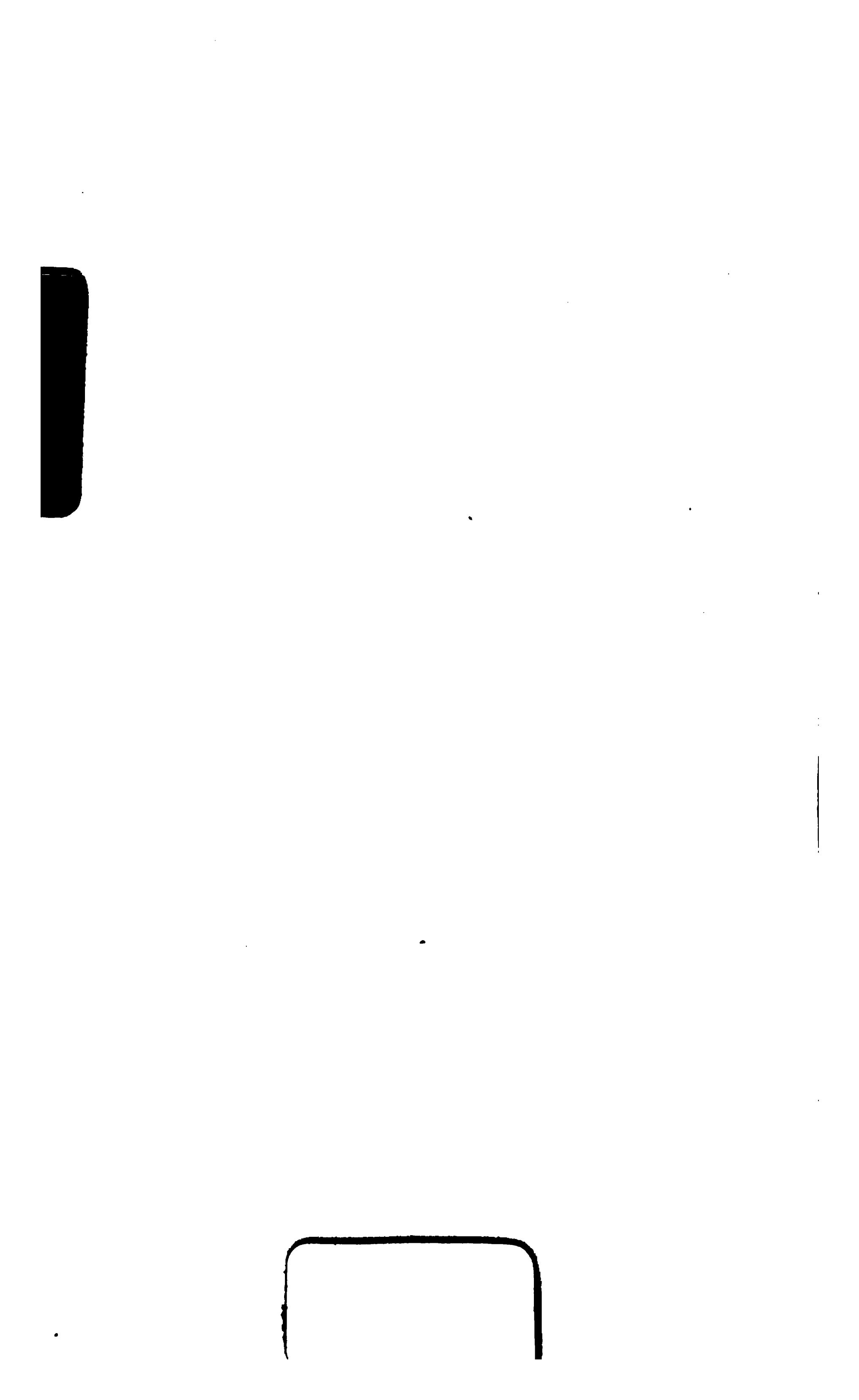




Jahrbücher der Literatur.

Funfzehnter Band.

1821.

July. August. September.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des funfzehnten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XV.

Meine sich täglich mehrenden Berufsgeschäfte erlauben mir nicht länger, die Redaction der Jahrbücher der Literatur fortzuführen. Indem ich daher dieselbe meinem Freunde, Herrn von Bucholtz, abtrete, und ferner nur durch Beytragung einzelner Aufsätze an der Zeitschrift Theil nehme, danke ich den Herren Mitarbeitern für das mir bis jetzt geschenkte ehrenvolle Zutrauen und ihre ausgezeichnete Mitwirkung, welche sie im gleichen Maße dem neuen Vorsteher dieser nur um edle Zwecke bemühten Anstalt gewähren mögen.

Wien, den 3. May 1821.

M. von Collin.

Mit Vergnügen habe ich, so weit es mir Berufsarbeiten gestatten, meine Bemühungen der einstweiligen Fortführung eines Unternehmens gewidmet, welches einem wesentlichen Bedürfniß der deutschen Literatur entgegen kommt, und sich vor vielen ähnlichen Anstalten durch den Geist wissenschaftlicher Würde und gründlicher Forschung auszeichnet. Im Interesse dieses Unternehmens hege ich die Hoffnung, daß die seitherigen verehrten Mitarbeiter ihre Beyträge reichlich fortsetzen, und die rühmliche Auszeichnung der Jahrbücher fernerhin durch ihre Mitwirkung befördern wollen; — wobey ich mich freue, anzeigen zu können, daß auch mehrere der würdigsten Gelehrten, welche seither noch nicht zu den Theilnehmern gezählt werden konnten, für die Zukunft ihre wirksamste Unterstützung zugesagt haben. Mit dem folgenden Bande hofft man im Stande zu seyn, den Plan für die Art der künftigen Herausgabe, vom Anfange des nächsten Jahres an, mittheilen zu können.

Wien, den 30. Juny 1821.

F. B. von Bucholtz.

Jahrbücher der Literatur.

July August September 1821.

Art. I. Des Freyherrn Joseph von Hormayr's sämmtliche Werke. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Erster Band, 1820. 364 S. und XI genealogische Tabellen. Zweyter Band, 1821. 194 S. nebst Urkundenbuch, CLVI S. gr. 8.

Wenn in den letzten drey Jahrzehenden jene — in der That nur sich selbst zerstörende Tendenz: »alles Geschichtliche zu stürzen,« viele schrecklich getäuscht hat; so sind doch die wahren Eingeweihten in das Heiligthum der Geschichte keinen Augenblick dadurch irre geworden, und werden es noch nicht; sie fühlen nur um so lebhafter den hohen Beruf, Fürsten und Völkern die ewigen Gesetze zu vergegenwärtigen, welche noch nie ungestraft vergessen, oder auch nur mit Gleichgültigkeit betrachtet werden durften.

Männer, welche rückwärts und vorwärts schauen, haben gezeigt, daß, um fremdes Joch abzuschütteln, es nur der Erinnerung bedürfe, an das, was mit Recht und durch Recht bestanden, und die Erfahrung hat es bestätigt, daß nichts höher zu begeistern vermöge, als die Darstellung der wahren Verdienste der Vorvordern und ihrer edelmüthigen Anstrengungen für das, was auf die Enkel gekommen. Solche insbesondere, vor deren mit Bildern der kraftvollen Vorwelt erfüllten jugendlichen Geiste die zerstörenden Mächte vorübergegangen sind, haben ihren Entschluß für das Vaterland (devota morti pectora) mit Wort und That zugleich ausgesprochen, und in den Geschäften, wie in den Kampffeldern mit gleich unerschütterlicher Standhaftigkeit ausgehalten.

Unter diesen steht in der ersten Linie der Freyherr Joseph von Hormayr, durch Talente, wissenschaftliche Bildung, vor allem aber durch einen von den ersten Jugendjahren an rastlos verfolgten Lebensplan. Die Flamme unauslöschlicher Vaterlandsliebe im Busen, stets genährt durch den Anblick der großen Denkmäler der Vorzeit, in der Natur, wie in den Urkunden-Hallen, fachte seinen Forschungsgeist an, »das Land im Gebirge,« »das Haus der Freyheit, das Gott selbst gegründet,« »das Herz und den Schild Oesterreichs,« wie der altritterliche Maximilian und Ferdinand I. es genannt, bis auf unsere Zeit eine wahre terra incognita, — auf seine im Gebiete der Geschichte und des Staatsrechts ihm gebührende Stelle einzuführen. Dieser Plan stand bereits vor seiner Seele, als der

Geschichtschreiber der schweizerischen Eidgenossenschaft ihm die nachbarliche Hand bot, und dadurch das Ideal, nach dem er zu streben hatte, heller sich entfaltete. Auf einem noch mühsamern Wege, als jener, fast ohne alle Vorarbeiten, erst im Kleinen, durch mühsames Sammeln, zum kritischen Forscher, und von diesem endlich zum Geschichtschreiber aufzusteigen, das war das Ziel, welches er vor sich hatte.

Nach verschiedenen Versuchen entstanden die »kritisch-diplomatischen Beyträge zur Geschichte Tyrols im Mittelalter,« ein Werk von gediegener Forschung, gewidmet dem Erzherzog Johann, »dessen hoher Geist mit den Vorzügen, dessen angestammt edles Herz mit dem Biedersinne Tyrols vertraut ist.« Es war die eigentliche Vorarbeit für die wirkliche Geschichte Tyrols, deren erster Theil mit dem verhängnißvollen Jahre 1806 erschien.

Einsender dieses braucht nicht erst in Erinnerung zu bringen, wie vielseitig und mit welchem Nachdruck der Freyherr von Hormayr seit dieser Zeit gewirkt, um durch Vaterlandskunde, Vaterlandsliebe zu wecken und zu erhöhen; die Zeitschriften, die Jahrbücher, das historisch-statistische Archiv für Süddeutschland, das Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst, und der österreichische Plutarch sind lauter Denkmale, die für sich selbst zeugen.

Bis dahin war es mit der österreichischen Geschichte, wie mit der des deutschen Reichs und mehrerer deutschen Staaten. Gründliche Sammlungen haben die Namen Pez, Herrgott, und anderer verewigt; aber es fehlte an planmäßiger Fortsetzung, an zeitgemäßer Ausführung zu einem, dem jetzigen Stande der historischen Wissenschaften und dem allgemeinen vaterländischen Bedürfnisse entsprechenden Werk. Schwerlich würde ein Ausländer, Coxe, sich berufen gefühlt haben, Fuggers Ehrenspiegel zu erneuern und fortzusetzen (ein in Rücksicht der neuern Quellen nicht unverdienstliches Werk), wenn der Verfasser des österreichischen Plutarchs früher aufgetreten wäre. Ohne die Verdienste der übrigen Geschichtforscher, welche die unter Oesterreichs Scepter vereinigten Nationen in der neuern Zeit aufgestellt, zu mißkennen, dürfen wir mit Recht sagen, daß besonders für den deutschen Theil des Kaiserstaates durch den Freyherrn von Hormayr nicht nur die historische Kritik in einem großen Umfange geweckt, sondern auch ihre Resultate durch seine geistvollen Bemerkungen in das öffentliche Leben selbst eingeführt worden seyen.

Der vorübergegangenen Unterbrechung dieser gemeinnützigen Wirksamkeit (deren Ursachen dem Einsender ohnehin zu wenig bekannt sind) gedenken wir hier nur in so fern, als die erfreuliche

Erscheinung, welcher diese Anzeige gewidmet ist, uns darauf führt. Die Ankündigung der sämmtlichen Werke des kaiserlichen Historiographen Freyherrn von Hormayr durch die Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart konnte nicht anders als eine frohe Theilnahme bey allen Freunden der historischen Literatur erwecken. Ihr Plan (so weit er dem Rec. bekannt ist; er hätte gewünscht, ihn in einer Vorrede zum ersten Bande vorgelegt zu sehen) ist: Hormayr's kritische Vorarbeiten in ihrem ganzen Umfange zu vollenden, nicht nur für Tyrol, im ganzen Mittelalter, sondern auch für die Lande ob- und unter der Enns, mit hauptsächlicher Rücksicht auf die bekannte Preisfrage des Erzherzogs Johann, sodann für das gesammte Innerösterreich; zugleich sollen desselben staatsrechtliche und kleinere historische Schriften, wovon mehrere noch ganz neu und unbekannt sind, die übrigen aber umgearbeitet und vermehrt in diese Sammlung aufgenommen werden.

Auf Untersuchungen von dieser Gediegenheit ist es Pflicht um so mehr aufmerksam zu machen, je mehr die thatenschwere Zeit die Blicke der Menge auf die Gegenwart heftet, und je seltsamer insbesondere die Ansichten von dem berüchtigten Mittelalter bey einem großen Theil sich gestaltet haben. Von den zwey ersten Bänden der angekündigten sämmtlichen Werke des Freyherrn von Hormayr freut sich Rec. bereits eine nähere Anzeige vorlegen zu können. Sie begreifen die Geographie und die großen Geschlechter im tyrolischen Hochgebirg und den angränzenden Ländern während des ganzen Mittelalters. Die Grundlage bleiben die bereits genannten kritisch-diplomatischen Beyträge, welche schon wegen ihrer ersten, zerstückelten Erscheinung (der erste Band in zwey Abtheilungen wurde im Jahre 1803 bey Gaßler in Wien gedruckt, ein Theil des folgenden in die Tyroler Almanache von 1803 bis 1805, und in den Sammler für Geschichte und Statistik von Tyrol, fünfter Band, aufgenommen, das übrige blieb unvollendet) eine eigene Zusammenstellung verdienten. Allein die vorliegenden Untersuchungen, obgleich in der Hauptsache nach demselben Plan, sind eine ganz neue und umfassendere Arbeit, welche theils die früheren Resultate näher zu bestätigen, theils weiter zu führen bestimmt ist, auch in Beziehung auf zeitherige verwandte Untersuchungen von andern, aus einer beträchtlichen Zahl neu mitgetheilter Urkunden, welche an sich schon ein unschätzbarer Gewinn sind. Mit Vergnügen findet man, wie manches nun, das dort nur angedeutet werden konnte, in einem helleren Lichte sich darstellt. So anziehend aber eine solche Vergleichung seyn würde, so muß doch Rec. sich darauf beschränken, hier nur die Hauptresultate auszuzeichnen.

Nicht blos sogenannte, sondern wahrhaft natürliche Gränzbestimmungen sehen wir in der alten Gauverfassung, und es kommt hauptsächlich darauf an, zu diesen, für die nachherige Landeseintheilung und Verwaltung so wichtigen, selten ungestraft überschrittenen Grundlinien die rechten Bestimmungen aus den ältesten Denkmälern heraus zu finden; denn diese natürliche Eintheilung wurde, wie der Verfasser sehr richtig bemerkt, eben so bald eine politische (Rec. findet das Zusammenfallen beyder schon in den ersten Niederlässungen nach Stämmen und Geschlechtern, welche die eigentlichen Naturscheiden bilden, und wovon man namentlich in Tyrol noch manche spätere Modifikationen, besonders in den Sprachscheiden (der deutschen und romanischen Zunge), so wie in den verschiedenen (alemannischen, bayerischen, longobardischen) Rechten entdeckt.

Jene ersten Grundzüge aber haben bedeutende Störungen erlitten, hauptsächlich durch zwey Stücke: Erblichkeit der Gau-Grafschaften (Erhebung der Ministerialität über das freye Alod) und Exemtion der geistlichen Stiftungslande. Wenn aber die Politik der Kaiser die Herzoge beschränkte oder aufhören ließ, bis Angriffe von außen ihre Herstellung nöthig machten; wenn die Grafen, ursprünglich den Fürsten an Ansehen gleich, in ihrer Würde herabsanken; so haben dagegen die Erbherren, theils in Konsolidirung ihrer Herrschaften vom Glück begünstigt, während andere untergingen, theils aber und hauptsächlich in der Erwerbung der geistlichen Schirmvogteyen, den Weg zur Wiedervereinigung bedeutender Landesherrschaften, unter verschiedenen Titeln, gefunden. Dieß ist mit wenigen Worten die Geschichte der meisten, am Schlusse des Mittelalters entstandenen Territorialstaaten, vorzüglich aber des durch alle jene Veränderungen hindurch gegangenen Hauses Tyrol.

So hat der Verfasser in den zwey ersten §§ die allgemeine Einleitung bereits mit den nächsten und besondersten Beziehungen zu den folgenden Untersuchungen gegeben.

Welche Veränderungen sind im Ganzen vorgegangen, unter den Wanderungen der Völkerstämme vom Sturz des abendländischen Kaiserthums an, in diesen von der Natur zum Gränzlande bestimmten Gebirgen? Wie verhalten sich die ersten ostgothischen Gränzherzoge zu den römischen Duces limitum, und zu den nachherigen deutschen Herzogen mit ihren untergeordneten Grafen? Wie wurde es unter dem Vordringen der Franken, während der Schatten der byzantinischen Oberherrschaft verschwand? der Reisebericht des frommen Pilgers Venantius Fortunatus, gibt er nicht wichtige Aufschlüsse über die damaligen Gränzen? — Diese Fragen sind bis S. 90 so erschö-

pfend durchgeführt, daß einseitige Hypothesen, wie die von Pallhausen aufgestellten, sich nicht mehr behaupten können.

Unter der longobardischen Herrschaft zieht das Herzogthum Trident die meiste Aufmerksamkeit auf sich, besonders aber seine nördliche Gränze. Beda Appel wird ebenfalls widerlegt S. 97 (vergl. die krit. dipl. Beyträge S. 25). Nur in den verborgenen Klippen und Bergschlünden ist nähere Gränzbestimmung unmöglich. Wie lange blieben die bekannten metae longob. et teutonicae die Scheidewand zwischen den Longobarden und Bayern und Franken? — Nach Herzog Alachis Fehde mit dem bayerischen Gränzgrafen zu Botzen gehen die Herzoge von Trident ebenfalls in Gränzgrafen über. Wie war es nach dem letzten Kriege zwischen den Longobarden und Bayern, und nach dem Sturz der Longobardenherrschaft durch Karl den Großen, »qui marcas et fines Baj. disposuit?« namentlich gegen das Herzogthum Chur, welches Alemannien beygezählt wurde, und was hatten die karolingischen Theilungen hier zur Folge? S. 114 bis 125.

Nachdem Otto der Große Deutschland und Italien wieder vereinigt, wodurch die Zerstreuung und Trennung der Herrschaften ohne nachtheilige Folgen blieb, wird die Frage von der Markgrafschaft Trident und von der Veroneser Mark ein Hauptgegenstand, S. 141 ff. — In diesen Schluchten und Engpässen, welche den Kaisern zur Heerfahrt nach Italien gegen die römischen Bischöfe und aufrührerischen Lombarden nöthig waren, erforderte es ihre Staatsklugheit, nicht in die Hand eines Einzigen zu viele Gewalt kommen zu lassen; unter vielen uneinigen Landherren konnten sie immer einiger derselben gewiß seyn.

Nach dieser Uebersicht, hauptsächlich der äußern Gränzbestimmungen, geht nun der Verfasser erst auf die nähere Untersuchung der innern Landesverhältnisse und Abgränzungen; von den Marken von Deutsch- und Wälsch-Tyrol auf die einzelne Gauen und Untergauen. Die sicherste Bestimmung ist die Aufzählung der Ortsnamen aus Urkunden, wobey jedoch, nach des Rec. Ansicht, die verschiedenen Perioden, in welche diese Urkunden gehören, in Absicht auf den etwa vorkommenden Gränzenwechsel, genau zu bemerken sind. Die Untersuchungen gehen in der Richtung von dem nördlichen oder deutschen Tyrol, von dessen staatsrechtlichem Verhältniß des agilolfingischen Bayerns zu dem Frankenreich, und dessen Auflösung nach Thassilo's Sturz in lauter Komitate, wobey Gemeiners treffliche Untersuchungen bestätigt werden, zu den südöstlichen Gauen und slavischen Angränzungen, welche die gelehrten Benediktiner Ap-

pel und Zirngiebel lange nicht erschöpft haben; daher der Verfasser nun sowohl den Umfang des Pusterthales (ob vom slavischen pust = wüst, oder von den alten Pyrusten? S. 214) näher beleuchtet, als auch die kleinern darin begriffenen Gaue. Lurn, den Stammsitz des Hauses Görz, der nachmaligen Beherrscher von Tyrol und Kärnten; den Subpagus der Grafen von Lechsgemund und Windischmatrey, S. 227, und Innichen, als Freysingisches Gut, Abtey, Canonie, aus den Trümmern des alten norischen Agunt, wie Lurn aus Tiburnia — bis S. 237. An den Gränzen des Pusterthales aber verdient vorzügliche Aufmerksamkeit das alte Orithal, das dem ganzen Noricum und seinem Volk vormals den Namen gegeben; ohne Zweifel auch der Ursitz des alten Welfen-Stammes, der bis zu den Zeiten König Etzels hinaufreicht. Urkundlich kommt die Grafschaft Botzen schon im siebenten Jahrhundert vor. Die Art, wie das mächtige Haus hier allmählich verdrungen wird, ist auch im zweyten Bande Hauptuntersuchung; der Verfasser beweist, daß die Ursache nicht in Kaiser Konrads II. vielbesprochener Schenkung der Grafschaft Botzen an Trident zu suchen sey, welche, wie er zeigt, nie in Wirklichkeit überging. Im Norithal besaß aber auch das Haus Andechs-Meran einen Komitat am linken Eisakufer, dessen Orte aus Urkunden von Seeben, Augsburg, Freising, Regensburg zusammengestellt worden; die Stemmatographie wird im dritten Bande folgen. Der dritte nordwestliche Gau des Norithales ist die Wiege der Grafen vor Mareith, Morith.

Hingegen das Oberinnthal, ein Theil der über dreyßig deutsche Meilen sich ausdehnenden schönsten und fruchtbarsten Thalfläche Tyrols, früher Poapingau genannt, über dessen Ableitung von einem Grafen Poapo der Verfasser mit Pallhausen übereinzustimmen geneigt ist, war höchst wahrscheinlich wieder welfisch, was unter andern daraus hervorgeht, daß der Nachkomme, Graf Ulrich von Ulten, bedeutende Allodien daselbst dem Hohenstaufischen Hause verkauft, S. 288.

Das Unterinnthal, ein Theil des großen Sundergau, mit dem Salzburggau, Cillerthal und Chiemgau, zu Südbayern gezählt, im Gegensatz gegen den Nordgau, nebst dem Gau Intervalles, Innthal, geben Beweise genug gegen Lang, wie wenig die alten Gauen mit der späteren Diöcesan-Eintheilung zusammenstimmen. Das Haus Andechs hat hier am frühesten allodialisirt, und gleich den Grafen von W. Matrey und Lechsgrund dem Allod den Titel einer Komitie beygelegt. Sie sind Gründer der Hauptstadt Tyrols (S. 305)

unfern der Ruinen Veldidena's, wie Botzen an jenem von Drusomagus; ihr Hauptsitz Ambraß.

Zuletzt folgt der älteste, wichtigste, der Vintschgau, der durch zwölf Jahrhunderte herab seinen Namen behalten, von dem alten Stamm der Vennonen, und die Hauptburg Tyrol in seinem Schooße trägt; seine Gaugrafen sind aus dem eben so alten churrhätischen Stamme, welcher in verschiedenen Zweigen nach Alemannien hinein sich ausgebreitet. Ihre Herkunft, die bis auf die spätere Zeit gebliebenen Sprachgränzen in diesem Gau, und die wechselnde Verbindung desselben mit den Nachbarlanden machen den Gegenstand einer tieferen, auch für die Angränzungen wichtigen, Untersuchung aus. Engadein ist bey Rhätien unzertrennlich; Vintschgau eine Zeit lang schwankend bey Bayern, bis zur Auflösung dieses Herzogthums in Komitate. Seit Otto's Wiedervereinigung Deutschlands und Italiens ist es mit Veltlin wieder unzertrennlich bey Rhätien. Auch dieser Komitat ist in der öfters berührten Schenkung Konrads II. an Trident neben der Grafschaft Botzen begriffen, und ob wohl diese nie in Wirklichkeit überging, so gibt sie doch den Schlüssel über den öfteren Konflikt der Vergrößerungsplane von Trident und Chur, von den Welfen und ihrer Gegenpartey, und über den Plan der Kaiser, in den Parteyungen dieser Lande das Uebergewicht zu behalten. Anders wurde es, als Rudolph von Habsburg das Reich wieder befestigte, und Graf Meinhard von Tyrol in diesen Gebirgslanden dasselbe im Kleinen that. Jener merkwürdige Spruch des Königs zu Gunsten Meinhards (S. 172), gegen welchen der Bischof Konrad von Chur protestirte (daß seine Grafschaft nie zu Bayern oder Schwaben gehört habe), scheint dem Recensenten nicht blos aus der Absicht geflossen zu seyn, das Land im Gebirg von aller Verbindung mit Italien loszureissen, sondern hauptsächlich aus der Vorliebe Rudolphs, die er damals noch für Schwaben hatte, wo er das Herzogthum für einen seiner Söhne erneuern wollte. Der Spruch geschah auf dem Reichstage zu Ulm, am 24. May 1282. Erst zu Ende des Jahres am 27. Dezember, geschah die Belehnung seiner Söhne mit Oesterreich, so wie die Belehnung Meinhards mit dem Herzogthum Kärnten.

Die Vintschgau-Grafen, welche 1140 zuerst von Tyrol sich genannt, gehörten immer zu den entschiedenen Gibellinen und hier ist schon der Hauptfaden für die Geschichte der großen Geschlechter in Tyrol, im zweyten Bande.

In einer von der Natur zum Gränzlande geschaffenen, vielfältig durchschnittenen Gebirgsgegend, wo geistliche und weltliche

Herrschaften, Allodien, Lehen, Vogteyen, einander mehrfach durchkreuzen, die Hauptgränzen selbst öfters verändert wurden, und wo die größern Ereignisse des schismatischen Reichs nicht selten die kleineren verschlingen, ist das Auffinden eines geschichtlichen Hauptfadens, an welchen alles übrige ungezwungen sich anreihe, wohl keine leichte Aufgabe. Der Verfasser findet die Lösung in der Entgegensetzung der Häuser Eppan und Tyrol. Beyde lassen sich mit ihren Stiftern und Gründern hinaufführen bis zu den ersten Dämmerungen dieser Geschichte. Das erste mit großer Wahrscheinlichkeit bis zu jenem Etich o und Wulf, welche mit ihren kriegerischen Schaaren den Sturz des Augustulus vorbereitet, (Odoacer ist Etichos Sohn); das andere bis zu den praesides Rhaetiae, welche der ostgothische Theodorich nach dem System der Römer dort angeordnet. Doch ist es hier nicht blos zu thun um genealogischen Zusammenhang allein, ob es die echten Welfennachkommen seyen, von einem Urstamm, welcher sich in diesen uralten Besitzungen mehrmals erneuert: ob jener zweyte Eticho, der wirkliche Stifter der Eppanischen Linie, ein echter oder unechter Bruder des letzten Herzogs Welf gewesen, worüber der Verfasser eine zusammenhängende Reihe von Aufschlüssen mit möglichster Wahrscheinlichkeit beygebracht hat, sondern es frägt sich zugleich, ob in der Geschichte dieser Häuser, und ihrer Theilungen und Vererbungen, in der Begränzung und Durchkreuzung ihrer Gaue und Alloden, wirklich ein zusammenhängender geschichtlicher Plan liege, welcher auch der, an sich leeren Genealogie erst ihren eigentlichen Werth gebe?

So stehen nun durch viele Generationen herab feindselig einander entgegen Eppan und Tyrol, wie in Schwaben Hohenstaufen und Altdorf, wie im Großen die Gibellinen und Welfen. Am rechten Etschufer, nicht fern von Botzen, ob dem Dörfchen Möſſian, auf sonnigem, hoch emporragenden Hügel sind jetzt nur noch die weitläufigen Ruinen der hohen Eppan; von der Felsenspitze, von dem Vorwerk am hangenden Stein, sah der Burgherr seiner Ahnenfeinde unbezwungene Feste Tyrol von einem Kranze pflichtiger Schlösser umgeben, II. 44. ff. Als Kaiser Friedrich I. den deutschen Thron bestieg, hatte die Feindschaft zwischen diesen Häusern den höchsten Grad erreicht. Im Jahre 1153 brach die Fehde durch das ganze Etschthal und Vintschgau in Blut und Flammen aus, die Grafen zu Tyrol, Bertold und Adalbert, Vogt von Trident, auf der einen Seite, Friedrich, Heinrich und Adalbert, Grafen zu Eppan auf der andern. Da trat der heil. Hartmann mitten unter die erbitterten Streiter; von seinen Klausen unter Seeben brach der fromme Bischof auf, über das Rittengebirge

auf die hohe Eppan und nach Tyrol. Unterwegs that er ein Wunder, aber das größere, die erbitterten Gemüther zu besänftigen, gelang ihm wohl bey den ritterlichen Tyrolern, nicht so dem siegstrunkenen Uebermuth der Eppanen gegenüber. — Die Ueberpracht der letzern hatte längst alle Nachbarn empört. Der neue Bischof von Trident, Adalbert, nahm thätigen Antheil an der Fehde wider das Haus seines Schirmvogts. Wenn auch mit ungleichen Kräften, doch mit standhaftem Muthe widerstanden die Tyroler, das Glück floh auf einmal von den Eppanen und wandte sich ihren Gegnern zu. Eine Burg der trotzigen Friedensverächter nach der andern wurde gebrochen und ausgebrannt. Als die Friedensboten, zwey Kardinäle, mit reichen Schätzen der päpstlichen Kammer sich nach Deutschland begaben, wurden die Eppanen zu einer That gereizt, welche ihren eigenen Fall beschleunigte. Schon voraus hatte des Papstes Stolz und die vermeintliche Erniedrigung des deutschen Namens Alles wider jene aufgebracht. Sie vertrauten der Begleitung Bischof Adalberts von Trident. Aber dieser war den Eppanern doppelt verhaßt, als Anhänger des heil. Stuhls, dann als Freund ihres Feindes, des Grafen zu Tyrol, seines Vogtes. Auf dem Wege von Trident gegen Botzen wurde die päpstliche Botschaft von den Grafen Friedrich und Heinrich überfallen, ihrer köstlichen Habe beraubt und in die nahen Burgen der Grafen in Ketten und Bande gelegt. — Heinrich der Löwe vernahm diese Gewaltthat zu Verden, wo er auf den Kaiser wartete: von da an machte er sich auf, und züchtigte die Frevler also, daß der versäumte Friede mit Tyrol und diese gibellinische That an den Legaten der Wendepunkt all ihres Glücks und der Anfang ihres Falles geworden sind. Diese Welfen wurden von dem Haupt der Welfen selbst gedemüthigt, zwey Jahrzehende früher, als durch gleichen Uebermuth er selbst unterging.

Zwar erwarb das Haus Eppan durch Heirath die Herrschaften der Marggrafen von Romsberg in Schwaben, wovon sie auch den Titel annahmen; aber dieser neue, entlegene Besitz war kein Ersatz für die Verluste, die es zu verschiedenen Zeiten erlitt durch Verpfändung an Brixen, Verkauf an die Hohenstaufen, durch Vergabungen und Stiftungen. Durch den Vertrag zu Formigar 1181 wurden alle Kleinode Eppanischer Macht und Herrlichkeit dem Hochstift Trident lehenbar und unterwürfig gemacht. Söhne, Brüder und Vettern geizten jetzt nach Pfründen in den Domstiften, welche durch ihre Besitzungen reich geworden. Des mächtigen und angesehenen Hauses letzter Sprößling, Egno, ward, wie sein Geschlechtsverwandter, Egno von Ulten, schon in früher Jugend Dom-

herr zu Trident, und darauf Bischof zu Brixen, dann zu Trident. Mit großer Standhaftigkeit stand er für seine Partey, sechs und zwanzig Jahre hindurch, während der ganzen kaiserlosen und schrecklichen Zeit. Aber am meisten bedrohte ihn, der ihn hätte schirmen sollen, Graf Albrecht von Tyrol, sein Vogt, an welchen der größte Theil der Ministerialen des Hochstifts hing. Hundert Jahre nach des heil. Hartmanns Friedensstiftung geschah in der Kapelle eben dieses Heiligen die Sühnung zwischen Meran, Tyrol und Eppan, oder mit dem Bischof Egno, Graf Albrecht und Herzog Otto, wobey eine Hauptbedingung war, daß B. Egno den Grafen Albrecht und seinen Schwiegersohn Otto sammt belehnen solle mit all den Lehen, so sie ehevor vom Hochstift getheilt zu Lehen getragen. Im Jahre 1253 belehnte Egno den Grafen Albrecht, seine Gemahlin und Töchter, mit den sämmtlichen Lehen des verstorbenen Grafen Ulrich von Ulten. Das Jahr darauf beschloß Albrecht, als der letzte, seinen uralten Stamm und noch im nämlichen Jahre geschah die Theilung all seines Besitzthumes zwischen seinen Schwiegersöhnen Meinhard von Görz und Gebhard von Hirschberg. Alle diese Veränderungen erlebte Egno, der letze von Eppan; was das Tridenter Gotteshaus vom Eppanischen Eigen wieder innere Gährung und äußern Kampf nicht dennoch behauptete, das sah Egno jetzt in der Macht des Hauses von Tyrol, und er selbst mußte das Werkzeug (der Belehnung) seyn. —

So viel von den Grundzügen zur Geschichte der großen Geschlechter in Tyrol. Die aufgestellten Thatsachen sind alle diplomatisch genau und richtig; nur in Absicht der Pragmatie hat Recensent einige Fragen, bey deren Erörterung er aber wieder mit dem Verfasser zusammen zu treffen hofft. Die Beraubung der päpstlichen Legaten war nach dem Verfasser der eigentliche Wendepunkt des Eppanischen und Welfischen Glücks, eine erzgibellinische That. Kein Haus, kein Staat, sagt er, fällt ungestraft aus seiner Rolle. — Nun entsteht die Frage; da die »heitern« Gibellinen während dieser Zeit immer das Glück auf ihrer Seite haben, so sollte man erwarten, die »düstern« Welfen hätten durch diesen Uebertritt gleichen Erfolg mit ihnen getheilt? Aber sie sinken von diesem Augenblick an nicht sowohl, weil sie einmal gibellinisch gehandelt, oder sich an der Kirche vergriffen, sondern weil sie, nach wie vor Welfen blieben, und dazu — uneins in sich selbst. Der innere Zerfall des Hauses steht, auch nach dem Verfasser im untergeordneten Verhältniß zu den Folgen der fehlerhaften Befolgung ihres politischen Systems. Und worin bestand dieses? In der Opposition gegen absolute Kaiser-

gewalt (Universal-Herrschaft) der Salier und Hohenstaufen. Gegen diese verbanden sich die Welfen mit den italischen Kommunen, mit dem Papst.

Also alle Stände, Fürsten, Städte, die ganze Hierarchie gegen die Uebermacht jenes Hauses. So lange die Welfen ihre wahre Stellung erkennen, sehen wir sie groß und herrlich, ihre Länder und Fürstenthümer erstrecken sich vom adriatischen bis zum Nordmeer. Alsbald, da sie diese verlassen, folgt ihr Sturz. Mit ihrer ganzen, noch ungeschwächten Macht fallen die Hohenstaufen zuerst auf die Welfen; Heinrich dem Löwen bleibt von allen Fürstenthümern seines Hauses nichts als Braunschweig. Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni! Ein großes Thema zur Einleitung in die Geschichte jenes Hauses, würdig des Griffels eines De l'Olme.

Recensent hat noch weniges von der Darstellung und Tendenz der vorliegenden Untersuchungen zu sagen. Da sie in der That nur für Forscher und Denker bestimmt sind, so ist der Vortrag nicht durchaus so gerundet, bündig und fließend, wie er sonst, aus den andern Schriften des Verfassers, bekannt ist; es kam hier nicht sowohl darauf an, ob die Perioden kurz und gefällig, sondern ob das, was bewiesen werden sollte, wirklich bewiesen sey? Viele verwöhnte Augen wollen keine Noten und gelehrte Citate mehr unter dem Text sehen. Hier ist gewissermaßen das andere Extrem. Noten und Citate, ja ganze Urkundenauszüge sind in den Text selbst aufgenommen und darein verflochten. Dieß möchte manchem Leser etwas unbequem seyn. Während aber der aufmerksamere auf diesen Wegen sich hindurchwindet, wurden wir bey der Wanderung durch das Gebirgsland selbst nicht selten auf das angenehmste überrascht, wenn der Verfasser durch dunkle Schluchten unversehens auf sonnige Höhen führt, wenn er mit kräftigen Zügen (wie wir oben schon Beyspiele gegeben) hier ein Panorama ausbreitet, dort die Felsenpfade mit Blumen aus Schiller, Uhland u. a. m. bestreut, Bergschlösser über gähnenden Klüften, schauerliche Ruinen neben wohlerhaltenen Stammsitzen und blühenden Städten vor unsere Augen bringt, oder wenn seine lebhafte Einbildungskraft mitten in den Zeiten der Ostgothen oder Longobarden an die Kampstage gegen Napoleons Uebermacht — in eben diesen Engpässen — erinnert. Selbst in dem wilden, rauhen Fehde-Leben und in den sie beschreibenden barbarischen Urkunden fehlt es nicht an lieblichen Bildern und rührenden Zügen. Jener Ulrich von Trasp, (die Etymologie dieses Stammsitzes hat er selbst cavalièrement gegeben, als er seinen Herden durch den Inn nachsetzend und das Roß auf einen sonnigen Hügel spornend, ausrief: Tra spe!

hier Hoffnung, oder drüben Hoffnung), nachdem er einen andern Raubritter, wahrscheinlich seinen Bruder, der ihn immer mit Hohn verfolgte, endlich durch List überfallen, erschlagen, und seine Burg zerstört hatte, — holt er die irdischen Ueberreste seiner im heiligen Lande gestorbenen Gemahlin zurück, und bestattet sie in dem von ihm gestifteten Kloster Mariaberg; aber die treue Magd, welche sie auf die Wallfahrt begleitet, und die Botschaft von ihrem Ableben nebst allen ihren Kleinodien zurückgebracht hatte, wollte am Sarge ihrer geliebten Gebieterin in geweihter Zelle eingeschlossen bleiben, bis zu ihrem letzten Stündlein, wozu Herr Ulrich eine neue reichliche Stiftung gab. II. 85 ff.

Nach der Geographie und Genealogie erwartet Rec. noch manche wichtige Beyträge für die innere Verfassung dieser Gebirgslande, und ihre Ausbildung in der genannten Periode, worauf der Verfasser bereits an verschiedenen Stellen hingewiesen. Auch das namhafte Urkundenbuch enthält hierzu manche neue Aktenstücke, welche eine nähere Ausführung verdienen. Der Inhalt einer, schon von Bonelli und Montebello herausgegebenen Trienter Urkunde von 1166 ist I. 144 vorgelegt. Es kamen im Kloster der Mönche vom Wald die Männer der deutschen Berggemeinden von Arzenach, Rieselach &c. zu Tagen, zur »Volk zu riche,« und beschlossen, da die Kirche von Trient und der Graf zu Tyrol, ihr Vogt, nimmer vermöchten, sie zu schützen von den Bedrückungen des räuberischen Adels, unter Vicenza bessern Schutz zu suchen, doch daß sie nie gezwungen würden, die Waffen zu kehren wider den Kaiser, ihren obersten Schirmherrn, und wider das Gotteshaus von Trient. Der Podesta von Vicenza soll herbeyeilen mit genugsamer Macht, bevor ihr Tyrann, Gondebald, der eben in das Bayerland geritten sey, rachedürstig zurückkehre. Auch soll ihnen unbenommen seyn, fürderhin zu leben nach den alten Gesetzen, so ihre Väter seit vierhundert Jahren beobachtet, den longobardischen und salischen. Dagegen wollten sie ohne Trug die Steuer bezahlen, von jedem Herde, aber nicht von liegendem Gut, welches immerdar frey gewesen. — Auch wollten sie, wie sie von jeher gepflogen, ihren Richter selbst wählen, doch soll er schuldig seyn, dem Podesta zu Vicenza Folge zu leisten, nie aber soll jene Stadt diese Gemeinden verpfänden u. s. w. — Mit welchem Nachdruck K. Friedrich I. dem republikanischen Geiste der lombardischen Kommunen entgegen wirkt, zeigt unter andern sein Machtspruch von 1182, wodurch er Trient, den wichtigen Paß nach Wälschland, dem Städtebund zu entziehen, es ganz seinem Bischof zu unterwerfen, und in näheren Verband mit Deutsch-

land zu ziehen, die Absicht an den Tag gab, II. 80. f. — Wie frühe und in welchem Geiste Wohlthätigkeitsanstalten in den Gebirgslanden gegründet wurden, zeigt der Verfasser I. 291 Anmerkung, von dem Hospital zu St. Valentin, welches ein romanischer Bürger von Burgeis in der fürchterlichen Schneewelt der Malser Heide, an den Quellen der Etsch, wo wilde Stürme und Schneegestöber oft noch im Juny zu Haus sind, gestiftet, im Jahre 1141. — »Tyrols Bevölkerung, sagt der Verfasser gegen den Schluß des II. Bandes, S. 164, war in jenen Tagen weit zahlreicher, als heute. Italische Flüchtlinge und deutsche Abenteurer drangen in die verborgensten Winkel, deren Namen damals weit öfter genannt worden, als selbst in unsern schreibseligen Tagen. Wer diese Klippen baute, that viel mehr, als wer sie vertheidigte; hier mußte der Besitzer früher ein freyer Mann werden, als auf Alemanniens und Bayerns fruchtbaren Ebenen und sanften Hügeln. Der Geist und Handel der italischen Städte zeigte seine große Rückwirkung auch auf diese Berge. Der dritte und vierte Stand mußte sich hier am frühesten aus dem strengen Feudalwesen losarbeiten. Lange und beschwerliche Heeresfolge auf den Römerzügen und Kreuzfahrten hatten den Adel geschwächt und verschuldet.«

In welcher Tendenz der Verfasser fortfahren werde, die wichtigsten Theile seiner Arbeit vorzubereiten, daran möge seine eigene Aeußerung im historisch-statistischen Archiv für Süd-Deutschland I. 70 zeugen. »Das ist eben, sagt er dort, das Vortrefflichste in den alten Geschichten, daß sie Todte können auferstehen heißen, und den Unerfahrenen, der sich hinauswagt in Welt und Weltgeschäfte, mit der Erfahrung der Jahrhunderte panzern. — Das ist hingegen der Vorzug unserer Tage, daß ihre beyspiellosen Ereignisse uns gewaltsam über Vorurtheile hinwegreißen, die sich nur im stillen Frieden ruhiger Zeiten mit dem langsamen Stufengange der Versteinerung in unserm Innern festsetzen. Der brüderliche Verein der Geschichte der Vorzeit und der Bedürfnisse des Tages muß das edelste Resultat herbeyführen, daß das geschehe, was nach der untrüglichen Erfahrung der Zeiten das Heilsamste ist, — daß bey dem persönlichen Wechsel der Regenten oder obersten Staatsbeamten, der Neue jedesmal deutlich erkenne, was gut war an der alten Einrichtung, was mangelhaft? — daß er jenes beybehalte und bewahre, wie der Sohn das geliebteste Erbstück des Vaters, und alte Geschlechter die Beweise der Verdienste ihrer Vorfahren, — daß er in den Gebrechen die Gelegenheiten begierig ergreife, gleichen Dank zu verdienen von den Enkeln! — Dieses letztere ist das aus-

schliessende Werk der öffentlichen Verwaltung, das Erstere zu zeigen, ist die schönste Arbeit jedes vaterländischen Geschichtschreibers.«

Bedarf es, eben bey solchen gründlichen Untersuchungen über eine der dunkelsten Partieen des Mittelalters, noch etwas zu sagen über die Stimmen, welche gegenwärtig das Mittelalter theils selbst in übeln Ruf bringen, theils wegen solcher Erscheinungen verschreyen wollen? Verrathen nicht beyde Theile die tiefste Unkunde, diese aus Oberflächlichkeit, jene aus Erstarrung in hergebrachten Formen? Am spätesten ist jener Geist, nachdem er sich an den andern Wissenschaften versucht, endlich auch an und in die Geschichte gekommen. Doch werden sie gegen die Sonnenstralen mit ihren Laternchen nichts vermögen. Es braucht auch überall keine andere Widerlegung, als daß der gründliche Forscher in seinen Untersuchungen fortschreite. Die Geschichte läßt alle Parteyen vorübergehen und — richtet sie. Welcher Schule gehörst du an? Was ist dein Glaubensbekenntniß? das läßt sie andere fragen. Sie fragt: Was ist Wahrheit und Recht?

J. C. Pfister.

Art. II. Akademische Rede über die Verwerflichkeit des theologischen Rationalismus und von der einzig wahren, göttlich-bestimmten Glaubensregel. Gehalten in lateinischer Sprache, bey Eröffnung der akademischen Vorlesungen, von Greg. Thomas Ziegler, der Gottesgelahrtheit Doktor, und ordentlichem Professor der Dogmatik zu Wien. In die deutsche Sprache übersetzt und mit Anmerkungen versehen, von C. K. — Freyburg bey Wangler 1820.

Die Gründe, die den Uebersetzer zur Uebertragung dieser akademischen Rede bewegten, stimmten auch Recensenten zum Theil, Original und Uebersetzung in diesen Blättern bekannt zu machen. Diese Gründe, wie sie die Vorrede anführt, sind: Der schon von Gellert beklagte Verfall der lateinischen Sprache, der den Ansprüchen und Wünschen, eines jeden gelungenen schriftstellerischen Produktes, grösseres Gemeingut zu werden, feindlich in den Weg tritt, sodann das helle aber sanfte Bestreben, die verirrte Gegenwart auf den Anfang der Abwege zurückzuführen — durch gelungene Zusammenstellung der Beweise von der Unzulänglichkeit des Grundes: in der heiligen Schrift das einzige Glaubensprincip zu finden, und der dadurch entstandene sichtbare Verfall alles Glaubens an geoffenbarte Religion, und der Beweise von dem Beystande Gottes für seine von ihm gestiftete Kirche, als die Säule und Grundfeste der Wahrheit, welchen er ihr nie, selbst in den Tagen der Prüfung und Strafe, entzogen hat. Ob

nun die Gründe, die den Uebersetzer zu seiner Arbeit vermochten, bey allen Lesern dieselben bleiben, oder sich gar mit triftigern paaren werden, ihm dankbar beyzustimmen; das soll ein kurzer Auszug der Gedankenreihe nach den Haupttheilen der Rede entscheiden, der hier folget.

Eingang. 1. Hauptbestreben der Gegenwart ist die Vereinigung der christlichen Religionsparteyen, weil der Rationalismus dem Glauben mit dem Umsturze droht. 2. Um nun aber theils dieses Uebel zu begreifen, theils ihm kräftiger zu begegnen, muß man auf den Ursprung und Grundprincip der evangelischen Glaubenslehre zurück gehen. 3. Zu diesem Zwecke wird nun die ältere und neuere Glaubensansicht durchgegangen und aufgestellt. — Erster Theil. 1. Daraus ergibt sich nun, daß die ursprüngliche protestantische Religion, von der neuern, der Gattung nach verschieden ist. Denn jene unterwirft sich den Aussprüchen der Gottheit, auch ohne sie zu begreifen. Diese aber stellt ihre eigene Einsicht, wo nicht für den Urheber, doch für den höchsten Richter des Glaubens auf. 2. Aber auch die Neologen haben ihre Gründe für diese Abweichung von alter Glaubensnorm, indem sie darthun: bey aller Verschiedenheit des Lehrbegriffes, das ursprüngliche Princip, die heilige Schrift nämlich, doch nicht verworfen zu haben. — Zweyter Theil. Daß aber die Bibel das Fundament der von Gott gestifteten Kirche nicht seyn könne, davon handelt der zweyte Theil. Die wichtigsten der angeführten Gründe sind: 1. Daß diese Schriften, als solche, den Beweis in sich nicht haben, daß sie göttlichen Ursprungs sind, und daß für dieses Beweisthum die ältesten Väter der Kirche sich stets auf die Uebergabe, als auf ein Zeugniß der untrüglichen Kirche beriefen. 2. Daß kein Buch in der Welt durch die Klarheit seiner Abfassung, der Verschiedenartigkeit seiner Deutung bey der Verschiedenheit der Sinnesart der Leser, vorbeugen könne, am wenigsten die Bibel, die von überirdischen Angelegenheiten in einer längst erstorbenen Sprache handelt. 3. Ein Mittel gegen diese Vieldeutigkeit sollten seyn und waren eine Zeitlang die symbolischen Bücher, die aber die neuere Zeit umwarf, als ein, den heiligen Schriften angehängtes Menschenwerk, als verkappten Katholicismus. 4. Wäre die Bibel das einzige Princip, so wäre die Kirche ohne ein Fundament gegründet, und über ein Jahrhundert erhalten worden, denn die Schriften des neuen Bundes entstanden spät — nach und nach — und höchst zufällig. 5) Der Redner kommt jetzt noch einmal auf den ungeheuern Abstand zwischen der alten und neuen evangelischen Lehre zurück, wie auf den früher schon im Vorbeygehen nur berührten zureichenden Grund, nämlich: die auf den veränderlichen Geist des Men-

schen gegründete Auslegung der Schrift. Dieser eine Grund erzeugt zwar wesentlich verschiedene Glaubensbegriffe, aber eine jede noch so abweichende Meinung behauptet sich mit gleichem Rechte, wenn sie auf jenen Einen Grund zurückgeführt wird. Daher sind gerecht die lauten Klagen der Neologen, über die ungerechten Vorwürfe der Zeitgenossen: daß sie nach dem Beyspiele der Reformatoren (nach menschlicher Einsicht die Schrift zu erklären), die alte Theologie abermal erneuern. — Schluß. Aber auch gerecht ist die Freude der katholischen Kirche: daß sie, wiewohl auch nur ein Glaubensprincip, wie die evangelische, doch nur einen in allen Jahrhunderten gleichgestellten Glauben habe. Denn wo Einheit, da ist göttliche Bürgschaft, Ungöttlich aber ist Uneinigkeit — der Same alles Verderbens, wie Merkzeichen frühern Abfalls.

Dieß ist der Inhalt einer Rede, die in Bezug auf den so wichtigen Gegenstand und den Reichthum der Gelehrsamkeit, auf Ton und Haltung nicht leicht etwas zu wünschen übrig läßt, es wäre denn, was Haltung betrifft, dieß allein: daß das Ende der Rede nicht so recht in den Anfang zurückkehrt. Recensent will sich deutlicher erklären.

Der Redner versprach zu dem Zwecke, auf den Ursprung und Princip der evangelischen Lehre zurück zu gehen, um das Uebel der Gegenwart zu begreifen, und dann um ihm begegnen zu können. Von der Heilung des Uebels kömmt der Verfasser nicht zu sprechen. (Der Redner hatte wahrscheinlich die Absicht nicht, hier die Heilung des Uebels vorzunehmen. Es genügt ihm einsweilen nur auf das Princip des christlichen Glaubens hinzudeuten. Und dieß hat er in seinen Prolegomenen zur Dogm. §§. 51, 62 — 70 bis zur höchsten Gewißheit nachgewiesen.) Auch hätte dieß Unterlassen so viel nicht zu bedeuten, da das einzige Heilmittel mit Händen im Schlusse zu greifen ist, es heißt mit andern Worten: Rückkehr zum Fundamente des katholischen Glaubens. Aber gegen die Begreiflichkeit des Uebels auf die dargestellte Weise dürfte sich manches einwenden lassen. So lange ein und derselbe Grund, wesentlich verschiedene, der Gattung nach verschiedene Wirkungen und Erscheinungen liefert, ist und bleibt jener Eine Grund selbst das Haupthinderniß der Begreiflichkeit. Denn entweder sind die Erscheinungen nur scheinbar von der angegebenen Verschiedenheit, oder die Quelle von ihnen ist von scheinbarer Einheit. Das letztere Uebersehen aber ist desto leichter und vorzüglicher, wenn das, der Form nach Eine Princip, dem Inhalte nach aber heterogene Elemente in sich faßte, deren wechselseitige Vorherrschung jene heterogenen Erscheinungen zur Welt brächte. Ob dieß der Fall mit einem oder dem-

andern Glaubensprincipe, oder wohl gar mit jedem Glaubensprincipe in gewisser Beziehung der Fall sey, soll der Verlauf dieser kleinen Arbeit zeigen. Bemerken muß Rec. nur noch, und zwar zum Ruhme des Verfassers: daß viele lebenskräftige Keime in seiner Rede verborgen liegen, die, hätte er sie selber ins klare Bewußtseyn greifen lassen, was bey einem gemischten Auditorium nicht immer rathsam ist, dem Rec. die folgenden Erörterungen zu seiner größern Freude erspart haben würden, die nun aber desto weniger unterbleiben können, da das Ausland uns mit gutem Beyspiel vorangegangen ist.

Endlich bleibt Recensenten nichts anders mehr übrig, als Lob und Rüge für den Uebersetzer in Bezug auf die reichlichen Noten, womit er seine Arbeit ausgestattet hat. Jenes verdient er, in wie fern diese Noten eine seltene Belesenheit auf dem Gebiete älterer und neuerer Kirchengeschichte verrathen. Zum Beweise dient vorzüglich die Note S. 24 zur Bemerkung des Redners: daß nur eine unglaubliche Ehrerbietung gegen die heilige Schrift, die Väter der Kirche zur Zeit der Reformation zurückgehalten habe, die Gegner zu fragen: Warum sie die Evangelien des Lukas und Markus nur, nicht aber die Werke eines Hermas, Clemens rom. Ignatius und Polycarps unter die göttlichen Schriften rechneten? — Die Anmerkung zeigt nun, daß jene wichtige Frage nicht unterblieben sey. Die Rüge aber trifft seine Würdigung des Grundgedankens der ganzen Rede, die eben keinen Tiefblick eines spekulativen Geistes verräth. Niedergelegt ist jene Würdigung in der Note zur S. 51. Der Uebersetzer behauptet nämlich gegen den Verfasser: daß das Grundprincip der evangelischen Lehre nicht blos in der Anwendung, sondern auch in seinem Wesen selbst keineswegs unverletzt erhalten worden sey. Den Beweis für die erste Behauptung findet er darin, weil die Bibel von Neologen gar nicht nach ihrem ganzen Inhalte, sondern nur nach einigen Sätzen, in wie fern diese der Sinnlichkeit zusagen, angenommen werde. Den Beweis für die zweyte Behauptung findet er in den Verdrehungen und Verkürzungen der Schriftsteller, wodurch die Grundlehren des Christenthums entweder gar nicht, oder doch in veränderter Gestalt erscheinen. Rec. bemerkt hierüber, daß beydes, sowohl Uebergehung als Verdrehung gewisser Schriftstellen doch immer zur Behandlung der Bibel, als Glaubensprincip gehören, indem die Rechtfertigung jener mangelhaften Annahme nothwendig den zweyten Fehler erzeugen müsse. Behandlung aber, sey sie was immer für eine, setzt die Bibel als ihr Substrat vielmehr voraus, statt die Bibel als Princip aufzuheben.

Die Wurzel aber dieser irrigen Behauptung ist der unrichtige Begriff von der Natur dessen, was man bald Glaubensquelle, bald Glaubensprincip zu nennen beliebt. In subjectiver Bedeutung ist dieses stets dynamischer Natur, weil Glauben, als ein Wahr-halten, immer ein Nehmen, und dieses ein Geben, folglich Geber und Gegebenes voraussetzt. Folglich ist alles Glauben bedingt von der Natur des Nehmenden und Gebenden. Abgesehen aber vom Subjekte, und nur den Geber allein ins Auge gefaßt, ist Princip und Quelle freylich nur Gott allein, und was ihn allenfalls als Gegebenes in was immer für einer Gestalt vertritt. Jenes Gebende als das eine Element des Glaubens war auch noch in jeder Religion — Gott selbst in letzter Instanz; so wie das Nehmende der menschliche Geist mittelst seinem Sinne für Gott und Göttliches, Vernunft genannt, die wieder als ein rein passives Vermögen unter dem aktiven der Willensfreyheit steht.

Auch hat der Protestantismus das Gegebene, die Bibel, von dem Gebenden, von Gott in Christus, nie faktisch trennen können, nie wollen; so wenig als der Katholicismus diese Trennung, sowohl in der Bibel, dieser starren Lehrübergabe, als in der Tradition, dieser flüssigen Fortpflanzung der Lehre, vernehmen konnte. Und nur in dieser Untrennbarkeit liegt nach Recensentens Meinung der allein zureichende Grund: warum katholische Theologen den Gegnern die oben erwähnte Frage über Bürgschaft der Bibel als Glaubensprincip nicht stellen konnten noch wollten, so lang die Bibel als Wort Gottes, als Buch der Bücher galt, wie sie auch selbst bereits in sich jene Trennung vorgenommen haben müßten, um sie bey ihren Gegner voraussetzen zu können.

Den Uebersetzer könnten viele Stellen des Originals zurechtweisen. So heißt es S. 19, »daß der wahre protestantische Glaube stets Gott als seinen Urheber anerkenne; und sich willig dem göttlichen Ansehen unterwerfe.« — Es ist also ganz unrichtig, wenn die Bibel, von welcher Partey immer, als alleiniges Glaubensprincip deklarirt wird. Sie galt immer, bald im klärern bald dunklern Bewußtseyn ihrer Verehrer, als ein göttlich Gegebenes im versteinerten Zustande, der immer einen flüssigen im Göttlichen voraussetzte, und das Hauptverbrechen ihrer Verehrer lag ganz wo anders, wie wir gleich sehen werden. Denn eben jene Trennung, die sich nur sehr wenige katholische Theologen in Betreff der Bibel; dieselbe ließen sich alle akatholische in Bezug auf das zweyte höhere sogenannte Glaubensprincip ihrer Gegner, auf die Tradition nämlich, zu Schulden kommen, indem sie diese von ihrem Lebenselemente, von Gott trennten, und sie unter den verlegenen Waarenartikel

der Sagen und Mythen versetzten. Der Fehler war desto größer, da sie doch schon der Bibel, diesem krystallisirten Worte Gottes, ein flüssiges Wort, wie diesem einen Geist Gottes, schwebend über dem Gewässer der Rede einräumten, denn vom Himmel war die Bibel doch nicht gefallen; ja noch mehr, es lag in der Schrift selbst, von jenem Geiste die Rede eingeschlossen, wie der Thautropfe in einem Petrefakt. So viel ist also bisher klar, daß das Starre ein Flüssiges, dieses ein Göttliches voraussetze. Daß alle drey in einem vollständigen Organismus vorhanden seyn; daß also sowohl Schrift als Tradition als ein Gegebenes von Gott, dort im festen, hier im flüssigen Zustande, von Gott nie getrennt werden dürfe, nicht könne, aber auch unter einander nicht getrennt werden könne, ohne Zerstörung des Organismus im religiösen Leben.

Im Fall aber eine Trennung der Elemente im religiösen Organismus vorgenommen wird; so ist das Unheil auf der Seite, wo die Schrift, als ausschließendes Glaubenselement gilt, von folgender Beschaffenheit.

Da die Schrift, als Niederschlag im Flüssigen, todter Natur ist, weil im abgelösten Zustande von dem Belebten und Belebenden, vom Geiste und von Gott; so kann sie nur Leben erhalten von einem Lebendigen, es sey dieß nun das Belebte oder Belebende, Mensch oder Gott. Bey denen aber, welche die Schrift von der Tradition abgerissen, kann dieses Lebendige nur der menschliche Geist seyn, und in ihm die Vernunft, der Sinn für Gott und Göttliches. Durch diese Anweisung aber erleidet das Verhältniß zwischen dem Nehmenden und Gegebenen und dem Geber eine gewaltsame, und widernatürliche Stellung. Das passive Vermögen muß ein aktives werden und so das Negative zum Positiven. Jene Forderung aber, die von Außen her an das Innere des Menschen ergeht, wird vom freyen Willen, als dem aktiven Vermögen, in dessen Gewalt alles gegeben ist, was von außen her gegeben wird, aufgefaßt, der sie nur festhalten oder verwerfen kann, beydes mit oder ohne Untersuchung. In einer Reflexion aber mit klärern oder dunklerm Bewußtseyn treten dem Menschen zwey Wahrheiten vor die Seele. Die Schrift ist Gottes Wort, aber todtes Wort. Dieses todte ist an den lebendigen Geist angewiesen. Nun folgt aber auch ein doppelter Schluß. Soll jene Anweisung an den Geist kein Verweis der göttlichen Weisheit seyn; so muß mein Geist göttlicher Natur d. h. das Wiederbelebende gleich seyn dem Belebenden ursprünglich — oder mein Geist muß Göttliches in sich aufnehmen, um Göttliches zu deuten, d. h. das Wiederbelebende muß gleich werden dem unsprünglich Belebenden.

Jenes Wort führt der Rationalismus, dieses der Supernaturalismus im Munde. Jener ist in seinem Ursprunge Ichvergötterey, und in seiner Vollendung Pantheismus. Dieser ist in seiner Wurzel Mysticismus und als Spiritus privatus so regellos als gefährlich. Abgewendet wird die Gefahr nur durch die Regel die ein göttlich authorisirtes Ganze dem Einzelwesen vorschreibt, und wenn dieses jener gehorsam ist. Wo dieses geschieht, da ist Katholicismus, und wo nicht, da ist mystischer Protestantismus, so wie auf Seite des Pantheismus rationaler Protestantismus. Aus dieser Darstellung erhellet zugleich: daß die Bibel nirgends und niemals faktisch als sogenanntes alleiniges Glaubensprincip ausgegeben wird, daß also jedes Princip im Glauben dynamischer Natur sey, weil es nur durch den Konflikt zweyer Elemente, des Geistes, der da nimmt, und des Gegebenen von Gott, sich konstruirt. Für diese Ansicht spricht auch, nebst den bereits oben angeführten Worten des Redners, eine von ihm S. 57 berührte Stelle aus dem Protestanten Wegscheider, der die Erklärung der heiligen Schrift nach menschlicher Einsicht, als das einzige Fundament der christlichen Lehre aufstellt.

Nach dieser Darstellung sind wir auch im Stande, den eigentlichen Unterschied zwischen der Natur des Protestantismus in den weiland Reformatoren, und in den sogenannten Neologen der Gegenwart, anzugeben. Beyde halten sich an die Schrift, als ein göttlich Gegebenes, aber losgerissen vom Leben in Gott. Bey Beyden ist die Schrift an den Geist als Wiederbelebendes angewiesen, doch mit dem Unterschiede daß jene mehr Mystiker (die Erleuchtung von Oben erwartend), diese mehr Rationalisten sind (das Licht ursprünglich in sich tragend). In jenen war die Passivität des Geistes, in diesen ist die Aktivität desselben vorherrschend. Mit jener aber mußte die Bibel in den Vordergrund; so wie mit dieser in den Hintergrund des religiösen öffentlichen Lebens treten. Und diese Vorherrschaft mußte mit der Zeit eintreten, mittelst der Uebung des Geistes in der neu eröffneten Sphäre und in der neu gewonnenen Richtung, nämlich: Sich als Einzelheit zum Mittelpunkte der gesammten Glaubenssphäre aufzustellen und sich in dieser Stellung zu behaupten.

Endlich mögen diese Bemerkungen hinreichen zur Entscheidung: welchem von Beyden, dem Verfasser dieser Rede oder ihrem Uebersetzer, der Vorzug einer tiefern Auffassung dieses religiösen Gegenstandes gebühre. Wem sie aber nicht genügen, den verweisen wir auf die neue zeitgemäße Bearbeitung der Klüpfelschen Dogmatik von unserem Redner, die bisher noch keiner Kritik unterworfen worden ist.

Es liegt außer dem Belange der vorliegenden Rede und ihrer Uebersetzung, über die Natur des Katholicismus mehr Worte zu machen. Bemerkt soll hier nur noch Folgendes werden: daß der Katholicismus sich nie von der zweyten sogenannten Glaubensquelle, der heil. Schrift nämlich, lossagen kann (so wie etwa der Protestantismus von der Tradition), ohne aufzuhören Katholicismus zu seyn, weil sein Charakter nicht etwa darin besteht, daß er eine Tradition in materieller Bedeutung, d. h. eine Fortsetzung von Lehren und Gebräuchen, sondern eine Tradition im geistigen Sinne, festhält, d. h. das fortgesetzte höhere Lebenselement aus Gott. Die Gnade in Licht und Kraft für Einsicht und Willen der Menschheit, und vermählt mit dieser durch Gott und mit Gott in Christus. Dem zu Folge nun sind Schrift und Lehre nur die beyden Seiten am Organismus eines und desselben Lebenselementes in seiner Gestaltung nach Zeit- und Raumformen. Wer aber den vollständigen Organismus anerkennt, der kann keine ergänzende Seite an demselben übergehen. — Warum die Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts so eifrig die Trennung jener beyden Seiten betrieben, und dabey auch verharrten bey all den traurigen Wirkungen der neuen Lehre, hievon war nicht sowohl Ursache, als Veranlassung der eben damals üppige und eitle Flor von Aeußerlichkeiten am gesammten Organismus. Mit diesen hielten, nach ihrer Meinung, die Gräuel der neuen Lehre wenigstens das Gleichgewicht. Gegen die Wiederkehr aber katholischer Mißbräuche auf dem neu eroberten Boden hielten sie sich gesichert durch eine Einkehr des religiösen Lebens nach Innen hinter dem Riegel eines allein rechtfertigenden Glaubens.

Mit einem Worte: Man erließ der Menschheit alle Werke, als Liebes-Offenbarungen des innern Glaubens an eine ewige Liebe, um aller möglichen Werkheiligkeit auszuweichen. Aber sie hätten nebstbey auch nicht unterlassen sollen, der Menschheit noch die Gedanken zu erlassen, um alle Gedankenheiligkeit unmöglich zu machen, die allein den Indifferentismus gegen alles Heilige, so wie es sich in Raum und Zeit nur erblicken ließ, möglich und nothwendig machte. Eigentliche Ursache jener so eifrig betriebenen und festgehaltenen Trennung war wohl, der Reformatoren eigene Werkheiligkeit, die in ihnen den Gedanken der Demuth verdrängte, daß, so wie nicht die Gerechtigkeit der Menschen, sondern ihre Sünde, die ewige Liebe vom Himmel zur Erde gezogen hatte, so auch die Sünde die ewige Liebe in ihren Anstalten für Zeit und Ewigkeit, voll Gnade und Wahrheit, nicht von der Erde zurück in den Himmel treiben könne.

Anton Günther.

Art. III. Jahrbücher des k. k. polytechnischen Instituts in Wien. In Verbindung mit den Professoren des Instituts, herausgegeben von dem Direktor Johann Joseph Prechtl ꝛc. ꝛc. Zweyter Band. Wien, gr. 8. 1820, gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Die Anzeige des Inhalts von diesem in rascher Zeitfolge erschienenen zweyten Bande der Jahrbücher des polytechnischen Institutes bewährt die rühmliche Thätigkeit dieses Institutes, und ihr schnelles Fortschreiten zur Erreichung der ihm von der Staatsverwaltung gesetzten wichtigen Zwecke. Wir durchgehen die Aufsätze in der Ordnung, in welcher sie auf einander folgen.

I. Geschichte des k. k. polytechnischen Institutes (Fortsetzung). Aus diesem Aufsatze verdient die Einrichtung der mathematischen oder Reichenbachischen Werkstätte ausgehoben zu werden, wodurch das Institut in den Stand gesetzt wird, in der Folge die bisher von Herrn von Reichenbach verfertigten vortrefflichen mathematischen Instrumente selbst zu verfertigen. Die bey der ersten Einrichtung von Herrn von Reichenbach übergebenen Maschinen sind: 1) eine große Kreistheilungsmaschine, vier Fuß im Durchmesser, wodurch Instrumente von drey Fuß im Durchmesser bis zur Genauigkeit einer Sekunde getheilet werden, 2) eine kleinere Theilungsmaschine von dritthalb Fuß Durchmesser, 3) eine Zentrir-Drehbank, um die Kreise und Vernierskreise auf die Achsen zu adjustiren, 4) eine solche kleinere, 5) eine Drehmaschine zur Ausarbeitung der stählernen Achsen, 6) eine Feilmaschine zur vollständigen Ausarbeitung aller Theile eines Instruments, und 7) eine eigene Drehmaschine, um große Kreise zu zentriren und zu drehen. Ein achtzehnzölliger astronomischer Multiplikationskreis, und ein zwölfzölliger multiplizirender Azimuthalkreis wurden dann als Probe-Instrumente vom Institute in Arbeit genommen.

II. Beschreibung des im k. k. polytechnischen Institute befindlichen Comparators, als Normalmaßes der Wiener Klafter. Von Professor Johann Arzberger. Dieses von dem Mechaniker und Optiker Friedrich Voigtländer in Wien mit der größten Sorgfalt und Präzision verfertigte Instrument, welches nach einer vorläufigen technischen Prüfung des Institutes durch ein Dekret der Landesregierung als Normalmaß zum ämtlichen Gebrauche anerkannt wurde, wird in diesem Aufsatze nach seiner Struktur, seinem Gebrauche, und dem Grade der Zuverläßigkeit, den es gewähret, beschrieben. Der größte Fehler, der bey Anwendung dieses Maßstabes begangen werden kann, beträgt, wenn die ganze Länge des zu verglei-

chenden Maßstabes eine Klafter oder 864 Linien ist, 0,000028 der ganzen Länge.

III. Uebersicht der Steinkohlenbildungen in der österreichischen Monarchie, und der gegenwärtigen Benützung derselben. Von Franz Riepl, prov. Professor der Naturgeschichte und Waarenkunde am k. k. polytechnischen Institute. Dieser Aufsatz wird dadurch besonders wichtig, daß er sich nicht blos auf eine statistische Darlegung der großen in der österreichischen Monarchie bisher benützten Steinkohlenlager beschränkt, sondern die geognostischen Verhältnisse des Gebirgszuges in allen österreichischen Erbländern, mit Ausnahme Ungerns und Galiziens, sorgfältig prüfet, und so die richtigsten Hinweisungen auf die Entdeckung neuer Steinkohlenlager gibt. Die Ausbeute an Steinkohlen in den Kreisen Böhmens, namentlich dem Berauner, Bidschover, Bunzlauer, Elbogner, Königgrätzer, Klattauer, Leitmeritzer, Pilsner, Rakonitzer und Saatzer Kreise, wird vom Verfasser nach ämtlichen Angaben, welche jedoch in Hinsicht mehrerer Steinkohlengruben unvollständig sind, im Jahre 1817 auf 1,390,290, im Jahre 1818 aber auf 1,198,140 Zentner gesetzt. In den übrigen Provinzen des österreichischen Staates, mit Ausschlusse Ungerns und Galiziens, setzet er nach ähnlichen Angaben die Steinkohlen-Gewinnung im Jahre 1817 auf 821,409, im Jahre 1818 aber auf 650,407 Zentner. Die Verwendung der Steinkohlen in Böhmen und Innerösterreich zeigt, daß auch bey der Verarbeitung des Stabeisens und Stahles zu Blech, Draht, Sensen, Sicheln, Hauen, Hacken und Zeug aller Art, Steinkohlen, unbeschadet der Güte der Erzeugnisse, verwendet werden können, und daß nur der Eisenhochofen- und Frischfeuerbetrieb der Holzkohle vorbehalten bleibe. Die bisherige Benützung dieses Brennstoffes erscheinet daher mit der Menge, Größe und Verbreitung der Steinkohlenniederlagen in gar keinem Verhältnisse.

IV. Ueber den Zustand der Industrie und des Handels im Königreiche Dalmatien. Aus ämtlichen Quellen bearbeitet von Michael Hurtel, Professor des Geschäfts- und Handelsstyles am k. k. polytechnischen Institute. So wenig erfreulich auch die Resultate dieser statistischen Darstellung sind, so kann sie doch nicht als unwichtig erscheinen, da gerade in dieser von der venetianischen sowohl als französischen Regierung vernachläßigten Provinz die österreichische Staatsverwaltung fester Anhaltspunkte, die vorzüglich in statistischen Daten liegen, bedarf, um die gesunkene Industrie zu beleben. Gegenwärtig ist die Betriebsamkeit sowohl

in Hinsicht auf Erzeugnisse des Bodens als auf Fabrikationsgegenstände im niedrigsten Stande, und Wein, Oel, Branntwein, Essig, Inschlitt, Käse, Häute, Felle, Honig, Wachs, Fische und Salz sind die einzigen Objekte, welche der Dalmatiner in geringer Quantität anbieten kann, um einen großen Theil seiner Nahrungsbedürfnisse und alle Forderungen einer besseren Lebenseinrichtung zu erkaufen. Das Deficit, welches aus diesem Verhältnisse für Dalmatien entsteht, sucht zum Theil der Ertrag der Seefahrt, welche den Küstenhandel und die Frachtung fremder Produkte beschäftigt, herein zu bringen. Die Boccheser Kaufleute halten an 200 Bastimenti quadri (zur Hochseefahrt patentirte Schiffe) und bey 400 Küstenschiffe in See, und Ragusa mit seinem Gebiete, welches allein ein Deficit von 828,000 Gulden durch Seefahrt zu decken hat, besaß in den letzten Jahren 270 Bastimenti quadri. Uebrigens sind nach des Verfassers Ansicht die Ragusäer zu leidenschaftlich für Seethätigkeit eingenommen, welcher sie sich mit Vernachläßigung der manufakturirenden Gewerbe und des Landhandels, zweyer dauernderen, und ehemals nicht unbenützten Quellen des Wohlstandes, ergeben. So ist selbst der ehedem nicht unwichtige Handel mit Bosnien und Albanien, der durch die Ragusa besuchenden türkischen Karavanen genährt wurde, durch strengere Sanitätsmaßregeln und die Erhöhung der Salzpreise verschwunden, und Dalmatien erwartet nun von der österreichischen Regierung die Beseitigung der Nachtheile, welche natürliche und politische Verhältnisse in einer langen Reihe von Jahren über das Land brachten.

V. Ueber das Glaswesen und seine Vervollkommung in den neuesten Zeiten, vorzüglich in der österreichischen Monarchie. Von Benjamin Scholz, M. D., Professor der allgemeinen technischen Chemie am k. k. polytechnischen Institute. Der Verfasser dieser Abhandlung, von welchem schon im ersten Bande dieser Jahrbücher eine Darstellung der Porzellan-Manufaktur von ausgezeichneter Gründlichkeit erschien, wurde zur wissenschaftlichen Behandlung der Glasfabrikation nicht blos durch seine theoretischen chemischen Kenntnisse, sondern insbesondere noch dadurch berufen, daß er in den letzten Zeiten beynahe zu allen ämtlichen Verhandlungen und Versuchen über das Glaswesen gezogen wurde, und auch mehreren Privatversuchen beyzuwohnen Gelegenheit hatte. Er entwickelt in dem gegenwärtigen Aufsatze zuerst die allgemeinen Grundsätze der Glasfabrikation mit eben so viel Sachkenntniß als Faßlichkeit, und führet die Eigenschaften eines vollkommenen Glases, welche sich in höchste Durchsichtigkeit und Dauerhaftigkeit zusammenfassen lassen, in

Hinsicht auf alle Zustände, in welchen das Glas vorkommt, und auf alle schädlichen Einwirkungen, denen es zu widerstehen hat, durch. Der noch anziehendere Theil dieser Abhandlung aber ist der zweyte, welcher die Veränderungen und Verbesserungen der Glasmacherey in den neueren Zeiten historisch, und mit wissenschaftlicher Beurtheilung begleitet, anführt. Diese Verbesserungen beziehen sich auf den Ersatz des sich immer mehr vermindernden, und dadurch die Glasfabrikation für die Zukunft gefährdenden Brennstoffes, und der bisher allein gebrauchten Flußmittel, des Kali und des Natron. Der Ersatz des Holzes durch Torf und Steinkohlen unterliegt bey der Glasfabrikation keinem Anstande. Schwieriger aber ist es, für die Pottasche ein Ersatzmittel zu finden, da das andere Flußmittel, das Natron, auch nicht in hinreichender Menge und zu genügenden Preisen sich findet. Warum die Versuche, das Kochsalz als Ersatzmittel des Kali zu verwenden, keinen Erfolg hatten, erklärt der Verfasser daraus, daß die Annahme, das Kochsalz bestehe aus zwey oxydirten Körpern, der Salzsäure und dem Natron, irrig sey, und daß es vielmehr aus zwey einfachen Stoffen, der Chlorine und dem Natronium (Metalle) besteht. Die Versuche, durch Glaubersalz den Abgang des Kali ganz oder zum Theil zu ersetzen, welche glücklichere Resultate gaben, und vorzüglich in Oesterreich auf das Beharrlichste von der Staatsverwaltung fortgesetzt wurden, werden von dem Verfasser mit erwünschter Genauigkeit dargelegt. Nach Anführung der früheren theoretischen Hinweisungen auf das Glaubersalz, als taugliches Glasschmelzmittel, und der praktischen Versuche des russischen Hofraths Laxmann und des französischen Chemikers Pajot de Charmes, geht er zu den in Oesterreich gemachten Glaubersalzglas-Erzeugnissen über. Die ersten Versuche dieser Art, die der Verfasser beschreibt, sind jene des Doktors Oesterreicher, der im Jahre 1799 schon ein Privilegium auf die Erzeugung einer Glasfritte ohne Pottasche und Soda erhielt; dasselbe auch einige Zeit mit der in Ungern häufig vorkommenden Salzerde (Sik so), aber ohne besonderen Erfolg ausübte, der aber nicht zur Erzeugung eines ganz farbenlosen Glases gelangte. Es folgen hierauf die Versuche des königl. bayerischen Oberstbergraths von Baader, welcher das Glaubersalz auf nassem Wege zum Glasschmelzen vorbereitete, indem er nämlich dasselbe entweder in seinem eigenen Krystallisationswasser, oder in zugesetztem Wasser mit Hülfe der Wärme auflöste, den Kalk als Kalkmilch, und die Kohle als feines Pulver zusetzte, alles unter stetem Umrühren bis zur Trockenheit eindämpfte, und darauf die feingepülverte Masse mit Kies gemengt, zu Glas schmolz.

lich in den nördlichen Gegenden Schottlands kultivirte Pflanze, welcher stärker als gemeine Gerste ist, und mittelt als wichtige Momente für die Bierbrauung das spezifische Gewicht der Körner, jenes der Hülsen, den kubischen Inhalt der Gerste und des big, und die chemischen Bestandtheile dieser beyden Körnergattungen aus. Der zweyte Abschnitt hat das Malzen nach den dabey vorkommenden vier Prozessen, dem Einquellen, dem Aufhäufen, dem Trocknen auf dem Trockenboden, und dem Darren zum Gegenstande, und macht mit den in England auf die verschiedenen Gattungen des Malzes gesetzten Taxen bekannt. Im dritten Abschnitte werden die fünf Prozesse des Brauens selbst, nämlich das Maischen, das Sieden, das Abkühlen, das Gähren und das Klären betrachtet. Der vierte Abschnitt gibt die Eigenschaften des Ale und des Porterbier, zugleich auch den Ertrag der Malztaxe in verschiedenen Jahren, und die Quantität des von dreyzehn vorzüglichen Häusern in London im Laufe von neun Jahren gebrauten Porters an. Zwey Kupfertafeln geben mit ihrer Erklärung eine erwünschte Erläuterung über die verschiedenen zur Bierbrauerey in England eingeführten Maschinen.

VIII. Ueber die Zubereitung des Flachses und Hanfes ohne Rösten mittelst Maschinen. Von Karl Karmarsch, Assistenten des Lehrfaches der Technologie am k. k. polytechnischen Institute. Die Beseitigung der chemischen Einwirkung der Röste bey der Flachs- und Hanfpflanze durch eine mechanische Kraftvorrichtung war schon lange ein Gegenstand des Nachdenkens. Die patriotische Gesellschaft für Künste und Ackerbau machte schon im Jahre 1789 die Zeichnung einer solchen Maschine bekannt, und im Jahre 1810 erfand ein gewisser Durand aus Ober-Canada eine ähnliche, welche den Flachs sowohl bricht als klopft. Beyde jedoch bezweckten blos die Brechung des schon gerösteten Flachses. Von den auf Brechen des ganz ungerösteten Flachses eingerichteten Maschinen erwähnt der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes jener der Engländer Lee, Hill und Bumly, und Carty, des Direktors vom Konservatorium der Künste und Handwerke, Christian, des in Paris lebenden Italieners Bellafinet, und der neuesten des Catlinetti in Mailand. Die ersten Versuche, von welchen der gegenwärtige Aufsatz umständliche Nachricht gibt, und welche in Frankreich selbst angestellt wurden, waren bestimmt, über die angerühmten Vortheile der Christianschen Maschine, der am allgemeinsten verbreiteten, zu einem sicheren Urtheile zu gelangen. Die wesentlichen Resultate derselben waren, daß die Quantität des gebrochenen Flachses aus gerösteten und ungerösteten Stängeln beynahe gleich ist, man mag sich der gewöhnli-

chen Breche, oder der Christianschen Maschine bedienen, daß die Breche beym Hecheln mehr spinnbare Faser liefert, als die Christiansche Maschine, und daß das Brechen mit der Breche eben so gut, und fast eben so schnell geschieht, als mit der genannten Maschine. Die neun Versuche, welche der Ritter Angelo Cesaris in Mailand mit einer in Paris verfertigten Christianschen, und einer Catlinettischen Brechmaschine anstellte, lieferten folgende Resultate. Die holzigen Theile, die beym Brechen des Flachses abgesondert werden, betrugen im Durchschnitte 66 pCt., bey dem gewöhnlichen Verfahren betragen sie zwischen 60 und 64 pCt. Die harzigen Theile, welche durch das Einweichen des Flachses in verschiedenartige Flüssigkeiten beseitigt wurden, betrugen nach einer Mittelzahl 30 pCt., beym gewöhnlichen Verfahren beträgt dieser Abgang 20, 24 bis 30 pCt. Das Erzeugniß an gewaschenen, d. h. mit verschiedenartigen Bädern behandelten, aber noch ungehecheltem Flachse betrug im Durchschnitte 18 $^1/_2$ pCt. Die gewöhnliche Bereitungsart liefert selten mehr als 16 pCt. Die Quantität des bis zur höchsten Feinheit mittelst der Hecheln behandelten Flachses betrug im Mittel 3 $^1/_2$ pCt., jene des ganz feinen Werges 8 $^1/_2$ pCt. Das gewöhnliche Verfahren gibt 5 bis 6 pCt. beym feinen Flachse, 8 pCt. bey der Mittelsorte, 10 beym gewöhnlichen. Die Menge des blos mit der Maschine ohne Bad bereiteten, ungehechelten Flachses betrug im Durchschnitte 24 $^1/_2$ pCt. Dieser Flachs behielt auch nach dem Hecheln einen Grad von Rauhigkeit von den inhärirenden harzigen Theilen, und einen ekelhaften Geschmack, wenn der Faden beym Spinnen mit dem Speichel angefeuchtet wird.

Aehnliche Resultate lieferten die Versuche, welche eine eigene Kommission in Prag mit einer solchen Maschine anstellte, die der Graf von Bucquoy aus Paris hatte kommen lassen. Es wurde durch diese Versuche bewährt, daß die Christian'sche Maschine zwar das Rösten des Flachses nicht entbehrlich mache, daß sie aber doch vor der Handbreche den Vorzug verdiene, wenn man anders so viel Flachs auf einem Punkte zusammenbringen kann, daß die nicht unbeträchtlichen Kosten der Maschine dadurch in kurzer Zeit ersetzet werden.

IX. Miszellen. Unter diesem Titel erscheinet hier:

1) Das Bergöl in Galizien, ein interessanter Aufsatz des provisorischen Salinen-Kontrolors Hecker. Das Bergöl, nebst dem Salze und dem rothen Bernstein eines der vorzüglichsten mineralischen Produkte Galiziens, kommt längs dem Zuge der Karpathen, meistens im Vorgebirge, am mächtigsten zu Truscawec in der Kameralherrschaft Drohobycz und zu Sloboda in der Nähe von Thonlagern und Salzsoole

vor. Es wird bisher vorzüglich zur Wagenschmiere und zur Schmierung des schwarzen Leders verwendet; der Verfasser dieses Aufsatzes erzeugte aber aus demselben im Großen Naphta, welche zu zwey Drittheilen aus dem Bergöle gezogen wurde. Diese galizische Naphta unterscheidet sich von der gewöhnlich im Handel vorkommenden durch den juchtenartigen Geruch und rein ölichten Geschmack. Sie ist höchst flüchtig, und sehr entzündlich. Durch die letztere Eigenschaft wird sie ein treffliches Brennmittel, nebstdem bewährte sie sich dem Verfasser als ein vorzügliches Mittel, alle Fettigkeiten, selbst Wagenschmiere, aus wollenen Zeugen ohne Veränderung der Farbe zu ziehen, und als ein heilender Balsam für Wunden, und der Ruß derselben ist noch zur Bereitung eines trefflichen Tusches zu verwenden. Insbesondere machte man die Erfahrung in Bergwerken und Gefängnissen, daß Naphtalichter in Bergwerken, in welchen kein Unschlittlicht mehr brannte, ohne Nachtheil für die Gesundheit der Arbeiter fortbrannten, und daß Erkrankungsfälle, welche bey Kerzenbeleuchtung eintraten, bey der Beleuchtung mit Bergöl nicht mehr Statt fanden.

2) Technologische Notizen aus Siebenbürgen. In diesem kurzen Aufsatze wird von der Lederfabrikation und Lederfärbungsart in Siebenbürgen, dann von den Arbeiten der zweyerley Arten von Kürschnern, welche von dem bey uns so genannten, dort aber unter dem Namen Rauchwaarenhändler bekannten Handwerke verschieden sind, umständliche Nachricht gegeben.

3) Die Walkererde zu Reifenstein in Steyermark. Diese nächst dem Schlosse Reifenstein, eine Stunde von Cilli, in einem etwas erhärteten Thonsteine kaum zwey Schuh unter der Dammerde schon im Jahre 1788 gefundene, und den Nachforschungen mit dem Erdbohrer zufolge eine Menge von mehreren 1000 Zentnern versprechende Erde wurde ehedem von dem bekannten niederländischen Tuchfabriksinhaber in Klagenfurt, Herrn von This, mit dem größten Vortheile benützt, und der englischen an Güte gleichgesetzt. Der Eigenthümer der Herrschaft Reifenstein konnte jedoch bisher zu keiner nützlichen Verwendung derselben gelangen, wiewohl Versuche im Jahre 1790 auch ihre Anwendbarkeit zur Oelseife, und zum Blasen guter dunkelgrüner Flaschen ohne alle Beymischung von Kali oder Quarz bewährten.

4) Verzeichniß der in Illyrien gelegenen Bleybergwerke und ihrer Erzeugnisse, vom Jahre 1815 — 1818. Eine interessante statistische Tabelle.

5) Ueber die Fabrikation der Stecknadeln mit

chen Breche, oder der Christianschen Maschine bedienen, daß die Breche beym Hecheln mehr spinnbare Faser liefert, als die Christiansche Maschine, und daß das Brechen mit der Breche eben so gut, und fast eben so schnell geschieht, als mit der genannten Maschine. Die neun Versuche, welche der Ritter Angelo Cesaris in Mailand mit einer in Paris verfertigten Christianschen, und einer Catlinettischen Brechmaschine anstellte, lieferten folgende Resultate. Die holzigen Theile, die beym Brechen des Flachses abgesondert werden, betrugen im Durchschnitte 66 pCt., bey dem gewöhnlichen Verfahren betragen sie zwischen 60 und 64 pCt. Die harzigen Theile, welche durch das Einweichen des Flachses in verschiedenartige Flüssigkeiten beseitigt wurden, betrugen nach einer Mittelzahl 30 pCt., beym gewöhnlichen Verfahren beträgt dieser Abgang 20, 24 bis 30 pCt. Das Erzeugniß an gewaschenen, d. h. mit verschiedenartigen Bädern behandelten, aber noch ungehecheltem Flachse betrug im Durchschnitte 18 1/2 pCt. Die gewöhnliche Bereitungsart liefert selten mehr als 16 pCt. Die Quantität des bis zur höchsten Feinheit mittelst der Hecheln behandelten Flachses betrug im Mittel 3 1/2 pCt., jene des ganz feinen Werges 8 1/2 pCt. Das gewöhnliche Verfahren gibt 5 bis 6 pCt. beym feinen Flachse, 8 pCt. bey der Mittelsorte, 10 beym gewöhnlichen. Die Menge des blos mit der Maschine ohne Bad bereiteten, ungehechelten Flachses betrug im Durchschnitte 24 1/2 pCt. Dieser Flachs behielt auch nach dem Hecheln einen Grad von Rauhigkeit von den inhärirenden harzigen Theilen, und einen ekelhaften Geschmack, wenn der Faden beym Spinnen mit dem Speichel angefeuchtet wird.

Aehnliche Resultate lieferten die Versuche, welche eine eigene Kommission in Prag mit einer solchen Maschine anstellte, die der Graf von Bucquoy aus Paris hatte kommen lassen. Es wurde durch diese Versuche bewährt, daß die Christian'sche Maschine zwar das Rösten des Flachses nicht entbehrlich mache, daß sie aber doch vor der Handbreche den Vorzug verdiene, wenn man anders so viel Flachs auf einem Punkte zusammenbringen kann, daß die nicht unbeträchtlichen Kosten der Maschine dadurch in kurzer Zeit ersetzet werden.

IX. Miszellen. Unter diesem Titel erscheinet hier:

1) Das Bergöl in Galizien, ein interessanter Aufsatz des provisorischen Salinen-Kontrolors Hecker. Das Bergöl, nebst dem Salze und dem rothen Bernstein eines der vorzüglichsten mineralischen Produkte Galiziens, kommt längs dem Zuge der Karpathen, meistens im Vorgebirge, am mächtigsten zu Truscawec in der Kameralherrschaft Drohobycz und zu Sloboda in der Nähe von Thonlagern und Salzsoole

vor. Es wird bisher vorzüglich zur Wagenschmiere und zur Schmierung des schwarzen Leders verwendet; der Verfasser dieses Aufsatzes erzeugte aber aus demselben im Großen Naphta, welche zu zwey Drittheilen aus dem Bergöle gezogen wurde. Diese galizische Naphta unterscheidet sich von der gewöhnlich im Handel vorkommenden durch den juchtenartigen Geruch und rein ölichten Geschmack. Sie ist höchst flüchtig, und sehr entzündlich. Durch die letztere Eigenschaft wird sie ein treffliches Brennmittel, nebstdem bewährte sie sich dem Verfasser als ein vorzügliches Mittel, alle Fettigkeiten, selbst Wagenschmiere, aus wollenen Zeugen ohne Veränderung der Farbe zu ziehen, und als ein heilender Balsam für Wunden, und der Ruß derselben ist noch zur Bereitung eines trefflichen Tusches zu verwenden. Insbesondere machte man die Erfahrung in Bergwerken und Gefängnissen, daß Naphtalichter in Bergwerken, in welchen kein Unschlittlicht mehr brannte, ohne Nachtheil für die Gesundheit der Arbeiter fortbrannten, und daß Erkrankungsfälle, welche bey Kerzenbeleuchtung eintraten, bey der Beleuchtung mit Bergöl nicht mehr Statt fanden.

2) Technologische Notizen aus Siebenbürgen. In diesem kurzen Aufsatze wird von der Lederfabrikation und Lederfärbungsart in Siebenbürgen, dann von den Arbeiten der zweyerley Arten von Kürschnern, welche von dem bey uns so genannten, dort aber unter dem Namen Rauchwaarenhändler bekannten Handwerke verschieden sind, umständliche Nachricht gegeben.

3) Die Walkererde zu Reifenstein in Steyermark. Diese nächst dem Schlosse Reifenstein, eine Stunde von Cilli, in einem etwas erhärteten Thonsteine kaum zwey Schuh unter der Dammerde schon im Jahre 1788 gefundene, und den Nachforschungen mit dem Erdbohrer zufolge eine Menge von mehreren 1000 Zentnern versprechende Erde wurde ehedem von dem bekannten niederländischen Tuchfabriksinhaber in Klagenfurt, Herrn von Thys, mit dem größten Vortheile benützt, und der englischen an Güte gleichgesetzt. Der Eigenthümer der Herrschaft Reifenstein konnte jedoch bisher zu keiner nützlichen Verwendung derselben gelangen, wiewohl Versuche im Jahre 1790 auch ihre Anwendbarkeit zur Oelseife, und zum Blasen guter dunkelgrüner Flaschen ohne alle Beymischung von Kali oder Quarz bewährten.

4) Verzeichniß der in Illyrien gelegenen Bleybergwerke und ihrer Erzeugnisse, vom Jahre 1815 — 1818. Eine interessante statistische Tabelle.

5) Ueber die Fabrikation der Stecknadeln mit

angegossenen Köpfen zu Aachen. Was über die geheim gehaltene Methode, diese Nadeln zu verfertigen, bisher bekannt geworden, enthält der gegenwärtige Aufsatz, welcher die Resultate von Versuchen in der Folge zu berichten verspricht, die Professor Altmütter mit einer von ihm erfundenen neuen Form zum Gießen von Nadelköpfen anzustellen gedenkt.

6) Ueber einige Verbesserungen in der Buchbinderkunst. Diese vom Pariser Buchbinder Lesné vorgeschlagenen und größtentheils auch ausgeführten Verbesserungen bestehen darin, daß er zum Binden statt der Bindfaden flache seidene Schnüre, statt des Heftzwirnes gedrehte Seide, statt des Kartenpapieres zur Fütterung des Rückens dünnes Pergament, statt der Pappe für die Deckel glattes Sohlenleder und statt des gewöhnlichen Stärkekleisters Tischlerleim nimmt, der in einer Abkochung von Koloquinten aufgelöst ist. Daß diese Verbesserungen das Einbinden bedeutend vertheuern müssen, ist nicht zu läugnen.

7) Ein überall und leicht zu bereitender wasserhältiger Mörtel. Die Bereitungsart besteht darin, daß der gebrannte Kalk mit einer Auflösung von Eisenvitriol statt mit bloßem Kalke abgelöscht wird. Die dadurch bewirkte Verbindung des Mörtels mit Eisenoxydul bewirket, da die Oxydation unterm Wasser zunimmt, die größere Dichtigkeit des Mörtels, welche auch mehrere damit angestellte Versuche bestätigten.

X. Verzeichniß der in der österreichischen Monarchie ertheilten und noch bestehenden Erfindungs-Privilegien. Die Fortsetzung dieses in dem ersten Bande der Jahrbücher angefangenen Verzeichnisses weiset sieben und zwanzig im Laufe von sechzehn Monaten mitunter auf wichtige Erfindungen ertheilte Privilegien aus.

XI. Wissenschaftliche und technologische Notizen, ausgezogen aus den englischen und französischen Zeitschriften. Unter dieser Aufschrift werden hier acht und neunzig der merkwürdigeren technologischen und anderen wissenschaftlichen Artikel aus den angezeigten Zeitschriften angeführet.

XII, XIII und XIV. Verzeichnisse von Patenten, welche in Frankreich in den Jahren 1818 und 1819 und in England im Jahre 1819 auf Erfindungen ertheilt wurden. Die Anzahl der in Frankreich in den zwey genannten Jahren ertheilten Erfindungspatenten beläuft sich auf 288, die der im genannten Jahre in England ertheilten auf 111.

Art. IV. Dissertation sur l'origine, l'invention et le perféctionnement de l'Imprimerie, par Jacques *Koning* etc. couronnée par la société Hollandoise des sciences à *Harlem* au mois de Mai 1816. Traduite du Hollandois. *Amsterdam* 8. chez Se. Delachaux 1819.

Es ist unseres Erachtens eine sehr richtige Ansicht des Verfassers der gegenwärtigen Abhandlung, daß sich über Erfindung und Vervollkommung der Buchdruckerkunst, ohne genaue Kenntniß des Technischen dieser Kunst, nicht ein befriedigendes Urtheil fällen lasse, und daß die gründlichsten Sprach- und antiquarischen Kenntnisse nicht hinreichen, um mit Zuverläßigkeit über das Alterthum der Erstlinge der Presse zu urtheilen. Sehr achtbare Gelehrte, wie Meermann, Heineke und de la Serna Santander, scheinen allein durch die Uebergehung dieser Untersuchung oder durch den Mangel der Kenntniß vom Technischen der Kunst in Irrthümer und Widersprüche bey ihren Bestimmungen über die Erfindung und Vervollkommung der Buchdruckerkunst gerathen zu seyn, und daraus muß man es sich auch erklären, daß sowohl diejenigen, welche Harlem, als jene, welche Mainz die Erfindung dieser Kunst zuschreiben, sich blos um die Personen bekümmern, denen dieselbe beyzumessen sey, und die Untersuchung der Erfindung selbst, nach den ersten Produkten derselben, vernachläßigen. Der Verfasser, welcher den letzteren Weg der Untersuchung einschlägt, zeiget nun, daß Patrizen, Lettern, Druck und alles was zum Mechanischen der Kunst gehört, das Speculum salutis humanae in holländischer Sprache als das erste Werk von einigem Umfange nachweisen, welches nach der Erfindung der eigentlichen Buchdruckerkunst erschien. Viele künstliche Proben überzeugten den Verfasser, daß dieses Werk nicht, wie die allgemeine Meinung ist, mit hölzernen, sondern mit gegossenen Buchstaben gedruckt ist, daß die Patrizen, womit die Buchstaben in die Matrizen gedruckt wurden, aus Holz oder vielmehr aus Zinn geschnitten, und die Matrizen aus kleinen Streifen Bley gebildet waren, daß der Schriftkasten eine ganz mangelhafte und unzweckmäßige Struktur hatte, daß die Materie, aus der man die Lettern bildete, Zinn oder Bley war, daß man sich blos einer gewöhnlichen Handpresse bediente, daß die Weichheit der Lettern ein starkes, sie umgebendes Schutzmittel forderte, welches einerseits der ungleichen Wirkung einer so mangelhaften Presse begegnen, andererseits den zu starken Druck der Lettern auf das Papier und das Durchschlagen desselben hindern mußte, und daß man deßwegen die leeren Räume nicht bloß mit Spatien ausfüllte, sondern auch die ganzen Seiten mit hölzernen Rahmen einfaßte, daß man sich zur Verbindung der Lettern in Wörter

und Zeilen keines Winkelhakens bediente, daß die Zusammensetzung und Mischung der Druckerfarbe so wie die Druckerballen höchst mangelhaft waren, und daß es der Mangelhaftigkeit dieser zwey Gegenstände vorzüglich zuzuschreiben sey, daß dieses Buch nur eine Seite jedes Blattes abgedruckt hat. Der Verfasser vergleicht sodann drey gedruckte Ausgaben und ein geschriebenes Exemplar des Speculum humanae salutis. Das Manuscript ist vom Jahre 1464, die viel fehlerhaftere Sprache und Orthographie in den beyden gedruckten Ausgaben, vorzüglich in der einen, zeigt einen weit früheren Ursprung derselben an, so daß man ihre Entstehung im Jahre 1430 und selbst früher suchen darf, da doch die Mainzer Ausgabe um das Jahr 1450 oder später erschien. Auf das Vaterland des Speculum führte Herrn Koning eine Untersuchung über die Zeichen im Papiere, über die Sprache und Orthographie dieses Werkes. Er entdeckte durch die Rechnungen des Schatzmeisteramtes der Stadt Harlem, daß im Jahre 1420 und den folgenden alles in Harlem verwendete Papier in Antwerpen gekauft wurde. Eine Vergleichung der Zeichen in dem Papiere, worauf das speculum und die früheren kleineren Werke von Harlem abgedruckt sind, mit den Zeichen jenes Papieres, dessen sich seit dem Jahre 1417 das Schatzmeisteramt der Stadt Harlem in seinen Rechnungen bediente, zeigte nicht nur eine vollkommene Aehnlichkeit, sondern auch eine Beziehung auf das Wappen und den Namen des Landesherrn, der in Brabant, wo das Papier gemacht worden, in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts regierte. Insbesondere trifft man darunter öfters das Wappen von Bayern, und jenes des Dauphin von Frankreich und seiner Gattin. Dieß können sich nur auf die im Jahre 1436 verstorbene Jakobine von Bayern, und ihren Gemahl, den Herzog Johann, beziehen; eines der Papierzeichen scheinet die Anfangsbuchstaben vom Namen Margarethens, der Witwe Wilhelm des Sechsten zu haben; mehrere enthalten das Wappen von Burgund und den Anfangsbuchstaben P, ohne Zweifel Beziehungen auf Philipp von Burgund, der vom Jahre 1430 an Souverain von Brabant war. Aus diesen Entdeckungen geht hervor, daß die genannten Werke aus der Zeit Jakobinens von Bayern und Philipps von Burgund herrühren, Sprache und Ortographie aber zeigten, daß sie nicht aus Brabant oder Flandern, welche Provinzen jene Fürsten ebenfalls regierten, sondern aus Holland selbst herrührten, und daß sonach die Erstlinge des Buchdruckens mit gegossenen beweglichen Lettern Holland gebühren. Nebst dem Speculum machte der Verfasser auch noch die Donatus, ein in der ersten Hälfte des funfzehnten

Jahrhunderts in den Niederlanden sehr häufig gebrauchtes Schulbuch, zum Gegenstande seiner Forschungen, da die Erzählung des Ulrich Zell in einer im Jahre 1499 in Kölln gedruckten Chronik, welche der gelehrte Maria Angelus Accursius bestätiget, die ersten Mainzer Buchdrucker diese früher in Holland gedruckten Donati zum Muster ihrer Arbeiten nehmen läßt. Die genaueste technische Untersuchung dieser Donati gab nun das Resultat, daß dieselben nicht blos mit beweglichen und gegossenen, sondern sogar mit denselben Lettern der zweyten holländischen und der lateinischen Ausgabe des Speculum gedruckt seyen. Andere der Stadt Harlem zugeschriebene Werke, als die Apokalypse des heiligen Johannes, die biblia pauperum, die ars moriendi und die historia seu providentia Virginis Mariae ex Cantico Canticorum zeigten bey genauer technischer Prüfung, daß sie sämmtlich mit unbeweglichen, in ein hölzernes Bret geschnittenen Lettern gedruckt waren, und also der eigentlichen Buchdruckerkunst nicht angehören. In Betreff der Person des holländischen Erfinders dieser Kunst überzeugte sich der Verfasser, daß Lorenz, ein Sohn Johannes Koster, dafür angenommen werden müsse. Er stammte aus einer angesehenen holländischen Familie, deren Wappenschild eine Verbindung mit dem angesehenen Hause von Brederode zeigt. Die Originalregister der großen Kirche von Harlem führen in den Jahren 1421, 1422, 1423, 1425, 1426, 1428, 1431, 1432 und 1433 diesen Lorenz, Sohn des Johann Koster, als Kirchenvogt (Marguilier) an, er bekleidete auch in dieser Stadt die Würden eines Rathsgliedes, eines Schöppen, Schöppenstuhl-Vorstehers und eines Stadtschatzmeisters. Seine Geburt scheint auf das Jahr 1370 oder 1371, sein Tod kurz vor dem Jahre 1440, wo eine ansteckende Krankheit in Harlem herrschte, gesetzt werden zu müssen. Herr Koning fand deutliche Spuren, daß auch noch die ersten Nachkommen des Lorenz Koster die Buchdruckerkunst ausübten, und zwey Abhandlungen, die eine unter dem Titel Faceoie morales Laurentii Valensis, und die zweyte Francisci Petrarchae de salibus virorum illustrium ac faceciis tractatus zeigen in allen einzelnen Umständen eine vollständige Uebereinstimmung mit dem speculum, können aber doch nicht für ein Werk Lorenz Kosters selbst angenommen werden, da sie aller Wahrscheinlichkeit nach erst im Jahre 1440, wo Lorenz Koster schon todt war, ans Licht traten. Die Behauptung, daß die solchergestalt in Harlem erfundene Buchdruckerkunst durch die Entwendung eines treulosen Arbeiters nach Deutschland verpflanzt worden sey, stützet der Verfasser auf mehrere wichtige Beweise. Er zeigt, daß schon vor Adrian Junius, Johann van Zuuren, Koo-

richert und Guicciardini in ihren Werken des Umstandes erwähnen, daß ein fremder ungetreuer Arbeiter die Buchdruckerkunst nach Mainz gebracht habe. Eine Sprachlehre des Alexander Gallus, und ein Traktat des Petrus Hispanus wurden nach dem Zeugnisse des Junius in Mainz im Jahre 1442 von dem Entwender mit den entwendeten Lettern gedruckt.

Nach den Bruchstücken dieser Alexandria Grammatica, welche sich zu Paris bey Herrn Renouard und in der Bibliothek des Königs der Niederlande finden, sind diese Werke ganz mit denselben Lettern gedruckt, wie die zweyte Ausgabe des Speculum. Ein wichtigerer Beleg noch für diese Behauptung liegt in den Rechnungen des Schatzmeisteramtes von Harlem. Es erscheinen nämlich in denselben wiederholt die Auslagen für Reisen von Boten, welche zwischen 1439 und 1440 die Stadt Harlem an das Gericht von Amsterdam schickten. Der erste Bote insbesondere wurde gerade zu Weihnachten abgesendet. Da nun Lorenz Koster wahrscheinlich gegen das Ende des Jahres 1439 starb, da nach Guicciardini die Entwendung des Buchdruckerapparates erst nach dem Tode des Erfinders, und nach Junius der Diebstahl in der Nacht zum Christfeste geschah, so läßt sich mit Grunde annehmen, daß sich jene Botschaften auf die besagte Entwendung bezogen, welche, da sich Koster blos einer gewöhnlichen Handpresse bediente, füglich nach Junius Erzählung durch zwey Menschen geschehen konnte. Für den Urheber dieses Diebstahls hält der Verfasser einen Bruder Guttenbergs, welcher den Namen Gensfleisch, der Aeltere oder der Blinde (da er später blind wurde), geführt hat, und dessen oft bezweifelte Existenz durch eine von Herrn Bodman in Mainz aufgefundene Urkunde vom Jahre 1459 erwiesen wird, in welcher Guttenberg und sein Bruder Triele Gensfleisch als kontrahirende Theile angeführt werden. Die Gründe für die Entstehung der Buchdruckerkunst in Harlem, und ihre Uebertragung nach Mainz durch eine verbrecherische Handlung, welche Herr Koning vom ersten bis zum neunten Hauptstücke seiner Abhandlung aus einandersetzt, und von welchen hier eine gedrängte Uebersicht gegeben wurde, gewähren zwar auch keine über jeden Zweifel erhabene Ueberzeugung, dennoch leisten sie alles, was der Geschichtsforscher über Thatsachen aus einem so entfernten Zeitalter, und bey so unvollständigen historischen Beglaubigungsmitteln billig fordern kann. Wenn nun aber der Verfasser auch der Stadt Mainz den Ruhm der ersten Erfindung der Buchdruckerkunst streitig macht, so gesteht er ihr doch die wichtigsten, und zwar so wesentliche Verbesserungen derselben zu, daß die in Mainz vervollkommnete Kunst beynahe als eine

ganz neue Kunst erscheint. Die erste Verbesserung, welche Herr Koning dem Guttenberg zuschreibt, ist die der unvollkommenen Kosterschen Presse. Mit dieser verbesserten Presse druckte Guttenberg bald nach seiner Verbindung mit Faust mehrere kleine Stücke, wozu er bewegliche Lettern verwendete. Bald darauf setzte er an die Stelle hölzerner Patrizen kupferne, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, die Lettern in der Matrize genauer und schärfer auszudrücken. Die wichtigsten Verbesserungen verdankt man aber Scheffer, welchen man als den Erfinder der Patrizen von Stahl, der kupfernen Matrizen (statt der früheren von Bley), der vervollkommneten Schriftformen, und der besseren Mischung der Letternmaterie betrachten muß. Den aus dem Technischen der Kunst hergeholten Gründen für den Ursprung derselben in Harlem, welche der Verfasser der Erste mit Gründlichkeit aus einander gesetzt hat, fügt er noch viele andere aus Nebenumständen abgezogene bey. Dahin gehört, daß Guttenberg, Faust und Scheffer nie eine einfache und vollständige Erzählung von der Erfindung der Kunst machten, sondern sich in dieser Beziehung auf allgemeine, theils ausweichende, theils dunkle Ausdrücke beschränkten, daß Faust und Scheffer nie Guttenbergs erwähnten, sich aber auch wohl hüteten, so lange er lebte, die Erfindung der Kunst sich zuzuschreiben, daß aber nach Guttenbergs Tode, und zwar zuerst im Jahre 1468, nach der Ausgabe der Institutiones Justiniani der beyden Johannes, so wie des Guttenberg und Faust Erwähnung geschieht, daß sie nie etwas von den doch unbestreitbaren Versuchen, die in Holland gemacht worden, meldeten, und daß endlich, als Ulrich Zell im Jahre 1499 in der Köllner Chronik unumwunden behauptete, daß die Anfänge der Buchdruckerkunst aus Holland nach Mainz gebracht worden, Scheffer, welcher noch seine Kunst zu Mainz ausübte, durch sein Stillschweigen diese ihn und seinem verstorbenen Schwiegervater so nahe betreffende Behauptung bestätigte. Von ausländischen Zeugen für den holländischen Ursprung der Buchdruckerkunst führet der Verfasser zuerst den eben genannten Ulrich Zell an, welcher früher selbst in der Druckerey zu Mainz arbeitete, und der sich mit der größten Bestimmtheit auf die in Holland gedruckten Donati, als die Muster der später in Mainz gedruckten Werke, berief. Auf ihn läßt er Maria Angelus Accursius von Aquileja in Italien folgen, der zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts lebte, und am Hofe des Kaisers Karl sehr angesehen war. Als ein dritter auswärtiger Zeuge erscheint Ludwig Guicciardini, ein Sohn des bekannten Geschichtschreibers. Er lebte in Antwerpen um die Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, und gab

wohlthätigen Einfluß bis auf die Erforschung der alten siculisch-dorischen Komödie, welche von der attischen wesentlich verschieden ist, und selbst bis auf das attische Theater erstrecken. Dazu kommt in diesem Falle, daß die Bruchstücke des Archilochus, welche die Alten den ersten und besten ihrer Dichter an die Seite setzen, auch in poetischer Hinsicht wichtig sind, und, wie der Verfasser S. 2 der Einleitung bemerkt, die feine Ausbildung und die Kraft der archilochischen Dichtungsweise noch jetzo erkennen lassen. Diese Rücksichten hatten schon früher den Wunsch nach einem solchen Werke über den Vater aller edlern musikalisch-lyrischen Bildung bey den Griechen rege gemacht, und was Ruhnkenius, Huschke u. a. als Bedürfniß anerkannt, was so Viele begehrt hatten, finden wir hier endlich geleistet.

Nach der Einleitung folgen zehn Epigramme der griechischen Anthologie auf Archilochus mit metrischer lateinischer Uebersetzung, dergleichen der Verfasser auch den meisten Bruchstücken beygegeben hat, theils von Hugo Grotius u. a., theils von ihm selber verfertiget. — Hierauf beginnt S. 4 die Commentatio de vita et scriptis Archilochi, in welcher der Verfasser zuerst die Nachrichten über die Zeit und das Leben des Archilochus mit Sorgfalt und Belesenheit zusammen stellt. Die Hauptstelle über die Zeit, in der er lebte, bleibt immer die Herodotische, B. 1 K. 12, worin er dem Gyges, dessen er gedenket, gleichzeitig gesetzt wird, jünger als Terpander, welcher zuerst die engen Schranken der alten Musik durchbrach, indem er das Tetrachord zu der siebensaitigen Leyer erweiterte, ohne jedoch, wie es scheint, den alten spondeisch-dactylischen Rhythmen zu entsagen. Des Archilochus Charakter schildert am frühesten und nachdrücklichsten Pindar, Pyth. 2 V. 100. Haß und Schmähsucht verbitterten sein Leben, ohne seinen Geist zu verdunkeln, über dessen Tiefe und Erhabenheit sie, wie die Bruchstücke zeigen, nur einen leichten Schleyer von Melancholie verbreitet hatten. Seine Verdienste um Erweiterung des musikalisch-rhythmischen Systems kennen wir hauptsächlich durch Plutarch de Musica, T. X. p. 680, welche Stelle der Herr Verfasser meist nach Bürette zu erläutern gesucht hat. Eine Erörterung und tiefere Begründung des Einzelnen hätte lichtvollere, hätte weiter eingehende Untersuchungen über den damaligen Stand der musikalisch-poetischen Kunst vorausgesetzt, für welche in den neuesten Zeiten manches ist vorbereitet worden. Werden wir erst so ausführliche und gründliche Arbeiten über die Geschichte der griechischen Musik und Metrik haben, wie jetzo durch Böckh und Hermann über die Theorie beyder Künste, so wird, aber auch dann erst, wird klar werden, wie Archilochus die Erweiterung

Koster, und ein anderes des Albert van Oudewater, und die Unterschrift des Lorenz Köster. Auf der fünften Kupfertafel findet man das erste Blatt vom Speculum humanae salutis im Holländischen nach der ersten Ausgabe, einen Theil vom zweyten Blatte desselben Buches nach der zweyten Ausgabe, und einen Theil vom zweyten Blatte dieses Buches in lateinischer Sprache, erster und zweyter Ausgabe. Der sechste Kupferstich enthalt einen Theil der Abhandluug Facetiae morales von Laurenzius Valla und einen Theil der Abhandlung des *Ludovicus de Roma, de Singularibus*, und einen Theil des *Donatus*, dessen Lettern ganz dieselbe Form haben, wie jene vom Speculum. Der siebente Kupferstich endlich liefert ein Stück aus der zu Mainz zwischen den Jahren 1450 und 1455 gedruckten Bibel, und ein Stück des im Jahre 1457 von J. Faust und P. Schefferzu Mainz gedruckten Psalmbuches.

Art. V. *Archilochi*, Jambographorum principis, *Reliquiae*, quas accuratius collegit, annotationibus virorum doctorum suisque animadversionibus illustravit et praemissa de *vita* et *scriptis poetae* commentatione nunc primum edidit *Ignatius Liebel*, Profess. Aesthet. P. O. in univ. Vindob. *Lipsiae* apud I. C. *Sommer*, 1812. 8vo. S. XVI. S. 274.

Der Herr Professor Liebel ist durch Veranstaltung dieser Fragmentensammlung dem Beyspiele jener achtungswürdigen Gelehrten gefolgt, welche mit vieler Mühe und Selbstverläugnung eine bedeutende Reihe von Jahren allein darauf wendeten, von einem großen Manne des Alterthums, dessen Werke untergegangen sind, alle zerstreuten Nachrichten und alles Einzelne, was aus seinen Werken von andern angeführt wird, zu vereinigen. Man hat solche Arbeiten zu allen Zeiten mit verdientem Danke aufgenommen, und sie sind in der That nicht nur für den Gegenstand ihrer Behandlung von Wichtigkeit, über den sie allein ein Urtheil, so weit es noch möglich ist, vorbereiten, sondern auch für die Gelehrsamkeit im Allgemeinen, und in dem Maße, in welchem der Mann, von dem sie handeln, auf die Bildung seiner Zeit und der Nachkommen gewirkt hat. Besonders kann bey den Griechen, deren geistige Entwickelung folgerecht aus ihnen selbst hervorging, von den spätern Erscheinungen vieles nur unvollkommen, oder gar nicht verstanden werden, so lange man über die Frühesten, die Gründer und Vollender neuer Gattungen, nicht alle noch vorhandenen Nachrichten und Bruchstücke vor sich hat und übersehen kann. So wird zum Beyspiel ein verständiger Gebrauch der vorliegenden Sammlung vieles in der Geschichte der griechischen Lyrik und Rhythmik aufhellen und einen

wohlthätigen Einfluß bis auf die Erforschung der alten siculisch-dorischen Komödie, welche von der attischen wesentlich verschieden ist, und selbst bis auf das attische Theater erstrecken. Dazu kommt in diesem Falle, daß die Bruchstücke des Archilochus, welche die Alten den ersten und besten ihrer Dichter an die Seite setzen, auch in poetischer Hinsicht wichtig sind, und, wie der Verfasser S. 2 der Einleitung bemerkt, die feine Ausbildung und die Kraft der archilochischen Dichtungsweise noch jetzo erkennen lassen. Diese Rücksichten hatten schon früher den Wunsch nach einem solchen Werke über den Vater aller edlern musikalisch-lyrischen Bildung bey den Griechen rege gemacht, und was Ruhnkenius, Huschke u. a. als Bedürfniß anerkannt, was so Viele begehrt hatten, finden wir hier endlich geleistet.

Nach der Einleitung folgen zehn Epigramme der griechischen Anthologie auf Archilochus mit metrischer lateinischer Uebersetzung, dergleichen der Verfasser auch den meisten Bruchstücken beygegeben hat, theils von Hugo Grotius u. a., theils von ihm selber verfertiget. — Hierauf beginnt S. 4 die Commentatio de vita et scriptis Archilochi, in welcher der Verfasser zuerst die Nachrichten über die Zeit und das Leben des Archilochus mit Sorgfalt und Belesenheit zusammen stellt. Die Hauptstelle über die Zeit, in der er lebte, bleibt immer die Herodotische, B. 1 K. 12, worin er dem Gyges, dessen er gedenket, gleichzeitig gesetzt wird, jünger als Terpander, welcher zuerst die engen Schranken der alten Musik durchbrach, indem er das Tetrachord zu der siebensaitigen Leyer erweiterte, ohne jedoch, wie es scheint, den alten spondeisch-dactylischen Rhythmen zu entsagen. Des Archilochus Charakter schildert am frühesten und nachdrücklichsten Pindar, Pyth. 2 V. 100. Haß und Schmähsucht verbitterten sein Leben, ohne seinen Geist zu verdunkeln, über dessen Tiefe und Erhabenheit sie, wie die Bruchstücke zeigen, nur einen leichten Schleyer von Melancholie verbreitet hatten. Seine Verdienste um Erweiterung des musikalisch-rhythmischen Systems kennen wir hauptsächlich durch Plutarch de Musica, T. X. p. 680, welche Stelle der Herr Verfasser meist nach Bürette zu erläutern gesucht hat. Eine Erörterung und tiefere Begründung des Einzelnen hätte lichtvollere, hätte weiter eingehende Untersuchungen über den damaligen Stand der musikalisch-poetischen Kunst vorausgesetzt, für welche in den neuesten Zeiten manches ist vorbereitet worden. Werden wir erst so ausführliche und gründliche Arbeiten über die Geschichte der griechischen Musik und Metrik haben, wie jetzo durch Böckh und Hermann über die Theorie beyder Künste, so wird, aber auch dann erst, wird klar werden, wie Archilochus die Erweiterung

und Verbesserung des musikalischen Systems durch Terpander auf die Rhythmik und Metrik übertrug, und bis zu welchem Grade veredelt von ihm die Kunst der Pflege des Lesus und Arion übergeben wurde. Archilochus löste die geschlossenen Reihen des Hexameter und des elegischen Distichons (denn daß er dieses erfunden habe, ist eine eitle Sage, welche keine Berücksichtigung verdient) in freyere Glieder, und versetzte sie mit trochäischen und jambischen Rhythmen, oder ließ sie mit ihnen abwechseln. Wie er aber als Erfinder des trochäischen und jambischen Rhythmus bezeichnet wird, so ist dieses, wie ähnliche Meldung in andern Zweigen der Kunst, von kunstmäßiger Ausbildung der Gattungen zu verstehen, welche in ihrer wahren Gestalt bey den Griechen gewiß wie bey andern Völkern so alt waren, wie die Volkslieder und die Völker selbst. Daß der Homer sie beyde ausgebildet und gebraucht habe, konnte der Verfasser getrost als unbegründete Sage auf sich beruhen lassen, denn der Margites, in welchem sie sollen mit Hexametern gemischt gewesen seyn, war, ungeachtet ihn Aristoteles dem Homer beylegt, so gut unhomerisch, wie es die Batrachomyomachie ist, und es hindert nichts die sehr bestimmte Nachricht bey Suidas, unter Πίγρης, nach welcher beyde Gedichte für ein Werk des Pigres aus Halikarnassus aus der Zeit des Xerxes erklärt werden, als vollkommen begründet anzunehmen. — Die καρακαταλογή, deren Erfindung Plutarch dem Archilochus beygelegt hat, läßt der Verfasser unerklärt, nachdem er mit Recht Bürette's Erklärung verworfen hat. Die Sache ist nach Erscheinung dieser Fragmentensammlung von Böckh, und dem Verfasser dieser Anzeige in dem musikalischen Theil ihrer Einleitungen zum Pindar, und von Hermann in den Elementis doctrinae metricae erörtert worden, indeß wieder so, daß jeder jener drey zu einem andern Resultate kommt; doch pflichtet Böckh in der Einleitung zu den Scholien über Pindar zuletzt der Meinung von Hermann bey, der in ihr eine Auflösung des strengen musikalischen Satzes, eine Art von Recitativ zu finden glaubt. Nach unserer Meinung ist sie der Ausgang des Gesangs und der Musik in zwar symphonischen aber doch verschiedenen Tönen. — Eine Aenderung im plutarchischen Texte, nach welcher καὶ τὸ κρουματικόν in καὶ τὸ κρητικόν zu lesen wäre, dürfte so wenig Beyfall finden, als die Erklärung desselben Gelehrten von καρακαταλογή. Denn ungeachtet in derselben Stelle τὸν κρητικόν noch einmal vorkommt, so zeigt doch die Betrachtung des ganzen archilochischen Rhythmensystems, daß ihm der kretische Rhythmus noch fremd war. Auch hat dieser, der einem ganz andern rhythmischen System angehört, nach der

bedeutende Anzahl leichter Verbesserungen, welche den Verfasser nur Bescheidenheit abhalten konnte, in den Text aufzunehmen. So Fragm. XII ἐσμυρνισμέναι statt ἐσμυρισμένας, XIII κατεσκίαζε statt κατασκιάζει, XV ὥστε κάρ κεκλήσομαι statt ὥστε κάρης κλήσομαι u. a. m.

Wir heben demnächst die Bruchstücke aus, an welche wir einzelne Bemerkungen anzuknüpfen gedenken.

I.

Πολλόν δέ πίνων καὶ χαλίκρητον μέθυ,
Ὧν οὔτε τιμὸν εἰσένεγκας, οὔτε μὴν
Κληθεὶς ἐσῆλθες, οἷα δή φίλος· ἀλλά σε
Γαστὴρ-νόον τε καὶ φρὲνας παρήγαγεν
Ἐς ἀναιδείην.

Herr Professor Liebel nimmt mit Wahrscheinlichkeit an, daß dem ersten Verse vorangegangen πολλὰ μὲν φαγών, und liest μέθυ, ὧν statt μεθύων, ἐσῆλθες statt ἦλθες, νόον und ἀναιδίην statt νοῦν und ἀναιδείην mit Casaubonus, im zweyten Verse aber εἰσένεγκας statt εἰσενέγκας ohne Vorgänger; doch verschmäht der Dichter augmentlose Formen, und das Particip εἰσενέγκας steht vollkommen richtig in Bezug auf ἦλθες. Παρήγαγεν mit doppeltem Accus. wird durch den Gebrauch anderer Verbe gerechtfertiget; doch kann bey Konstruktionen jedes Verbum nur für sich zeugen. Auch der Anapäst im dritten Verse φίλος ἀλλά und der durch eine einsylbige Präpos. erzeugte zu Anfang des fünften geben Anstoß. Endlich ist übersehen, daß in der zu V. 2 angeführten Stelle des Eustathius die Sprüchwörter Verse sind:

Ἄκλητα (statt ἄκλητοι) κωμίζουσιν ἐς φίλους φίλοι

und

Ἀγαθός πρὸς ἀγαθοὺς ἄνδρας ἑστιασάμενος
Ἥκω —

die Verbindung von ἐς φίλους φίλοι in dem Gedanken des erstern dieser Sprüchwörter weiset übrigens auf die im dritten Vers unsers Fragments nöthige Verbesserung hin, welches wir nach den vorangeschickten Bemerkungen so lesen würden:

Πολλόν δέ πίνων καὶ χαλίκρητον μέθυ,
Ὧν οὔτε τῖμον εἰσενέγκας, οὔτε μὴν
Κληθεὶς ἐπῆλθες οἷα δή φίλος φίλοις.
Ὀλοή δε γαστὴρ σοί νοόν τε καί φρένας
Παρήγαγεν μὲν εἰς ἀναιδείην....

die Aenderung des Ἀλλά in Ὀλοή wird dem der Paläographie Kundigen nicht hart erscheinen. Παρήγαγεν mit μέν in Bezug auf ein δέ, das mit dem übrigen vorangegangen.

lochus überall den Mann finden, der die Arbeiten seiner Vorgänger mit Sorgfalt benutzt, und aus eigener Belesenheit, und durch genaue Sachkenntniß die behandelten Gegenstände weiter, und der Entscheidung näher bringt, wie auch gegen das Einzelne noch weiter Zweifel Statt finden. Den Beschluß macht ein Verzeichniß von hundert acht Schriftstellern, aus denen die Bruchstücke des Archilochus sind gesammelt worden.

Diese selbst beginnen p. 55 ff. mit neun und zwanzig Stellen aus den Trimetern. Jedem Bruchstück ist, außer der metrischen Uebersetzung, gleich beygedruckt, was der Verfasser zur Erläuterung des Sprachgebrauchs und anderer Schwierigkeiten gesammelt, oder zur Verbesserung verdorbener Stellen versucht hat. Jene Erläuterungen sind offenbar der schätzbarere Theil seines Kommentars, das Kritische unterliegt schon seiner Natur nach mehrern Ausstellungen, und Recensent glaubt, den Dank des Verfassers und der Freunde der griechischen Poesie zu verdienen, wenn er auf Einzelnes aufmerksam macht. Die meisten Ausstellungen finden gegen das Metrische Statt, indem der Verfasser, ohne Anstoß zu nehmen, Hiatus und Füße in den Versen zurückläßt oder hineinbringt, welche der sorgfältig ausgebildete trochäische und jambische Rhythmus, die reine Form desselben verschmäht. Die unverdorbenen Bruchstücke dieser Gattung zeigen offenbar, daß Archilochus jene Form ausgebildet, und die Muster aufgestellt hat, welche die attische Bühne in ihren gehaltenern Gattungen, dem satyrischen und tragischen Drama, nur mit allmählicher Einführung des attischen statt des jonischen Dialektes gefolgt ist. Manches dieser Art läßt sich durch veränderte Rechtschreibung in Ordnung bringen, wie Fragm. XXXI, 1: θυμέ, θύμ' ἀμηχάνοισι κήδεσι κυκώμενε l. κήδεσιν, Fragm. XXXV, 1 κύμασι ταρασσεται, LXIII, 1 παρήειρε φρένας l. παρήειρεν φρένας, da die hier Statt findende Position nur in dem epischen Rhythmus zuläßig ist. LIX, 2 ὡς ἄρ' ἀλώπηξ und LX, 5 τῷ δ' ἄρ' ἀλώπηξ l. ὡς ἆρ' ἀλώπηξ und τῷ δ' ἆρ' ἀλώπηξ, und vergl. Hermann ad Aristoph. Nubb. 142, 1028 und Böckh notae Critt. ad Pind. p. 394 über ἆρα außer der Frage. Anderes fügt sich durch Anwendung der Kresis, wie Fragm. LXIX, 2 αὐτός τε καὶ Ἰόλαος αἰχμητὰ δύο l. αὐτός τε κἰόλαος κ. τ. λ. und zwar κἰόλαος wie κἶσος, κἰσοκράτην statt καὶ ἶσος, καὶ Ἰσοκράτην, oder durch Vertauschung der Form, wovon in den folgenden Mehreres vorkömmt. Selbst bey Anführungen aus andern Schriftstellern wünschten wir Uebelstände der Art vermieden, wie p. 110 im hesiodischen Verse: Ῥεῖα (l. Ῥέα) μὲν γάρ βριάει, ῥεῖα (l. ῥέα) δέ βριάοντα χαλέπτει. — Indeß ist auch in dieser kritischen Hinsicht das Buch nicht ohne Verdienst, und enthält eine nicht un-

epischen Rhythmus widerstrebt, setzt er in eine S. 7 angeführte Stelle des Scymnus Ἀπὸ τοῦ Θάσου καὶ τοὔνομ' ὡς νῦν ἔχει (l. ὡς τά νῦν ἔχει) wo er, um den Vers zu füllen, vorschlägt: Ἀπὸ τοῦ Θάσου δὲ καὶ τὸ ὄνομ' ὡς νῦν ἔχει.

XXIX.

Νίκης δ' ἐν θεοῖσι πείρατα

Der Verfasser ergänzt

Νίκης δ' ἔχονται ἐν θεοῖσι πείρατα

nach Homer Il. 7, 102

Αὐτὰρ ὕπερθεν
Νίκης πείρατ' ἔχονται ἐν ἀθανάτοισι θεοῖσι

die verglichene Stelle ist allerdings entscheidend; doch fordert der Rhythmus, aus ihr zu ergänzen:

Νίκης δ' ὕπερθεν ἐν θεοῖσι πείρατα.

XXX.

1. Χρημάτων ἄελπτον οὐδέν ἐστιν, οὐδ' ἀπώμοτον
Οὐδὲ θαυμάσιον· ἐπειδὴ Ζεὺς πατὴρ Ὀλυμπίων
Ἐκ μεσημβρίης ἔθηκε νύκτ' ἀποκρύψας φάος
Ἡλίου λάμποντος· λυγρὸν δ' ἦλθ' ἐπ' ἀνθρώπους δέος.
5. Ἐκ δὲ τοῦ οὐκ ἄπιστα πάντα κἀπίελπτα γίνεται
Ἀνδράσιν· μηδεὶς ἔθ' ὑμῶν εἰσορῶν θαυμαζέτω,
Μηδ' ἵνα δελφῖσι θῆρες ἀνταμείψονται νομὸν
Ἐνάλιον, καί σφι θαλάσσης ἠχήεντα κύματα
9. Φίλτερ' ἠπείρου γένηται, τοῖσι δ' ἡδὺ ἦν ὄρος

Auf diese Weise hat der Verfasser das Bruchstück ganz nach dem Stobäus abdrucken lassen, und von den darin nöthigen Aenderungen nur im zweyten Verse ἐπειδή nach Brunck statt ἐπειδάν aufgenommen. Vers 4 war durch Aufnahme von ὑγρόν statt λυγρόν, was Valckenär vorgeschlagen, dem Verse zu helfen; was auch früher Jacobs und Hermann mögen geglaubt haben, jetzo wird Niemand einen Spondeus in ungleicher Stelle des Trochäus als richtig zulassen. Auch bezieht sich die aus Hermann angeführte *licita correptio* nicht auf λάμποντος· λυγρός, wo sie nicht Statt finden kann, sondern auf V. 8 ἠχήεντα κύματα, wo die Verkürzung des langen Vokals vor einem andern Vokal im Worte, eben so wie Fragm. XXXIV V. 2, τοῦ ζωοῦ διώκομεν nicht auffallen darf. — V. 5 wird οὐκ ἄπιστα in Schutz genommen. Der Rhythmus in τοῦ οὐκ ἄπιστα ließe sich mit der Synizese halten, und brauchte man nicht mit dem Verfasser hier als an einem Dactylus Anstoß nehmen; aber γίνεται (oder vielmehr wie wir überall, trotz des angeblichen Jonismus, schreiben würden γίγνεται) οὐκ ἄπιστα πάντα heißt offenbar: „es geschieht alles nicht unglaubliche, d. h. alles glaubliche ge-

V.

Οὔπερ πρὸς αὐλὸν βρύτον ἢ Θρήϊξ ἀνὴρ
Ἢ φρὺξ ἔβρυζε, κύβδ' ἔην πωλευμένη.

So schreibt Herr Professor Liebel nach Toup, den verdorbenen Text des Athenäus: ὥσπερ αὐλῷ βρύτον ἢ Θρᾷξ ἀνήρ ἢ φρύξ εβρυζε κύβδ' ἦν πονευμένη, doch läßt βρύτον (υυ) den Vers um eine Sylbe zu kurz, sodann kann weder βρύτον βρύζεις, noch κύβδα εἶναι, oder κύβδα πωλεῖσθαι verbunden und verstanden werden. Man lese:

Οὔπερ πρὸς αὐλὸν ἢ βρύτῳ Θρήϊξ ἀνὴρ
Ἢ Φρὺξ ἔβρυαζε, κύβδ' ἐπῆν πονευμένη.

VI.

Ὦ Ζεῦ, πάτερ Ζεῦ· σὸν μὲν οὐρανοῦ κράτος
Σὺ δ' ἔργ' ἐπ' οὐρανίων καὶ ἀνθρώπων ὁρᾷς
Λεωργὰ κἀθέμιστα, σοὶ δὲ θηρίων
Ὕβρις τε καὶ δίκη μέλει.

Im zweyten Verse kann ἐπί nicht zu ὁρᾷς gezogen werden, sondern gehört mit zurückgezognem Accent zu ἔργα. — Der arge Hiatus in καὶ ἀνθρώπων wird durch Einsetzung von τε und den Gebrauch der Kresis gehoben. Im dritten Verse verlangt der Sinn καὶ θεμιστά gleichbedeutend mit der andern Leseart καὶ ἀθέμις, wenn wir die Götter nicht als Uebelthäter denken wollen, zumal da auch im Folgenden ὕβρις und δίκη im Gegensatz stehn. Endlich ist im ersten Verse die Erwähnung der Herrschaft des Zeus über Himmel und Erde οὐρανοῦ καὶ γῆς wegen des Folgenden unumgänglich, und für den Zusatz wird Raum, wenn aus Eusebius ὦ Ζεῦ ohne πάτερ Ζεῦ geschrieben wird. Wir lesen also:

Ὦ Ζεῦ τεόν μὲν οὐρανοῦ καὶ γῆς κράτος
Σὺ δ' ἔργ' ἔπ' οὐρανίων τε κἀνθρώπων ὁρᾷς
Λεωργά καὶ θεμιστά. σοὶ δὲ θηρίων
Ὕβρις τε καὶ δίκη μέλει.

XXV.

Ἀλλ' ἄλλος ἄλλῳ καρδίην ἰαίνεται

In solcher Verbindung kann ἀλλ' vor ἄλλος ἄλλῳ wohl kaum ἀλλά seyn, sondern jeder wird sogleich an ἄλλο oder ἄλλα denken. Daher scheint zu schreiben.

Ἄλλ' ἄλλοτ' ἄλλος καρδίην ἰαίνεται

XXVII.

Τρίαιναν ἐσθλὴν καὶ κυβερνήτης σοφός.

Herr Professor Liebel ergänzt χερσὶ δέ ὁ Ποσειδάων ἔχων, was wenigstens χερσὶν δ' ὁ Ποσειδάων ἔχων heißen müßte. Denselben Hiatus des Artikels, welcher in dieser Art selbst dem

epischen Rhythmus widerstrebt, setzt er in eine S. 7 angeführte Stelle des Scymnus Ἀπὸ τοῦ Θάσου καὶ τοὔνομ' ὡς νῦν ἔχει (l. ὡς τὰ νῦν ἔχει) wo er, um den Vers zu füllen, vorschlägt: Ἀπὸ τοῦ Θάσου δὲ καὶ τὸ ὄνομ' ὡς νῦν ἔχει.

XXIX.

Νίκης δ' ἐν θεοῖσι πείρατα

Der Verfasser ergänzt

Νίκης δ' ἔχονται ἐν θεοῖσι πείρατα

nach Homer Jl. 7, 102

Αὐτὰρ ὕπερθεν
Νίκης πείρατ' ἔχονται ἐν ἀθανάτοισι θεοῖσι

die verglichene Stelle ist allerdings entscheidend; doch fordert der Rhythmus, aus ihr zu ergänzen:

Νίκης δ' ὕπερθεν ἐν θεοῖσι πείρατα.

XXX.

1. Χρημάτων ἄελπτον οὐδέν ἐστιν, οὐδ' ἀπώμοτον
Οὐδὲ θαυμάσιον· ἐπειδὴ Ζεὺς πατὴρ Ὀλυμπίων
Ἐκ μεσημβρίης ἔθηκε νύκτ' ἀποκρύψας φάος
Ἡλίου λάμποντος· λυγρὸν δ' ἦλθ' ἐπ' ἀνθρώπους δέος.
5. Ἐκ δὲ τοῦ οὐκ ἄπιστα πάντα κἀπίελπτα γίνεται
Ἀνδράσιν· μηδεὶς ἔθ' ὑμῶν εἰσορῶν θαυμαζέτω,
Μηδ' ἵνα δελφῖσι θῆρες ἀνταμείψονται νομὸν
Εἰνάλιον, καί σφι θαλάσσης ἠχήεντα κύματα
9. Φίλτερ' ἠπείρου γένηται, τοῖσι δ' ἡδὺ ἦν ὄρος

Auf diese Weise hat der Verfasser das Bruchstück ganz nach dem Stobäus abdrucken lassen, und von den darin nöthigen Aenderungen nur im zweyten Verse ἐπειδή nach Brunck statt ἐπειδάν aufgenommen. Vers 4 war durch Aufnahme von ὑγρόν statt λυγρόν, was Valckenär vorgeschlagen, dem Verse zu helfen; was auch früher Jacobs und Hermann mögen geglaubt haben, jetzo wird Niemand einen Spondeus in ungleicher Stelle des Trochäus als richtig zulassen. Auch bezieht sich die aus Hermann angeführte *licita correptio* nicht auf λάμποντος· λυγρός, wo sie nicht Statt finden kann, sondern auf V. 8 ἠχήεντα κύματα, wo die Verkürzung des langen Vokals vor einem andern Vokal im Worte, eben so wie Fragm. XXXIV V. 2, τοῦ ζωοῦ διώκομεν nicht auffallen darf. — V. 5 wird οὐκ ἄπιστα in Schutz genommen. Der Rhythmus in τοῦ οὐκ ἄπιστα ließe sich mit der Synizese halten, und brauchte man nicht mit dem Verfasser hier als an einem Dactylus Anstoß nehmen; aber γίνεται (oder vielmehr wie wir überall, trotz des angeblichen Jonismus, schreiben würden γίγνεται) οὐκ ἄπιστα πάντα heißt offenbar: »es geschieht alles nicht unglaubliche, d. h. alles glaubliche ge-

schieht, und sollte οὐκ ἄπιστα im Prädikat stehen: alles geschieht als ein nicht unglaubliches, oder alles was geschieht ist nicht mehr unglaublich, so wäre der Sinn schief und schielend; auch verlangte die Sprache dann ἄπιστον οὐδὲν γίγνεται. Jener Sinn aber, den die Worte allein haben können, widerspricht dem Zusammenhange, da gerade nach dem Dichter das Eintreffen des Unglaublichen und Unerhörten zu erwarten steht. Deßhalb kann auch die vom Verfasser später versuchte Aenderung

'Εκ δὲ τοῦ καί πιστὰ πάντα κἀπίελπτα γίνεται

nicht Statt haben, und wird vorn mit Valckenär ἐκ δέ τοῦδ' ἄπιστα πάντα, hiernächst aber πάντ' ἄελπτα mit Wiederholung des πάντα zu lesen seyn.

V. 7 hat Herr Professor Liebel mit Recht die Aenderung von Brunck und Valckenär, μηδ' ἐάν statt μηδ' ἵνα nicht aufgenommen. — Nahe lag das Richtige Μηδ' ἵν' ἂν .... ἀνταμείψωνται νομόν. — Dem Kenner des griechischen Sprachgebrauchs wird jetzo nicht mehr unbekannt seyn, daß ἵνα ἂν niemals Absicht anzeigt, sondern immer in der Relation steht, nicht daß, damit, sondern wo, woselbst, und zwar hypothetisch bey folgendem Optativ, und mit den Konj. wenn bestimmter Fall bezeichnet wird, wie hier: weder wo es geschieht, daß..; wo der Fall eintritt, daß.. V. 8 durfte nicht durch Versäumung der Schreibart ἐνάλιον und σφιν statt εἰνάλιον und σφι der Vers in zwey Stellen mangelhaft gelassen werden. V. 9 τοῖσι δ' ἡδὺ ἦν ὄρος scheint von Jacobs richtig in τοῖσιν ἡδίον δ' ὄρος mit δέ in der zweyten Stelle, wozu Herr Professor Liebel aus dem 94sten Fragm. des Archilochus selbst 'Ογμὸς κακοῦ δέ γήραος καθήκει anführt. Hiernach wäre das Bruchstück vom V. 4 an zu schreiben:

'Ηλίου λάμποντος· ὑγρὸν δ' ἦλθ' ἐπ' ἀνθρώπους δέος
'Εκ δέ τοῦδ' ἄπιστα πάντα, πάντ' ἄελπτα γίγνεται
'Ανδράσιν· μηδεὶς δ' ἔθ' ὑμῶν εἰσορῶν θαυμαζέτω
Μηδ' ἵν' ἂν δελφῖσι θῆρες ἀνταμείψωνται νομὸν
"Ενάλιον, καί σφιν θαλάσσης ἠχήεντα κύματα,
Φίλτερ' ἠπείρου γένηται, τοῖσιν ἡδίον δ' ὄρος

Auch vermissen wir die Anführung des großen pindarischen Bruchstückes auf eine Sonnenfinsterniß, so wie bey Fragm. XXXII die Erwähnung von Sophokles im Aj. V. 131 ff., welche Stelle nach der archilochischen gebildet ist, und die um so weniger fehlen durfte, da aus ihr die Konjektur κλίνουσι, statt κινοῦσι Bestätigung erhält. Doch sind solche Auslassungen bey unserm Verfasser selten, der gewöhnlich aus dem Schatze einer wohlgeordneten Belesenheit das Erläuternde und Aehnliche zu vergleichen nicht unterläßt. Ist übrigens im letztgenannten Fragment

am Schlüsse *καὶ βίον χρήμῃ κλανᾶται* richtig, so ist beym folgenden *καί νόον παρήορος* anzunehmen, daß man nur den Anfang eines Satzes, das Subjekt desselben hat, zu dem das Prädikat verloren gegangen ist.

XXXII, 2, 3.

Χάριν δὲ μᾶλλον τοῦ ζωοῦ διώκομεν,
Ζωοὶ ἀνθρώπων· κάκιςα τῷ θανόντι γίνεται

Zu Anfange des letzten Verses beleidiget der Hiatus, und in der zweyten Hälfte desselben der Mangel an Verbindung, der dadurch entsteht, daß der Verfasser *δέ* nach *κάκιςα* mit Hermann gestrichen hat. Füglicher fehlt der Artikel vor *θανόντι*, und wir lesen den ganzen Vers:

Ζῶντες ἀνθρώπων· κάκιςα δ᾽ αὖ θανόντι γίγνεται.

XXXVII.

Τοῖος ἀνθρώποισι θυμὸς, Γλαῦκε Λεπτίνεω πάϊ,
Γίνεται θνητοῖσ᾽, ὁκοῖον Ζεὺς ἐφ᾽ ἡμέρην ἄγῃ.

Hier ist *Λεπτίνεω πάϊ* mit Küster statt *Λεπτίνεω παῖ* geschrieben, vielleicht wäre *Λεπτίναο παῖ* richtiger. Im zweyten, wo der Anfang *γίγνεται θνητοῖς* ohne Apostroph zu schreiben, bezieht der Verfasser *ὁκοῖον* auf *θυμός*, und übersetzt Jupiter qualem (animum) supremus tribuit illis in diem; doch gesetzt, *ἐφ᾽ ἡμέρην* ließe sich in dieser Bedeutung vertheidigen, ähnlich dem *Καθ᾽ ἡμέραν τὴν νῦν* in Sophokl. Oedip. Col. 3, so bleibt der Gedanke doch matt: »die Stimmung des Menschen ist wie sie ihm Zeus für den Tag gewährt.« Wie sollte sie anders seyn, wenn Zeus einmal der Ordner der Welt ist? Dazu wäre der Schmuck der Rede *Ζεὺς θυμὸν ἀνθρώποισιν ἐφ᾽ ἡμέρην ἄγει* ungehörig, und für so gewöhnlichen Gedanken ungewöhnlich. Endlich gestattet die homerische Stelle, Odyss. 6, 135,

Τοῖος γάρ νόος ἐςιν ἐπιχθονίων ἀνθρώπων
Οἷον ἐπ᾽ ἦμαρ ἄγῃσι πατὴρ ἀνδρῶν τε θεῶν τε

welcher die archilochische nachgebildet ist, keine andere Verbindung als *οἷον ἦμαρ ἐπάγῃσιν κ. τ. λ.* »So ist die Stimmung des Menschen, wie der Tag, welchen Zeus ihnen herauf führt,« so daß kein Zweifel, daß der Vers zu lesen.

Γίγνεται θνητοῖς, ὁκοίην Ζεὺς ἐφ᾽ ἡμέρην ἄγῃ

XXXVIII.

Ὡς Διωνύσοι᾽ ἄνακτος καλὸν ἐξάρξαι μέλος
Οἶδα κ. τ. λ.

Διωνύσοι᾽ statt *Διωνύσοιο* ist auf keinen Fall zuläßig. Vergleiche Hermann ad Orpheum, und der Hiatus in *Ὡς Διω-*

νύσου ἄνακτος bey einem jonischen Dichter, vor einem ursprünglich digammirten Worte so wenig anstößig als vor dem Dativ οἱ, oder die offene Sylbe in ἄελκτον, ἀελπτίῃ u. a.

XLII.

Ἤμβλακον, καί πού τιν᾽ ἄλλον ἦτ᾽ Ἄτη κιχήσατο

Der Vers ist falsch, weil Ἄτη zweymal lang ist; auch sieht man nicht was in ἤ τε die Copula nach ἤ solle, denn es konnte kein zweytes Subjekt zu κιχήσατο gehören, da die Stelle selbst, und noch mehr die homerische, welcher sie nachgebildet ist, Il. 7, 9, zeigt, daß der Ate allein der Dichter seinen Fehler beylegt. Auch in den Jamben, welche Herr Professor Liebel versucht,

. . . Ἤμβλακον
καί που τιν᾽ ἄλλον ἦτ᾽ Ἄτη κιχήσατο

kehrt der Fehler wieder. Man lese demnach, zugleich mit Berichtigung der Orthographie

Ἤμβλακον, καί πού τιν᾽ ἄλλον ἡ Θεά ᾽κιχήσατο,

so daß der Name der Göttin in dem Gedichte selbst entweder aus dem Zusammenhange verstanden wurde, oder im zunächst Folgenden noch beygesetzt war.

XLVI.

Καί φρονεῦσι τοῖ᾽, ὁκοῖοι ἐγκυρέωσιν ἔργμασιν

Auch hier deutet der Hiatus auf falsche Leseart, und die Erklärung von καὶ τοῖα φρονεῦσι, was der Verfasser mit Unrecht dem τοῖα καί φρονεῦσι gleich setzt, und durch τοῖα καί εἰσιν αὐτά τὰ ἔργματα, ἃ φρονοῦσιν, κακὰ καὶ ἀγαθά erläutert, kann nicht befriedigen. Was soll ἔργματα φρονεῖν heißen? und wie können die Thaten nach Maßgabe des φρονεῖν, bedeute dieses, was es will, gut oder schlecht seyn? der Vers findet sein Erläutertes allerdings in dem pseudoplatonischen Eryxias, wo er S. 70 angeführt wird: Ὁκοῖοι γὰρ ἄν τινες ὦσιν οἱ χρώμενοι, τοιαῦτα καί τὰ πράγματα αὐτοῖς ἀνάγκη εἶναι· καλῶς δ᾽, ἔφη, δοκεῖ μοι καὶ τὸ τοῦ Ἀρχιλόχου πεποιῆσθαι καί φρονεῦσι κ. τ. λ. — In dieser Stelle sind πράγματα, die Umstände, die Lage eines Menschen, und diese empfängt ihren Charakter allerdings von demjenigen, welcher sich in ihr befindet: im wohlgeordneten und starken Sinn wird einer jeder, auch der ungünstigen eine ihm gemäße Seite abgewinnen, und ihr gemäß sich gestimmt fühlen, und das ist offenbar das φρονεῖν des Dichters, weßhalb nach Anleitung des Stobäus serm. 92 p. 510, der τοι ὁοικοι οἷς hat, zu lesen

καί φρονεῦσι· τοῖ᾽ ὁκοίοις ἐγκυρέωσι πράγμασι,

d. h. wie die Lage ist, auf welche sie stoßen, so ist auch ihr Sinn,

nämlich ihr gemäß, ihr entsprechend. Als Erläuterung kann dienen: Pind. Pyth. 3, 191 ff.

> Σμικρὸς ἐν σμικροῖς, μέγας ἐν μεγάλοις
> Ἔσσομαι· τὸν δ' ἀμφέποντ' αἰεί φρεσί
> Δαίμον' ἀσκήσω κατ' ἐμάν θεραπεύων μαχανάν.

XLVIII.

> Κήδεα μέν στονόεντα, Περίκλεες, οὐδέ τις ἀστῶν
> Μεμνόμενος θαλίῃς τέρψεται, οὐδέ πότοις κ. τ. λ.

Hier ist *μεμνόμενος* von Scaliger statt *μεμφόμενος* geschrieben, nach welcher Analogie der Form, statt *μεμνημένος*, ist uns wenigstens unbekannt; dazu hat Herr Professor Liebel die gemeine Leseart so gut und gründlich vertheidiget, daß man nicht begreift, weßhalb er sie nicht wieder in ihr Recht eingesetzt, und die ungeheuerliche, wenn nicht gar barbarische Form des Scaliger in ihre Richtigkeit zurückgewiesen hat.

LV.

> Πολλὰ δ' εὐπλοΐμου πολιῆς ἁλὸς ἐν πελάγεσσι
> Θεσσάμενοι γλυκερὸν νόστον —

Der Herausgeber schreibt *εὐπλοΐμου* statt des hier sinnlosen *εὐπλοκάμου* nach Hesychius *Εὐπλόϊμος· εὔπλωτος*; doch wünschten wir Beziehung auf das hintere Wort, nämlich εὐπλοΐμοις πολιῆς ἁλὸς ἐν πελάγεσσι. Wird ferner am Ende νόστον ἐρυσσάμεθα ergänzt, so wird der Vers und der Sinn vollständig.

LXIV.

> Εὖ τοι πρὸς ἄεθλα δῆμος ἀθροίζεται
> Ἐν δέ Βατουσιάδης.

Hier ist *εὖ τοι* offenbar fehlerhaft; denn was soll das Adverbium bey ἀθροίζεσθαι, wie soll man sich, das wohl bey einer so einfachen und auf hergebrachte Weise Statt findenden Sache, wie das Versammeln zu den Festspielen ist, denken? dazu erleidet hier *ἄεθλα* füglich die Kresis. Der Vers ist zu lesen

> Ἐντ' οὖν πρός ἆθλα δῆμος ἀθροίζεται κ. τ. λ.

LXXIV.

> Ἔρξω -- ἐτήτυμον γάρ ξυνὸς ἀνθρώποις Ἄρης

Der Verfasser schlägt zur Ergänzung des Verses ἔρξω ὧδ', oder ἔρξω οὖν vor, wodurch wir wieder einen unzuläßigen Hiatus bekommen. Man lese

> ἔρξον ὧδ' ἐτήτυμον γάρ κ. τ. λ.

LXXV.

Ἐν δ' ἐπίςαμαι μέγα,
Τὸν κακῶς τι δρῶντα ἀνταμείβεσθαι κακοῖς

»Nimirum ad metrum jambicum sic seduxeris

... ἐν δ' ἐπίςαμαι μέγα,
Κακῶς τι δρῶντα ἀνταβείβεσθαι κακοῖς,

vel

Τὸν δρῶντά τι κακῶς«

von welchen Versuchen der erstere unrhythmisch ist. Es scheint in der Mitte ein Epitheton zu fehlen, etwa

Τὸν κακῶς τι δρῶντα πικροῖς ἀνταμείβεσθαι κακοῖς,

ohne daß sich gerade das hier gebrauchte verbürgen ließe.

LXXVIII.

Τιμῶμαι αὐτὸν ἐν μισθοφόρου καί τοῦ τυχόντος ςρατιώτου μοίρᾳ.

Dieses unrhythmische Bruchstück hat der Venediger Schol. zu Il. 9, 378 *τίω δέ μιν ἐν καρὸς αἴσῃ ἀπὸ τῶν καρῶν, οὓς ἀεί λοιδορεῖ ὁ ποιητής, οἷον ἐν μοίρᾳ καρός, οἱονεὶ δούλου. Ἀρχίλοχος δέ· Τιμῶμαι κ. τ. λ.* Hierzu bemerkt der Verfasser: »Forte jambos sic restituas:

Τιμῶμαι αὐτὸν μισθοφόρου ἐν τάξει καί τοῦ τυχόντος ςρατιώτου«...

von welchen der erstere Vers zwey Hiatus, der andere aber in der zweyten Dipodie einen Daktylus und Spondeus hat. Offenbar ist, daß die Archilochische Stelle *Καρὸς* zu *μισθοφόρου* enthielt, weil sie sonst nicht zur Erläuterung der homerischen, in der allein die Erwähnung des Kariers auffallen konnte, wäre gebraucht worden. Eben so sicher sind die ganz unpoetischen, der grammatischen Prosa angehörenden Worte *καὶ τοῦ τυχόντος ςρατιώτου* Zusatz des Scholiasten zur Erläuterung des *καρός μισθοφόρου*. Dieses vorausgesetzt, ist das Einfachste, das Archilochische der Stelle so zu lesen:

Τιμῶ μὲν αὐτὸν ἐν Καρὸς
Μισθοφόροιο μοίρᾳ.

LXXXVIII.

Θάσον δὲ τὴν τρισοϊζυρὴν πόλιν

LXXXIX.

Ἀσίης καρτερὸς μηλοτρόφου

Diese unvollständigen Verse scheinen zu ergänzen

Θάσον δ' ἔναιον τὴν τρισατυρὴν πόλιν,

und

Ἀσίης δ' ἁπάσης καρτερὸς μηλοτρόφου

nach der vom Verfasser angeführten Stelle des Aeschyl. Pers. 760. Ἕν' ἄνδρ' ἁπάσης Ἀσιάδος μηλοτρόφου ταγεῖν κ. τ. λ.

Hiermit beschließen wir die Bemerkungen über einzelne Bruchstücke. Die übrigen, von uns übergangenen Fragmente, bey weitem die größere Zahl, boten zu ähnlichen keinen Stoff, und Recensent stimmt demnach dem bey, was der Herr Verfasser zu ihrer Erläuterung und Berichtigung aufgestellt hat.

Von CXXXIII bis CLXXXVI folgt eine Reihe von Erklärungen einzelner schwieriger Worte, welche bey den Grammatikern aus Archilochus angeführt werden, und die Lexilogie der griechischen Sprache erhält hierdurch einen sehr schätzbaren Beytrag zur Aufhellung dunkler und fast erloschener Gestalten alterthümlicher Wortbildungen.

Den Schluß des Werkes, an dem wir ungern ein vollständiges Wortregister vermissen, machen acht griechische Gedichte des Verfassers, von denen wir einige kleine wohlgelungene Epigramme hier mittheilen.

Εἰς Στόλλον τὸν ἰατρόν.
Τῷ ἀΐδι Στόλλον θάνατος προσίαψε, φοβηθείς,
Τέχνῃ τοῦδ' ἀνδρὸς μὴ νεκύων ἀπορῇ.

Εἰς Γαβριήλην τὴν ποιητρίαν.
Ἔκλυε Μνημοσύνη Γαβριήλης τῆς μελιφώνου.
Ἆρ' ἔτεκον Μούσας, εἶπεν, ἔγωγε δέκα;

Schlüßlich bezeugen wir dem Verfasser unsern Dank für die im Ganzen wohlgelungene Ausführung seines rühmlichen Unternehmens, wodurch in der griechischen Literatur einem langgefühlten Bedürfnisse abgeholfen, und eine sehr merkbare Lücke in ihr ausgefüllt wird. Zugleich dient das schätzbare und gelehrte Werk zu einem erfreulichen Beweise, daß die gründliche Bearbeitung des klassischen Alterthums in dem österreichischen Kaiserstaate nicht erloschen ist, und daß es nur günstiger Gelegenheit und ihrer Benutzung bedarf, um dem Vaterlande der Lambecius, Eckhel, Locella in diesem wichtigen und interessanten Gebiete des gelehrten Wissens den ihm gebührenden Rang zu sichern, dessen es sich ohne wachsenden Nachtheil auf die Dauer nicht entäußern kann.

Friedrich Thiersch.

Art. VI. 1. Der Edel stein, getichtet von Bonerius. Aus Handschriften berichtiget und mit einem Wörterbuche versehen von Ge. Fr. Benecke. Berl. Realschul-Buchh. 1816, gr. 8. S. XL. 488.

2. Wigalois der Ritter mit dem Rade, getihtet (s) von Wirnt von Gravenberch; herausgegeben von Ge. Fr. Benecke. Erster Druck. Berlin, bey Reimer, 1819. kl. 8. S, XLIV und 767. Das Gedicht, 11708 Verse enthaltend, bis S. 429.

I. Kein altdeutsches Denkmal — wie dieß schon in dem Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten von Jördens sogleich in die Augen fällt — hat seit dem achtzehnten Jahrhundert so vielfältiger Aufmerksamkeit sich zu erfreuen gehabt, als die erst später unter dem Namen Boner's bekannt gewordene Fabelsammlung, von der uns Herr Benecke hier eine so schöne Ausgabe geliefert hat. Da wir von des Dichters persönlichen Umständen so viel, wie gar nichts wissen: so ist es uns doch lieb, hier gleich die richtige Bestimmung seines Zeitalters voranstellen zu können, welches Lessing irrig eben so weit abwärts angab, als es Benecke itzt hinaufrücken möchte, der ihm ohngefähr die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts anweiset, und diesen Fabeln sogar ein noch höheres Alter zueignen möchte, als den vortrefflichen Sinnsprüchen des Frigedank, die ohne allen Zweifel unter Kaiser Friedrich II. noch vor 1230 geschrieben worden sind. Unser Fabelbuch ist einem herrn Johan von Ringkenberg gewidmet; den gleichnamigen Dichter in der Manezze'schen Sammlung setzt Adelung in die Zeit von 1200 bis 1225; nach unsrer Ansicht würde er, aus einer vornehmen Familie stammend, um 1290 — 1320 gedichtet haben. Nun sehe ich aus Leu's helvetischem Lexikon F. 77, 4, daß Peter von Ringgenberg oder Rinkenberg 1304 mit seinen Leuten und Gütern in das Bürgerrecht der Stadt Bern getreten (die Burg Rinkenberg liegt im Berner'schen Amt Interlacken), und daß Johannes v. R. 1330 des Raths zu Bern geworden, und unter der Ritterschaft, welche den Kaiser (Ludwig den Baiern 1327) nach Rom begleitet, der mannlichste gewesen seyn solle ꝛc. Mit dieser Zeit nun stimmt der Charakter der Sprache und des Styls des Bonerius auf's genaueste überein; warum Boner seinem Gönner die Benennung eines erwirdigen Mannes beilegt, und warum er bei den Menezzen ohne den Beisaz her erscheint, darüber wollen wir uns itzt in keine Muthmaßung einlaßen; aber vollkommen paßt jene zu dem rein-moralischen Inhalt seiner dort aufbehaltenen Gedichte. Eben diesem Rinkenberg nun, wahrscheinlich erst nach 1330, widmete Bonerius seine Fabeln, den wir mit Benecke ohne Gefahr zu irren für einen Klostergeistlichen

halten dürfen, worauf, außer des Herausgebers Hinweisungen, auch der Schluß der 97 Fab. deuten mag: Dank hab, der âne si (die wip) mag sin, was damals in ernstem Ton schwerlich ein Weltlicher gesagt haben würde (indessen hatte er in der vorhergehenden Fabel die Frauen auf's beste gelobt); auch Fab. 63 wird gar unglimpflich von ihnen gesagt: Schalkeit sint si alle vol; aber dieses ganze Epimythion legte der kluge Dichter dem Wolf in den Mund.

II. Ueber den Werth dieser Fabeln dürfen wir zu dem, was Gellert und Andre zu ihrem Lobe gesagt haben, wohl kaum etwas hinzufügen. Bei einer durchweg herrschenden großen Anschaulichkeit der Darstellung sind sie, wie es dieser Dichtungsart geziemt, von poetischer Blümelei und einem witzelnden Tone weit genug entfernt; aber, als in Versen geschrieben, kennen sie auch nicht die wortkarge Naktheit jener griechischen, für Kinder geschriebenen Prosa, die Lessing sehr Unrecht hatte für den allein passenden Vortrag der Aesopischen Fabel zu erklären. Boner erkannte wohl, daß der Styl seiner Erzählung den Heischungen seiner Zeitgenossen wenig entspreche, »schlichte Wort' und schlicht Gedicht, die lobt man in der Welt nun nicht;« aber wenn er uns sagt S. 346. »Einfältig aller Orten Und ungeziert sind meine Wort', doch haben sie kluger Sinne Hort,« wo er also nur auf den lehrenden Inhalt dieser Erzählungen hinweiset: so möchte man doch fragen, ob z. B. diese Fabel XX von dem Hündlein, das seinem Herrn liebkoset ꝛc., nicht so allerliebst erzählt ist, daß sie auch in Hinsicht des Ausdrucks auf's vollkommenste befriedigt? Und so auch, wiewohl ein einfacher, natürlicher Ton überall herrscht, ist doch auch in manchen Zügen ein Anflug von Laune und jener Naivetät nicht zu verkennen, die diesen kleinen Erzählungen so wohl ansteht. Kurz, wir dürfen dieses Fabelbuch, worin ich, beyläufig, einige wenige falsche Reime, z. B. S. 146 halbs, als, gefunden — als ein schönes Denkmal unsrer alten Literatur ansehen; durch die zahlreichen in den Epimythien an einander gereihten Denksprüche gehört es der älteren gnomischen Poesie an; in sprachkundlicher Hinsicht verdient es, als ein Denkmal der altschweizerischen Mundart, vorzüglich beachtet zu werden.

III. Wie werth es den früheren Jahrhunderten gewesen, beweisen die vielen noch erhaltenen Handschriften; den Renner und den Barlaam und Josaphat ausgenommen, finden sich vielleicht von keinem einzigen altdeutschen Gedichte mehrere. In von der Hagen's Grundriß sind ihrer 14 nachgewiesen, zu denen, außer der vierten Heidelberger (Nr. 794 s. Wilken) und jenem frühesten Bamberger Druck, noch zwey andere, itzt in der Münchener Bibliothek befindliche, hinzuzufügen sind. Die eine,

aus Ulm, Fol. mit meist leeren Plätzen zu Bildern, fängt an mit der zweyten Fabel; von der 93 sind blos noch die ersten Verse da. Mithin fehlen hier der Prolog, die erste Fabel, dann 94—100, nebst der Schlußrede. Nach Benecke's Zahlen folgen, gerade wie in Bodmer's Ausgabe, die ersten Fabeln so: 2, 3, 6, 7, 9, 12, 4, 5, 8, 10, 11, 13 bis 53; nun fehlen an ihrem Orte (gerade wie in dem Bamb. Druck, der gen. Heidelb. und Zürcher 1424) 54, 56, 59, 64, 66, 71, 75, 83 (91, 90 versetzt). Eben diese ungleiche Folge und mangelnden Fabeln nehmen wir auch in der gleich zu erwähnenden Hds. aus St. Emmeran in Regensburg wahr; bis ein Gegenbeweis erfolgt, wollen wir als wahrscheinlich annehmen, daß alle ähnlichen Handschriften (statt, daß, wie Wilken sagt, jene Fabeln absichtlich ausgelassen wären) sich an eine frühere Ausgabe anschließen, die der Dichter später hier und da änderte oder anders ordnete, und, nebst Vor- und Schlußrede, bis auf 100 vermehrte. Der ursprüngliche Dialekt ist in der Ulmer im Ganzen beybehalten worden, von dem schon weit mehr abweicht die Hds. aus St. Emmeram, um das Jahr 1446 geschrieben: Sie fängt an mit Fabel 2, und endet wie die Zürcher Ausgabe mit Fab. 94. Jede Fabel (bei dem Epimythion allemal eine zeigende Hand) hat ein Gemälde — die von dem Müller, seinem Sohn und dem Esel Nr. 52 hat deren 5; in den lateinischen Noten, etwa vom Jahre 1450, wird jedesmal die entsprechende Fabel des Avianus oder des Aesopus (d. h. des Anonymus des Nevelet) nachgewiesen. Auf dem Bilde der letzten Fabel wird der kunstreiche Pfaffe als »Albertus nigromanticus« angegeben. (Bei der Fabel 84, wie der Fuchs die in Freundschaft verbundenen Thiere trennt, steht die Note um 1514. »Fabula ista tangit *Hieronymum de Stauff*, qui similis inter principes sonabat, et seminare discordias, et ob facinora sua Ingolstadiae decollatus est.«)

IV. Der äußeren Schönheit und Pracht der Ausgabe, welche Benecke gegenwärtig von diesem »Büchlein,« wie es der Dichter nennt, geliefert hat, entspricht dießmal ihr innerer Werth in vorzüglichem Grade. Der hier vollständig erscheinende alte Text ist überall auf's sorgfältigste behandelt (Fabel 95—100 sind in die ältere Schreibweise umgeschrieben, was doch wohl eben nicht gerathen wäre, wenn sie nicht schon in Lessing's Beyträgen aus den Wolfenbütt. Hds. treu geliefert wären); dabei eine strenge Interpunktion; Anmerkungen darunter, nicht zahlreich, aber desto schätzbarer, da sie wirklich schwierige oder solche Stellen erklären, die auch ein nicht ungeübter Leser irrig deuten könnte; von S. 351—70, Belege für die aufgenommenen Veränderungen

des Textes, und bemerkenswerthe Abweichungen der Handschriften; sodann von 373—488 ein höchst schätzbares Wörterbuch, Muster einer philologischen Arbeit der Art, jedes Wort des Verfassers darin wie abgewogen. Unsre Anzeige wird über alles dieses noch besonders Einiges erinnern, da wir itzt zunächst bei den in der Vorrede S. 19 ff. aufgestellten Grundsätzen der altdeutschen Verskunst zu verweilen haben. Hier heißt es II. »Männliche und weibliche Ausgänge der Zeilen (warum nicht Reime?) wechseln willkürlich, und die letzte kurze Sylbe gilt nichts.« Diese letzten Worte sind auf jeden Fall nicht klar ausgedrückt. IV. »Ausnahmen sind jambische Zeilen von sechs« (vielleicht nur an zwey Orten, S. 23. Der frôs zer muse sprach, und S. 92. Sin herren sach er an, wo sin in sinen umzuändern ist, sonst, da der Vorreim ist Der hunt do süfzen began, wäre ja gegen Benecke's eigne Regel I. gefehlt), »und trochäische von fünf Sylben« (wiederholt V.). Im Bonerius kömmt ein solcher Vers von fünf Sylben so wenig vor, wie irgend bei einem andern guten Dichter; jeder trochäische Vers muß mindestens sechs Sylben haben. Zwar steht bei Boner ein einzigesmal 10, 15. Würde sin geslécht (so nämlich die Zürcher 1424); man lese hier aber mit der Ulmer sin geslechte und gebrechte, so ist des Dichters Versmaß ganz unverletzt. VI. Hier wird von Choriamben, Antispasten u. s. w. in Beziehung auf des Bonerius Verse geredet, welche Terminologie uns hier durchaus unfüglich scheint. Es läßt sich hier Alles am besten auf die Zahl und Art der Hebungen zurückführen, wo denn in den jambischen Zeilen (die wir nur darum so nennen, weil sie mit einer kurzen und einer langen Sylbe beginnen), die als kurz geltende Sylbe, wie ein bloßer Vorschlag oder Auftakt genommen wird. Hiernach hat der kürzeste trochäische Vers drey Hebungen (die Anzahl der Sylben richtet sich nach dem männlichen oder weiblichen Ausgang oder Reim), Wér mer éren wólde (w); der kürzeste jambische ebenfalls drei Hebungen: denn ér begéren sólde (w, selten m), der längste vier: Ein hértes wórt das ander treit (m); Als wás dem ritten óuch beschéchen (w). Welche Sylben nun in die Hebung und den Fall kommen dürfen, das läßt sich weit einfacher durch die Bezeichnung einer langen oder kurzen Sylbe angeben, als z. B. durch »statt der ersten beiden Jamben stehe wohl auch ein Antispast (◡——◡): des schér-huffén nam ménlich wár.« VII statt des vorletzten Fußes steht öfter eine einzige lange Stammsylbe, z. B. in siner hóchen wis-heit, welches sich zu erklären, man hier nothwendig ein verdoppeltes Zeitmaß annehmen muß, wie denn die Holländer fast alle gedehnten Vocale doppelt schreiben; es versteht sich, daß hier für das

Lesen dadurch keine unnatürliche Verlängerung, sondern nur ein nachdrücklicheres Verweilen bey einer solchen Sylbe gemeint ist. Ueber das richtige Lesen altdeutscher Verse gibt Benecke hiernächst noch sehr zweckmäßige Andeutungen.

V. Eines fehlt indessen in dieser Einleitung, was um so weniger umgangen werden durfte, da auch in dem Wörterbuch darauf keine Rücksicht genommen worden ist. Dieß ist die Auszeichnung der Eigenheiten der Mundart, die so entschieden in diesen Fabeln herrscht, und die wir in dem Maße bey keinem der übrigen schweizerischen Dichter der Manezze'schen Sammlung antreffen. Boner's Sprache ist ganz der in seinen Gegenden landübliche Dialekt, ein Umstand, der wieder auf den Stand des Verfassers als Klostergeistlichen hindeutet, wie denn auch, Tauler's hier nicht zu erwähnen, späterhin die katholischen Geistlichen in Baiern, Oesterreich ꝛc., selbst die Hofprediger, ganz in der Sprache des Volkes (vom Pöbel ist die Rede nicht) geschrieben haben. Durch Angabe dieser schweizerischen Idiotismen, in Vergleich mit der feineren schwäbischen Sprache, würde Benecke noch mehr die Nützlichkeit dieser Ausgabe für diejenigen, welche hier mit der Sprache unsrer alten Dichter zuerst näher bekannt zu werden wünschen, gefördert haben. Die reine altschwäbische Sprache weiß nichts von jenem angehängten n an die 1 Pers. der Zeitwörter, wie in Fabel 12 ich liden, ich warten, daz ich furbringen, ich loben dir ꝛc., welches n sich denn auch häufig an die Adj. und Subst. anhängt: dur dinen fralheit; vil der musen. Substantive auf i ausgehend finden sich fast auf jeder Seite: liebi, sin deki, decke, din hirni, kalvi; die Diminutive ohne n, wie ir eselli, ein tierli; die öftere Einfügung des g zwischen zwey Vocale: der zweiger eine; sin eiger (Eier), schrigen, blegen (blähen); die Vermeidung gewisser Consonanten, wie ein voisse henne, min vleis (Fleisch); Aenderung des m in n, nint statt nimt; besondere Zusammenziehungen, wân statt waren, nicht blos im Reim; sodann noch mehrere andere eigne Formen, Schadgen, Schaden thun, wen statt man, diu schalle (Schelle) gehebt ꝛc., endlich bei den anderen Dichtern gar nicht vorkommende Wörter; über dieß alles hätten wir eine genauere Uebersicht, etwa als Einleitung zu dem Wörterbuch gewünscht.

VI. Ueber den Text selbst, der hier durchgängig so correct erscheint, haben wir nach Anleitung des kritischen Anhangs nur weniges zu bemerken gefunden. Auf alle die Abweichungen minder guter Handschriften, deren ein guter Theil in Eschenburg's Erneuerung dieses Dichters 1810 sich befindet, hat Benecke sich nicht einlassen wollen; bei gleich guten Handschriften ist oft

unter solchen kleinen Abweichungen übel zu wählen; da bleibt man denn am besten bei dem ältesten Text und dem, was sich sonst hinlänglich empfiehlt. — Ueber Benecke's eigne Aenderungen hier Folgendes: 18. Ein Fuchs eis mals hungern began; dieses eingeschobene eis mals ist ganz überflüßig, es konnte ihm ja alle Tage begegnen; die Erzählung fängt recht gut an mit: Ein fuchs hungerén begán, oder vielmehr Ein fúchs (statt — ∪) u. s. w. 37, 10. Der stork beslos bald in ein glas *Dú sinen* spise; die was gůt. Wir folgen hier lieber, ohne eigne Aenderung, der Ulmer: Die spise sin, die was vast gůt. 41, 4. Nach dieser Zeile hat die Ulmer noch folgende, die als altes Sprichwort hier im Text wohl einzuklammern wären (Vergleiche 27, 15): Die rinder in dem stalle, Das sint die frúnt (dann) alle. 48, 31, eine in den Handschriften überaus abweichende Stelle; Benecke hat geändert: Hast du nicht ersechen wolDú linlachen? Trúwe, ich solDir zúrnen; das gelobe mir; wohl nicht ausgemacht richtig. Die Ulm. liest: Hast du nicht ersůchet wol Die linlachen? trúw, *ich dir sol* (dieß wollen wir als Aposiopese, oder als damals übliche Redeweise ansehen, wie man noch sagt, Wart' ich will dich!). Ich zürne es (darüber), gloub mir, welcher Vers sich so ergänzt: Ich zúrn es, daz gelobe mir (und so lesen 2 Wolfenb.) 50; nach Vers 54 hat die Ulmer, auch jene Heidelb. noch die Worte: Ich gab mich für einen meister vs, Vnd han gewerkt (gewúrket) gar vmb sus, sie dürften ganz wohl mit dastehen. 72, 27. Dú frowe von der sorge kan; drei Handschriften, auch die Ulm., lesen hier: D. fr. ab der trupffen kam, wahrscheinlich das richtige, wiewohl dieser altschweizerische Ausdruck (offenbar ein gerichtlicher Terminus, den jenes 66. dú frowe, die hie zegegen stat, zeigt an, daß hier die Sache vor dem Richter verhandelt wurde), bei Oberlin ganz fehlt; er gehört wohl zu Stalder's »treiben, eine Schuld von einem andern gerichtlich fordern lassen.« 79, 25. Ieklicher, ist wohl Drf. statt Ieklliches; so ist 76, 25. Das mich gelasset das har, wohl durch Versehen nach gelazzen ausgefallen hat. 87, 43. Noch mag ieman so wise wesen, der —, hier ist unnöthig die verstärkende Negation nieman der Zürcher geändert. 91, 25. *Und* gab im ze essen *vnd warmen* win, wo die Zürch. Und gab im zessen und ztrinken win; die Ulm. liest: *Er* gab im essen vnd tringken gůten win (ezzen geben statt unsers zu essen geben, schon bey Notker S. 157). Statt Benecke's Aenderung könnte auch gelten: Er gab im trinken warmen win, das »zu essen« verlangt der Kontext gar nicht, und des Metrum's wegen können wir's nicht brauchen, da trinken wohl nicht fehlen darf.

VII. In der sonst fast zu modernen Interpunction finde ich es unbequem, daß Benecke in verbundenen Sätzen, wo nach der Eigenheit der alten Sprache im Vordersatz sich etwas als verschwiegen gedacht werden muß, worauf das Anbindewort des Nachsatzes sich bezieht, hier absichtlich alle Interpunction wegläßt, z. B. Wenn der zů hůter ist erkorn Das volk verderbt, so ꝛc. statt: Wenn , dér zu hůter ist erkorn , Das volk ꝛc.; oder S. 5 Sit ŏch die besser sint den ich Von bŏsen zungen Spott leiden müssen: statt: Sit ŏch , die besser sint, denn ich u. s. w. ferner: Wer trúgt vnd lúgt im selber schadet, wo der Nachsatz des Anbindwörtchens entbehrt. Die Interpunction ist doch nur für den minder Geübten, der hier ihren Abgang um so mehr vermissen dürfte, da auch die heutige Schreibweise sie in solchen Fällen (bey den Dichtern) nicht wegläßt. Heben wir nun noch einiges Wichtigere aus. 71, 30. Der von der Schlange Verwundete spricht: »Ich wil gerne komen Für einen richter der gemein.« Si des kamen über ein. Dieß ist fehlerhaft; die Bodm. hat: kamens, mithin ist zu lesen; — für einen richter, der gemein Si (d. h. der mit beider Einverständniß gewählt, unparteyisch ist) Des kamen ſ'über-ein. Von einem Richter der Gemeinde ist hier die Rede nicht. Aus jenem Adjectiv entstund das substantivische ein geminer, arbiter superior, communiter a partibus electus, s. die Stellen bey Haltaus. 81, 45. — Nach minem willen, ungezalt. Hoch in den lůften sint min wege ꝛc. Richtiger: N. minem willen; ungezalt Hoch in d. l. sint min wege; ungezalt heißt nicht zu berechnen. 91, 6. kum sich ieman gehůten mag. Hier sollte kein Punkt, sondern ein Komma stehen, denn das folgende hängt syntaktisch davon ab: si slachent — d. h. nach unsrer Art: mit Mühe nur kann sich Jemand hüten, daß sie ihn nicht rücklings treffen. 95, 55. Der Richter spricht alle diese vier Verse; Benecke gibt irrig die zwei letzteren dem Poeten. 98, 70. Dú biren. Das dike noch geschicht; mir scheint, dieses das ist hier nicht das Demonstrativ dás, sondern das Relativ dás, also nach biren ein Komma. 67, 35. Er wart im bi den oren erkannt; Die waren lang ꝛc. Hier darf nur ein Komma stehen, denn bi den oren, die waren lang, ist, ohne allen Nachdruck, gerade so viel, als bi den langen oren. Auf gleiche Weise sagt Boner, auf einer heide, die was breit, statt auf einer breiten Heide. So löblich übrigens die Zuthat der Interpunction in dieser Ausgabe ist: so würde doch die Beybehaltung der Accente in der Zürcher Ausgabe (wiewohl sie in einer Handschrift um 1330 auffallend sind), von nicht minder großem Nutzen gewesen seyn.

VIII. Wir haben bisher das Verständniß des Textes im Gan-

zen im Auge gehabt; blicken wir itzt auf das, was auf den richtigen Sinn keine unmittelbare Beziehung hat, ich meine die hier obwaltende Orthographie: so müssen wir hierüber Einiges bemerken, was für denjenigen, der für das Wesentlichere der Kenntniß der althochdeutschen Sprache diese Ausgabe benützen will, von geringem Belange, für die strengere Kritik und die vollkommnere Darstellung der alten Werke aber durchaus nicht gleichgültig ist. Benecke hat nämlich in mehreren kleinen Dingen die alte originare Orthographie (Bezeichnung der Sprachlaute) nach eigenen Grundsätzen geändert, die wir keineswegs anerkennen können. Er sagt z. B., nach dem Zwecke der Schriftzeichen könne man sich nicht erlauben, das h bald für h bald für ch, das z bald für z bald für s zu setzen. Aber wie leicht doch ist die Regel zu fassen für die alte Schreibung: jenes h ist h, wo es die Sylbe beginnt; es ist ein ch (Gutturalton), wo es an den vorangehenden Vocal sich anschließt, zu Ende stehend, oder nach sich noch einen Consonant habend. Ueber die Aussprache des End- z sind wir noch nicht ganz im reinen; die beste Regel ist, im allgemeinen, die: wo es noch in den nämlichen heutigen Wörtern z oder tz lautet, lese man es so; da aber, wo es itzt s lautet, lese man es als ß oder scharfes s. Wozu also war es nöthig, daß Benecke straze in strafse, laze in lassen, geniezen in geniefsen, daz gestoze in das gestofse änderte? Mit eben so wenigem Rechte wird die in den besten Handschriften vorkommende Schreibung ph, wo wir itzt pf aussprechen, in dieses umgeschrieben; wer sagt uns denn, daß Boner ein phunt, phäwe nicht wirklich eher so, als wie mit unserm harten p-f gesprochen habe? dort ist das p der lateinischen Wörter in den aspirirten Laut (ph) übergegangen. Hier gelte also doch die nämliche Regel: die Alten schrieben gewöhnlich (die Sylbe anfangend) ph in Wörtern, wo wir itzt pf zu sprechen gewohnt sind, und mit diesem, nur etwas weicheren pf wollen wir denn alle jene altdeutschen ph aussprechen, ohne die Schreibweise der Alten eigenmächtig berichtigen zu wollen; also ändere man nicht kanphes in kampfes, enphangen in enpfangen, phal in pfal ꝛc. So weiß ich auch gar keinen Grund, warum die härteren Consonanten der ältesten Bodmer. Handschrift in weichere geändert wurden: ſi weltin, ſoltin in weldin, ſoldin, so S. 286 wird welt, welti in wöld, wöldi geändert; am übelsten stehen diese weicheren Buchstaben zu Ende, ſold. Es ist nicht blos die alte ächte Orthographie, die unter diesen Aenderungen leidet; denn auch die originäre Aussprache, die die schweizerischen beiden Handschriften uns aufbehalten haben, ist dem Dichter nicht unverkümmert geblieben; diese Localitäten hätte man ihm doch ja lassen sollen. So die dort inhei-

mischen ch in abzuchte, schiohte, und smacht in an, hier gegen k ausgewechselt; vrömdes ist immer in fremdes, mönsch in mensch, torn in dorn, Boner's genützet in genieset geändert worden. Statt sin rugg gibt Benecke rug; nachher min rugge; das ist eben der regelmäßige alte Ursprung unsrer verdoppelten Consonanten zu Ende des Worts, daß das letzte e weggeblieben; rug deutete eher auf den Imperativ rüge, als auf Rücken. Man hätte sogar die tz in stoltzlich, kurtzer, eintzeklich, von hertzen ꝛc. beibehalten sollen, da sie, als Eigenthum der ältesten gleichzeitigen Handschrift, uns andeuten, daß Boner kein Dichter des dreyzehnten Jahrhunderts ist.

IX. Diese willkürlichen Aenderungen beschränken sich nicht blos auf die Rechtschreibung; sie greifen, unbemerkt, sogar in die inneren Gesetze der Sprache ein. Wir haben in diesen Dingen vielleicht, mehr oder weniger, Alle geirrt; desto nöthiger ist es daher, die erst nach solchen Irrthümern gewonnene Wahrheit in ihr völliges Licht zu setzen, damit wir durch alle derley Fälle desto mißtrauischer gegen fernere eigenmächtige Aenderungen und zu voreilige Ausmerzung scheinbarer Unregelmäßigkeiten der alten Sprache werden mögen. Rücksichtlich der Formenlehre hat Benecke sich bey dem Art. oder Pron. die, und diu (div, dü) eine Austauschung erlaubt, die durchaus die Regel der alten Sprache verletzt. (Die auf jene die oder div folgenden oder auch ohne Artikel stehenden Adjective verhalten sich auf ganz gleiche Weise hinsichtlich ihrer Endung in — e und — iv; hat man sich diese Regel einmal gemerkt, so wird man alle die Irrthümer, welche die van der Hagen'schen beyden Ausgaben des Nibelungen-Liedes mit der vorliegenden des Bonerius gemein haben, sogleich wahrnehmen und berichtigen können) Den Nomin. Fem. div, ein gans, du im liep was, ändert Benecke in die (es hätte nicht viel zu bedeuten, wenn er statt dü überall die gegeben hätte), bey dem Accus. hievon die ist umgekehrt gefehlt: Er tot *die* gans, wird in dü verändert; so uf die wise irrig in dü. Fabel 80, das si nicht zwei oder drü (Eier) leit alle tage wird übel in dri geändert, denn drü als Neutr. Plur. steht hier völlig richtig. Der dritte Fehler ist Fabel 28, ovch hort man dik die wisen sagen, da es Benecke in dü ändert. Eben so ist Fabel 81 uf in dü lufte falsch gegeben statt die, man sagte *der* luft, in dü lufte wäre nur dann richtig, wenn es *das* luft geheißen hätte. Benecke ist einigermaßen dadurch entschuldigt, daß in dem Bodmer. Abdruck selbst nicht immer das richtige steht, so z. B. IX. la mir diu ků, und nim diu kuo zesamt dem kalb. 47. diu andern (Füße, Nom. Plur. Masc.); weßhalb Benecke im Wörterbuche sagen mochte: »Dü, die Ungenauig-

keit der alten Schreiber setzte es ganz regellos für die.« (In einem sonst sehr accurat geschriebenen Jahrgang von Laienpredigten aus dem dreyzehnten Jahrhundert steht zum öftesten div, wo es der Regel nach die heißen müßte.) Um das Obige desto sicherer festzuhalten, wollen wir zu eigner Berichtigung aus dieser Handschrift folgende Stellen ausheben; div steht regelmäßig nur im Nom. Sing. der Fem. und im Nom. Accus. Plur. der Neutra; die ist der Plur. der Masc. und Fem. und der Accus. Sing. der Fem. »Daz ir evren průdern, *div* ev leit getan habent, vergebet. — Daz er vns den gewalt vnd *div* chraft gab. — vnd en - mag ev *div* fraeude niemand benemen. (Richtig dagegen: *die* fraeude habent die hiligen, *div* en-wirt in nimmer benomen.) — Josue hiez grozze stein ůber *siv* (die fünf Könige) werffen. In der Stelle: die blumen vnd div sat div grůnent vnd frŏuent sich, ist nicht an unser die Saat zu denken, jenes div sat (eigentlich sate) ist die Mehrzahl von daz sat. So auch im Barlaam ist saete S. 240 nicht, wie das Glossar angibt, »diu saete, die Saat« als Sing., sondern der Plur., die Saaten. Der baierische und österreichische Dialect änderte dieß iu in eu, welches aus Unkunde der Sprache von den Herausgebern oft ganz irrig gelesen wurde; so steht z. B. in den Monum. Boic. XVI, 185. — den see vnd alle*u* haiholtz (der Plur. alleu h.), die darzu gehörent, und auch alle*n* unser*n* aigen leůt, 1731, statt alleu unsereu a. leut, die Mehrzahl von daz leut. — In Wernhers von Tegernsee Gedicht von Maria, worin jene Unterscheidungen trefflich beobachtet sind, steht S. 55: Seit der Hochheilige den Sieg aller Welt zuwege brachte, vnd div helle zebrafte (zusammen stürzte); dieß zebrafte erklärt die Note durch »zerstörte,« wäre nun diese (falsche) Deutung richtig, so wäre div helle fehlerhaft, es müßte ja, als Accus., heißen die helle. Bey den Adjectiven wirkt jene Endung — iu auf den Vocal a der Stammsylbe zurück, da sie ihn beumlautet, z. B. er hat lengů bain und lang fůſ. Oberlin stellt nach diesen weiblichen rc. Adjectiven, ein eltiu gurre, eltiu meit, ganz irrig das Thema elt, als Masculin auf; imgleichen »elliv, ellev, *omnes*,« statt omnia. — Bey Boner haben die Conjunctive der Zeitwörter nicht blos den Umlaut (außer in wurde, wie noch im Oberd.), sondern heben auch im Ausgange das gewöhnliche e in i; Benecke hat dieß durchgängig befolgt, doch nicht immer; 88, 54 steht wurd*en* dú gitigen alle gewert, wo die Zürcher hat wurdin; 72, 6 ist Ich getrúwe, ir súl*lint* wol genesen, unqut in sullent geändert worden, — der vigent steht früher richtig; 70, 57 ist das richtige

vigent bey Bodmer so geändert: wa aber der hus — vigende ist, was ja die Mehrzahl seyn würde.

X. Wir wenden uns nun noch kürzlich zu dem angehängten trefflichen Wörterbuch, welches durch die Zuverläßigkeit und Genauigkeit der Erklärungen, mit Hinweisung auf jede Stelle, alle bis dahin bekannten ähnlichen Arbeiten weit übertrifft. Wenn wir auch über dieses einige Bemerkungen hinzufügen, so ist es nicht, um hier auf Mangelhaftes hinzuweisen, sondern vielmehr, um den Herausgeber und andere Forscher zu näherer gemeinschaftlicher Prüfung einzuladen, da ohne die richtige Bestimmung der Bedeutung der Wörter das Studium der ältern deutschen Literatur ohne Grund und Sicherheit fortschwanken würde. — *das* Ach, kann wohl nicht so bestimmt im Nominat. mit dem Artikel aufgeführt werden, so wenig als diu durft. dú akuft oder dú akúste (dieß doch wohl der Genit. Sing. oder der Plur.) Bosheit ist nicht völlig richtig; akust schließt immer den Willen, zu betrügen, den dolus ein. Als, adv. ganz; es ist dort der contrah. Genit. alles und heißt ganz und gar; so noch die Rheinpfälzer alles — fort, beständig. beruffen? bezaubern: nicht etwa blos, bewältigen? sich blegen, blähen. Die rein schwäbische Form ist bleien, blaien (Maneß. Samml. II, 13); das Partic. ge*blan* in den altdeutschen Wäldern 3, 177. brechen; bricht für, thut einen Angriff; richtiger wohl: sich kundgeben, an den Tag kommen. da, im Text ist mitunter do in da verändert; dieses, ein relatives Bindewort, bedeutet allwo, woselbst; do, da; als darauf, geht immer auf die Zeit. dennoch; »besser getrennt den noch,« und so steht es 74. Ich gelob, im wer nicht worden we, Und het er den noch (gleichwohl, welche Bedeutung hier nicht fehlen sollte) gessen me. Da noch hier in adverbischer Verbindung seine individuelle Bedeutung verliert, so wird besser dennoch, oder doch den - noch geschrieben; so wird man auch mit Recht bi - núte, auf keine Weise, da - von, weßhalb ꝛc. verbinden, statt diese adverbischen Formen getrennt zu schreiben. der in den súnden ist erlaben, von Benecke nicht erklärt. Da labe bei Konrad von Würzb., was von den Schüsseln abgespült wird, bedeutet, so scheint uns erlaben soviel als festkleben, stecken bleiben zu heißen. erlôschen, Prät. erlasch, ist schwerlich der Infinit. dú var; ân allen var, ein poetisches Füllwort, worauf gerade kein Gewicht zu legen, dergleichen ging damals mit in den Kauf, wie so manches Beiwort bei Homer ꝛc. Boner hat eigne solche Wiederholungs-Phrasen, die besonders konnten angezeigt werden. einen (sonst ein*em*) vertragen, auch, ihm etwas verzeihen, nachsehen. *fride 100, 5 sollte in diesem Wörterbuche nicht feh-

len. dů frome, gibt Benecke für diese Zeiten irrig als den Nominativ an zu »schaden unde fromen mit einander han« (Glück und Unglück mit einander theilen); so wie schaden der Accus. von der schade ist, so fromen von der vrome, gewöhnlicher der frum. gehas, zu bemerken, daß es immer bei seyn oder werden nach dem Subst. steht. gelangen, die Ulmer hat hier belangen; jenes auch bei Kaisersberger, gelich; hier fehlt 58, 44. darzu was si der welt gelich; sie paßte gar wohl für die Welt, konnte mit ihr auskommen; so noch im baierischen Jemanden etwas Ungleiches (unliebes) sagen ꝛc. Zu umständlich dort Benecke: »gar nicht für die Abgeschiedenheit von der Welt gemacht.« *das* gemach; durchgängig heißt es sonst der gemach. dů geruoht; wahrscheinlich wird hier zu lesen seyn: für aller welt geruoht; eine Variante gibt Benecke nicht an. »gewer, wahr,« besser: gewere, wahrhaft, zuverläßig. wer, wahr, soll Minnes. I, 123, 130 stehen; S. 130 kömmt es nicht vor; 123 will ich den Umlaut der weren minne gelten lassen, aber in »wie gůt si si, wie iemer *wer*« verbinde ich iemerwer, d. h. von beständiger Dauer. der heimlicher; was Boner in dieser Rangordnung darunter meinte, war wohl kein so wichtiges Amt, als es hier, aus Stalder, angegeben wird. Wir wollen es in der allgemeineren Bedeutung nehmen, wie sie das Vocabular Lucianus angibt: secretarius, ain haimlicher (,) ratweiser. *Irmendrut, S. 148 ein in den alten Gedichten allüblicher Name für die Dienst- oder Kammermädchen. Die Ulm. *liest* statt: Si screi: Irmendrut, belip, »si schrey vnd růffte *der magt*, blip.« kein; hier fehlt die Norm der Unterscheidung, daß kein nur in bedinglichen, conjunctiven Sätzen irgend ein bedeute, während es den Satz anfangend oder absolut stehend genau unser kein ist. Also, ohne die Stelle erst anzusehen, kann man sagen, daß das hier angeführte »uf keinen sin, in irgend einem Betrachte« so nur in einer conjunctiven Wortfolge stehen könne. (So ist es S. 16. Und *wo* dis buch gebresten *hab* Uf keinen sin, den (Gebresten) nem er ab). lingen; das einfache Imperf. statt gelang hat die Ulm. 74, 14. Des weges lang im dester bas. Hier konnte am besten gesagt werden, daß die eine Wolfenb. dafür hat: des weges getzawet im dester bas, und dieses zawen war denn auch im Wörterb. anzuführen. Eben das ist der Fall bei 25, 14. ein tremel, wofür eine Handschrift roling, eine andre rannen, die Ulm. *eine* rǒnen hat; diese gibt meist duch statt vf ein wise, vf ein *matten*. *Liwin hier fehlend, steht in einigen Handschriften, und hat Benecke S. 357 erklärt. 59, 47 des tags mus ich ein kelben tragen (vergleiche bey Westenrie-

der die Hunde prügeln); jene Fabel scheint uns nur aus der einzigen Bodm. Handschrift bekannt zu seyn, sonst würde sich hier statt kelben wohl ein anderes Wort finden. Benecke erklärt es durch Halsband. Ist es etwa das bei Stalder verzeichnete, »die Kämme, hölzernes Halsband (?) für Ziegen rc., um sie anbinden zu können?« — der list, valscher list, Betrug, 39, 4. Vielmehr heißt es auch hier Kunst, aber eine falsche, nicht stichhaltende. dú maget; dú megede, auch besonders aufgeführt, ist nicht der Nominativ, sondern der Genit. und Dat., oder auch der Plur. So steht ja auch bei Boner der megede kint, der Jungfrau Sohn. sich einer Sache massen, »sich in etwas mäßigen;« durchweg heißt es doch, sich von etwas enthalten, davon abstehen. me, mehr. Es heißt aber auch 78, 52 zu Anfange stehend, vielmehr, sondern. das melw, das mel; jenes finde ich nirgens, w tritt erst in der Biegung hinzu, ist also zu dem bei W bemerkten beizufügen. menlich, jedermann. Irgendwo steht bei Bodmer die richtigere Form mencلich, die já nicht in menlich geändert werden darf, — dú Not, und das adverbische mir ist not (im Comparat. nöter) waren hier zu unterscheiden. *númer dumen, hier fehlend, steht S. 168, wo es in nomine domini erklärt ist. Sollte es nicht vielmehr aus dem »nudunu, *age*« in den Doc. Gloss. corrumpirt seyn? In den Stellen, wo ich sonst dieses numerdum gefunden habe, bedeutet es: in was? was denn? pfleger, 62, 5 zwey Amtleute: der ein der ritter pfleger was, der ander schikte alles das rc., zwei verschiedene Aemter, die der Herausgeber hier hätte bezeichnen können, am besten wohl durch Vergleichung des lateinischen Originals. Da Pfleger sonst von einer Kriegsvorsteherschaft nicht vorkömmt, so könnte man fragen, ob hier etwa: der ein, der ritter, phleger was, zu interpungiren wäre? Das Lateinische zeigt jedoch, daß Pfleger der Kriegsleute seine Richtigkeit habe: Civis, eques sub rege vigent; hic praelia regis, Hic *dispensat opes etc.* — setzen; hier fehlt der gerichtliche Ausdruck 95, 15. Do dú sache gesetzet wart, vergl. bei Oberl. die sache *zum recht* setzen. die signust; wäre, wie es von Rechtswegen seyn sollte, hier gedruckt signuft, so sähe man, wie leicht es ein Lese- oder Druckfehler statt signuft seyn könne; für signuft wird es schwerlich Belege geben. — spannen, besser spanen, wegen des Imperf. spien. do mag man gros untrúwe spechen, sehen; »besser wahrnehmen. stán, stehen; das Partic. der vaste stánde 83, 51. sweigen (schweigen machen), Praet. swig.« Dieses swig ist mir wenigstens unbekannt; sweigte, wie es die Regel mit sich bringt, kömmt öfter vor. dú tugent — »Artigkeit, Gefälligkeit« bedeutet das

Wort 66, 8 wol, wie sonst, weniger, als wohlthätige Eigenschaft. twangen, zwängen; in jener Stelle steht: der man twangte sin gewant an sinen lip. Ich glaube demnach, daß man im Inf. nur twengen gesagt habe, was jedoch schwerlich vorkommen dürfte; twingen, er twang steht desto häufiger. — der waltman, der satyr; ja wie wir ihn so aus der äsopischen Fabel kennen; sonst heißt Waltman nichts weiter als silvester, habitans in silva, nach dem Voc. Lucian. wegen, ein Gewicht haben. In dem metaph. Sinn möchte selbst, wo wigen mit mir verbunden ist, weniger das Gewicht haben, als hin und her wägen, bewegen im Gemüthe (die Wage ist ja auch das auf und ab-bewegende), hervorzuheben seyn; daher in den Gloss. Sall. vparuuegani, perpensio. widerhülli, Troß; besser wol: Zank(sucht), Streitsucht.

XI. Der Vorzüge wegen, welche die Beifügung dieses Wörterbuchs der gegenwärtigen Ausgabe ertheilt, wollen wir übrigens auf einen anderweitigen Mangel kein Gewicht legen, um so weniger, da die Sache hier so leicht war. Wir hätten nämlich bei jeder Fabel die (schon in Lessing's Tafel enthaltene) Nachweisung ihrer Quelle in denen des Avianus und jenes Dichters des zwölften Jahrhunderts gewünscht, den wir unter der Bezeichnung des Anonymus des Nevelet kennen (bei den Alten heißt er schlechtweg Aesopus); beide finden sich in der Zweybrücker Ausgabe des vermeintlichen, noch beständig die philologische Welt täuschenden Phädrus. (Nach Lessing's vergleichender Tafel blieben bei Boner noch 25 übrig, von denen er sagt, daß er auf 18 in lateinischen Büchern des Mittelalters nachweisen könne.) Außerdem waren die Vorbilde mehrerer Erzählungen bei Boner in der lateinischen Sammlung »Gesta Romanorum« zu erwähnen. Sodann würde es nicht übel gewesen seyn, die aus dem Frigedank in die Epimythien mit eingemischten einzelen Denkverse (die hier aber alle in gleicher Linie fortlaufen) mit dem Zeichen und der Zahl des Myller'schen Abdrucks kenntlich zu machen. Da die Frigedank'schen Sprüche zu Boner's Zeiten ganz allgemein bekannt waren: so können derley Einfügungen eben deßhalb nicht als Plagiat angesehen werden; es würde zudem gar nicht wohl gestanden haben, diese einfachen Fabeln deßhalb immer mit einer Citation zu beschweren. Der Dichter hatte einen zu richtigen Sinn, um hier selbst den Prediger zu machen, in welchem Falle wir hier in den Nutzanwendungen Citationen aus dem heiligen Augustinus, Bernhardus xc. lesen würden. (Uebrigens mögen die geistlichen Redner, denen zu Liebe auch die Gesta Romanorum geschrieben wurden, dieses Fabelbuch öfter benützt haben, man sehe den Ti-

tel der ersten Heidelberger Handschrift.) Auch die lateinischen Distichen konnten der Vollständigkeit wegen zu Ende beigefügt werden; einige darunter dürften, wie mir scheint, wohl von Bonerius selbst herrühren. Doch wird dieser kleine Abgang den wesentlichen Verdiensten dieses nützlichen Buches gewiß keinen weiteren Abbruch thun, welches unter den wenigen bis 1816 erschienenen unverderbten und sorgfältig behandelten Ausgaben altdeutscher Gedichte eine so ausgezeichnete Stelle einnimmt. Möge daher Herr Benecke eine gleiche, rühmliche und gedeihliche Sorgfalt anderen, noch älteren Denkmälern unsrer früheren poetischen Literatur zuwenden, deren manche in den vorhergegangenen Zeiten, wegen der mangelnden Einsicht und Gründlichkeit der Herausgeber, unsere Literatur mehr belästigt und verunziert, als bereichert und verschönert haben.

2. Wenn die Schönheit und Nettigkeit dieser Ausgabe sich zur Genüge schon der äußeren Ansicht empfiehlt: so wird dieses Vergnügen noch unendlich durch die Wahrnehmung ihres inneren Werthes erhöht, da das Werk in jeder Hinsicht so ausgestattet ist, daß wir ihm unter allen bisher erschienenen Ausgaben altdeutscher Gedichte den Preis zuerkennen müssen. Das Gedicht selbst, aus dem Kreise der Tafelrunder, nach einem vielleicht verlornen altfranzösischen Vorbilde, wird deutlich schon unter den von Baleus angeführten Schriften des Gildas Banchorensis (um 860) bezeichnet, wo neben dem Parcival und dem Ritter mit dem Löwen (de milite leonis, der Iwain), auch unser Wi-galois unter dem Namen des Ritters mit dem Rade (de milite quadrigae) erwähnt wird. Das deutsche Buch würde, ohne alle äußere Nachweisung, schon für sich hinlänglich auf sein Zeitalter hindeuten; der Dichter steht dem Hartmann von Aue und Wolfram von Eschenbach, die er beide nennt, am nächsten; seine einfach-schöne, alterthümliche Sprache und Darstellung zeigt, daß die Kunst noch zu jener Ausbildung nicht gediehen war, der sie nun sofort durch Gotfrid von Straßburg, Rudolf von Montfort u. a. entgegen geführt wurde. Schon vor vielen Jahren hatte ich der literärischen Stelle aus dem wälschen Gast, der um 1215 gedichtet wurde, in den Miscellan. II. 296, als Denkzeichen beygefügt: »NB. Wigalois fehlt hier noch.« Hätte Thomassin ihn gekannt: so würde er ihn wol ganz vorzüglich dort als Vorbild mit aufgestellt haben, weil in dem Wigalois, wenn irgendwo sonst, der ächte Rittersinn, darstellend sowohl als lehrhaft, sich absviegelt. Die Lesung dieses Gedichts kann keinen andern Eindruck in uns zurücklassen, als daß die Denkungsart des Verfassers, bei dem alles recht ernstlich

gemeint ist, in religiösen Dingen, in Sachen der ritterlichen Ehre, Tapferkeit, Achtung der Frauen ꝛc., ganz von jenem Ritterthum durchdrungen war. Welche Bedeutung der alte, längst untergegangene Ritter-Orden in jenen Zeiten hatte, darüber geben die Denkmäler dieser Art das beste Zeugniß, die uns deßhalb auch zum besseren Verstehen der älteren deutschen Geschichte unentbehrlich scheinen. — Als Poet hat Wirnt manche Vorzüge, so einfach und schwunglos auch von vorn herein sein Styl sich ankündigt, der späterhin einen immer größeren Charakter gewinnt; seine Beschreibungen der durch den Helden überwundenen Gefahren sind vorzüglich gelungen; einzeln treffende Gedanken, schöne Gleichnisse ꝛc. würden dem, der sie ausheben möchte, in nicht geringer Anzahl sich darbieten. Minder gelingen ihm — wiewohl er hierauf sich etwas zu Gute thut, S. 388 — die Schilderungen des prächtigen Anzugs und Aufzugs einer Person, — in welcher Pracht die Folgen der damaligen Verbindung mit dem Orient durchscheinen —, da jene meist zerstückelt, ohne Ordnung und Zusammenhang vorgetragen werden. Derlei Beschreibungen bezeichnen diese Gedichte deutlich als eine Abart der epischen, in denen die behagliche, müßige Schilderung der Gestalt und Kleidung der schönen Königstocher S. 30, in mehr als 200 Versen ein unerträglicher Mißlaut seyn würde. Diesen Charakter haben jene romantischen Gedichte noch ganz auf unsre heutigen Romane fort geerbt. — Die Absätze, allemal mit einem dreifachen Reim schließend, sind hier noch sehr ungleich; bald kurz, bald bedeutend länger; in dem ersten Theil des Wilhelm von Oranse erhielt auch diese Freiheit ihre kunstmäßige Gebundenheit.

Der Dichter, Wirnt von Gravenberch — Gräfenberg, auf dem Wege von Baireuth nach Nürnberg — war ohne Zweifel von ritterlichem Stande, wie wir denn sein Werk als einen Codex des ächten alten Ritterthums bezeichnen möchten. Benecke scheint dem kritischen Geschichtforscher, Hrn. von Lang, beizustimmen, der in einer Urkunde von 1217, bei von Hormayr, über einen Jahr-tag für den Herzog Berthold von Meran, unter den Zeugen (»Eberhart de Frensdorf, Ailbrecht, *Wirt*, Otto de Trupach«) unsern *Wirnt* anzutreffen glaubt. S. diese Urkunde auch in Ussermann's Episcopat. Bambergens. Cod. Prob. p. 143, wo Albrecht Wirth steht. Wir lassen diese Identität vor der Hand dahin gestellt seyn; wichtiger ist eine Erwähnung bei dem Dichter selbst S. 297, wo er — »in seiner frühen Jugend,« sagt Benecke, ohne näheren Grund — als gegenwärtig bei der Klage um den Tod eines Fürsten von Meran sich angibt. Ich hatte geäußert,

daß dieses Herzog Heinrich möchte gewesen seyn, der 1228 zu Grassau am Chiemsee starb, indem ich vermuthete, daß er dort in Gesellschaft des baierischen Herzogs und dessen Familie an einer, etwa auf der Jagd oder im Lanzenspiel erhaltenen Wunde verschieden sey. Benecke nimmt dort den Herzog Berthold IV. an, der 1206 starb, so daß der Wigalois etwa im Jahre 1212 möchte geschrieben seyn. Zuverläßiges läßt sich hierüber dermalen nichts bestimmen, da wir mit der Chronologie unsrer ältesten romantischen Dichter bis 1250 noch so wenig im Klaren sind. Irrig aber scheint mir die hier mit eingreifende Aeußerung des Herausgebers, daß »der Wigalois als die erste Arbeit eines jungen Mannes angekündigt werde.« Wirnt redet in dem für uns etwas unklaren Prolog blos von seiner Ungeübtheit und mangelnden Kunstbildung, die er sich selbst und seinem bequemen Zaudern Schuld gibt.

Ueber die Quellen und anderweitigen Nachbildungen verbreitet sich die Vorrede, wobei es heißt, man könnte etwa eine lateinische Quelle vermuthen; wir haben diese schon anfangs, freilich in einer noch immer räthselhaften Anführung, nachgewiesen. Die alte prosaische Umschreibung unsres Werkes (auch im Frankfurter Buch der Liebe, 1587), die dem Schluß zufolge 1483 vollendet wurde, erschien schon im Jahre 1493 zu Augsburg bei Hans Schonsperger, kl. Fol. Die Bearbeitung des Ulrich Füttrer, Malers zu München, um 1480 scheint Herrn Benecke nach jener Prosa gearbeitet zu seyn; besser legen wir ihr das alte Werk selbst zum Grunde. Es sey mir erlaubt, bei jenem Ulrich hier einen Augenblick zu verweilen. Fast zweihundert Jahre schon hatte man die alten epischen und romantischen Gedichte in immer erneuerten Abschriften fort erhalten, nachdem jener alte Dichtergeist und ihre Sprache, wenn gleich keineswegs die ritterlichen Uebungen, schon beinahe völlig untergegangen waren. Auf einmal erscheint — angeregt vielleicht durch den bekannten Püterich von Reicherzhausen — in Altbaiern ein Mann, der mit so ausnehmender Liebe jene alten Werke studiert, daß er, hiezu durch die gleiche Neigung seines Fürsten, Herzog Albrecht des IV. noch mehr ermuntert, eine ganze Reihe jener alten Abenteuren von neuem in der unter uns noch so wenig wieder versuchten schönen Strophe des Titurel erzählt, und nun, die längst aus dem Leben geschiedenen Redeweisen, Ausdrücke und Wendungen der alten Kunst sich aneignend, unter diese disjectorum membra poetarum die unritterlichen, gemeinen Ausdrücke seiner Zeit, oder seiner bürgerlichen Bildung, sammt allen Härten seiner provinciellen Sprache, einmischt. Seine Arbeiten machen deßhalb, weil wir nur ihn und seinen Fürsten sehen, ohne

daß wir wüßten, daß irgend sonst sein Zeitalter daran Antheil genommen habe (wiewohl es leicht möglich ist, daß Kaiser Maximilian's I. bekannte Liebe zu unsern altdeutschen Gedichten eben durch die Werke des Ulrich Füttrer konnte zuerst geweckt worden seyn), nicht sowohl einen widerwärtigen, als rührenden Eindruck auf uns. — Er war eben mit der Geschichte des Parcifal und Lohangrin zu Ende, wo er noch den Herzog auffordert, das Geschäft ferner in bessere Hände zu geben; sein Werk sey nicht »ausbündig mit Sylben, Zahl und Maß.« —

Auf kunsten pfat ich selten mich han pflichtet,
Als ye taten die weisen,
Darumb der kunst mein werk ist unberichtet.

Hie stet der stam und este
Der lauber gar gesundert;
Ewr gnad rat ich das beste,
Seit dar zu höret etwas mer dann hundert (?),
Euch werd ein man der kunst dazu erkoren,
Der seine wort so blüme,
Daß sein arbeit nicht heiß ein mü' verloren.

Ewr gnad der mangen vindet,
Das ich red ungenött,
Der sichs auch underwindet,
Daß ich scham-kunst-halb sten vor im gerott;
Jörig von Eysenhoven ist der eine,
Und Andre Hesenlocher,
Fürwar sein ticht an kunsten ist nicht kleine.

Hierauf folgt zunächst, als das ander puech, der Wigolays (Wigelais, Wigleis als Vorname öfter in den Monum. Boic., später Wigulejus Hund), mit kurzen Eingang:

Ain stain ist aufgerichtet
Noch mangelnd maniger zier,
Daß er bleib unvernichtet,
Drumb hat ein edler fürst geboten mir,
Daß ich mit frucht und leubern in behenke;
Sein bot (Gebot) ich unterwürfig bin,
Ob auch mein sinn der kunst nicht sey gelenke.
(Mit Urlaub der Leser, hat Rec. die letzte Zeile geändert.)

Nun Anrufung an Maria und ihren Sohn. Den Anfang der Erzählung deuten wir blos an. Gawan, Wigalois Vater, hatte seine Geliebte (Florie von Syrie, nach Wirnt in dem, schwerlich vor 1270 geschriebenen Titurel erwähnt) verlassen, und irrte lange, ehe er aus den Gebirgen den Weg heraus fand. Nun fährt der Maler fort (von dem sich in der Schleißheimer Gallerie noch eine Kreuzigung Christi befindet), s. v. Manlich Beschreibung S. 51), um doch eine Probe dieser Bearbeitung zu geben, die zu einer vollständigen Bekanntmachung nicht geeignet ist; vergleiche Wigalois S. 48. (Man bemerke, daß Ulrich die reimlose Zeile öfter über ihre ursprüngliche Länge ausdehnt, da sie nur drei Hebungen haben sollte.)

Als Gaban schied von lande,
Do sein amia was,
Kurz darnach alzuhande
Die minnikleich ains schönen suns genas,
Des sich freut alles volk im land gemaine;
Zu münster man den jungen trueg,
Wigoleis im Tauf nennt man das kindlein clane.

Es ward mit schöner zuchte
Der Fuege vil gelert
Die her Gabanes fruchte,
Sein freche gier ye ritterschefte gert,
Er im die grauen (Milchhaare) aller erst hersprungen,
Do hort er, daß zu Karidol
Die ritter allzeit nach vil eren rungen.

Er sprach, ich wil gesinden
Mich auch der werden schar,
Ob ich da stat mag finden.
Er gieng nach urlaub zu seiner mueter clar,
Er sprach: frau laß mit ewr gunst beschehen,
Daß ich den chünig zu Pritun
Und auch sein messenei müg schier gesechen.

Sein eren don erclinget
So sueß in meinen oren,
Daß es mir kumer bringet,
Sol ich mein rais verziechen nur bis moren,
Darumb mir dise hofe-rais erlaubet,
Ich kum in kürz wider zu land,
Ja ob mich got meins lebens nicht beraubet.

Diß urlaub seiner mueter
Zu herzen gieng vil nahen,
Da ir sun küen und frueter
Sich von dem land sunst wollt von ir vergahen;
Man bracht ain brünn, die von gestain weit ergleste,
Ein kastelan von Spanien hoch,
Schwert, helm und schilt für not die aller besten.

Zu aller massenеie
Sich urlaubt dieser degen,
Hin rait der schanden freie,
Da ward im nach gewünscht manig rainer segen;
Er kam zu Karidol in kurzen tagen
Zu ainer linden grüene,
Ritter und fraun vil dort zu venster lagen.

Nu band der degen raine
Sein ors zer linden ast,
Und saß auf einem staine,
Vil wenig west der jung und clare gast,
Was dises staines art zu recht mocht wesen,
Kain man im nie genahen mocht,
Er wär dann ganzer tugent auserlesen.

Under all der massenеie
Vil lützel man ir fand,
Die waren so schanden freie,
Daß sie dran greifen mochten mit ir hand;
Artus saß drauf, vom hof gar kainer mere,
Gaban raicht mit der hande dar,
An einer magt verlos er dise ere.

Wie nu das von Gabane
Zum ersten sich ergieng, —
Ein maget wolgetane
Ahn urlaub er mit armen umbe vieng,
Darumb er muest darauf sitzens gar emperen.
Daß ainer an meins herren hof
Zu München läg, wollt ich unmassen geren.

Sein eren-wurz ganz feuchtig
Ist tugent vol gemessen,
Darumb sein wird durchleuchtig
Mit namen wär auch auf den stain gesessen,
Seid sein herz ye nicht dann nur eren gerte;
Gezeug sind deß die besten,
Daß lasters mal sein preise nie verserte.

Als nun die besten sahen
Den helden auf dem stain,
Do ward ain michel gahen;
Künig, darzu die messenei gemain
Entpfiengen do den iungen wolgestalten,
Man fuert in für die künigin,
Do ward mit kus und armen er umbfalten.

Er sprach zu künig Artause:
Hört herr, was mich her bracht,
Ich hort dahaim zu Hause,
Daß ewr ye zum höchsten ward gedacht,
Auch sagt man von der messenei das wunder,
Daß niempt mit preis geleichet
Den, die sitzent alhie zer tafelrunder.

Möcht ich genad des finden
Zu euch und all den werden,
Daß ich mich sollt gesinden
An dieser schar, so möcht mir doch auf erden
Kain ding alsus nach meinem wunsch gezemen,
Die burg von gold auf Kaucasas
Wollt ich für die gesellschaft hie nicht nemen.

Der künig sprach, deß ir geret,
Sollt ir auch stat hie finden,
Ewr preis wirt hie gemeret.
Er bat Gaban, er sollt sichs unterwinden,
Zu ritters fur sollt er in wol besachen,
Zu ainem turnai künftig schier
Wollt er in und noch ettlich ritter machen.

Do fuert man aufs gewilde
Den jungen helden zieren,
Mit sper und auch mit schilde
Tat er sich zu dem turnai so movieren,
Davon des tags vil schilt sich gar zerkluben,
Und daß der sper drunzune
Zerrissen ob im in den luften umb stuben.

Diese Stelle wird das Verhältniß der späteren, bisher nur dem Namen nach bekannten Bearbeitung zu dem fast dreihundert Jahre älteren Original zur Genüge andeuten. Bei der Herausgabe desselben war Herr Benecke zum Glück trefflich unterstützt. Das mit C bezeichnete Manuscript, ein Besitz des Herrn von Groote zu Köln, gehört zu den ältesten und besten Handschriften altdeutscher Gedichte; leider fehlen ihm einmal zwei, dann vier Blätter. Diesen Mangel ersetzte Benecke aus einer zu Leiden befindlichen Handschrift (L) vom Jahre 1372, weil sie zu derselben Familie gehört, ungeachtet sie überall den plattdeutschen Schreiber verräth. Die dritte hier benützte Handschrift ist die Bremer vom Jahre 1356 (auf Papier, und so alt!), mehr in gemein-schwäbischer Mundart. Hier ließe sich nun fragen, ob es nicht zweckmäßiger gewesen wäre, wenn man jene fehlenden Stellen aus dieser Handschrift, versteht sich, alles eigentlich Fehlerhafte verbessert, doch ganz in deren Schreibweise, hinüber genommen, und so einen Theil einer für den Sprachforscher gewiß interessanten, die übrigen Leser wenig störenden, alten Abschrift mitgetheilt hätte, wobei jene Lücken etwa durch die vorn angefügte Bezählung der Verse wären kennbar gemacht worden, statt auf eigne Hand den plattdeutschen Provincialismus in die reine Sprache des Dichters umzubilden. — Noch kommen hiezu die Bruchstücke einer Handschrift von etwa 1290, im dritten Bande der Müllerschen Sammlung; andre noch vorhandene jüngere Kopien scheinen uns mit Benecke für den Text des Gedichts nicht weiter bedeutend; wiewohl sie durch etwaige Austauschung alter, der Erklärung bedürftiger Wörter, für das Verstehen des-

selben, befragt zu werden verdienen mögen. (Was ich über ein einzeles, von B. erwähntes Blatt früher aufgezeichnet habe, würde gegenwärtig kaum der Mittheilung werth seyn.)

Mittels dieser trefflichen Hülfsmittel hat nun Benecke einen auf die sorgfältige Ergründung des Systems der alten Sprache und ihrer Redeweisen gegründeten, auch durch genaue Interpunction wohl behandelten Text geliefert, so rein und unverderbt, wie wir noch von keinem unsrer alten Dichter bis dahin erhalten hatten; daher nun diese Ausgabe ein wahrer Schatz für die Kenntniß der achten Dichtersprache des alten Styls geworden ist, was ohne jene Köllner Handschrift unmöglich gewesen wäre. — Mit welchen Vorkenntnissen ausgerüstet, von welch unverdrossenem Fleiß beseelt, der Herausgeber auch außerdem seinem Geschäft sich unterzogen hat, dieses beweisen die in der zweiten Abtheilung befindlichen Anmerkungen, und das Wörterbuch mit dem so rechtmäßig beigefügten Spruch: »plus habet operis, quam ostentationis.« Jene von S. 433—510 enthalten theils einzele, in irgend einer Beziehung bedeutend scheinende Lesarten, theils Erklärungen schwieriger, und leicht zu mißdeutender Wortstellungen, oder einzeler zur Alterthumskunde des Mittelalters gehöriger Gegenstände, theils Hinweisungen auf Parallelstellen im Iwain &c. Zu jenen schwierigen Stellen gehört unstreitig Mehreres in dem Prolog des Dichters; die Zeilen 54—74 sind auch in Benecke's Erklärung nicht klar, weil diese den eigentlichen Sinn nicht trifft. Wirnt sagt: wiewohl ich von Jugend auf große Neigung zur Kunst gehabt habe: so habe ich es doch bis jetzt darin zu nichts gebracht, mir keine Gönner dadurch erworben &c. (vergleiche S. 214), da ich mich aus Liebe zur Gemächlichkeit so wenig versucht habe, so daß meine Kunst der Welt bis jetzt noch verborgen geblieben; mir ging es, wie dem Reichen, der in seinen Kisten Tausende verschlossen hält, die Niemand genießen kann, da er sie nicht mittheilt. In dem honec ist mir vergeben, sagt Wirnt sprichwörtlich; jenes bequeme unthätige Leben hat mir so großen Nachtheil gebracht (daß er der Zuneigung der Verständigen, der wisen, entbehrt), wo Benecke irrig statt des einfachen Artikels drucken ließ: in *dem* honec — dieß verführte mich &c. — Der innere Zusammenhang des Sinnes in den ersten 144 Versen kann nur durch eine sorgfältige Paraphrase enthüllt werden, wobei wohl zu bemerken, daß die Dichter oft die Nebenbeziehungen voraus setzen, ehe der Hauptgedanke völlig klar hervortritt; diese poetische Konstruction eines größeren Ganzen zeigt sich auch in kleineren grammatischen Stellungen; so V. 105, nachdem er von »den« Uebelwollenden geredet, bei denen seine Erzählung von lobwürdigen Thaten nichts verfange,

fährt er fort: Hie vinde ich anders lones niht, Wan swaz »er« hōret ode gesiht, Des spottet er gerne, swa er mac. Wer ist nun dieses durch er bezeichnete Subject, da ja gerade vorher in der Mehrzahl geredet wurde? Bei Benecke steht hier irrig ein Punct statt ein Komma, denn das Hauptwort, welches der Dichter schon im Sinne hatte, und wovon obiges ganz als abhängig zu denken ist, folgt jetzt erst: Daz ist *des valschen* widerslac u. s. w. — S. 467. Wirnt nennt hier Wolfram von Eschenbach »den wisen, d. h. den Gelehrten;« diese Bedeutung, die Benecke auch sonst angibt, scheint mir nicht die entsprechende. Eschenbach selbst lehnt von sich alle eigentliche Gelehrsamkeit (kunst an bůchen) angelegentlichst ab, Parcif. S. 28, a; besser werden wir es durch sinnreich, verständig geben; wenn die Alten und Hagedorn den Anakreon den »weisen Dichter« nennen: so ist darunter gewiß nicht gelehrt gemeint. — Die Stelle V. 10805 scheint mir auch nicht richtig erklärt zu seyn: nur — angenommene Mildthätigkeit hört auf, wenn es mit dem großen Gut und Geld zu Ende geht, »Knauserei (diu erge) kehrt alsdenn an den ihr ursprünglich gehörenden Platz wieder zurück; und die Mildthätigkeit, die in einem solchen Herzen nicht seyn soll, wird ein schmerzlicher, unangenehmer Gast,« welches letztere keinen deutlichen Sinn gibt. Der Dichter sagt wörtlich: wo dort die Mittel ein Ende haben, schleicht der Geiz zu dem Herzen zurück, da beginnet diu milte smerzen (intransitiv, dann beginnt die personificirt zu denkende Freigebigkeit zu klagen, es thut ihr leid), wan si da niht wesen sol, daß sie von ihrer Stelle vertrieben werden soll. Diese Erklärung ist viel einfacher, als die des Herrn Benecke.

Wir kommen nun zu der Hauptzierde dieser Ausgabe, dem vorhin erwähnten Wörterbuch, — ohne Zweifel die sorgfältigste und beste philologische Arbeit, die bisher in dem Fach unserer mittleren Literatur erschienen ist. Daß auch hier, wie bei dem Bonerius, jedes Wort in den Erklärungen genau bemessen und abgewogen ist, dürfen wir kaum erinnern. Wir müssen aber noch beifügen, daß durch diese Arbeit erst das bessere Verständniß unsrer alten Dichtersprache auf eine entschiedenere Weise, als je vorher, lexikalisch begründet worden ist. Die späteren Denkmäler, wie Boner's Fabeln und selbst schon die Gedichte des Konrad von Würzburg, haben weit weniger Schwierigkeit, als die durch spätere Abschreiber noch unverderbten Werke des alten Styls, zu denen unser Wigalois gehört. — Zuvörderst bemerkt man bei je längerem Umgang mit unsern alten Dichtern, wie eine Unzahl von Wörtern, die in unsrer jetzigen Sprache sich fort erhalten haben, bei ihnen keineswegs den völ-

lig gleichen Sinn, wie heut zu Tage haben; wer hievon keine Kenntniß oder Ahnung hat, dem müssen solche Werke und selbst ein einfaches Minnelied, oft platt und unschmackhaft vorkommen. Das vorliegende Glossar ist reich an Wörtern der Art, und die jedesmal beygefügte richtige Begränzung ihres Begriffs steht allemal schon wie in der Voraussetzung da, daß Viele diese Wörter nach Maßgabe ihres heutigen Gebrauchs irrig verstehen würden. — Die mehrseitige Bedeutung mancher Wörter ist hiernächst musterhaft von dem Verfasser entwickelt, s. z. B. der lîn; besonders ist dieß der Fall bei mehreren altdeutschen Partikeln; das einzige wan z. B. gibt zu einer Art von kleinen Abhandlung Anlaß. Auch auf die Konstruktion ist durchgängig, wie billig, genau Rücksicht genommen. Vorzüglich aber zeichnet sich dieses Wörterbuch durch die sorgfältigen Erklärungen unserer jetzigen Sprache ganz entfremdeter Wörter aus, namentlich der Waffen, Kleidungsstoffe, der bei den ritterlichen Kampfspielen und im Kriege üblichen Ausdrücke ꝛc. (Wobei wir an die ähnlichen früheren Bemühungen van der Hagen's in dem Glossar zu dem modernisirten Liede der Nibelungen 1807 erinnern wollen, da in dieser Hinsicht für die Aufhellung des inheimischen Alterthums noch so wenig geschehen ist.) Weßhalb denn dieser Anhang zum Wigalois jedem unentbehrlich ist, der die übrigen romantischen und selbst die epischen Gedichte unsrer Vorzeit zu lesen wünscht. — Wenn ich hiernächst über einzelne Artikel des Benecke'schen Glossars meine abweichenden Ansichten mittheile, so werden diese in den Fällen am wenigsten zwecklos oder überflüssig seyn, wo sie dem Verfasser etwa Anlaß geben sollten, seine Erklärungen durch anderweitige Begründung zu rechtfertigen und fest zu stellen. Das Fehlende ist auch dießmal mit einem Sternchen bezeichnet; — der anegenge, der Anfang; wird doch wol daz aneg. heißen müssen. *alſo, verstärkend, S. 325. Alſo wunder (sehr verwundet) ruwet er da. S. 292. Do waren im diu hiuffel rot, Und alſo lebelich getan; oder heißt es hier: und so beschaffen, als ob sie noch Leben hätten? alles, adverbischer Genit., ganz und gar; in eins fort, beständig, S. 232, daz er ſîn ros alles zoch, Myll.; Benecke gibt hier: ſîn ors allez, — und zeigt, daß in solchem Sinn nur dieß die richtige Form sey, wiewohl doch im dreyzehnten Jahrhundert durchgängig alles geschrieben wurde, s. Oberl. abe, ab, aber; dabei zu bemerken, daß es in der Bedeutung immer dem Zeitworte nachgesetzt wird. — der aerker, ein Befestigungswerk auf der Stadtmauer; »der Beleg hiezu »archare, polimitarius« kann nicht Statt finden, da das lateinische Wort (l. polym.) ja etwas ganz anderes bedeutet, wie schon aus eben jenen D. Glossen unter »phlumlihemo

v. giarihotemo, pulmario (Drf. st. plum.) opere« hervorgeht. Vocab. 1419 propugnaculum, ein sperg (bergfrid?) oder arhär. diu bevilde, Bestattung, auch die Begräbnißfeier (fehlt bei Oberl.). bewellen (Benecke gibt unrichtig bewillen), »naß (?), fothig machen,« beschmutzen, beflecken; Gloss. Lips. biuuellen, profanabo; aus einigen Sermonen um 1238: di misellvbtigen di bezeichent alle di livt, die sich in dirre werld bewellen mit manichvalten svnden. blůt, hie vant er sines herzen blůt, zieht Benecke zu Blut, ich hätte es sonst für der blůt, die Blüthe genommen, wie S. 375. Do si ir gesellen verlos, der ir herzen *blůme* was. bewaren, mit dem Accus., evitare, S. 301 den selben tot sol ich bewarn. der blast, das Blasen; »richtiger wohl: der Athem, das Hauchen; so in alten Gl. um 817, *halo*, blasu, *exhalo*, erblasu (vapor, bei Oberl). beraten, 11617 heißt so viel als jemand stiuren, ihn mit Gelde 2c. zur Ausführung einer Sache unterstützen. beliewet; daz hus was sinewel, beliewet vmbe vnd vmbe wol,« mit laubigen Bäumen umgeben.« Mir ist weit wahrscheinlicher, daß dieses Wort zu Laube, in der Bedeutung Gallerie, offener Gang 2c., wie sie Westenrieders Glossar angibt, zu ziehen sey. (Analogisch ist der Imperf. von sich beur - louben, in Cunrats Carl, 1780: Tho *sih thie tho liewen*, Von einander geschiethen 2c., wenn hier nicht zu lesen ist Tho sih tho thie liewen, die Lieben). sich bewegen eines d., dieser Ausdruck bedarf genauerer Nebenbestimmungen, da er so ganz Verschiedenes bedeuten kann, z. B. S. 397 dort lag Einer, der sich strites ouch bewac, der den Kampf aufgab, oder, der dazu entschlossen war. Danches, wissentlich;« mit freiem Willen, jenes paßt nicht überall. — *dorn, S. 88, heißt dort wohl Dorngebüsch? der danc; ane uber *sin* danc, muß doch wohl sinen heißen; kömmt so etwas auch in Einer Handschrift vor, so bleibt es doch ungrammatisch, ane danc, malgré, fehlt. ere; dem Gawein hat Artus in sinem hus sin ere gar bevolhen, S. 179, d. h. ihm das Oberhofmeisteramt übertragen. errechen, erreichen; »aber im ältesten Deutschen heißt es immer, was auch hier wohl paßt, auslegen, erklären; unser rechnen stammt davon ab, unarrechentlich, inexplicabilis, D. Gloss. entweren, zur Erwiderung gewähren.« Daran zweifle ich. Ich lese dort S. 14 also doch, daz ich iuch, riter, niht en - wer, das negative en, so daß hier weren mit dem Accus. der Pers. aufzuführen ist. — enbresten, einem, ihm ein Geschenk machen;« eigentlich heißt es dort S. 65 wohl: sich gegen Einen quitt machen, disobbligarsi. enblanden, sollte diesem dunklen Worte nicht das

Substant. die lanne, Fessel ꝛc. zum Grunde liegen? Aber wird dem nicht in »einem etwas enbelannen« dieses *en* - *be* entgegen seyn? — »erwigen, ist freilich nicht von wegen abzuleiten; der Infin. ist weihen, d. h. in der angef. Glosse: kawigan, decrepitus, kraftlos, matt, zu der ich noch hinzufüge: *marcescentibus* oculis, ueeihenten, Sulp. Sev.; ewigen also: erschöpft. F und V, hier vereint; ist doch etwas unfüglich, wie wenn hier unter F die Valwen, Wallachen stehen; auch sind ja die mit ver - gebildeten Wörter wohl nie mit f geschrieben. Da überhaupt der mehr ausgebreitete Gebrauch, in jeder Hinsicht, sich dem V zuwandte: so würde die Rangordnung aller mit F und V beginnenden Sylben unter dem Buchstaben V weit natürlicher und bequemer seyn. *flöhen, verjagen; statt der Zeilen S. 377. Diu reht ſint gehonet, Ir gewalt der iſt gekronet (nur die Handschrift C.), lesen andre Handschriften eben so gut: Diu reht ſint geflöhet, Ir gewalt der iſt gehöhet. fliezen, fließen;« S. 204 steht: ſus fluzzen ſi vil liſe, so schifften sie leise hin. Eben so ist S. 232 vlieſſen, B fliezzen, keineswegs unser fließen, »sondern auf dem Wasser, an demselben Orte, sich bewegen;« denn jenes Floß »flos ein ſtarche wide bi eime ſteken zů dem ſtade,« das heißt: es war durch oder mittels einer starken Wiede (Bandes von gedrehten Weidenruthen) um einen Pflock an das Ufer befestigt. Unsere jetzige Poesie würde schwerlich so kurz und treffend die Sache bezeichnen können. Diu genozzeſchaft, ich zweifle, ob dieses Wort so in einer alten Handschrift steht; die M. hat genôſchaft im Reim. *daz gott leit ſi an die hant S. 323 statt, den goldenen Ring. zwei *glas*, in den Sarkophag der Königin Japhite gestellt. gefult mit balſamo S. 303, auch 412, welche Stelle gegen die Ansicht einiger Archäologen über die vaſa »lacrymatoria« dienen kann, welche gefabelten und von Mongez treffend abgewiesenen »Thränengefäße« nichts als Balsamfläschchen waren. diu ſůze Gamanie S. 150, »eine von den Frauen an Amenens Hofe,« vergl. S. 457, wo Ben. sagt: daß sie in dem Gedichte wie ein Schatten erscheint und verschwindet. Mir scheint weit natürlicher, daß der Dichter unter gamanie die Fräulein an dem Hofe der Amene versteht; also ein weibliches Gegenstück zu »cumpanie,« wofür sich ein Beleg vielleicht noch finden wird. (camawn, communitas, aus Pez, führt Oberl. an.) *ger, z. B. S. 258 im was ger an in, er hatte großes Verlangen, — er war darauf versessen. diu grede, die Stufe, noch im Baier. die Greden Pl. gelich, S. 193. des alles waren ſi gelich, ist nicht erklärt; heißt es: danach sahen sie aus? oder: wegen all dessen waren sie jenen lieb und werth? gar, hier fehlt S. 139

die hundert Ritter waren ze harnasche gar, wo es bereitet, gerüstet bedeutet. ganzliche; aber V. 7886 steht das uns etwas verdächtige gaenzlich. gebluen, blühen. Hiebei bemerke ich, daß mir scheint, unsre Dichter hätten oft dem einfachen Zeitwort im Imperfect dieses ge-(was jetzt nur dem Partic. Prät. angehört) vorangesetzt, ohne es darum auch im Infin. und Präs. so zu gebrauchen. Hier steht nur geblůt, nur gesloch, und geslouc, wonach Ben. gesliehen, gesliegen aufstellt; so gibt er gerechen, weil vorkömmt, uf gerahte hende; gescheren, weil geschar; gestigen, weil zweimal gesteic; gewerren, weil gewár; geziehen, weil gezoch. Vor der Hand kann ich jene Vermuthung blos zur Prüfung anempfehlen. hoch, hoch.« Das Adverb. hohe, hätte S. 288 aus M. stehen sollen: Sin pris so hoch (l. hohe) wart gezogen. uf den heiligen swern, dieser Plur. kömmt wahrscheinlich von dem latein. Plur. Neutr.; im Mittelalter wurde fast auf jedem Altar irgend ein Reliquienkästchen (chafs) bewahrt. kosen, betrachten; S. 204. da bi (bei dem Fackelschein) kosten si ir funt; der Inf. wird wohl kiesen heißen müssen; ich chivse Impf. ich chos, so im a Tit. 30. Er chos si fur des meien blich, er sah sie lieber, als den Schimmer des Maies; und 157 si chos im vil wunden. Sonst freilich conjugirt sich chivsen, ich chos, Mehrz. si churen. diu hundecheit, die List, gute oder böse. Näher wol: die Verstellungskunst, zu irgend einem Gewinn oder Vortheil, so S. 376. diu kra, die Krähe; hier und bei musar S. 229 war der Aberglaube anzudeuten, über das Begegnen oder Singen dieser Vögel, jenes ist das auspicium, dieses das augurium beim Ausgehen, wo man etwas vorhat. In einem Verzeichniß mancher seltsamer Aberglauben (*in*credulitas, daher auch hier im Wigal. ungéloube), und der darauf gesetzten Kirchenstrafen, in einer Handschrift der Panormia des Ivo aus dem eilften bis zwölften Jahrhundert, finde ich folgende, unsern Dichter trefflich erklärende Stelle: »Credidisti, quod quidam credere solent, dum iter faciunt, si cornicula ex sinistra eorum in dexteram illis canuerit, inde se sperant habere prosperum iter; et dum anxii fuerint hospicii, si avis illa, quae muriceps vocatur (eo quod mures capiat et inde pascatur nominata) viam, per quam vadunt, ante se transvolaverit, se illi augurio et homini magis committunt quam deo. Si fecisti, aut credidisti, V. dies in pane et aqua peniteas. f 176. In dem alten Epos von Karl dem Großen kömmt jener edle Falke (der Maus-ar, muriceps) in einer Vergleichung vor: Er vloh mit theme gebere, sam ther gote muzere; hiezu gibt nun das Schilteri'sche Glossarium die spaßhafte Erklärung: »Muza Ara-

bum dux, qui Hispaniam domuit, unde *Muzere* duces Arabum.« diu leide, die Betrübniß, das Trauren, und daz leit, das Leid, bitteres Unglück; da jener Nomin. im Wig. nicht vorkömmt, und bei der Stellung »mit leide« eben auch daz leit zu Grunde liegen könnte, so ist für die Sprache Wirnt's, diu leide einiger Minnesinger wenigstens noch problematisch. *lutzel, S. 230 diz hort man lutzel iemen klagen, man hörte Wenige darum klagen, urbane Redeweise st. Niemand. daz liep, die Person, die einem lieb ist; da es so auch im Plur. hier vorkömmt: so bemerke ich, daß noch in Baiern »zwei Liebe« statt zwei Verliebte gesagt wird. ein list viur, Kunstfeuer, etwa griechisches Feuer. S. 258. mort schrien (s. oymé), ach und weh rufen, vergl. Miscell. I, 270. mit diu, unterdessen, mittlerweile; somit? S. 402. naen, heften, schnüren; im Text si naete in in; der Inf. kömmt auch in der Form naien vor. *niuwe, S. 410, sin stæte was niht niuwe, hier steht es in üblem Sinn, sonst durchgängig in gutem; fehlt ganz bei Oberl. ouch, auch, überdieß; hievon gilt, was bei abe bemerkt wurde, nur daß ouch den Satz auch anfangen kann. ostertac, jeder frohe, festliche Tag; diese Bedeutung wohl eher noch Erinnerung aus dem germanischen Heidenthum, als weil »Ostern das größte Fest der Christenheit ist.« *warumbe *quelt* ir iuwern lip, S. 181, was ist's, das euch betrübt? rot, von Pferden, z. B. 13, 17. daz reht; fehlt noch die Bedeutung S. 279. wurde mir ir (der Frauen) gute vnd ir *reht* baz kunt getan. S. 344. sit ez sin reht solde sin, weil es ihm zustand, zukam. *der rum S. 344, nicht eigentlich unser Ruhm, sondern im Altd. immer subjectiv, Begierde, sich auszuzeichnen; Prahlerei. So im Barl. 73, 5. Er giht, vnd hat des sinen rum, Er habe ꝛc., weiß sich groß damit. So hier S. 379. der werlde rum, die eitle Hoffart dieser Welt. rigen, dieß der Infinitiv? — nähen (wohl auch durchstechen); ich fand bis jetzt nur das Partic. gerigen, und das Imperf. bei Wernher von Tegernsee S. 218, die Kriegsknechte rigen siv, die Kinder, an div wafen. Das bloße Nähen, bei schön gerigenen Hemden, wird die Sache wohl nicht genügend bezeichnen. sleht, schlechterdings. Allein es ist dort ein Adj., kein Adv., eben, gerade. sprechen, *der hof wart gesprochen, die Zusammenkunst der Landherren bei dem Könige, ward angesagt S. 319. Vergl. Titur. 144. daz sant, die Stechbahn, doch wohl eine willkürliche Erklärung; sollte nicht darunter die sandige Gegend um Nürnberg gemeint seyn? senen, dem Althochdeutschen fremd, kömmt hier wohl auch nicht vor? (doch steht S. 356 seneliche not, seneliche minne). *scham, S. 352 ir geverte daz was ane scham, sie durfte

sich ihres Aufzuges nicht schämen? diu sicherheit, das Bündniß; auch die Verschwörung. snel, behende, wirksam, kräftig, S. 394. si Nom., und sie, Accus.; s. die Note S. 450. Man achte, ob diese Unterscheidung in irgend einer Handschrift genau durchgeführt ist. Desto gewisser findet sich in baierischen und österreichischen Urkunden der Accus. Sing. Fem. und Acc. Plur. Masc. sei. slisen, schlüpfen, sich winden; dieses aber ist im Altd. sliefen; slisen heißt herabgleiten, herabfallen, und kömmt im Texte wohl nicht vor. *der storre, der Stumpf eines Baumes. Bei Stalder kömmt vor: der Storzen, Strunk, von Kohlpflanzen. *slahen, erschlagen z. B. V. 7964. Was heißt S. 21 die Rosse liefen ledig, als (als ob) ein stůt waere uz geslagen? Beneckes Erklärung unter diu stůt genügt nicht. Spervogil sagt: E. 226: Wan sol eltiu ros zur stůte slahen. Vergl. Oberl. unter slahen und fronmatte. stapfen, im Trabe reiten; er ritt ruhig fort, er stapfet, im was niht ze gach; sollte es nicht vielmehr im Schritt reiten bedeuten? sten; Gawein, an dem der hof aller stat, »der die Hauptperson an dem ganzen Hofe ist;« die wäre aber doch wohl König Artus; er heißt vielmehr: der die Oberaufsicht über den ganzen Hof führt. ser, wund. Hier fehlt S. 126: einen toten, Alde vil sere wunden; besser sere-wunden zu schreiben, da es nicht unser Adv. sehr ist. *sweben, von der Bewegung des Flüssigen: V. 7015. Nach dem blůte greif er dar, da ez (das Blut) bi im (dem Unthier) swebete, von dem Unthier herausfloß. In den Nibel. erklärt Arndt dieses sweben völlig richtig durch fließen, schwimmen. *snarchen, S. 255. daz ors an dem zoume begunde snarchen unde streben, »schnauben und sich bäumen,« Zeune. Jenes auch im Hudo von Magdeburg, das erschrockene Pferd begunde snarhen vnd phnehen, Vnd springen vnd lauffen vast dan. gesellen der tavel runder S. 418, ist wohl der Genit. Sing., das Adj. nachgesetzt. sich uberdenchen, in seinen Gedanken das rechte Maß überschreiten; da[r] uberdahte er sich an, heißt wohl richtiger, darin irrte er sich, traf er nicht die Wahrheit. der ungeloube, der Aberglaube; so in einer Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts: hic quaeras de incantationibus et eorum circumstantiis, de sortilegiis, von zauber, von luppen, von vnhulden, von vorsagen, von vngelauben. (Solch einen Aberglauben finden wir hier außerdem S. 271 von einem Zettel, um das Schwert gebunden, zum fest- (d. i. unverwundbar) machen.) dir unmůze, das Gegentheil der Muße; zu deutsch Geschäftigkeit. *uberlut etwas sprechen, S. 324, es frei heraussagen. *vegen, das isengewart S. 163, poliren, reinigen; als altes Sprichwort führt Ade-

lung an: »einem den Panzer fegen.« verkoren; es wird wohl auch hier als Infin. verkiesen anzusetzen seyn; etwas aufgeben, sich einer Sache nicht weiter annehmen. verpflegen eines Dinges, es nicht mehr in Besitz haben; näher dürfte es heißen: es außer Acht lassen. *verstrichen, in einander fügen, verknüpfen; si kunde wol verstrichen die sinne dem herzen, also gerade schon das verstricken unsrer Dichter. velwen, etwa ihm seine Farbe benehmen; dieses Zeitwort wie das subj. valwen, fahl werden, fehlt unsrer Sprache. 'vinster, st. links, steht öfter in der C.; dieses wie anderes dahin bezügliche, war mir bei der Anzeige des Barlaam noch unbekannt. nider vallen, nieder werfen. Das Thema, auch von Oberlin irrig aufgeführt, kann nur vellen lauten, im Imperf. du valte in; vergl. gevellen. *versweren, etwas darauf schwören mögen, daß etwas nicht geschehen werde, steht S. 43. — Zu dem Nomin. daz wesen bi ir duhte in gůt hinzuzufügen der Genit. S. 359. Ir deheinen *des wesens da* bedrez, da zu seyn. *wol, ist immer wohl, nie unser jetziges accentloses wol, etwa. *widergelt, Erwiederung, Begegnung S. 395 bezahlung. *diu widersage, Ankündigung der Fehde, Kriegserklärung. weien (waien), Prät. wate, wehen; der Mantel der Königin mit offener næte Nachricheit der wæte. Ich zweifle, daß wehen hier richtig ist; vielleicht bedeutete das Wort auch duften. (Es käme auf die vollständige Stelle in den D. Gloss. »vuait, *spirat*« an.) sus warnet Wig. sich zů der not, »warnen, rüsten, in Vertheidigungsstand setzen;« mehr dem Sinne, als dem Worte entsprechende Bedeutungen; s. diese bei Oberl. sich vorsehen rc., in meinen Gl. Warunga, l. Vuarnunga, monimenta, ideo secundum viam, quod praetereuntus *admonent*, Varro. ane wer S. 185, nehme ich in dem Sinn, wie es oft bei Rudolph von Montfort vorkömmt, ohne weiteres. wizzen, regelm.; einem etwas Schuld geben rc.; aber S. 135 steht: daz si sich des flizzen (von vlizen, er vleiz), Und im niht harte wizzen umbe ir lieben herren tot, nicht wizzeten. diu wilde, fehlt die Bedeut. Einöde, Wildniß, S. 124; S. 87 er kam gewafent von der wilde, von dem Walde her? der wapen-rok, der mit den Wapen verzierte (? läßt sich wohl nicht beweisen) Prachtrock, den der Ritter über dem Halsberge trug. Jene Bezeichnung ist wenigstens S. 70 nicht vorauszusetzen. Marine freilich, der weibliche Ritter, S. 337. uf *kleidern* vnd vf schitte trůc si leuwen guldin. der zæher. Dem Plur. die zæher (die zeher S. 377) wird wohl der Nom. der zaher angehören. Noch Voc. 1419 lacryma, ein augen zaher. zil; es fehlt die Bedeut. S. 124, um das Zelt waren funfzig Speere

gestechot ze zwein zilen, in doppelter Reihe. So wird in den d. Gloss. versuum (Reihen) durch zilono übersetzt, Zeilen. zergên, in Verfall gerathen; S. 61: wan diu werlt also zergat, das niemer ꝛc., etwa: denn es ist nun einmal so in der Welt, oder es geht jetzt unter den Menschen so zu, daß ꝛc.? zůchen, schnell ziehen, reißen. Das uo in diesem, wie in noch anderen hier vorkommenden Wörtern, halte ich für unrichtige Schreibung, da es kein langes u ist, sondern zůchen, zukken (schon Otfrid). Ungenaue Schreiber, auch in den Handschriften des Nibel. Liedes, setzten wie oft ů statt u, zum deutlichen Beweise, daß schon damals das ů gemeinhin wie u gesprochen wurde, zwar als ein langes, aber ohne den o Laut. Man müßte hier denn die Einwirkung einer provinciellen Aussprache annehmen wollen, die zwei ganz verschiedene Stammlaute unter einander verwechselt hätte (man wird nämlich oft auch u finden, wo ů stehen sollte). Jene Ansicht halte ich jedoch für die richtigere. Die Hauptsache ist hier aber überall, daß die Herausgeber, wo sie einer sonst guten, alten Handschrift folgen, durch eigenmächtige, noch immer zu frühzeitige Verwischung, und durchaus unnöthige Regelung ihrer orthographischen und grammatischen Eigenheiten uns ferner nicht der Mittel berauben mögen, die altdeutsche Sprache aus den Urkunden selbst nach allen ihren Richtungen zu erforschen; sie müßten denn jede von ihnen beliebte Aenderung gleich an Ort und Stelle bemerken. Denn wer wird sonst eine solche, nach selbst geschaffenen Grundsätzen über die Geltung der Buchstaben und Formen gemodelte Ausgabe zu irgend einem Belege mit Zuversicht benützen können, oder auch nur wollen?

So weit diese unsre Nachlese, mit der man noch die Bemerkungen des Recensenten in der Leipziger Literatur-Zeitung, und Zeune's in dem Jahrbuch der Berlinischen deutschen Gesellschaft verbinden wolle (woselbst auch eine ausführliche Uebersicht des Inhalts gegeben wird). Blicken wir nun noch einmal auf diese schöne Ausgabe des Wigalois zurück: so konnte der große Gewinn, den Benecke durch die darauf gewendete Arbeit dem gesammten Studium der altdeutschen Literatur und inheimischen Alterthumskunde geleistet hat, in unsrer Beurtheilung nicht näher im Einzelnen nachgewiesen werden, um für eigne Bemerkungen Raum zu behalten. Wir wünschen nun angelegentlich, daß Herr Benecke das noch ältere Gedicht des Hartman von Aue, den Iwain, von dem sich zu Gießen und zu Heidelberg ähnliche gute Handschriften erhalten haben, in einem gleich reinen und wohl behandelten Texte liefern möge, wobey sodann das Wörterbuch zum Wigalois vorausgesetzt, und das vorkom-

mende Neue in einem kleinen Glossarium könnte nachgetragen werden. Unter unsern alten romantischen Gedichten ist der Wigalois das erste, in einem durchaus unverstellten Text erschienen (ein iu statt in, wie S. 249 ꝛc. konnte bei dem feinen Druck leicht übersehen werden); denn der Müller'ische Abdruck des Parcifal kann schon deßhalb, weil er nicht hinlänglich rein von Lese- und Druckfehlern ist, auf diese Auszeichnung keinen Anspruch machen. Alle übrigen Gedichte dieser Art, wie auch die Aeneis und der trojanische Krieg, wurden aus mehr oder weniger corrumpirten Handschriften, zum Theil mit der Zugabe einer Unzahl von Druckfehlern bekannt gemacht. Erst aus Benecke's Ausgabe des Wigalois lernen wir den alten Styl unsrer romantischen Poesie in seiner Reinheit kennen, und man hat jetzt einen warnenden Maßstab für den Text ähnlicher Werke aus so früher Zeit, so daß es von nun an höchst unbillig seyn würde, Ausgaben so alter Werke, ohne die unverderbtesten und ältesten Abschriften dabei zum Grunde zu legen, unternehmen zu wollen.

B. J. Docen.

Art. VII. Denkmäler der deutschen Baukunst, dargestellt von Georg Moller. Erster Theil. Darmstadt, bey Heyer und Leske. Auch unter dem Titel › Beyträge zur Kenntniß der deutschen Baukunst des Mittelalters, enthaltend eine chronologisch geordnete Reihe von Werken aus dem Zeitraume vom achten bis zum sechzehnten Jahrhundert, von Dr. Georg Moller, großherzoglich Hessischem Oberbaurathe, des Verdienstordens Ritter und Mitgliede der königl. preußischen Akademie der Künste zu Berlin. Darmstadt bey Heyer und Leske. 1821, in Fol. 53 S. Text und 72 Kupferplatten. (Das Werk kam in einzelnen Heften heraus, wovon zwölf diesen ersten Band ausmachen, und von denen das erste bereits 1815 erschien.)

Daß bey der neu erwachten Aufmerksamkeit auf germanisches Alterthum überhaupt, die, und wie Rec. überzeugt ist, mit Recht so genannte alte deutsche Baukunst, vorzüglich den Blick der Forscher auf sich zog, war sehr natürlich. Groß und herrlich stehen ihre Denkmäler da, dem Sturm der Zeiten trotzend, und redende Beweise von der Kunst und dem tief denkenden Geist unsrer Vorfahren! Rec. der viele der preiswürdigsten Werke der Baukunst des Mittelalters aus eigenem Anschauen und eigener Untersuchung ihrer Verhältnisse kennt, und des großen Eindrucks sich erfreute, den sie in jedem empfänglichen Gemüth hervorbringen, begleitete mit vieler Aufmerksamkeit den Gang der Forschung, den in dieser Hinsicht so wohl die wirklich Sachverständigen, als die noch größere Anzahl der sogenannten Kenner einschlugen, und die Mittel, welche man anwendete, diese, den deutschen Geist ewig ehrende, und doch gerade in dem Zeitpunkt erstorbene Kunst,

wo die Nation einen höhern wissenschaftlichen Schwung nahm — wieder ins Daseyn zu rufen.

Im Allgemeinen zerfallen die Stimmen der hier Sprechenden in zwey verschiedene Parteyen. Die erste bilden die eigentlichen Sachverständigen; die Forscher, welche zugleich gelehrte und praktische Baukünstler sind. Diese zeichnen, messen und vergleichen die alten Denkmäler, um dadurch auf Regeln, und durch die Regeln auf Grundsätze zu kommen, von welchen die alten Baumeister ausgingen, und so endlich die Theorie einer Kunst wieder herzustellen, die eben so weit von der Baukunst der alten Griechen, wie der jetzt üblichen abweicht.

Diese Partey verfolgt unstreitig, so wie die Sache liegt, den einzig richtigen Weg, der durch den unbestreitbaren Grundsatz gerechtfertigt wird: daß alle Formen der Baukunst sich nothwendig den allgemeinen Gesetzen des Raums, folglich dem Maß und der Zahl, und durch diese bestimmten Verhältnissen unterwerfen müssen, welche, sie mögen so verwickelt seyn wie sie wollen, doch endlich durch Vergleichung klar werden. Freylich ist dieser Weg schwierig und zeitkostend, und unser Verfasser, der ihn auf eine ausgezeichnete Weise betritt, glaubt selbst: daß erst noch alle vorhandenen Denkmäler gemessen und verglichen werden müßten, ehe eine Theorie jener Kunst zu Stande gebracht werden könne.

Die zweyte Partey bilden die Kenner und Kunstphilosophen, an denen unsere Zeit eben so reich als an wirklichen Künstlern arm ist. — Ihr scheint der Weg der vorigen Partey zu pedantisch — gemein. — Die große Kunst des Mittelalters, meint sie, beruht mehr auf Gefühlen, Empfindungen, auf allegorisch-symbolischen Vorstellungen geistig-mystischer Ideen; da soll das Aufstreben der Linien den aufstrebenden Glauben; das heilige Dunkel der hohen Gewölbe den religiös-mystischen Sinn abbilden u. s. w. Wenn man auch manchen dieser Ideen ihren Werth gern zugesteht, so hat es doch Recensenten immer geschienen, als ob auf diesem Wege für die Wiedererweckung jener alten Kunst schwerlich etwas gewonnen werden könne; und manche neuere, altdeutsch seyn sollende Gebäude, die zum Theil aus solchen Ideen hervorgingen, zeigen durch das Unharmonische ihrer Theile, durch das durchaus Fremde, was sie darbieten, daß kein Fünkchen des alten Geistes in ihnen wohnt, der uns aus wirklich alten Werken so freundlich, so echt heimatlich anweht.

Bey dieser Lage der Sache, — die zu offenkundig ist, als daß hier jemand Belege erwarten sollte — glaubte Rec. einen dritten Weg einschlagen zu müssen. Es war ihm keineswegs un-

wahrscheinlich, in den nicht seltenen schriftlichen, und selbst gedruckten Nachrichten des Mittelalters, die über so manche Dinge Belehrung enthalten, die noch unbenutzt ist, auch über diesen Gegenstand Auskunft, und so, zum Theil wenigstens überliefert und gegeben zu finden, wonach man so mühsam sucht. Daß er in diesen Bemühungen glücklicher war, als er selbst anfangs zu hoffen wagte, und was er fand, wird er unten der Prüfung aller Sachverständigen und wirklichen Kenner vorlegen; wenn er sich durch eine nähere Anzeige des Inhalts des vorliegenden Werks den Weg dazu gebahnt haben wird.

Dem ersten, 1815 herausgegebenen Hefte, gab der Verfasser eine sechs Folio-Seiten starke Einleitung mit, in welcher er sich als ein umsichtiger, denkender Künstler zeigt; welches sich noch mehr in dem, dem zwölften Heft zugegebenen Text des ersten Bandes bewährt. Als ein sachkundiger Forscher verbindet er eine gesunde Kritik mit einem meist richtigen Urtheile, ohne sich durch andere, tief scheinende Sprecher irre leiten zu lassen. Wenn Rec. so offen das Verdienst des Verfassers anerkennt, wird er doch manchen einzelnen Behauptungen und Meinungen einen Widerspruch entgegen setzen müssen; doch möchte dabey öfter von den Meinungen der Zeitgenossen überhaupt, als von den Meinungen des Verfassers insbesondere die Rede seyn.

S. 5 (Heft I.) sagt der Verfasser: »die Kunst, welche den »Straßburger Münster, den Dom zu Köln und andere Meister»stücke hervorbrachte, ist allerdings herrlich und erhaben; aber sie »war das Resultat ihrer Zeit. Der damalige Zustand des öffent»lichen und Privatlebens, das Verhältniß der Staaten und der »einzelnen Städte, der Zustand des Handels und vornämlich die »durch alle Klassen der Nation herrschende religiöse Begeisterung »wirkten mächtig auf die Entstehung und Ausbildung dieser Bau»kunst. Der Baumeister des Doms zu Köln, des vorzüglichsten »Gebäudes, das wir kennen, steht nicht einzeln da. So wie die »vielen trefflichen Künstler vor ihm ihrer Zeit angehören, so ist er »und sein Werk wieder die höchste Blüthe und Krone jener frühern »Kunst und ihrer Werke. Wir können diese bewundern und nach»ahmen, aber nicht schaffen, weil die äußern Verhältnisse, un»ter welchen jene Kunst entstand, in keiner Hinsicht mehr diesel»ben sind«; und in einer Note zu dieser Stelle fügt er hinzu: »Mit »der Baukunst der Griechen, welche wir noch täglich anwenden, »ist der Fall verschieden. Wie bey der Bildung der deutschen »Baukunst Phantasie und Religion einen vorzüglichen Antheil »haben, so erscheint die griechische Baukunst als die Frucht des »klaren Verstandes und eines richtigen Schönheitssinnes. Sie »beschränkt sich strenge auf das Nothwendige, dem sie die schön-

»sten Formen zu geben sucht, und deßwegen wird diese Baukunst »nie aufhören anwendbar zu seyn.«

Der Verfasser stellt hier seine Ansicht der Baukunst überhaupt, nach ihren nothwendigen und zufälligen Verhältnissen gegen das Leben und seine wechselnden Formen in der Zeit auf; aber gerade hier weichen unsere Ansichten von den seinigen bedeutend ab. Es scheint, er verwechsele dabey zwey sehr verschiedene Begriffe mit einander, oder unterscheide sie wenigstens nicht; nämlich das Objektive, Nothwendige, Allgemeine der Baukunst von dem Subjektiven, Zufälligen und Oertlichen derselben. Die griechische Baukunst ist ja keineswegs blos objektiv, wie der Verfasser sie hier zu nehmen scheint; enthält nicht blos Nothwendiges, allgemein Anwendbares; sie hat ihr Subjektives, Zufälliges und Oertliches so gut wie die deutsche Baukunst. Der Verfasser erkennt dieß in einer andern Stelle selbst an, wenn er bemerkt: die Tempelform der Griechen habe deßwegen nicht zu der Kirchenform der Christen gewählt werden können, weil die Zwecke beyder Gebäude an sich verschieden wären; der Tempeldienst zog sich unter den Händen der Priester in dunkele Mauern zurück; der Kirchendienst ist auf zahlreiche Versammlungen des Volks berechnet; daher dort kleinere Räume und Dunkel; hier geräumige Säle und lichte Fenster. So wie der Verfasser nun bey der griechischen Baukunst das Subjektive übersieht, so thut er der deutschen Baukunst grosses Unrecht, wenn er sie in obigen Werken nur subjektiv nimmt, sie blos äußeren Verhältnissen zuschreibt; da sie so gut ihr Objektives, allgemein Anwendbares hat, wie die Baukunst der Griechen, wie wir bald zu zeigen hoffen; ja selbst ihr Subjektives steht mit uns in einem ganz andern und nähern Verhältniß, als das Subjektive der Griechen; wir sind dasselbe Volk noch, bewohnen noch dieselben Länder und haben dieselbe Religion wie unsere Väter; warum sollten wir da nicht eben so gut »anwenden,« warum nur »nachahmen« können? Der Verfasser scheint bey dieser Behauptung allein die Größe der Massen im Auge gehabt zu haben, die allerdings nur von äußern Bedingungen, Reichthum u.s.w. abhängt; aber in dieser Hinsicht sind wir mit der Baukunst der Griechen nicht besser daran, und es möchte vielleicht schwerer halten, jetzt einen Tempel des Zeus zu Girgenti zu Stande zu bringen, als ein Straßburger Münster; anwenden können wir aber die Kunst, welche in beyden sichtbar wird, wenn auch in kleinen, unsern Mitteln angemessenen Massen.

Was unsern Verfasser zu diesen Verwechselungen verleitete, liegt ziemlich klar vor Augen. Leider hat noch kein Baumeister unserer Zeit mehr vermocht, als jene alte deutsche Kunst nach-

ahmen; sie zu eigenen Schöpfungen anwenden war aus dem einfachen Grunde nicht möglich, weil das allgemein Anwendbare, die Grundsätze und Verhältnisse derselben noch nicht bekannt sind. Der Verfasser nahm daher den Standpunkt der Dinge, wie er ihn wirklich erkannte; und wenn er sich gegen solche Nachahmungen erklärt, gegen Gebäude, in welchen man gothische Thüren, Fenster und Verzierungen erblickt, während die Grundformen ganz andern Verhältnissen folgen; so ist dieß ein Beweis seines reinen, unverdorbenen Geschmacks; nur muß aus dieser Nachahmerey nicht geschlossen werden: daß jene Baukunst kein Allgemeingültiges habe, oder daß dieses zu eigenen Schöpfungen nicht angewendet werden könne!

In dem eigentlichen, dem zwölften Heft zugegebenen Text des ersten Bandes, handelt, nach einer kurzen Einleitung, das erste Kap. (S. 3) von der Bestimmung des Alters der Gebäude, von den Benennungen der verschiedenen Baustyle des Mittelalters, und dem Verdienst ihrer Erfindung. Ueber die oft abweichenden und irrigen Angaben des Alters der Gebäude werden treffende Bemerkungen gemacht; die Meinung des Verfassers über die Benennung der verschiedenen Baustyle wollen wir mit seinen eigenen Worten hersetzen: »Was die Benennung der verschiedenen »Bauarten betrifft, welche sich in Europa nach dem Verfalle »der römischen Baukunst entwickelten, und bis zum sechzehn»ten Jahrhundert üblich waren, — — so begriff man dieselben »lange unter dem allgemeinen Namen: Gothische Bauart. Spä»ter wurde dieser Name blos auf den im dreyzehnten Jahr»hundert herrschend werdenden Spitzbogenstyl verwendet. Es ist »jetzt bekannt genug, daß dieser Name: Gothische Bauart, nicht »passend ist; da aber die bisher versuchten andern Benennungen; »byzantinische, sächsische und deutsche Bauart, theils nicht all»gemein angenommen, theils nicht bestimmt genug sind, so werde »ich mich begnügen, die Bauarten jedesmal nach dem Jahrhun»dert und dem Lande, in welchem sie blüheten, zu bezeichnen. »Was aber die Frage betrifft, wem das Verdienst der Erfindung »und Vervollkommnung der Kunst zuzuschreiben sey, so dürften »vielleicht folgende Bemerkungen, wenn sie gleich mehr artistisch »als historisch sind, bey dieser Untersuchung von Einfluß seyn.«

»Die Formen der Baukunst sind ursprünglich nichts weniger »als willkürlich und zufällig. Klima, Material und Charakter »des Volks wirken wesentlich auf dieselben ein, und bilden die »mannigfachen Erscheinungen, welche eben so verschieden sind, »als die Physiognomien der Länder und der Zustand der Völker. »Alles was sich aus diesem entwickelt, wird in seiner Art eigen»

»thümlich und in Harmonie mit sich selbst seyn u. s. w. — und so »wird dasjenige Volk das Verdienst einer eigenthümlichen Bau»kunst in Anspruch nehmen können, dessen Werke

1) »dem Klima, der durch das Material bedingten Kon»struktionsart, so wie der Denkweise und den Sitten des Volks »und des Zeitalters entsprechend sind, und

2) »dessen Gebäude in den Hauptformen und in den Theilen »und den Verzierungen ein mit sich selbst übereinstimmendes Ganze »bilden, welches alles Fremdartige und Unpassende ausstößt.«

So viel Wahres in dem hier Gesagten liegt, so bringt doch die Verwechselung oder Zusammenschmelzung verschiedener Begriffe einige Verwirrung hervor. Baustyl, Bauart, Baukunst werden als völlig gleichbedeutend genommen, was sie gar nicht sind. Art in der Baukunst, bezieht sich auf das blos Zufällige, z. B. auf das Material, ob von Holz, von Stein, von Thon u. s. w. gebaut wird; Styl bezieht sich auf die Verschiedenheit in der Anwendung der Regeln; Kunst (wenn von einer Verschiedenheit der Kunst die Rede ist), auf eine Verschiedenheit in den Regeln und Grundsätzen selbst. Dabey ist, wie oben, das Objektive und Subjektive wieder als eins genommen; was in mancher, vorzüglich praktischen Hinsicht wohl angeht; nur hier nicht, wo über die verschiedene Ausbildung der Kunst, und das Verdienst der Erfindung derselben geurtheilt wird. Hier kann das Subjektive, Zufällige, dem Klima, und Material Angehörige wenig in Betracht kommen; wohl aber das Objektive, die allgemeine Regel, die Gestaltung der Kunst selbst. Entwickelte sich nun wirklich unter den Deutschen in dem genannten Zeitraum eine eigenthümliche Baukunst, so scheint die Benennung: deutsche Baukunst, oder wenn man in Bezug auf die neuere, unter den Deutschen übliche Baukunst unterscheiden will: die alte deutsche Baukunst, allen Forderungen zu entsprechen, die man an eine solche Benennung zu machen berechtigt ist. Es macht dabey keinen Unterschied, daß diese Kunst theilweise zugleich in Frankreich und England geübt wurde; man übte dann dort theilweise — daß es nicht ganz geschah, werden wir hernach zeigen — deutsche Kunst; nur muß erwiesen werden, daß diese Kunst wirklich in Deutschland erfunden und ausgebildet worden ist; zu welchem Beweise unser Verfasser einen so schönen Beytrag liefert. Daß die Benennung noch nicht allgemein angenommen ist, schadet nicht; sie wird es werden, wenn sie wahr ist, und Werke, wie das unseres Verfassers, können dazu eben am meisten beytragen. Auf die beyden Bedingungen, unter welchen der Verfasser einem Volk eine eigenthümliche Baukunst zugestehen will, werden wir in der

Folge zurückkommen; vorläufig bemerken wir nur, daß die erste derselben blos auf das Zufällige, Subjektive geht, und also eigentlich nur die zweyte, wenn von Baukunst die Rede ist, in Betracht kommen kann.

Das zweyte Kapitel hat den Titel: Ueber den römisch-griechischen Baustyl, von der Einführung des Christenthums als Staatsreligion im römischen Reiche bis zum achten Jahrhundert, und über dessen Einfluß auf die Bauart im übrigen Europa. Der Verfasser sagt hier viel Gedachtes, Treffendes, und aus eignem Anschauen Geschöpftes, wenn auch nicht immer Neues, über den Verfall und Gang der Baukunst in dem genannten Zeitraum. Sehr gegründet ist die schon oben von uns angeführte Behauptung, daß die heidnischen Tempel ihrer innern Einrichtung nach, nie zu großen Volksversammlungen bestimmt, dazu nicht recht tauglich waren, und man daher die Basiliken vorzog, und so die Grundform der Kirchen von diesen ausging. Einen Umstand in der Geschichte der Entwicklung der Gestalt der Kirchen hat der Verfasser übersehen, welcher uns von der größten Wichtigkeit scheint, weil wir in ihm den ersten Keim erblicken, aus dem sich in der Folge die eigentlich deutsche Baukunst entwickelte; wir meinen den Gebrauch der Glocken, und die davon den Namen tragenden Glockenthürme, welche nach dem vierten Jahrhundert aufkamen. Anfangs waren dieß kleine Thürmchen auf den Dächern der Kirchen und Klöster: dann, wie die Glocken größer wurden, baute man eigene Thürme neben den Kirchen; endlich erhielt die deutsche Baukunst ihren eigenthümlichen Charakter dadurch, daß sie nicht allein den Glockenthurm mit der Kirche selbst zu einem Ganzen verband, sondern ihn zum Haupttheil für die Kunst machte. Wir werden darauf zurückkommen.

Indem der Verfasser dem Verfall der Baukunst in den ersten Jahrhunderten folgt, sagt er S. 9: »Ich kann durchaus nicht »der Meinung derjenigen Kunstkenner beytreten, welche den Go»then und Longobarden in Italien und Spanien, den Fran»ken in Gallien, und den Sachsen in England eine eigen»thümliche (Bau-) Kunst beylegen wollen.« Sie sollen als rohere Völker die schon gefallene Kunst der Ueberwundenen angenommen haben. S. 10 kommt der Verfasser auf die Gothen insbesondere, und einen Brief des Cassiodor, welchen Tiraboschi in der Geschichte der Wissenschaften in Italien (Band III. p. 68) anführt. Cassiodor bewundert darin die Kunst seiner Zeit, und rühmt besonders die überaus große Leichtigkeit der Säulen. Seine Worte sind: quid dicamus columnarum junceam procerita-

tem? Moles illas sublimissimas fabricarum quasi quibusdam erectis hastilibus contineri et substantiae qualitate concavis canalibus excavatas, ut magis ipsas aestimes fuisse transfusas, alias ceris judices factum, quod metallis durissimis videas expolitum. »Eine gründliche, durch die Monumente jener »Zeit beglaubigte Erklärung — setzt der Verfasser hinzu — dieser »Stelle würde für die Kunstgeschichte von großem Interesse seyn.« Er zeigt dann, daß die ihm aus der Zeit Theodorichs bekannt gewordenen Denkmäler ganz der verfallenen römischen Baukunst angehören; die vorzüglichsten Baumeister an Theodorichs Hofe seyen ein gewisser Aloysius, und der bekannte Boethius, ein geborner Römer, gewesen, und »auch dieses bestätige, daß die Go»then keine eigenthümliche Baukunst hatten, sondern dieselbe durch »Römer und auf römische Weise ausführen ließen.« Der Verfasser sucht dann ferner zu zeigen, daß erst am Ende des zwölften, und im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts, also sechshundert Jahre nach dem Untergange des gothischen Reichs in Italien, die Baukunst eine Gestalt angenommen habe, daß man glauben solle: Cassiodor habe sie vor Augen gehabt. »Die »angeführte Beschreibung desselben, heißt es dann weiter, scheint »demnach wenige Kennzeichen innerer Glaubwürdigkeit zu haben, »und wird so lange unverständlich bleiben, bis die in Italien »befindlichen Gebäude aus der Zeit Theodorichs noch genauer und »kritischer untersucht und bekannt gemacht sind, als bisher geschehen ist. Ließe sich jedoch auch beweisen, daß die Baukunst da»mals so gewesen sey, als die Stelle des Cassiodor zu bezeich»nen scheint, so würde diese Kunst immer nicht von den Gothen, »die als ein kriegerisches Hirtenvolk unter Theodorich in Ita»lien eingerückt waren, und deren Reiche schon im Jahre 552 ein »Ende gemacht wurde — abgeleitet werden können, wie dieses »Tiraboschi zu thun scheint, sondern von den byzantinischen Rö»mern, bey denen damals alles, was von Kunst und Wissenschaft »sich noch erhalten hatte, gesucht werden muß.« (S. 11.)

Der Verfasser kommt dann auf die Longobarden, und fällt über sie dasselbe Urtheil: »auf keine Weise, sagt er, scheint es »bey der höchst mangelhaften Kenntniß, welche wir bis jetzt von »der Baukunst der Longobarden haben, gerechtfertigt wer»den zu können, wenn man, wie solches kürzlich geschehen ist, »selbst noch bis ins eilfte Jahrhundert, nachdem dieselben schon »länger als dreyhundert Jahre vom Schauplatz abgetreten waren, »ihnen einen bedeutenden Einfluß auf die Baukunst des westlichen »Europa einräumt, oder gar eine in Frankreich und Deutsch»land übliche Gattung der Kirchenbaukunst des Mittelalters nach »ihnen die longobardische nennt.«

Wir sind ganz einverstanden mit dem Verfasser, daß die deutsche Baukunst weder mit dem Namen der gothischen noch der longobardischen, und zwar in keinem Zeitraum des Mittelalters mit Recht belegt werden könne, weil sie ihrem Wesen nach, keinem jener Völker bekannt war; aber es drängen sich hier zwey andere Fragen hervor, welche für die Geschichte der Baukunst von Wichtigkeit sind, und wobey uns die oben angeführte Meinung des Verfassers nicht genügt. Diese Fragen sind:

1) Bauete man zu Cassiodors Zeit wirklich mit Säulen, wie er sie beschreibt, und welcher Baukunst gehörten sie an?

2) Hatten die Gothen wirklich keine eigene Baukunst? bedienten sie sich nur der römisch-byzantinischen, und zwar auf römische Weise?

Bey der ersten Frage, welche der Verfasser nicht zu entscheiden wagt, legt er vielleicht mehr Gewicht auf die Beschreibung des Cassiodor, als sie in geschichtlicher Hinsicht verdient, wenn nicht Monumente und andere Gründe sie unterstützen, da jener Schriftsteller oft seiner Phantasie zu viel Spielraum gewährt; aber angenommen, er hatte wirklich vor Augen was er beschreibt — wovon Rec. überzeugt ist — so kann man schwerlich der Meinung des Verfassers beytreten, wenn er glaubt: mehrere Bauwerke aus dem Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts, z. B. die von ihm abgebildete Thüre der Kirche zu Gelnhausen, und andere, seyen jener Beschreibung so gemäß, daß »es scheine, als ob Cassiodor sie vor Augen gehabt.« Wer könnte wohl auf jene Thüre und ähnliche deutsche Säulen die Worte Cassiodors anwenden: — ceris judices factum, quod metallis durissimis videas expolitum? — Wenn Cassiodor vor Augen hatte was er beschrieb, so mußten es Gebäude seyn, wie sie den Römern, und zwar schon in viel früherer Zeit, gar nicht unbekannt waren, wie aus den herkulanischen Gemälden unwidersprechlich hervorgeht. Man kann unmöglich eine Architektur wie — Le Pitture antiche d'Ercolano, Tom. IV. Tab. 56, Tom. I. Tab. 43 u. s. w. ansehen, ohne sich zu überzeugen, so etwas mußte es seyn, was Cassiodor vor Augen hatte. Man wird vielleicht sagen: dieser schlanke, luftige Baustyl, in welchem Gebäude und Säulen nicht wie im Ernst, sondern als ein bloßer Scherz erscheinen, sey blos von den Malern erfunden, nur gemalt, und nie in der Wirklichkeit ausgeführt worden. Aber womit wollte man das beweisen? Auf mehreren jener Gemälde erscheinen prachtvolle Villen der Römer mit der Architektur, wie sie unstreitig wirklich waren — z. B. Tom. II. T. 53, 54, 55 u. s. w. — und die man in Hinsicht der Baukunst noch nicht genug gewürdigt hat. Wäre es nun nicht sonderbar, anzunehmen: die Maler hätten neben einander Ge-

bäude gemalt, nach der wahren Architektur, wie sie solche vor Augen hatten, und auch nach einem selbst erfundenen Styl, von dem sie kein Muster vor sich sahen? Und wenn auch wirklich dieser Baustyl von der Malerey ausging; sollte kein üppiger Römer in seinen Gärten haben ausführen lassen, was ihm in Gemälden so wohl gefiel — Prunkgebäude, nicht zu Wohnungen, sondern zum Zierat bestimmt — wie sie auch nur in Gemälden erscheinen. Unter diesen Umständen erhält Cassiodors Zeugniß Wichtigkeit, und wir lernten von ihm, daß diese pfeifenstielartigen, cannelirten und reich verzierten Säulen auch wohl aus Metall gegossen wurden u.s.w.

Wenn diese Gründe das Vorhandenseyn eines solchen Baustyls unter den Römern bis auf Cassiodors Zeit hin nur höchst wahrscheinlich machen, so wird die Beantwortung der folgenden Frage entscheidender ausfallen.

Bey der Beantwortung derselben müssen wir auf die Verschmelzung zweyer Begriffe zurücksehen, welche wir oben bey unserm Verfasser bemerkten, und die für die Geschichte der Kunst von Wichtigkeit wird. Er nimmt nämlich Baukunst und Baustyl für eins — wir haben uns über die Verschiedenheit dieser Begriffe schon oben erklärt. Unstreitig hat unser Verfasser Recht, wenn er den Gothen, und nach dem oben von ihm aufgestellten Begriff, eine eigenthümliche Baukunst abspricht. Wenn sie auch früher eine solche wirklich hatten — was kaum zu bezweifeln ist — so ging sie in Italien unter, und man ergriff die Hauptformen der verfallnen byzantinisch-römischen Kunst. Aber Unrecht scheint der Verfasser zu haben, wenn er den Gothen mit der eigenen Baukunst zugleich den eigenen Baustyl abspricht; diesen hatten sie erweislich, und er besteht gerade in dem, was sie von ihrer eigenen Baukunst beybehielten, auf die römische Kunst übertrugen, und spricht sich in der Anordnung der einzelnen Theile wie in den gesammten Verzierungen deutlich aus. Zum Beweise berufen wir uns blos auf das bekannte Denkmal Theodorichs zu Ravenna, welches unser Verfasser ganz mit Stillschweigen übergeht. Die verschiedenen Meinungen und Streitigkeiten über dieß merkwürdige Denkmal sind uns keineswegs unbekannt; aber als Resultat aus allem scheint doch fest zu stehen: daß dieß Gebäude während der Herrschaft der Gothen zu Ravenna aufgeführt wurde. Daß nun nicht römische Baumeister dieß Gebäude »auf römische Weise« aufführten, ist eben aus der Eigenthümlichkeit seines Styls zu erweisen, der in keinem bekannten römischen Werke jener Zeit sichtbar wird. Selbst die Idee: die ganze Kuppe aus einem ungeheuern Stein zu hauen — die kühnste Idee der Art, von welcher die Geschichte spricht, da

selbst was die alten Aegypter ausführten, hier zurück steht — konnte schwerlich in dem Kopfe eines römischen Baumeisters entstehen, weil in der Geschichte der römischen und griechischen Baukunst nichts ähnliches vorkommt, und die Römer selbst in ihrer Größe, und nachdem sie die Werke Aegyptens kannten, an Nachahmungen der Art nicht dachten, und sie, als ihrer Kunst fremd, verschmähten. Diese Idee selbst deutet schon auf die verwandten kolossalen Ideen des Orients hinüber. Noch mehr ist dieß der Fall mit dem Styl, der in der Anordnung der Theile und der Verzierungen sichtbar wird. Mit Recht erinnert schon d'Agincourt (Architecture en décadence p. 33), an die auffallende Uebereinstimmung der Verzierungen dieses Denkmals, mit den Verzierungen ägyptischer Tempel, die Pococke abgebildet hat. Es ist unmöglich, die von d'Agincourt Tab. XVIII unter Fig. 13 und 14 abgezeichneten Verzierungen, mit denen, welche Pococke Th. I. Tab. LXIX, Fig. 13 (aus Philae) und Fig. 15 (aus Karnak) zu vergleichen, ohne sich zu überzeugen, daß sie nicht allein sehr übereinstimmend, sondern im Grunde ganz dieselben sind. Damit soll nun keineswegs behauptet werden, daß die Gothen diese Dinge aus Aegypten hohlten; sie deuten vielmehr auf einen ganz andern geschichtlichen Gang hin. Die große Uebereinstimmung in den altägyptischen Bauwerken mit den alten Gebänden und Tempeln der Hindu ist anerkannt; und diese finden in den Denkmälern von Persepolis und den alten Gräbern der Perserkönige so unverkenntliche Anklänge, daß man an einer außerordentlich weit verbreiteten, sich verwandten Kultur im Orient, in den frühesten Zeiten, unmöglich zweifeln kann. Ist es dabey wohl befremdlich, wenn Völkerstämme, wie die germanischen überhaupt — wozu auch Gothen und Longobarden gehörten — die so unläugbar vom Orient aus nach Europa wanderten, Spuren dieser Kultur mit sich brachten? Daß es wirklich geschehen sey, beweiset die seit Theodorichs Zeit immer herrschender werdende Verzierungsart, in der so augenscheinlich der Keim des Styls der Verzierungen der nachmals sich entwickelnden altdeutschen Baukunst liegt. Wie die Verschmelzung der Begriffe von Kunst und Styl unsern Verfasser nun verleitete, den Gothen mit der erstern auch den letztern abzusprechen; so wurden andere auf dieselbe Art verleitet, den Gothen eine Kunst selbst zuzuschreiben, und den Namen wegen der Aehnlichkeit des Styls selbst auf die alte deutsche Kunst zu übertragen. Wie tief die Wurzeln dieser alten deutschen Baukunst — wie die Wurzeln der germanischen Sprachen überhaupt — in den Orient hinauf reichen, beweist eine Vergleichung der Verzierungen und Formen deutscher Bauwerke aus dem dreyzehnten und vierzehnten

Jahrhundert, mit alten indischen Gebäuden. Man vergleiche z. B. Säulen, welche in mehrere Absätze getheilt und in jedem reich und auf verschiedene Art verziert sind, wo Laubwerk und Gerank mit Leistenwerk und andern Dingen wechseln, und endlich das Kapitäl als eine Blätter- und Blütenkrone erscheint — wie sie so häufig angetroffen werden — mit der herrlichen Säule, welche Hodge auf seiner Reise durch Ostindien aus dem Tempel Wiß Wischa bey Benares abgezeichnet hat (siehe die deutsche Uebersetzung dieser Reise, Hamburg 1793, p. 75) und die Bemerkung hinzufügt: »daß jede einzelne Säule alle die ver»schiedenen Zieraten entfalte, welche sich an andern Theilen des »Gebäudes befinden.« Fände man die Abbildung dieser herrlichen Säule, und diese Bemerkung in einer Reise durch Europa, so würde niemand zweifeln: sie gehöre einem prachtvollen altdeutschen Bau an. Für eine allgemeine Geschichte der Baukunst eröffnet sich hier noch ein großes Feld zu bearbeiten, worauf hier nur hingedeutet werden konnte.

Das dritte Kapitel enthält Bemerkungen: Ueber die in Deutschland herrschende Bauart vom achten bis zum funfzehnten Jahrhundert. »Wenn man, sagt der »Verfasser, die ältern Kirchen Deutschlands unter sich ver»gleicht, so zeigen sich in der Bauart derselben zwey Hauptver»schiedenheiten, von denen alle andern nur Abstufungen oder »Vermischungen sind. Die erste und ältere ist eine fremde, süd»liche, nicht rohe, sondern ursprünglich hochgebildete und jetzt »ausgeartete Bauart. Die Gebäude dieser Gattung zeichnen sich »durch römische, oder diesen nachgebildete Formen und Verzie»rungen, und namentlich durch flache, oder doch nicht sehr hohe »Dächer und halbkreisförmige Bogen und Gewölbe, und große »Festigkeit der Konstruktion aus. Die zweyte und neuere Bauart »behält noch den Halbkreis bey, fängt aber an, den südlichen fla»chen Giebel durch das hohe, dem nördlichen Klima entsprechende »Dach zu ersetzen. Harmonisch mit der Form des Dachs werden »die Spitzen der Thürme durch Pyramiden, die Fenster und Ge»wölbe nach dem Spitzbogen geformt, während daß für alle klei»nen Verzierungen noch der Halbkreis bleibt. Später erst folgen »die Verzierungen und alle kleineren und untergeordneten Theile »den Hauptformen des Gebäudes und erhalten Spitzbogen.« (S. 12.) Der Verfasser sucht die verschiedenen hier angedeuteten Perioden geschichtlich zu bestimmen, und weiset den Uebergang des ersten Styls in den zweyten genügend nach. Die Darstellung ist klar und überzeugend; nur gegen eine hier als wahr und richtig vorausgesetzte Behauptung ergeben sich wichtige Zweifel. Diese besteht darin; das nördliche Klima Deutschlands

machte, statt der südlichen flachen Dächer, hohe, spitzige Dächer nothwendig, und so traten diese, durch das Klima gebotten, an die Stelle der erstern, und so erhielten nun, der Harmonie wegen, nach und nach Thürme, Thüren, Fenster u. s. w. gleichfalls so spitzige Gestalten. Diese Behauptung gehört keineswegs unserem Verfasser an; sie ist so ziemlich allgemein angenommen, und weil sie dieß eben ist, hat sich vielleicht niemand die Mühe gegeben, sie zu prüfen; sie gibt scheinbar über einen schwierigen Punkt in der Geschichte der Baukunst eine genügende Auskunft, und so ist man damit zufrieden, und einer sagt sie dem andern aufs Wort nach.

Was das Klima nöthig macht, finden wir am sichersten in den einfachen Wohnungen der Landleute, welche immer gewohnt sind, das Bequeme dem Schönen, das Altherkömmliche durch die Erfahrung sich bildende, dem Neuern vorzuziehen. Und was entdecken wir hier, wenn wir von Deutschland aus gegen Norden fortgehen? Je rauher, kälter das Klima wird, je niedriger werden die Häuser, je kleiner die Fenster, je flacher die Dächer. In Norwegen und dem von dort aus bevölkerten Island sind die Häuser so niedrig und die Dächer so flach, daß sie im Winter so unter dem Schnee begraben werden, daß man darüber hingehen und reiten kann. Diese niedrigen Häuser und flachen Dächer werden in der That durch das nördliche Klima nothwendig. Das Dach muß so flach seyn, damit die wärmende Decke des Schnees im Winter darauf liegen bleibt; je höher das Haus, je spitziger das Dach, je mehr kann und muß die Kälte eindringen. Wie will man nun behaupten: daß das nördliche Klima die hohen Dächer nothwendig gemacht habe? Vom Abfluß des Regens kann dabey nicht die Rede seyn, denn der fließt sowohl vom flachen als spitzigen Dache ab; von der Kälte noch weniger, denn die gewinnt eben durch hohe Dächer Raum einzudringen; also allein vom Schnee, der mehr auf flachen als spitzigen Dächern liegen bleibt. Allein nicht zu gedenken, daß man im Norden diese wärmende Schneedecke mit Fleiß zu erhalten sucht, berechne man, ob das hohe, mit schweren Dachziegeln belegte Dach, nicht eben so sehr, oder vielleicht noch mehr auf die Seitenmauern drückt, als der liegenbleibende Schnee immer vermöchte? Oder könnte überhaupt der Druck des liegen bleibenden Schnees dem Gebäude wohl schaden? In den schneereichen Thälern der Schweizer-Alpen sind alle Gebäude, bey denen man nicht eine fremde Mode befolgt, mit so ganz flachen Dächern versehen, daß nie der Schnee abrollen kann; gleichwohl bleiben die an sich leicht gebauten hölzernen Häuser unbeschädigt. dagegen herrschte in dem heißen Indien von dem ältesten Zeiten an, für ihre

Tempel die Pyramidenform. Sollten diese Gründe nicht hinreichen, die obige Behauptung: die hohen Dächer seyen durch das nördliche Klima nöthig geworden, und die übrigen Spitzformen seyen dann den Dächern der Harmonie wegen nachgebildet — als unerwiesen darzustellen?

Wenn Rec. nun auch das Klima als einwirkende Ursach verwirft, so gesteht er doch gern zu, daß irgend ein äußerer Grund zu der Entstehung der Spitzdächer u. s. w. Veranlassung gegeben haben möge; denn obwohl nachher die Theorie der Kunst diesen Gegenstand ganz anders faßte und entwickelte, so haben gewöhnlich die Menschen die Sache früher, ehe sie darüber nachdenken, und die Kunst geht der Theorie voran. Schon oben ist an den wichtigen Einfluß des Gebrauchs der Glocken beym Gottesdienst, auf die Bauart der christlichen Kirchen aufmerksam gemacht und gezeigt worden, wie durch die Verschmelzung des Glockenthurms mit der Kirche selbst, sich ein Hauptcharakter der neuen Baukunst entwickelte. Sollte nicht eben darin der Grund der hohen Dächer zu suchen seyn? In dem volkreichen Italien konnten die Glocken leicht so weit umher tönen, als die Gläubigen wohnten, und bedurften nicht so vieler Sorgfalt; anders war es, als mit den Klöstern und Kirchen das Christenthum durch die germanischen Wälder fortschritt; die Glocken mußten weit gehört werden, um die neuen Christen zum Gebet zu rufen, folglich hoch hangen. Man mußte daher den Thurm höher in die Luft bauen, oder wollte man die Glocken auf dem Dache anbringen, dieses hoch hinauf ziehen. So konnte wenigstens die Idee der hohen Dächer und der Vereinigung der Thürme mit den Kirchen entstehen, und es läge dann der Entwicklung dieser Idee ein eben so heimatliches Element zum Grunde, als man in dem Klima gefunden zu haben glaubte.

Wenn der Verfasser S. 14 die unterscheidenden Charaktere der beyden Baustyle darin sieht, daß in dem griechisch-römischen Styl die Horizontallinien, in dem deutschen aber aufstrebende Linien vorherrschen, so ist dieß keineswegs unrichtig, aber nicht erschöpfend. Die Baukunst hat es weniger mit Linien, als mit Körpern zu thun, und der unterscheidende Charakter einer Baukunst spricht sich eigentlich nur in letztern aus.

Die einfachen Grundformen des Raums, mit denen es die Baukunst überhaupt zu thun hat, sind das Dreyeck, und die dadurch sich bildende Pyramidalform; das Viereck und die davon abhangende Würfelform, und der Kreis mit der Kugelform. Nun ist klar: daß die reine griechische Baukunst sich vorzüglich auf Viereck und Würfelformen stützte; daher liegen fast alle ihre Verhältnisse in horizontalen und perpendicu-

laren Linien; das Dreyeck wird selten in den flachen Giebeln sichtbar, und der Kreis nur in den Durchschnittsformen. Der Charakter der deutschen Baukunst dagegen spricht sich in dem Vorwalten des Dreyecks und der Pyramidalform aus; daher schwinden die Horizontallinien mehr, und die aufstrebenden Linien des Dreyecks treten hervor.

Wie sehr diese Figuren, besonders das Dreyeck und Viereck, in die Grundregeln der Theorie der alten deutschen Baukunst des Mittelalters verflochten waren, lernen wir aus der Geschichte des Baues des berühmten Doms zu Mailand, bey welchem italienische und deutsche Baumeister sich nicht einigen konnten: ob das Gewölbe und andere Theile nach dem Triangel oder Quadrat erbauet werden sollten? (Van Hagens Briefe in die Heimat, B. I. p. 259 u s. w.) Was diese Ausdrücke: Triangel, Quadrat, bey dieser Verschiedenheit der Meinungen eigentlich sagen sollen, ist schwer zu erklären; so viel geht aus der Geschichte dieses Zwistes aber hervor: daß sie tief in die Theorie der Kunst eingriffen, weil man Schönheit und Festigkeit des Baues daran knüpfte.

Den Schlüssel zu diesem Räthsel, wie zu der eigentlichen Theorie der alten deutschen Baukunst überhaupt, scheint uns ein Schriftsteller aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts aufbewahrt zu haben. Dieß ist D. Gualther Rivius in seinem: Vitruvius Teutsch; welcher 1548 in Nürnberg bey Johann Petrejus gedruckt, und mit trefflichen Holzschnitten geziert ist. Bey der Erklärung des ersten Buches des Vitruv gibt er sich Mühe, den »gemeinen deutschen Steinmetzengrund« — so nannte man damals die Baukunst — umständlich zu erklären. Nach ihm gibt es in diesem gemeinen Steinmetzengrunde drey Hauptregeln, nach welchen ein »groß, herrlich Gebäu« aufgeführt werden kann. Diese sind

1) der Bau nach dem Triangel;
2) der Bau nach Triangel und Quadrat, und
3) der Bau nach Triangel, Quadrat und Cirkel.

Ehe wir uns diese Regeln verständlich zu machen suchen, müssen wir eine Frage berücksichtigen, die sich aufdringt. Konnte ein Schriftsteller zu der Zeit, da Rivius lebte, die Theorie der Baukunst des Mittelalters noch so vollständig wissen, wie er sie zu wissen vorgibt? Sollte er vielleicht eine selbsterfundene Erklärung der alten Bauwerke als eine überlieferte Theorie vortragen? Folgende Bemerkungen mögen hinreichen, die durch diese Frage bewirkten Zweifel zu heben.

1) Die sich vorzüglich im dreyzehnten Jahrhundert ausbildende Theorie der Kunst, konnte sich sehr gut bis auf die Zeit

des Rivius vollständig erhalten. Bekanntlich wurden alle großen Baue jener Zeit durch geschlossene Baugesellschaften, oder freye Zünfte, die ihre Bauhütten und geheimen Lehren hatten, aufgeführt. Nichts würde lehrreicher für die Geschichte der Kunst jener Zeit seyn, als eine, so viel möglich auf Urkunden und gleichzeitige Zeugnisse gegründete Geschichte dieser freyen Baugesellschaften, welche selbst von den Kaisern beschützt wurden, und sich auch in fremde Länder verbreiteten. Den Gegenstand hier weiter zu verfolgen erlaubt der Raum nicht. So lange diese Zünfte sich erhielten, mußte sich auch die alte Kunst erhalten; bey der allmählichen Auflösung derselben wurde sie bekannt, und ging unter, wie die italienische Baukunst Modesache wurde. Rivius lebte gerade zu der Zeit, wo der Kampf der fremden Mode mit dem Einheimischen begann, und sein Werk ist ein Versuch, das Alte neben dem Neuen zu erhalten.

2) Die Erklärungen des Rivius verbreiten über die Ausdrücke bey dem Zwist über den Bau des Münsters in Mailand vollkommenes Licht; man überzeugt sich: daß man damals mit den Ausdrücken: Triangel, Quadrat, eben die Begriffe verbunden haben müsse, welche Rivius damit verbindet; endlich

3) finden die aufgestellten Regeln in den alten Gebäuden selbst ihre schönste Bestätigung.

Indem wir uns nun zu der von Rivius aufgestellten Theorie selbst wenden, müssen wir allerdings bedauern, daß der alte Schriftsteller ein wenig kurz und dunkel ist, welches vorzüglich darin seinen Grund hat, daß er die Regeln nicht nach ihrem systematischen Zusammenhange, sondern in ihrer Anwendung zeigt; es ist daher um ihn ganz deutlich zu machen, und seine Theorie klar darzustellen, ein ausführlicher Kommentar nöthig, der aber die Gränzen dieser Blätter weit übersteigen würde; wir begnügen uns daher im Allgemeinen auf diesen Schriftsteller aufmerksam zu machen, und zu zeigen, was man in ihm zu suchen hat.

Bey der Erklärung von L. I. Kap. 2 des Vitruv nimmt Rivius Gelegenheit, die Lehre vom Grundriß und Aufriß der Gebäude nach dem deutschen Steinmetzengrund zu erläutern. Da er sich umständlich über den Grundriß im Allgemeinen erklärt hat, setzt er auf dem sieben und zwanzigsten Blatt hinzu: »Wie sich aber »hierin zu halten, und wie bey erfahrnen Baumeistern der Brauch, »treffliche, herrliche Gebäude in Grund zu legen, wird die »nächstfolgende Figur genugsamlicher erklären und anzeigen, und »ist solcher Grund aus dem vornehmsten, höchsten Steinmetzen»grund des Triangels gelegt, und in die Quadratur ausge»theilet, wie denn alle Gliedmaßungen anzeigen der Intercolum»nien oder Zwischenplätze der Columnen, und ist solcher

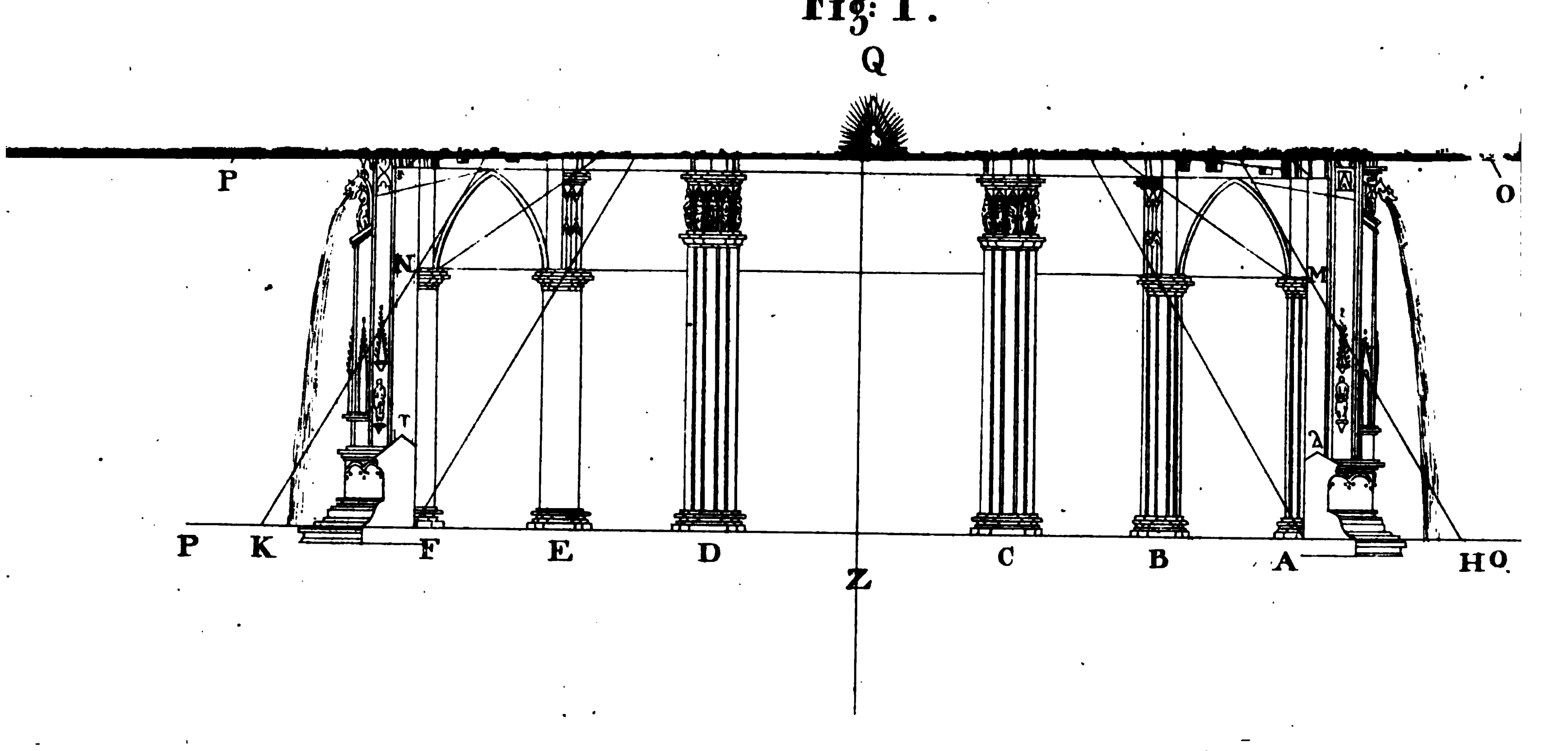
»Grund gar nahe nach den Regeln geordnet, welche »die teutschen Steinmetzen gebraucht haben zu »Mailand im hohen Stift u.s.w.« Es folgt dann der Grundriß selbst mit der Ueberschrift: »Künstliche Aufreißung des »Grundes und Fundaments, eines herrlichen Kirchenbaues, aus »dem Triangel und Quadrat in rechter Symmetria aus dem »teutschen Steinmetzengrund des Maßwerks aufgerissen, zum »Theil in der Manier wie das Münster in Mailand, »von Teutschen erbauet.«

In der Erklärung dieses Grundrisses geht Rivius nun von den wirklichen Maßen des Doms in Mailand aus, und zeigt wie im Innern der Bau nach den Regeln des Triangels und Quadrats geordnet ist, wobey die Regeln, wie schon bemerkt worden, nur in ihrer Anwendung zum Vorschein kommen, von Sachverständigen aber leicht aufgefaßt werden können. Wo in der Mitte das Kreuz des Doms sich schneidet, bilden die vier Hauptsäulen ein Quadrat, und Rivius macht dabey die Bemerkung: »Hie merk, daß zu diesem trefflichen Bau ein achteckiger, oben »hoch aufgespitzter Thurm verordnet gewesen, auf das Quadrat »der vier mittleren Säulen zu setzen, wo aber solches beschehen »wäre, befindet sich daß solche Last allenthalben auf keiner Feste »sondern ganz blos stehen müßte mit etlichen Ecken, welches wi»der alle erfahren Baumeister, wo man gedenkt eine schwere Last »dermaßen zu setzen, daß es lange Zeit bestehen möge.« Diese Nachricht scheint einen von den Punkten zu berühren, über welche bey jenem Bau gestritten wurde.

So interessant dieser ganze Abschnitt für den eigentlichen Baumeister seyn muß, übergehen wir ihn hier doch, weil die Anwendung der Regel dabey nicht so in die Augen fällt, als bey dem folgenden Abschnitt vom Aufriß. Der Verfasser behält dabey abermals die wirkliche Maßen und auch die Formen des Doms in Mailand bey, und bildet den Aufriß allein nach der Regel des Triangels, welches durch einen schönen Holzschnitt, den wir unter Fig. 1 beyfügen, erläutert wird. Er führt die Ueberschrift: »Künstliche Aufreißung des Orthographi oder »Aufziehens des obgesetzten Grunds oder Ichnographi nach dem »teutschen Steinmetzengrund des Triangels mit sonderlichen »Fleiß abgemessen.«

Wir setzen die kurze Erklärung des Rivius hinzu, in welcher abermals die Regel nur in der Anwendung sichtbar wird, doch deutlich durch die Zeichnung: »Zu besserem Verstand wollen »wir den Bau des obgesetzten Grundes, nach Art dieser Zeit teut»scher Steinmetzen fürnehmen und aufziehen, darin beyde Theile

Fig: I.



»der Orthographie und Scenographie genugsamlicher erklärt wer»den sollen.«

»Und für das erst soll die Vorwand oder Facieta mit A B C E F »aus dem Triangel aufgezogen werden, also daß sich die Spitze »der seitrechten Linien oder Seiten, erstreckt (schließen) auf den »Buchstaben G, von welchem Punkt die perpendiculare oder wag»rechte (lothrechte) auf den Grund gezogen, mit Z bezeichnet ist. »So du aber wolltest zu einem Kolosso oder großen Gebäu eine »größere Weite und mehr Platz haben, magst du solchen Grund »mit einem größern Triangel erweitern und höher aufführen, vom »Buchstaben A zu H zu sechzehn Werkschuh herauswärts; desglei»chen auf der andern Seite von E zu K, als daß solche Linie von »H zum K verlängert wäre, beyderseits auf sechzehn Schuh, die »gibt dann eine solche Länge, daß die beyden Nebenlinien so den »gleichseitigen Triangel geben, oben mit der Spitze sich erheben, »über die wagerechte G, zum Punkt mit dem Buchstaben L be»zeichnet zum obersten Spitz des Wölbbogens, desgleichen auch »der Triangel A F G, wo er hinaufgerückt würde nach der Höhe »der Kapitäler der kleinern Fiolen, von dem Buchstaben M zu N, »wird er hinauf über die Spitze mit L reichen, desgleichen wo die »unterste Linie des Basaments solches Triangels A F höher hinauf »gerückt wird, zwischen R S, wird solcher Triangel die höchste »Spitze der Perpendicularlinie erreichen, so mit Q bezeichnet ist, »an welcher Spitze sich der größeste Triangel endet, mit O P Q be»zeichnet, welchen wir des kleinern Spacium halber nicht haben »ganz aufreißen können. — Alsdann trifft das Basament R S »gerade liegend auf dem Gewölb der Zellen oder Langhaus, wel»ches sich zu beyden Seiten erstreckt zu den Buchstaben T V zu be»zeichnen des Maßwerks etliche geripte Säulen und Pfeiler so »zwischen der Mauer aufgeführt, und von unseren deutschen Stein»metzen Fiolen genannt werden, wie auch solche höher droben mit »X Y oder ε bezeichnet, und da diese beyden Buchstaben α β ver»zeichnet, bedeutet das Basament des Triangels oberhalb des Ka»pitals und obern Größe, mit Eisenklammern wohl in einander »geschlossen und befestiget in allen Bögen mit dem Cirkel gerissen, »in einen geschärften oder gespitzten Triangel, so eine Last zu tra»gen am aller stärkesten auf solcher Zuspitzung dann ein wenig »herab, oder in Mitte des Schwibbogens wird es solchesmaß zu»sammen geleibt, daß nicht wohl möglich, daß ein solch Gewölbe »reißen mag, wiewohl es auf der Spitze hart trägt u. s. w.« (Blatt 29.)

Aus dieser Erklärung sowohl als aus der Zeichnung geht klar hervor: daß alle Verhältnisse dieses Aufrisses aus der **Grundform des gleichseitigen Dreyecks** hervorgehen, dessen un-

tere Seite das Basament genannt, und die Figur selbst an der, durch die Spitze gefällten senkrechten Linie in die Höhe geschoben wird, wodurch die Horizontallinien dann immer durch das Basament eines neuen Triangels gebildet werden; wobey wohl zu bemerken ist, daß die Verhältnisse der Maße an der senkrechten Linie, immer aus den Verhältnissen der Theilung oder Erweiterung des Basaments, durch die parallelen Seiten des immer größer werdenden Triangels entspringen.

Bey dem vorliegenden Aufriß ist Kirche und Thurm ganz als eins gedacht, und beyde gehen aus einer Grundform hervor; dieß ist aber bey manchen Münstern des Mittelalters nicht der Fall, und dem eigentlichen Thurme gibt nicht so wohl ein gleichseitiges als ein gleichschenkliges Dreyeck die Grundform und die Regel seiner Verhältnisse, wie dieß in der zweyten Figur schon sichtbar wird. Es möchte vielleicht nicht schwer halten, nach diesen Grundsätzen die schönsten Gebäude des Mittelalters zu zergliedern, und ihren besondern Charakter aus ihrer Grundform zu bestimmen. Freylich würden sich eine Menge Abweichungen finden, weil sich eben so wenig annehmen läßt: daß alle Baumeister im Stande waren ihre Schöpfungen ganz folgerecht auszuführen, als daß alle ihre so rege Phantasie strenge der Regel unterordneten. Wir machen nur noch darauf aufmerksam, wie klar jetzt der streitige Punkt zwischen den deutschen und italienischen Baumeistern, bey dem Bau des Doms in Mailand vor Augen liegt, und was es eigentlich zu bedeuten hatte, wenn die Deutschen nach dem Triangel, die Italiener aber nach den Regeln der alten römischen Baukunst, nach dem Quadrat bauen wollten, und wie endlich in dem Gebäude selbst eine so sonderbare Mischung zu Stande kam.

Rivius läßt nun einen ganz kurzen Abschnitt folgen unter der Aufschrift: »Eigentliche Aufreißung des Grunds der Säulen mit ihrem Basament und Kapitälen; auch wie solche Säulen aufgezogen werden,« verweiset in den wenigen Zeilen aber allein auf die Figuren, welche mit Buchstaben bezeichnet sind, von denen der Text schweigt, und woraus hervorzugehen scheint, daß sie ursprünglich zu einem andern Werke bestimmt waren.

Es folgt nun noch ein zweyter Aufriß, der sich auf denselben Grundriß bezieht, und die Ueberschrift hat: »Eigentliche Aufrei»ßung geometrischer architektonischer Weiß, eines Gebäus aus »dem Grund aufzuziehen aus dem Cirkel, Quadrat und »Triangel nach gewöhnlicher Symmetria des verjüngten Werk»schuhs zu augenscheinlichen Exempel der Orthographie und Sce»nographie gesetzet.« Wir theilen diesen schönen Aufriß unter

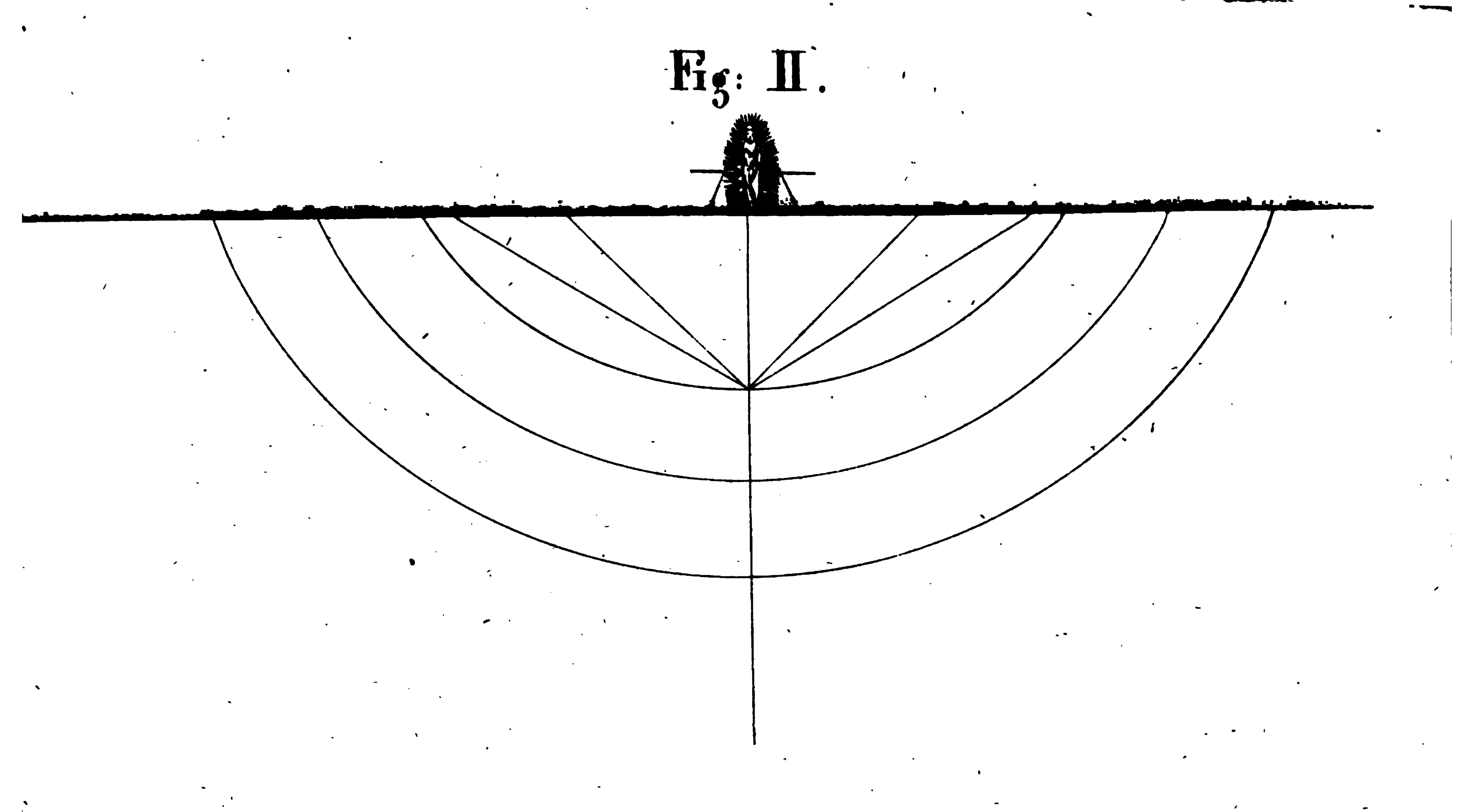


Fig: II.

Fig. II. mit. In der kurzen Erklärung dieses Aufrisses heißt es, »und sind dieses Gebäus alle innerliche und äußerliche Glied»maßung wie die vorigen Figuren mit lateinischen und griechischen »Buchstaben bezeichnet.« Diese Buchstaben fehlen aber auf dem Holzschnitte gänzlich, und so kann uns diese Erklärung wenig helfen; doch lassen sich aus der Figur selbst, durch Vergleichung mit der vorigen, die, hier freylich verwickelteren Regeln wohl entdecken. Daß Rivius sich übrigens die Erfindung und Ausführung eines Gebäudes nach diesen Grundsätzen nicht leicht dachte, geht aus seinen Bemerkungen hervor; vorzüglich geht er bey der Lehre von der Symmetrie in die verwickeltesten Verhältnisse ein, was aber bey ihm selbst nachgelesen werden muß.

Rec. glaubt in der That, in den Grundsätzen des alten wackern Rivius den Schlüssel gefunden zu haben, durch den die wirkliche Theorie der alten deutschen Baukunst, — verbunden mit der Vergleichung ihrer besten Werke — wieder hergestellt werden kann, und er fordert zu diesem Zwecke die trefflichen Baukünstler Deutschlands auf! Es ist dann erst möglich die wichtige Frage — welche Herr Moller ein wenig zu früh entschieden hat — genügend beantworten zu können: ob eine Anwendung, nicht Nachahmung, dieser Baukunst zu empfehlen sey?

Wir haben nun noch etwas über das vierte Kapitel des vorliegenden Werks zu sagen. Es ist überschrieben: »Vergleichung einiger Gebäude, welche in verschiedenen Ländern Europas im Styl des dreyzehnten Jahrhunderts aufgeführt »sind, und über die Hypothesen hinsichtlich der Erfindung dieser »Bauart.« Diese Baukunst, sagt der Verfasser S. 20, soll abgeleitet werden:

1) von den heiligen Hainen der alten celtischen Völker;

2) von den aus Baumzweigen geflochtenen Hütten;

3) von der Konstruktion des Zimmerwerks bey hölzernen Gebäuden;

4) von den ägyptischen Pyramiden, und

5) von der Nachahmung der Spitzbögen, welche durch die aus verschlungenen Halbkreisen geformte Verzierung entstehen.

Die drey ersten Hypothesen, so viel auch darüber, und vorzüglich über die erste, gefabelt worden ist, werden von dem Verfasser treffend widerlegt. Die vierte Hypothese ist von dem Engländer Murphy aufgestellt. Der Verfasser widerlegt den sonderbaren Grund: die Pyramiden der Aegypter sind Grabmähler; in den Kirchen des Mittelalters wurde auch begraben, und man ahmte deßhalb die Bauart der Pyramiden nach — sehr gut: wenn Murphy sich aber auch in seinem Grunde ver-

griff, so fühlte er doch ganz richtig. Offenbar sind die ägyptischen Pyramiden nach denselben Gesetzen gebaut, wie die meisten — vorzüglich deutschen Kirchen des Mittelalters, d. i. aus dem Dreyeck und Quadrat; in derselben Form, die in den gewiß eben so alten, wo nicht ältern Tempeln der Hindu sichtbar wird. Von einer ersten Erfindung dieser Formen in Deutschland kann also nicht die Rede seyn; deswegen braucht man aber diese Form in Deutschland keineswegs als bloße Nachahmung jener alten Formen anzusehn; sie konnte sich hier so gut wie dort durch irgend eine äußere Veranlassung entwickeln. Bey den Hindu sind die ältesten Tempel dem Schiva, oder dem Feuer gewidmet; sie bilden gleichsam eine Hülle um die heilige Flamme her, und nehmen dieselbe Gestalt an; in Deutschland gab höchst wahrscheinlich der nothwendige Gebrauch hoch hangender Glocken diese Veranlassung, wie schon bemerkt worden.

Die fünfte Hypothese ist von dem Engländer Milner aufgestellt, welcher behauptet: »Der Spitzbogenstyl und die gesammte Bauart des dreyzehnten Jahrhunderts sey aus der Nachahmung der in einander geschlungenen Halbkreise der alt englischen Bauart entstanden,« wodurch dann die Ehre der Erfindung den Engländern zugeschrieben wird. Sehr gründlich setzt der Verfasser dieser Behauptung entgegen: daß Verzierungen, als unwesentliche Theile eines Gebaudes, wohl ihre Gestaltung von den Formen der Haupttheile empfangen könnten, aber nicht umgekehrt. Unser Verfasser weiset dann noch die Behauptung zurück: daß den Arabern die Erfindung gehöre, und sucht durch mehrere Gründe diese Ehre seinen Landsleuten zu sichern; die, wenn sich auch nicht die erste Erfindung als eine deutsche nachweisen lasse, — welches in Bezug auf die Behauptungen der Engländer gesagt wird — doch diese Kunst am ersten und vollkommensten ausgebildet hätten.

Rec. glaubt diesen Streit zwischen den Deutschen und Engländern, nach den oben aus Rivius entwickelten Grundsätzen der deutschen Baukunst auf das bestimmteste entscheiden zu können. Wenn es ganz unläugbar der unterscheidende Charakter der deutschen Baukunst ist: daß die Formen des Dreyecks, mit allen daraus hergeleiteten Verhältnissen vorragen, die Formen des Quadrats und Cirkels aber untergeordnet erscheinen; so ist sie in England eigentlich nie geübt, wenigstens nie herrschend geworden; sie kann also auch schwerlich dort entstanden seyn. In den Hauptgebäuden in England und Schottland aus jener Zeit herrscht in den Hauptmassen die Form des Quadrats, wie diese früher in den Zeiten der Römer dort eingeführt war; die Formen des Dreyecks und Kreises sind untergeordnet, und

erscheinen nur in den Verzierungen, — wo sie immer aus den früher verschlungenen Halbkreisen entstanden seyn mögen — daher erscheinen beyde sehr gemischt und wechselnd, bald ragt das Dreyeck, bald der Kreis vor. Wie sehr aber die Form des Vierecks, und dadurch die wagerechten und lothrechten Linien mit ihren eigenthümlichen Verhältnissen vorragen, beweiset, daß die schönsten Thürme und Kirchen so platte Dächer haben, daß sie von den Seitenmauern fast ganz verdeckt werden; die Pyramide, so häufig sie auch angebracht wird, erscheint nur klein, und als bloße Mauer und Pfeiler-Verzierung. Wo die Pyramide als Dach eines Thurms erscheint, zum Beyspiel bey dem schönen Thurme der St. Marienkirche in Oxford, ist sie Nachahmung, weil sie mit dem Ganzen nicht in Harmonie steht — das Dach der Kirche ist ganz platt — ist nicht mit dem Bau aus einem Stück, wie z. B. die Freyburger und Wiener Münster in Deutschland. Wie schwankend die englischen Baumeister des Mittelalters waren, beweisen eine Menge Gebäude, in denen die sonderbarste Vermischung Statt findet. Die berühmte Kapelle zu Roslin in Schottland, welche in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts erbaut worden, zeigt in Thüren und Fenstern überall Spitzbogen: die Pfeiler sind oben mit Pyramiden verziert; das Dach aber bildet einen vollkommnen Halbkreis. (Siehe Les Délices de la Grande-Brétagne et de l'Irlande, à Leide 1707. Tom. VI. p. 1148. Ein Werk mit trefflichen Abbildungen, das zur Kenntniß der alten Baukunst in England um so wichtiger ist, da es viele alte Gebäude und viele treffliche Ruinen von Kirchen und Klöstern enthält, die jetzt nicht mehr existiren.) Es ist dabey von selbst zu erwarten, daß hie und da, wie wirklich der Fall ist, Spitzdächer und pyramidalische Thürme, und damit eine Annäherung zur deutschen Baukunst zum Vorschein kommen. Dieß ist vorzüglich in Schottland der Fall, wo die schönen Ruinen der Abteyen zu Meiroß und Dryburgh (Les Délices de la Gr. Brétagne — Tom. VI. p. 1081) dieß zeigen. Allein diese Ausnahmen, die doch immer nur Annäherungen bleiben, können keinen Beweis gegen die oben aufgestellte Behauptung geben; ganz England hat kein Münster aufzuweisen, das den Grundgesetzen der deutschen Baukunst ganz entspräche. Unser Verfasser zeigt sehr gut (S. 25) das Unharmonische in den Theilen der alten Domkirche zu York. Wenn der Engländer auch versuchte, den Vorwurf des Kontrastes zwischen dem flachen Dach und den Spitzbogen der Fenster und den kleinen Pyramiden der Strebepfeiler dadurch abzulehnen: daß die Hauptform seiner Gebäude des Viereck sey, und Dreyeck und Kreis nur in den Verzierungen erscheinen; so gibt es noch

andere unabläugbare Kontraste in diesem Gebäude. Unser Verfasser scheint nur die Giebelseite desselben — die er auch abgebildet liefert — vor sich gehabt zu haben, wo der große flach gedeckte Mittelthurm über dem Kreuz nicht sichtbar ist. Sieht man das Gebäude von der Seite, so macht dieser stärkere Thurm mit den beyden Giebelthürmen den sonderbarsten Kontrast. Statt jene auf jeder Seite ein großes Fenster mit einem Spitzgewölbe haben, hat dieser zwey Fenster derselben Größe neben einander, die fast die ganze Breite einnehmen — wodurch die Idee der Festigkeit gestört wird — und oben durch einen Halbkreis gewölbt sind, über welchem sich aber dann als Zierat eine Art Spitzbogen erhebt — ein Beweis, daß der Baumeister selbst in den Verzierungen nur nach Willkür verfuhr.

Obwohl Rec. keineswegs die Behauptung aufstellen will: daß der Spitzbogenstyl von Deutschland nach England überging, und dort mehr nachgeahmt als selbstständig angewendet wurde — weil er auch dort, nach Milners Meinung, wohl entstehen konnte — so scheinen doch andere Gründe darzuthun: daß von den alten, freyen Bauzünften, welche unläugbar in Deutschland entstanden, und in welchen die alte deutsche Baukunst sich entwickelte, sich einzelne Zweige nach England wandten, und dahin wenigstens die Symbole ihrer Kunst verpflanzten, wenn sie auch, des einmal herrschenden Geschmacks wegen, ihre Grundsätze nicht ganz in Ausübung bringen konnten.

Wie oft die alten deutschen Baumeister in ihren Verzierungen mit dem Dreyeck, Quadrat und Cirkel spielen; auch daß diese Figuren hie und da an Gebäuden für sich, als besondere Zeichen, eingehauen sind, ist bekannt. Man hat mit diesen Zeichen ein sonderbares Spiel getrieben, und sie zu Symbolen mystischer Geheimnisse, oder aus dem Orient entlehnter Philosopheme machen wollen; ihre wahre Bedeutung und in welchem Sinne die alten Baumeister sie betrachteten, liegt nach Rivius Erläuterungen klar vor Augen. Sie waren für die Theorie der deutschen Baukunst wirkliche, inhaltreiche Symbole, die in den Zünften der Baukünstler eine große Rolle spielen mußten. Nur der konnte als Meister anerkannt werden, der ihre Anwendung nach den Regeln seiner Kunst, bey jeder Aufgabe gründlich angeben, und die Verhältnisse seines Baus darnach regeln konnte. Nun finden sich diese Zeichen auch an alten Kirchen in England, wo sie in Bezug auf die Gebäude selbst, woran sie sich befinden, fast ohne Bedeutung sind. So sieht man an dem alten Thurm der Kirche zu Amersdam in England oben zwey große Triangel, so in einander geschoben, daß die Winkel der beyden Grundlinien ein Quadrat bilden. In Kirche und Thurm

herrscht aber die Form des Vierecks mit seinen wagerechten und lothrechten Linien so vor, daß selbst in den Verzierungen Dreyeck und Kreis nur sehr untergeordnet erscheinen. (Les Délices de la Gr. Br. Tom. III. p. 592.) Erscheinen hier die an altdeutschen Gebäuden so bedeutungsvollen Symbole nicht schon als bloße Zunftzeichen?

Noch müssen wir einige Worte über die Kupfer dieses Werks sagen, da sie in einer Hinsicht die Hauptsache ausmachen, denen der Text gewissermaßen nur als Erklärung, oder aus ihnen abgeleitet, beygegeben ist. Es sind, wie schon angezeigt worden, zwey und siebzig Platten; die Gebäude und Verzierungen sind in leichten, aber genauen und schönen Umrissen dargestellt, einer Manier, die zu dem Zweck dieser Darstellungen weit passender ist, als mühsam ausgeführte Kupferwerke. Die Wahl der Gegenstände ist im Ganzen zweckmäßig und unterrichtend. Die besondere Erklärung der Kupfer nimmt einen besondern Abschnitt des Werks (von S. 27 bis 47) ein, leidet, der Natur der Sache nach, hier aber keinen Auszug. Der Anfang wird mit der Vorhalle des alten Klosters zu Lorsch — aus den Zeiten Karl des Großen — und des Doms zu Worms — aus dem eilften Jahrhundert gemacht; dann folgen Gebäude, Verzierungeu und Denkmäler verschiedener Art, besonders Kirchen und Thürme. Auf der 71 und 72 Tafel werden die Münster von Freyburg und Straßburg mit einigen ausländischen, im Spitzbogenstyl erbauten Kirchen — dem Dom zu Orvieto, der Kirche zu Bathalha, der alten Domkirche zu York und der Kirche Notre Dame zu Paris — verglichen. Daß keines dieser ausländischen Gebäude nach den Grundsätzen gebaut ist, welche Rec. oben nach Rivius entwickelt hat, und wie sie in den besten deutschen Kirchen jener Zeit sichtbar werden, fällt in die Augen.

Wir bemerken noch, daß diese vorliegenden zwölf Hefte den ersten Theil dieses trefflichen Werks ausmachen, und wir also noch einen zweyten Theil zu erwarten haben, dem alle Freunde der deutschen Baukunst mit Verlangen entgegen sehn.

Rhode.

Art. VIII. The works of the right honourable Lord *Byron*, *London*, printed for *Moore* etc., nachgedruckt for Gerard *Fleischer* the younger *Leipsick* 1818, und for brothers *Schumann*. 1819, 1820.

The works of Walter *Scott*, esq. *Edinburgh* printed for *Longmann*, *Hunt*, *Rees* etc. und printed for brothers *Schumann*, *Zwichau*, 1819.

Es scheint, als habe die Natur zur Erzeugung Shakespeares alle dichterischen Kräfte einer langen Reihe kommender

Jahre in voraus verbraucht, und als habe sie Jahrhunderte lang nach der Geburt jenes Heros ausruhen müssen, ehe sie wieder fähig geworden, einen wahrhaften Dichter aus demselben Schooße entsprießen zu lassen. Viele Namen werden zwar von den Engländern und nach ihnen von den bewundernden Ausländern hoch gefeyert, und die Literär-Geschichte zeigt uns Dichter in den verschiedensten Abstufungen; wenn wir aber bey allen recht auf den Grund gehn, und die Bedingung der wahren Poesie nicht aus den Augen lassen, so möchten wir bey den wenigsten mit gutem Gewissen eingestehn, daß sie Dichter, im wahren Sinne des Wortes, gewesen sind. Die englische Literatur hat sich seit Shakespear in allen Fächern außerordentlich ausgebildet, die Sprache hat die höchste Vollkommenheit, deren sie, als gemischte, fähig ist, erreicht; was nur der Fleiß vermochte, ist gelungen; aber zugleich war das, was kein Fleiß bringen kann, das Kind einer höheren Natur, die Poesie entwichen. Vielleicht klingt dieß Urtheil hart, aber die Poesie in ihrer höchsten Bedeutung, und wie wir sie im Shakespear sehn, wird alle niedere Beymischung, nach ihrer geistigern Natur, als schlechten Bodensatz niederschlagen, und geläutert und selbstständig dastehn. Als solche sehn wir sie nirgends. Es gibt poetische Gemüther, Geister voll Ahnung eines Höheren, aber alle sind von der Zeit oder der falschen Ausbildung mehr oder minder befangen, und fast bey allen ist dieser irdische Zusatz überwiegend, bis endlich in den Dichtern der letzten Vergangenheit jeder poetische Funken erstickt ist, und lediglich die Form und der Witz herrscht, und als Poesie gilt. Milton, welcher den kühnsten Schwung hat, wird manchmal durch die Geistesrichtung seiner Zeit, und noch mehr durch die Gelehrsamkeit (einen Erbfehler der englischen Dichter) von der wahren Bahn abgezogen. Dennoch ist es viel, daß mitten unter den Verheerungen der fürchterlichsten Bürgerkriege die Poesie bey einem von den Parteyungen in denselben ganz Befangnen, so vorherrschend seyn könnte. Weder die Bürgerkriege selbst, noch der strenge Sinn der siegenden Presbyterianer waren der Poesie hold. Wenigstens konnte der unter diesen letztern herrschende Geist ihr nur eine einseitige Richtung geben, und ließ weniger ein üppiges Sprießen, da wo die Knospen von innerem Drange getrieben, hervor wollten, zu. Die unter dem Hause Hannover eng verbundenen Völker Großbritanniens wurden durch immer ausgebreiteten Verkehr mit allen kultivirten Völkern, auch in ihrer Bildung mit diesen verbunden. Die Gegenstände, welche die Poesie behandelte, wurden allgemeiner. Die Eigenthümlichkeit fand allein ihren Schutz im Humor, und dieser muß bis spät den Engländern seine umfassendere Mutter, die

Poesie ersetzen. Könnte die Poesie ersetzt werden, so gäbe es keinen bessern Stellvertreter, als dieses Kind ihrer Laune und ihrer Gemüthlichkeit. Hierin glänzen die Engländer noch unübertroffen. Ihre Romanenschreiber Goldsmith, Sterne, Smollet, Fielding reden, in demselben Augenblicke, wo sie unsre Lachmuskeln in Bewegung setzten, zum tiefsten Herzen; sie greifen das innerste Leben ihres Volkes auf, indem sie die Individualitat jedes ihrer Helden zeichnen, aber sie reißen sich nie aus dem niedern Kreise ihrer Wahrnehmung heraus, um, sey's auch nur für einen Augenblick, mit entzückteren Augen nach dem freyen Himmel oben hinauf, oder von oben frey auf das ganze Treiben unten hinab zu blicken. Dennoch aber sind diese Romanenschreiber Dichter gegen diejenigen, welche Dichter heißen. Eine lange Reihe von berühmten Namen und berühmten Dichterwerken bietet uns das achtzehnte Jahrhundert dar. Viele derselben wurden mit rauschendem Beyfall von ihren Zeitgenossen aufgenommen, aber eben so schnell auch wieder vergessen. Wer diese Dichter kennen lernen will, findet von allen Proben in Kosegartens brittischem Odeum, und gewiß wird er sich mit diesen Proben begnügen. Es leuchtet auch kein einziges dichterisches Genie hervor. Es sind mühsame Werke des Fleißes, bey denen man zufrieden seyn kann, wenn sie mit Witz, auf französische Art, gewürzet sind. Größtentheils Beschreibungen von Landgütern bis zu Schafherden und Fabriken hinab. Die Balladen dieser Zeit, die einzigen Gedichte, welche, ihrer Form und ihrem Ursprunge nach, an Poesie erinnern sollen, sind Kompilationen von Beschreibungen, von hoch tönenden Worten ohne eine interessante Handlung. Wie zu den Zeiten der schwäbischen Kaiser ein jeder, welcher auf gute Erziehung Anspruch machte, auch zugleich Gedichte schrieb, so hätte es während des achtzehnten Jahrhunderts auch in England seyn können, wo die trockensten Schulpedanten zugleich als Dichter geehrt waren. Wo das Element der Poesie zurücktritt, pflegen der Witz und die Eigenschaften eines geistreichen Kopfes hervorzutreten, aber auch diese vermissen wir, wenn wir die Ausleger des Shakespear, welche in diesem Jahrhundert hervortreten, bey ihren Kämpfen in den undichterischten Noten zum dichterischsten Autor betrachten. Unter diesen wird nach deutschem Untheil der gefeyertste Ausleger Johnson immer der trockenste bleiben, wenn wir auch seine Persönlichkeit und eignen Werke ganz außer Acht lassen. — Die Tragödie fand beynahe keine Bearbeiter; der frostige Tod Cato's mochte zurückschrecken vor allen Versuchen auf dieser Bahn. In den Komödien zwar glänzte das englische Theater in den letzten Jahrzehenden durch die Werke verschiedener Talente, als Frote's

und Sheridan's, aber auch diese schienen nur gerade für das augenblickliche Bedürfniß eben der Bühne geschrieben, und ließen wenig poetischen inneren Antrieb vermuthen. Dazu kommt der ungeheure Beyfall, welchen gerade die schlechtesten Werke Kotzebues in ganz England erhielten, so daß jede eigenthümliche Dichterkraft ganz ausgestorben zu seyn schien.

So stand es am Ende des vorigen Jahrhunderts mit der Poesie in England. Sie war während der ruhigen Entwickelung des politischen Lebens gänzlich entwichen. Da brach die französische Revolution aus, und bald wurde England, welches bis jetzt als Vermittler unter allen europäischen Staaten dagestanden hatte, von allen Europäern abgeschlossen und auf sich beschränkt. Das englische Volk gewann durch diese Abschließung gewiß einen hohen Grad der Eigenthümlichkeit, den es in der letzten Zeit vor der Revolution auf dem Wege zu verlieren war, wieder; und, wunderbar genug, mit dem Volke gewann auch die Poesie eine eigenthümliche Gestalt, oder vielmehr, sie wurde von neuem geboren. Wir erwähnen nicht der unmittelbar durch oder vor der Revolution erstandenen Redner Burke, Fox, Pitt, in denen gewiß mehr als ein hoher poetischer Funken glühte. Aber während der Revolution traten Walter Scott und Byron, zwey Dichter auf, welche die hohe Verehrung ihrer Landsleute und des Auslands mit vollem Rechte erhielten, und als wahre Dichter, wenn auch nicht vollkommen in Allem, die genauste Betrachtung, wie die höchste Bewunderung verdienen.

Es wäre höchst interessant, in dem wunderbaren Gegensatze, welchen diese beyden fruchtbaren Schriftsteller darbieten, die verschiedenen Einwirkungen einer und derselben Zeit auf ihre gegenseitige Individualität zu betrachten. Hier ist es uns nur erlaubt, ganz kurz den Gegensatz selbst zu bemerken, wenn wir auch nur in einzelne ihrer Werke genauer eingehn wollen. Beyde während der Revolution aufgetretenen Dichter haben die größte Revolution in der Poesie ihres Vaterlandes, ja auch theilweise in der Literatur des Auslandes hervorgebracht, obgleich man nur den Einen der beyden einen revolutionären Dichter nennen möchte. Beyde tragen unverkennbar, wie weit sie auch von einander entfernt stehen, die Eigenthümlichkeit der englischen Dichter an sich; sie schildern und vertiefen sich im Malen des Einzelnen, daß sie oft darüber die Hauptsache vergessen. Beyde legen ihren poetischen Arbeiten eine gehörige Masse von Anmerkungen zu, voll kalter Gelehrsamkeit und Raisonnement, so daß man könnte versucht werden zu glauben, jede poetische Anschauung und jedes poetische Gefühl wäre ihnen fremd. Merkwürdiger sind die Punkte,

in welchen sie gänzlich von einander abweichen, und von denen folgende sich jedem Leser sogleich aufdrängen müssen.

Im Byron herrscht die höchste Subjektivität vor. Wir müssen uns in den Dichter hineindenken, dieser sieht die agirenden Personen mit seinen Gläsern an, und bey ihrer Beschreibung vertieft er sich dergestalt in die seines eignen Ichs, so, daß jeder alsbald bemerkt: er habe nicht den geschilderten Helden, sondern die Person des Dichters selbst vor sich. Im Scott dagegen reine Objektivität. Der Dichter verschwindet gänzlich, und wir sehen nur die kräftigen, mannigfaltigen, nirgends in einander verfließenden, gesunden Gestalten vor uns.

Im Byron finden wir nur einen Charakter, und diesen in allen Gedichten wiederkehrend. Im Scott sind in jedem Gedichte und Romane die trefflichsten, vollkommen gesondertsten Charaktere; und selten findet man auch nur einen Verwandten des Helden in einem Gedichte in irgend einem andern wieder.

Im Byron ist sehr wenig Handlung; dagegen meistentheils Declamation, Raisonnement und plötzliche Schilderung, wo es gerade dem Dichter gefällt. Im Scott drängt sich Handlung auf Handlung. Nur die Schilderungen halten ihn auf, selten einige Sentenzen. Jedoch kommen diese eher in den Gedichten als in den Romanen vor.

Im Byron werden uns die agirenden Personen weitläufig vom Dichter geschildert; im Scott treten sie durch Handlungen vor, und zeichnen sich selbst durch diese. Im Byron ist die Welt ein großes Gefängniß, oder eine Mördergrube, und wir befinden uns nicht wohl in ihr; alles schreckt uns zurück. Scott dagegen gewinnt auch den widerwärtigsten Gegenständen freundliche Seiten ab.

Byrons Gedichte sind Ausbrüche einer gewaltigen Phantasie, aber bleiben immer Bruchstücke, welche den genialen Geist, welcher sie schuf, verrathen. Scott hat alles vollkommen im Geiste vollendet, ehe er es dem Verse anvertraut; daher die höchste Ründung seiner Gedichte und Romane, und der vollkommen befriedigende Schluß, während Byron gewöhnlich mit einer Dissonanz aufhört.

Endlich Byron flieht, um Dichter zu seyn, sein Vaterland, und sucht die weite Ferne; Scott das innerste Heiligthum seiner Heimat, und setzt einen Stolz darauf, nur für sein Vaterland, für Schottland zu dichten.

Bey der Betrachtung jedes der beyden Dichter werden wir noch oft auf die einzelnen Punkte zurück kommen müssen. Beyde zogen, sobald nach der Befreyung des Kontinents wir mit den Erzeugnissen der englischen Literatur wiederum näher bekannt

wurden, die höchste Aufmerksamkeit des lesenden Publikums auf sich. Diese in der unbekannten Zwischenzeit aufgetretenen und zum höchsten Glanze gediehenen Lichter mußten natürlich für uns, die wir nur die Zeit vor ihrem Aufgange kannten, als völlig neue und so bedeutende Erscheinungen das größte Interesse haben. Lange schwankte die Bewunderung zwischen ihnen, doch schien der genialer und gewaltiger hervortretende Byron zuerst die meisten Anhänger zu haben; als aber, mit der Zeit, auch die Gemüther aus dem aufgeregten und überspannten, in einen ruhigern und betrachtenden Zustand zurücktraten, gewann auch der mildere besonnene Scott die allgemeine Liebe und innige Verehrung, während Byron noch immer bewundert wird, aber nicht geliebt werden kann. Daß bey den Engländern noch jetzt Byron dem Scott vorgezogen wird, erklärt sich leicht aus ihrem »porter thicked blood,« welches einer heftigen Erschütterung bedarf, um in schnellem Umlaufe den erstarrenden Körper zu erwärmen. Wir wenden uns zu jedem der beyden Heroen besonders.

Byron. In einer Revolutionszeit, wo alle Verhältnisse gelöst sind, und im Vernichtungskampfe Altes und Neues einander gegenüber stehen, pflegen auch viele hervorragende Geister die Rettung nur in einem der beyden Extreme zu suchen. Die Einen schreiten unaufhaltsam vor, reißen nieder, und wollen bauen; die Andern kehren in die früheste Vorwelt zurück, und wollen das Heil darin finden, daß sie auch nicht den morschen Zierat des alten Baues sinken lassen. Zu den erstern gehört Byron. Er stürzte alle Verhältnisse um, die wie in der wirklichen Welt, so in der Poesie uns heilig waren. Er bricht eine neue Bahn, betritt nie gekannte Gefilde, schildert Charaktere, welche niemals vor uns gelebt haben, und reißt uns mit sich unter diesen umher, bis wir im Taumel und geblendet den Rückweg vergessen, und erst aus unserm schwindelnden Traum aufgeweckt werden durch eine Dissonanz, welche dieß Zauberleben beschließt. Einen festen Bau, wo wir ruhen könnten, werden wir nirgends finden. Byron verläßt die niedern Sphären, und mit Riesenschritten eilt er dem Aeußersten zu. Bald aber ist er am Rande, er kann nicht hinüber in das Land, welches über unsere menschliche Wahrnehmung hinaus liegt, und so ist er gezwungen, im ewigen Kreislaufe am Rande umher zu schreiten, bis er endlich erschöpft unterliegt, ohne dem Ziele, trotz der ungeheuersten Anstrengung, näher gekommen zu seyn. Wenn die Sinne am höchsten gespannt sind, und noch weiter streben, müssen sie sich selbst vernichten, nur ein Wahnsinn, das heißt eine Auflösung unseres geistigen Lebens, tritt ein.

Sehr richtig bemerkte ein französisches Journal: Ein Dichter, wie Byron, könne nur in einer Zeit, wie die gegenwärtige,

welche sich aus den Strudeln einer gänzlichen Umwälzung eben herausgearbeitet hat, eine solche allgemeine Bewunderung erregen. Ein Jeder, welcher dort, anfangs treibend, bald selbst getrieben, in den Wogen gelebt hatte, und aus ihnen wohl heraus, aber nicht an die ersehnte Küste, sondern an einen nackten Fels geworfen war, von welchem herab er noch starrend vor Kälte gleichgültig das kaum beruhigte Meer ansieht, findet sein Ebenbild in den Byronschen Dichtungen. Der Sturm, welcher Alles umgewälzt hat, ist vorüber, die Wogen sind ruhig, aber nirgends lacht eine Flur im Segen des Friedens, wir stehen auf Klippen, über uns zieht noch zerrissen blutig Gewölk, aber kein Morgenroth zeigt sich am Horizonte.

Dieses Streben Byrons nach dem Außerordentlichen zeigt sich in jeder Beziehung. Entweder verfolgt er das einmal von ihm Angenommene bis zur äußersten Spitze, wo kein Vor- und Rückschritt, sondern nur ein kurzes Schwanken, ehe der Herabsturz folgt, möglich ist, oder er verwirft das Angenommene, und verfolgt nun auf gleiche Weise dessen Gegensatz bis zum Extreme. Wie ergreifend und furchtbar er uns aber auch auf diesem Fluge über die Gränze der Sitte und der Gewohnheit in das Gebiet des Außerordentlichen erscheint, so geschieht es doch auch oft, daß er uns eben dabey lächerlich wird.

Es ist ihm zu gemein, seine Helden im Vaterlande auftreten zu lassen. Er schweift nach dem fernen Osten, nach Griechenland und Kleinasien, wo vor ihm wenige gewesen sind. Dort lebt er in türkischen Sitten, im mohammedanischen Wunderglauben, lebt unter den Ruinen altgriechischer hochgefeyerter Städte, an dem Fuße des Pindus und Olymp, und kann stolz ausrufen: Hier war vor mir kein neuerer Dichter, ich bin der erste hier! Wie der Moslem in rohem Uebermuthe auf den Christen, sieht er auf die übrigen unglücklichen Dichter herab. Er dichtet während das Schiff schaukelnd die grüne Flut durchsticht, die Andern müssen traurig auf dem Lande ihre Saiten rühren! — Seine Sprache ist großartig, sein Styl pathetisch, er sucht geflissentlich alte Formen, während der Gegenstand seiner Verse keineswegs alterthümlich ist. So schildern alle seine Gedichte die Aristokratie des erhobenen Geistes (nicht des hohen) über den Pöbel der Uebrigen, welche sich nicht gleich ihm aus dem Gedräng erheben, nicht um in einer bessern Region zu weilen, sondern um von oben herab die Untengebliebenen höhnisch zu verlachen. So viel im Aeußern von Byrons Streben nach dem Außerordentlichen; den wichtigern innern Gehalt und was wir als den Stempel jedes seiner Gedichte wieder erkennen, wollen wir jetzt aufsuchen.

Ueberall tritt uns ein Geist entgegen, der, aus dem Stru-

del der furchtbarsten Leidenschaften durch eine wunderbare ungeheure Kraft heraus gerissen, den Strand betreten hat, und noch lebt, während ein gemeinerer Geist längst untergegangen wäre. Es ist kein guter Engel, welcher ihm den Pfad durch die Fluten gezeigt hat. Es scheint ein Zufall, welcher gerade ihn unter Tausenden allein verschont hat. Er steht am Strande einsam, von den Freunden der Vergangenheit verlassen, jeder Hoffnung auf künftige beraubt. Glauben und Liebe haben ihm die Fluten entrissen, und sie können ihm nie wieder nahen. Er hat nichts als das Gefühl einer ihm innewohnenden Kraft. Aber diese irdische Kraft ist nicht im Gemüth gegründet, und trägt ihren Untergang in sich. Eine dumpfe Verzweiflung nagt in seinem Busen; im Aeußern kann er noch lachen, aber es ist ein furchtbares Hohngelächter. Er sieht kalt und leidenschaftlos umher, denn ihm kann nichts mehr entrissen werden. Zuweilen blickt er düster (das Wort gloom schildert diesen höchsten Grad des englischen spleen, den keiner vor Byron erreicht hat) auf die Flut, die Alles verschlungen hat, was ihm theuer und lieb gewesen war, hinab, und dieser elegische Theil der Byronschen Poesie ist der anziehendste und dichterischste. Mit wenigen Worten läßt er Fluten und Erdschichten verschwinden, malt uns die versunkenen Schlösser und Thürme, die Helden der Vorwelt in ihren Grüften; und eben so schnell läßt er die Fluten wieder hinüber strömen, und das Grab sich verschließen. Ein trübes Vergleichen des Sonst und Jetzt folgt in schneidenden Sätzen. Dann kehrt er zu sich selbst zurück, er malt sich sein eigenes früheres Glück, und mit den grellsten Farben die Laster, welche es ihm raubten. Er gefällt sich darin: sich so schlecht wie möglich zu schildern; aber mitten in der Schilderung glaubt man ihn verstohlne Blicke umher werfend zu sehn, um zu erfahren, welchen Eindruck auf die Hörer seine grause Selbstschilderung gemacht habe. Dann aber hebt sich wieder plötzlich sein Selbstgefühl. Er trotzt auf seine Kraft, welche ihn bis hieher gebracht hat, ohne zu erliegen; er erhebt sich verächtlich über die Menge (the crowd), welcher die Sinne noch Genuß bringen, während er von Sinnenlust frey, über ihr kleinliches Treiben erhaben, da steht! Ja zuweilen will er sich im Gegensatz zu ihnen für tugendhaft halten, vergessend, das Abstumpfung für jeden Genuß nicht die Tugend der Enthaltsamkeit ist. Aber während seine irdische Kraft, fieberhaft angeschwellt, stolz hervortritt, faßt ihn zugleich das zerrüttende Gefühl der Vergänglichkeit dieses exaltirten Zustandes. Während er dämonisch brütet, steigt eine menschlich liebliche Rückerinnerung einer frühern bessern Zeit auf; aber sie kann nicht lange weilen, weil das Reine und Schuldlose von seiner Nähe vergiftet wird. Die

finstern Geister schütteln wieder die ehernen Ketten, mit welchen sie ihn gefesselt halten. So treibt diesen Geist eine ewige Unruhe. Ein Schein ist nur die kalte leidenschaftlose Betrachtung, denn wahre Festigkeit ist nur da vorhanden, wo im Gemüth die Wurzeln liegen. Ein solcher Geist, der alles Edle und Schöne in der Vergangenheit zurückgelassen hat, und jetzt nichts besitzt, worauf er sich stützt, als jene vergängliche Kraft, nichts, was den Frost des Lebens erwärmt, als die hohle Sehnsucht nach dem Verlornen, ein solcher Geist kann auch kein reges Mitgefühl in seinen Leiden erwecken. Gibt es eine Lösung der Schuld, so ist Reue die erste Bedingung. Gegen die Reue aber kämpft bey ihm die Kraft und das Selbstgefühl. Somit ist jede Lösung unmöglich. Von Außen kann keine rettende Macht kommen, wenn ihr von Innen keine Tugend die Hand bietet. Daher muß in einer Dissonanz sich die Existenz dieses Geistes lösen, und weil dieser Geist in jedem Gedichte vortritt, endet auch ein jedes auf diese Weise. Der Schluß von keinem der Byronschen Gedichte wird befriedigen, sondern einen Stachel in dem Herzen des Lesers zurücklassen.

Fragen wir aber, wer dieser Geist ist, der unverkennbar in jedem Werke, nur mit verändertem Namen, erscheint, den der Dichter mit ganz vorzüglicher, oder vielmehr mit ausschließlicher Liebe behandelt zu haben scheint, so ist die allgemeine Antwort: der Geist des Dichters selbst. Und diese Antwort wird durch jeden Umstand bestätigt. Der vollendetste Dichter, welchem alle Charaktere, mit denen er auf seiner erschaffenen Bühne spielen will, klar wie sein eigner vor Augen liegen, wird nie einen Charakter so auszeichnen, so hervorheben, so in die kleinsten Verhältnisse verfolgen, selbst wenn es in seiner Absicht läge, alle Nebenpersonen vor ihm verschwinden zu lassen. Nur wer sich selbst schildern will, vermag jenes so zu thun, wie es Byron ausführt. Byron vergißt die Handlung, die Absicht der Helden, den Helden selbst, wenn er in das Moralisiren über des Helden Seelenzustand hinein geräth. Keinesweges wollen wir damit behaupten, daß den Dichter eine gleiche Last der Schuld drücke, wie die Helden seiner Phantasie. Eine Schuld aber drückt ihn, und vielleicht glaubt er, das Mittel, sich diese Last zu erleichtern, liege darin: wenn er die Sünde mit den grellsten Farben male, und die tausend Leser zwänge, mit ihm die Qual zu tragen, wenn er seinen Helden unter den Schlangengeißeln der Furien sich krümmen läßt. Das Letztere erreicht er gewiß; der Leser wird mitgemartert. Ob er aber sich selbst dadurch Erleichterung verschafft, stellen wir in Zweifel. In so fern mag er sich erleichtert fühlen, als seiner Eitelkeit gefröhnt wird, denn diese herrscht überall vor. Wenn jener Geist, den wir geschildert haben, auch

allen menschlichen Gefühlen abgestorben ist, die Eitelkeit lebt noch, und geberdet sich oft auf wunderbare Weise, wenn sie zwischen den Grabesgedanken vortritt.

Jedes der Byronschen Gedichte läßt sich seinen innern Bestandtheilen nach in zwey Stücke chemisch zerlegen; das erstere ist jenes finstere Wesen, das zweyte die geschilderte Natur. In den verschiedenen Gedichten tritt bald dieses, bald jenes mehr hervor. Alles Andere, namentlich die Handlung, ist Nebensache. Ueber dem ganzen Gemälde hängt ein geheimnißvoller Schleyer, und wenn wir von einigen Scottschen und anderen Gedichten sagen möchten: ein nebliges Helldunkel verberge den Hintergrund, um desto wirksamer aus diesem die handelnden Personen hervortreten, und kräftig und frisch in die Handlung, welche im Vordergrunde spielt, eingreifen zu lassen, so möchten wir hier ein anderes Gleichniß brauchen. Bey einem Fackelzuge umhüllt ein dichter schwarzer Rauch den Umkreis; das getrübte Auge kann ihn nicht durchdringen, um irgend einen Gegenstand wahrzunehmen; nur wo die Flamme der Fackel selbst leuchtet, erblickt es in rothem wunderbarem Scheine die Gestalten, um sie im nächsten Augenblicke, wenn die Dampfwolke aufsteigt, wieder zu verlieren; aber die so erblickten Gestalten schweben desto länger dem geblendeten Auge vor. So wogt in den Byronschen Gedichten die Dampfwolke der Schilderungen, der Reflexionen und des Moralisirens. Der Leser wird betäubt, aber auch zugleich mit fortgerissen; denn Byron ist, wenn auch sophistisch, doch ein mächtiges Genie. Zwischen diesen Reflexionen und Schilderungen aber tritt plötzlich hervor eine bedeutende That, deren Erscheinung sich um so fester in unsern Sinn einprägt, je seltner sie kommt.

Byron ist ein philosophischer Dichter. — Dem Dichter können wir vorwerfen: er habe noch nicht den ersten Schritt gethan zu dem Ziele, nach welchem der wahre Dichter schreiten muß, — nach der objektiven Auffassung seiner poetischen Welt. Ueberall erblicken wir den Byron. Das trübe Wesen tritt nicht nur vor allen Andern vor, es herrscht vielmehr ganz allein. Wer sonst nothwendig erscheinen muß, bleibt fast nur stumme Person; zum wenigsten gibt es keinen andern Charakter als den gloomy. Vor Allen geht es den Frauen schlimm. Es sind nur Andeutungen, die schwächsten Umrisse, die zu schattiren der Phantasie des Lesers vorbehalten bleibt. Schwach, zart, zerfließend, liebenswürdig. Andere Eigenschaften haben wir nur bey Einer, die aber wiederum aus dem weiblichen Kreise heraus tritt, gefunden. Der Liebe muß jenes Wesen seiner Natur nach fremd seyn. Die Liebe liegt überall in der Vergangenheit; wo sie aber vorblickt, ist es nicht die reine Seelen-, sondern eine sehr irdisch-sinnliche Liebe. Wo

ein Held, sey es der gloomy oder ausnahmsweise ein Anderer, erscheint, zeigt er sich nicht zuerst durch eine sprechende Handlung, welche immer, zu Gunsten des Dichters und des Helden, die Sinne des Lesers besticht, sondern der Dichter schildert, in beliebiger Zahl von Versen, Charakter und Person; und wir lernen ihn nicht durch eigne Anschauung, sondern mittelbar erst durch die des Dichters kennen. — Der Philosoph ist der Trübste, der je auf der Welt gelebt hat. Ein Epikuräer, der ein Stoiker geworden ist. Er blickt kalt auf die Welt, und will nur das Schlimme sehen. Die Liebe ist ihm unbekannt; selten scheint ihm der Mensch seines Hasses werth, er kann ihn nur verachten. Nicht die Sinnlichkeit, welche noch verstohlen in Byrons Gedichten vorblickt, nicht die Leidenschaften, auf deren Lava wir umhergehen, machen jene verderblich; diese kalte Verachtung, dieses höhnische Lächeln über die Begeisterung für Edles und Schönes, als über etwas Nichtiges, Zeitliches, sind das Gift in seinen Werken, vor dessen Einathmung sich jedes Gemüth wahren muß. Sein Duft ist verführerisch für den früh schon Lebenssatten. Wer die Welt zu hassen glaubt, aber noch Kraft in sich fühlt, den bitten wir, den Byron fort zu werfen, und den Walter Scott zu ergreifen, weil er in ihm dem Quell der Liebe und des Lebens näher kommen wird.

Was hier über Byron ausgesprochen steht, dürfte fast nur wie Tadel klingen. Dennoch ist er ein Dichter, und reißt wie keiner unsere Sinne mit sich fort. Seine originelle Kraft läßt uns das, was wir bey Andern verwerfen würden, bewundern. Alles ist bey ihm Natur, und geht aus seinem Innern hervor. Wehe aber seinen Nachahmern! Eine solche Manier, ohne den belebenden Geist, welcher diese Form gerade für sein eigen Bedürfniß schuf, würde unerträglich seyn. Byron hat Gefühl. Einzelne lyrische Stellen sind bewunderungswürdig schön. Man lebt mit ihm in den reizenden Gegenden, man sieht die blauen milden Lüfte der südlichen Zonen, und fühlt sich von den Wogen geschaukelt, wenn man auch nie das Meer befahren hat. Zuweilen wird er in Beschreibung der Naturscenen so innig, daß man zweifeln möchte, wie ein und dasselbe Wesen so rein empfinden, und so düster brüten könne, wie die Helden seiner Geschichten. Byron ist der größte reflectirende Dichter, d. h. ein Dichter, auf den Alles, jeder Gegenstand aus jedem Kreise der Natur, den lebhaftesten Eindruck macht. Der Spiegel seiner Seele fängt jedes Bild auf, und wirft es wieder zurück; nur daß sein Spiegel nicht immer gleich klar ist, und somit das Bild nur nach der verschiedenartigen Stimmung des Dichters gegeben wird. Er liebt auf Gräbern umher zu gehen. Wenn er auf den Kirchhöfen gan-

zer Nationen, ja auf den Gräbern vergangner Religionen steht, kann man es ihm verdenken, wenn die Augen trübe werden, und ein Schwindel ihn ergreift, und wenn er schwach jede Stütze, worauf der Mensch sich lehnt, glaubt, daß er auch zuletzt die Religionen für einen Halm ansieht, und auch sie den eisernen Gesetzen eines höheren Verhängnisses unterwirft? Mindestens gehört eine große Kraft dazu, daß bey dieser Phantasie und diesem Trübsinn uns kein solcher Schwindel ergreife. Er moralisirt viel; es sind viel Sophismen; dennoch aber darunter die tiefsten Blicke in's menschliche Herz. Keinem wird geschmeichelt, und die furchtbaren, ergreifenden Wahrheiten, welche er mit kurzen Worten ausspricht, mögen manchen aus dem Wahne seiner unbescholtenen Tugend aufschrecken.

In jedem seiner Gedichte diesem furchtbaren Dichter genau zu folgen, ist für den beschränkten Raum einer Recension unmöglich. Wir müssen uns begnügen, einige der vorzüglichsten Gedichte hervorzuheben. Unter diesen können wir drey Cykeln finden, in welchen jenes finstre Wesen mit wenigen Modifikationen auftritt: der Korsar in Verbindung mit Lara, Childe Haralds Pilgerschaft und Manfred.

The corsair, a tale; in drey Gesängen. Wir werden in eine südöstliche Seeräuberwelt versetzt. Der trotzige Flibustierstaat, wo allein die rohe Kraft herrschte, wo der Geächtete, der von aller gesetzlich gebildeten Welt Verworfene, den letzten Zufluchtsort fand, scheint dem Dichter vorgeschwebt zu haben. Warum er die Scene auf die griechischen Inseln verlegt hat, dazu scheint kein anderer Grund vorhanden, als daß Byron diese Gegenden, welche er besucht hat, gerade schildern wollen. Die altgriechische Welt tritt nirgends vor, würde auch nirgends unter diesen Helden einen würdigen Platz finden.

Erster Gesang. An der Küste der Seeräuberinsel singen, um die Wachtfeuer gelagert, die Piraten ihre Räubermoral und Philosophie. Der Gesang wird unterbrochen, indem ein Segel erscheint. Jubelnd begrüßen sie es als das ihre, und empfangen die landenden Genossen. Der Führer sucht den Hauptmann auf dessen einsameren Wartthurm auf. Es ist ein finsterer, mehr durch Blicke als Worte gebietender Mann, glücklich in seinen Unternehmungen, gefürchtet von jedem Fremden, fast dämonisch von den Seinen verehrt; er lebt abgeschlossen, ohne Lebensgenuß, und erobert nur die Reichthümer, um sie unter seine Räuber zu vertheilen. Er haßt die Menschen und liebt nur ein Wesen, seine Medora. Er ist kein gewöhnlicher Räuber. Erst nachdem er an allen Klippen des Lebensmeeres gescheitert, aber nicht umgekommen ist, nachdem alle Leidenschaften in ihm ausgebrannt ha-

ben, wurde er ein Verbrecher, um sich an den Menschen zu rächen. Er durchschaut sie Alle; ein höhnisches Lächeln schwebt auf seinen Lippen, in seinen Augen liegt gebietende Kraft. Schweigend empfängt er die Botschaften, und nachdem er erfahren, daß ein türkischer Pascha sich rüste, um ihn zu verderben, ertheilt er mit wenigen Worten Befehle, daß jeder sich rüsten solle, um noch heute Nacht mit ihm aufzubrechen. Er will dem zuvorkommen, der ihm mit Verderben droht. Es sind nur zwey Wege, Tod oder Sieg. Konrad sucht, um von ihr zu scheiden, seine in Liebe vergehende Medora. Sie beschwört ihn bey aller Macht der Liebe, von seinem Vorsatz abzulassen, mit ihr zu fliehen aus der Räuber Schaaren, und durch die Liebe gehoben aus dem Verbrecher wieder ein Mensch zu werden. Er entgegnet aber, es ist zu spät! und entwindet sich ihren Armen, die in bangem Vorgefühl, fast im Todeskrampf, ihn umschlungen haben. Dem Hauptmann wird erst wohl, als er das kriegesfrohe Schiffsvolk am Strande erblickt, und die Wellenluft ihn kühlend anfächelt. Wie ein geborner König tritt er unter jenes, theilt seine geheime Befehle den Vertrauten aus, und segelt mit Untergang der Sonne ab. Noch in der Nacht landen sie unentdeckt, wo dicht umher des Pascha Galeeren, die zur Bekriegung der Seeräuber bestimmt sind, liegen.

Zweyter Gesang. Sayd, der Pascha, feyert den gewissen Sieg über die Seeräuber in voraus durch ein schwelgendes Gelag, während er sich und seinen Feldherren den Genuß des Weines, den Kriegern aber die Beraubung der griechischen Sklaven erlaubt, wird ein Derwisch ihm vorgeführt, der, noch gefesselt, kaum dem Tode unter den Händen der Piraten entgangen seyn will. Er wird streng vom Pascha über die Lage der Seeräuber ausgefragt, er gibt aber nur wenig Auskunft. Sayd treibt ihn mehr und mehr in die Enge, als es plötzlich draußen auf dem Meere hell wird. Für den Morgen ist es zu früh, die türkischen Galeeren brennen, und die Seeräuber greifen den Hafen an. Der Derwisch wirft sein Gewand ab, steht geharnischt als Konrad, und indem er in das Horn zum Signale stößt, verrichtet er allein Heldenthaten gegen des Pascha Untergebene. Fast scheint er verloren, indem die Seinen zu früh angegriffen haben; als sie im Augenblick, wo er umringt ist, landen, ihn befreyen, und nach dem furchtbarsten Blutbade die brennende Stadt gewinnen, und die Türken weit in die Flucht schlagen. Der Pascha aber ist entwichen. Konrad blickt mit freudeglänzenden Augen auf die Flammen. Da hört er das Geschrey der Frauen im brennenden Harem. Er befiehlt, sie zu retten, und stürzt selbst voran; durch brennende Balken trägt er, aus sicherem Tode erretteud,

des Pascha Favoritin, die schöne Gulnare. Indessen hat Sayd seine Schaaren gesammelt, sieht mit Scham die geringe Zahl der siegenden Räuber, und greift sie mir erneuerter Wuth an. Diese erliegen der Uebermacht, fast alle sterben den Heldentod; nur Konrad wird gefangen, um unter furchtbaren Martern zur Lust des Türken langsam zu sterben. Verwundet, gefesselt, durstend liegt er im Thurme. Alle Qualen der Erinnerung und der Gegenwart foltern ihn; er hat keine Hoffnung und keinen Trost, da er nicht bereuen kann. Da erscheint in seinem Gefängniß im Nachtkleide die schöne Gulnare; zwar Königin im Harem, aber dennoch immer Sclavin, hat sie die erste Liebe gefühlt bey der männlichen That ihres Retters. Mit dem Siegelringe des Pascha bahnt sie sich den Weg durch die Wächter, und kündet dem Gefangenen an: sie wolle ihn retten; Konrad will sterben, da sein Ruhm, seine Getreuen verloren sind. Gulnare aber muß den Retter ihres Lebens retten, wenn er auch immer für sie verloren ist. Sie verschwindet wie eine liebliche Traumerscheinung.

Dritter Gesang. Medora erfährt durch verwundete Flüchtige das Schicksal ihres Geliebten, und sinkt von der Last der Worte erdrückt zu Boden. Der Rest der Piraten aber rüstet sich, seinen Herrn zu befreyen. Indessen versucht Gulnare umsonst durch Schmeichelreden den Pascha zu bewegen, seinen Gefangenen für dessen Schätze frey zu lassen. Sayd lebt nur in der Rache, er ahnet Gulnarens Liebe, und entfernt sich mit Drohungen. Dieß ist genug für Gulnarens freyen Geist, und ihr Entschluß steht fest. Konrad erwartet in seinem Thurme die furchtbare Stunde, die alle Kräfte des Mannes prüfen soll. Da schließt sich nach drey Tagen um Mitternacht die Thür auf; Gulnare hat die Diener gewonnen, die, gleich ihr, des Tyrannen satt geworden; sie bietet nochmals dem Korsaren Freyheit an, er schlägt sie aus; sie beschwört ihn, sie selbst zu retten, da kein Rückschritt möglich sey; er wankt und will ihr folgen, da bietet sie ihm den Dolch, und fordert, er solle den schlafenden Sayd ermorden. Schaudernd weiset er den Antrag zurück, Gulnare entflieht. Er eilt ihr zitternd nach, und im Strahl des ersten Morgenrothes kommt sie ihm mit blutiger Hand entgegen. Der tausendfache Verbrecher fährt entsetzt vor der Einen Verbrecherin zurück. Betäubt folgt er ihr und den gewonnenen Dienern. Sie besteigen einen Nachen, erreichen die ihnen entgegen steuernden Piraten Alles ist in Freude, nur der düstre Konrad und Gulnare nicht. Sie erreichen das Eiland; Konrad eilt dem Thurm zu, wo seine Medora wohnt, und sieht beym Schein der Lampe sie auf der Bahre liegen. — Am andern Morgen su-

chen seine Treuen vergebens nach ihm. Ein Boot am Strand ist losgerissen, aber Konrad nie wieder gekehrt.

Der Korsar ist ein Fragment voll poetischer Schönheiten. Ein Bruchstück aus dem Leben eines Geistes, den wir erst vollständig kennen, wenn wir den übrigen Byron studiert haben. Konrad steht als ein vollendeter Verbrecher da, wir kennen seine Tugend nicht, und ein Schleyer wird über seinen Ausgang geworfen, damit durch das Geheimnißvolle des Schlusses die Phantasie des Lesers gereizt werde. Wir sollen den Teufel in seinem Lächeln, in seinen Thaten erkennen; dennoch kann sich der Dichter nicht enthalten, ihn auf mittelbare Weise in ein helleres Licht zu stellen, indem er zu seinem Gegner, zum Vertheidiger der gesetzlichen Ordnung, einen gemeinen, rohen, widrigen Barbaren macht. Eine offenbare Beschönigung des Lasters. Uebrigens ist Konrad vortrefflich gezeichnet und gehalten. Ein vollendeter Menschenhasser:

He hated man too much to feel remorse —
And thought the roice of wrath a sacred call,
To pay the injuries of some on all.

Ein Geist, der nur an sich glaubt, wenn er auch in sich nichts als die Hölle findet:

The spirit burning but unbent
May writhe — rebel — the weak alone repent!

Furchtbar ist der Zustand des gefangnen jeder Hoffnung beraubten Helden geschildert; das äußere Leiden, die innere Qual, das Bewußtseyn, keines bessern Schicksals werth zu seyn, und doch keine Reue! Für keine Inconsequenz mögen wir es halten, wenn Konrad auf das Geschrey der unglücklichen Weiber alle Pläne vergißt, und um sie zu retten, sich in die Flammen stürzt, und noch weniger wenn er mit Abscheu die Meuchelmörderin von sich stößt; denn für Augenblicke wird der bessere Mensch bey jedem Verbrecher zurückkehren. Medora hat keinen Charakter, als den der überströmenden Liebe; dagegen tritt großartig Gulnare vor, die einzige Orientalin, welcher eine Seele und ein freyer Geist zu Theil geworden ist. Nach unsern europäischen Begriffen müssen wir sie unweiblich nennen. Wenn aber bey orientalischer Glut lang unterdrückte Liebe und Haß mit einem Male frey hervortreten können, dürfte ihre Wirkung nirgends mehr weiblich seyn. — Wundern wird sich vielleicht mancher Leser, wie zu Anfang des dritten Gesanges eine erhabne Schilderung Athens und des sterbenden Sokrates zum eingekerkerten Seeräuber kommt; der Autor erklärt es aber selbst in einer Note: er habe gerade diese Verse an Ort und Stelle gedichtet, und erlaube sich dieselben hier einzuschieben; der Leser werde verzeihen; dort zu

leben und nicht dichtend das Erblickte zu beschreiben, sey unmöglich. (!) Noch müssen wir eines schönen Gleichnisses gedenken, und können es hier besonders aufzeichnen, da es den Hauptzug des Hauptcharakters betrifft: »Konrads Gefühl wurde allmählich verhärtet, wie in der Grotte die Tropfen endlich zum Stein werden.« —

Lara, a tale; in zwey Gesängen. Ihr Inhalt ist: Erster Gesang. In seiner Vater gothisches Schloß ist der letzte Erbe eines mächtigen Hauses zurückgekehrt. Nach einer zügellosen Jugend, von Leidenschaften und chimärischen Entwürfen bewegt, war Lara verschwunden, und erst jetzt als gereifter Mann zurückgekehrt, nachdem alle Verwandte und fast sein Angedenken mit ihnen ausgestorben sind. Kalt, leidenschaftlos, stolz, doch ohne Jugendfeuer, verächtlich auf das Erdengewimmel herniederblickend, wandelt er wie ein Geist unter den Lebenden. Er verschließt sich in seinen finstern Zellen, und hat nur Umgang mit Büchern, und einem aus der Fremde mitgebrachten schönen Diener, der wie sein Herr in stumpfer Verschlossenheit lebt. Niemand weiß, niemand kann ahnen, wo Lara in der Zeit seiner Abwesenheit umhergewandelt ist; aber die seltsamsten Gerichte gehen unter seinen Vasallen und den Großen des Reiches um. Oft scheinen ihn selbst unwillkommene Geister heimzusuchen, und die Diener finden ihn im entsetzlichen verzweiflungsvollen Kampfe mit einem Wesen, das sie nirgends erblicken. Dann weist er alle rauh von sich, und spricht Worte in ganz unbekannter Sprache mit seinem Kaled. Trotz seinem finstern Wesen, seinem höhnischen Blicke, hat aber Lara eine Kraft, die Herzen, mindestens die Geister der Menge an sich zu ziehen. Einst steht er in eines Großen festlichem Saale, unter allen Frohen er der einzige Finstre. Da sieht ein Mann ihn forschend und forschender an, bis er endlich drohend ruft: »Er ists.« »Er ists« noch ein Mal, und alle flüstern sich zu »Er ists.« Der kalte Lara wird zum ersten Mal Feuer. Kaum verhindert die Zwischenkunft des Gastgebers den Mord im festlichen Saale. Auf den andern Tag verspricht Ezzelin zu erscheinen und mit dem Schwerte gegen Lara seine Behauptung zu beweisen. Beyde Häuptlinge geben ihr Wort, und Otho, der Wirth, bürgt für Ezzelins Erscheinen. Freyer athmet ein jeder Gast als Lara entwichen, so scheint dämonisch seine Gegenwart auf jedes Gemüth einzuwirken.

Zweyter Gesang. Am Morgen erscheint Lara gerüstet im Kreise der Großen, aber Ezzelin erscheint nicht. Lara nennt ihn einen Feigen. Otho hat sich für den edlen Ezzelin verbürgt, und kämpft für seine Ehre mit Lara, sinkt aber unter dessen gewaltiger Stärke. Aber Ezzelin ist verschwunden. Es

findet sich keine Spur. Die Vermuthungen werden stärker. Wer gegen Lara zeigt, findet Schutz bey dem mächtigen Otho, und jenem droht Gefahr. Das Land ist ein Lehnsstaat, wo Einer ein König heißt, und tausend Lehnsträger Könige sind. Das Volk wird unterdrückt und wartet nur auf einen Führer, um die Ketten zu brechen. Während seine Pairs gegen Lara sich verschwören zur Rache, bieten die Niedern ihm ihren Arm. Er tritt auf, schwingt die Fahne des Aufruhrs. Unter irgend einem Namen, der die Menge begeistert, Freyheit, Religion, verkündet er eine neue bessere Zeit. Die Großen zittern vor ihm, und schon scheint er der Herrscher des Landes, als der Wankelmuth der Menge seinen Untergang herbeyführt. Im letzten Verzweiflungskampfe empfängt er den Todesstreich. Alle haben ihn verlassen, nur Kaled, der wunderbare Fremde, geleitet ihn bis zur letzten Rast. In Kaleds Armen stirbt er ohne Reue und Leidenschaft, selbst noch im Sterben seine nahenden Feinde in Scheu und Ehrfurcht setzend. Kaled stirbt mit ihm, ohne äußre Wunden, im Herzen getroffen. Es ist ein Weib. Niemand hat weiter über Lara etwas erfahren. Ein Landmann will in jener Nacht, wo Ezzelin verschwand, einen Reiter gesehen haben, der einen menschlichen Körper an den reißenden Fluß zwischen Lara und Othos Gebiet trug, und ihn in die Tiefe versenkte. Ein Stern glänzte auf des Leichnams Brust, und einen Stern trug der lebende Ezzelin.

Ein geheimnißvolles, wunderbar scheinendes Gedicht. Aber daß dieser geheimnißvolle Schleyer eben das Interesse spannt, weiß Byron sehr wohl. Wenn er es sich auch nicht klar gedacht haben möchte, daß Lara die Fortsetzung des Korsaren werden solle, so hat ihn doch sein Genius richtig dahin geführt. Lara kann, den äußern Begebenheiten nach, für sich bestehen; wir brauchen nicht zu wissen, wo dieser geheimnißvolle Held in der Zeit seiner Abwesenheit herumgewandelt ist. Es ist genug für uns, daß der Dichter ahnen läßt, er habe Thaten begangen, die Keiner wissen dürfe, ohne daß seine Ehre, d. h. seine Existenz in diesem Kreise des geselligen Lebens vernichtet werde; daß er ferner uns zu dem gewissen Schlusse führt: Lara habe, um diesen Zweck zu erreichen, den einzigen lebenden Zeugen seiner Schande heimlich ermordet. Gleichgültig für uns ist es, ob Lara ein Korsar gewesen oder nicht. Aber höchst interessant ist in geistiger Hinsicht der Zusammenhang beyder Gedichte. Lara ist offenbar früher ein Konrad gewesen, und Konrad mußte ein Lara werden. In dieser Nuancirung, oder vielmehr in dieser Steigerung bewährt sich der tiefe Blick des Dichters in das menschliche Herz. Konrad ist ein Verbrecher, aber noch kräf-

tig und rüstig in Entwürfen; er ist ein Räuber, aber noch mit einem Anflug von ritterlichem Geiste, sein Gefühl sträubt sich gegen den Meuchelmord; endlich er kann noch lieben. Als auch die Liebe ihm entrissen ist, wird er Lara. Dieser kann nicht mehr lieben; dem ist alles gleichgültig, der hat keine Kraft mehr zu kühnem Unternehmen. Er wallt wie ein schadenfroher Höllengeist unter den Freudigen umher, um durch seine Gegenwart die Luft schwer zu machen. Er lebt nur, weil der Tod ihm eben so gleichgültig wie das Leben ist, und der Selbstmord an Leidenschaft erinnert. Er kann heimlich einen Feind, der ihm einen offnen Kampf anbietet, auf die schändlichste Weise ermorden. Der Ehrgeiz ist die letzte Leidenschaft, welche auch den ganz Entnervten noch (ein Hohn der Natur) ergreifen kann; bey Lara ist es weniger der Ehrgeiz, als die Fügung der Umstände, welche ihn zum Anführer der Empörer macht. Er lacht ihrer, indem er sie zum Siege führt, und würde lachen, wenn ihm die Natur es erlaubte, im Sterben. Konrad ist die Feuerglut, Lara die kaltgewordne Schlacke des Ausbruchs eines Vesuvs. — Lara ist unübertrefflich gezeichnet. Im Anfange des Gedichtes zeigt Byron, indem er in wenigen Versen die Jugend Lara's meisterhaft schildert, wie bey solchen Entwürfen, und solchem Leben, welches die physischen Kräfte in einem Genuß verzehren will, ein solcher verfehlter Geist sich erzeugen müsse. Man glaubt in zwanzig Versen sey vor uns der Schrein von tausend Herzen aufgeschlossen.

His early dreams of good outstripp'd the truth,
And troubled Manhood followed baffled youth.

Zuweilen lodert noch die alte Flamme im Busen auf; aber der Körper ist zu stark, um sie nach außen wirken zu lassen. Sie wühlt von innen so mächtig, bis der Held ihr nicht mehr widerstehen kann, und seinen eignen Gefühlen erliegt. So stürzt Lara mit schäumendem Munde und geballter Faust zu Boden, und die Diener, welche den Einsamen finden, glauben ihn im Kampfe mit bösen Geistern. — Scheint der Auftritt auch mehr als natürlich, läßt er uns doch einen tiefen Blick in die Geheimnisse der menschlichen Natur werfen. — Kaled ist Gulnare. Auch sie hat mächtige Geister zu bekämpfen, die Geister der Liebe. Das stolze Weib siegt in diesem Riesenkampfe. Sie ist stumm und verschlossen, bis der Tod das Siegel ihrer Kraft löset. Betrachten wir die großen stummen Gegensätze zwischen Lara und Kaled, möchten wir dieß dunkle Nachtstück für Byrons größtes Gedicht erklären. Von den entsetzlichen Wahrheiten, die der Dichter in schneidenden Versen bey Gelegenheit des Bürgerkrieges ausspricht, mögen hier nur folgende stehen:

the hand, that kindles can not quench the flame.

Lara fordert auf zur Bewaffnung:

Religion — freedom — vengeance — what you will
A word's enough to raise mankind to kill.

Der bitterste Spott:

What cared he for the freedom of the crowd?
He raised the humble but to bend the proud. —

Der Korsar und Lara sind ein vollendeter Cyclus, in welchem der gloomy in seiner höchsten Ausbildung erscheint. Auf eine andre Art tritt er in dem höchst poetischen kleinen Drama, Manfred, auf. Manfred wird der englische Faust genannt, und man vermuthet, daß Byron Göthes Meisterwerk vor Augen gehabt habe. Wollten wir specieller in dieß Gedicht eingehn, müßten wir in unserm Urtheil den weiten Umkreis der Theodiceen vom Faust umfassen. Hier können wir nur bemerken, daß Byron den Stoff ganz seiner Natur gemaß umgebildet hat. Nicht der gemüthvolle, lebenskräftige Faust, sondern ein von der Schuld zerdrückter, greift mit schon vom Wahnsinn verwirrten Sinnen nach der verbotenen Gabe, die uns das Licht für den Augenblick zeigt, um uns für die Ewigkeit in den nächtlichen Graus hinabzureißen. Das Volksthümliche, die heitern Lebensbilder, die irdische Liebe sind natürlich verschwunden, und an ihrer Stelle finden wir abstracte Eigenschaften, als Gottheiten, Gletscher und hohe Alpengipfel, Wasserfälle, Lawinen, den reinen Alpenhimmel und den Mondschein, welcher die reinen Wunder der Natur und die gothischen Mauern von Manfreds Schlosse bescheint. Es ist oft so ergreifend geschildert, daß einem das Herz vor Sehnsucht schwillt. Manfred geht unter. Er muß sich nach der ganzen Anlage selbst vernichten. Jede tragische Beruhigung fehlt natürlich hier wie in jedem Byronschen Gedichte. Wir können indessen zufrieden seyn, daß wir außer der Regel in dem Gemsenjäger einen rüstigen, unter den Arbeiten des Lebens lebensfroh gebliebnen Menschen, und im Abt von St. Mory einen frommen heitern Greis im Gegensatz zum gloomy Manfred finden. Zu bemerken ist des Dichters wunderbare Geisterordnung im Gedichte: Parzen und Nemesis sind dem Arimanes unterthan, und dienen ihm am Höllenthrone!

Zum dritten Male erscheint das finstere Wesen in Childe Harold's pilgrimage, a romaunt. Dieses Gedicht wird für das vollendetste des Autors gehalten. Gewiß ist, daß es theilweise dem reifern Alter des Dichters angehört, besonnen geordnet und in der Form vollendet erscheint, obgleich Byrons Geist darin unverkennbar ist. Der Dichter ist klarer geworden. Die

psychologische Entwicklungsgeschichte unseres gloomy ist einfacher und genauer erzählt, und jeder phantastische Auswuchs abgeschnitten. Es ist ein sonderbares Gedicht, dem Geiste der deutschen Poesie gänzlich fremd, dagegen den Stempel der echt englischen an sich tragend. Ein beschreibend reflektirendes Reise-Epos; scheinbar ohne Plan und ohne Ende. Wir lernen unbekanntere Länder kennen, und sehen bekanntere gern noch einmal wieder auf der wunderbarsten Reise. Die merkwürdigsten Begebenheiten der Vorzeit und der eben entwichenen Vergangenheit treten vor unsre Augen. Wir betrachten aber weder Gegenden noch Begebenheiten wie sie vor uns liegen oder sich ereignet haben, sondern wie ein Wesen, dem wir auf der Reise folgen, und von dem anfangs sehr viel gesprochen wird, sie betrachten soll. Fast möchten wir indessen doch oft in Versuchung gerathen, unsres düstern Reisegefährten ganz zu vergessen, und zu glauben, er sey irgend wo unterweges liegen geblieben. Denn in mehreren tausend Versen werden uns die mannigfaltigsten Gegenden beschrieben, und die verschiedenartigsten Reflexionen angeknüpft; wir glauben, der Dichter sage uns alles dieses; aber dann liest man plötzlich einen hineingestreuten Vers, welcher besagt: »So dachte Harold!« oder: »Also erschien für ihn der Gegend Reiz!« Man kann sich des Gedankens nicht enthalten: ob es nicht besser gewesen wäre, wenn der Dichter seinen Harold immerfort hätte im Wagen schlafen lassen, ohne ihm die Mühe zu machen, bey plötzlichen Stößen aufzuwachen und seine Meinung auszusprechen.

Dennoch hat das Gedicht einen eignen Reiz, und eine gewisse Frische, welche sein Andenken vielleicht länger erhalten wird, als das der genialern aber nur fragmentarischen Ausbrüche der Byronschen Poesie. Zudem sind die, meistens sehr zart gehaltenen, Naturschilderungen weniger getreue Beschreibungen als wahre Auffassungen des Geistes, welcher in jeder bedeutenden Gegend sich ausspricht. Die moralisirende Philosophie ist gemäßigter, die Schwermuth nicht so überspannt, daß man, wie es wohl in andern seiner Gedichte der Fall ist, zuweilen zum Lächeln gereizt würde: der childe Harold ist weniger bey uns bekannt, wir werden uns daher einige Mittheilungen aus demselben hier erlauben; und indem wir den ersten Gesang, den wir für den besten halten, dabey genauer durchgehn, verweisen wir Hinsichts der übrigen, die der Raum uns nur leicht zu berühren erlaubt, auf das Original.

Ein Jüngling, aus hohem Stamme Albions, hat seine Jugend in jeder wilden Lust verpraßt. Noch eh er Mann geworden, trifft ihn die herbste Strafe, er ist gesättigt. Die Besserung ist zu spät, die holdeste der Freuden, die Häuslichkeit, bleibt

für ihn immer fremd. Er fühlt seinen Fluch, obgleich der Stolz ihn zwingt den Schmerz zu bergen. Er hält es nicht mehr in der freudelosen Heimat aus, es drängt ihn auf das weite Meer:

Er sucht den Wechsel auf, und wär's die ew'ge Nacht!

Harold ist ohne Freunde:

Nicht zwingt der Kummer, wie er ihn auch quäle,
Daß er sich einen Freund zum Rath und Trost erwähle.

Er weiß, daß keiner von allen, die ihm schmeicheln und mit ihm schwärmen, ihn liebe, selbst nicht

Die lust'gen Schönen, die ihn einst entzückten,
Die, blau im Aug, mit Locken, Marmorhand,
Wohl eines Klausners Heiligkeit berückten,
Und lang die jugendliche Lust beglückten.

Denn:

Es sorgt ein Weib um Pracht und Macht allein,
Und wo die sind, mag Eros leicht erglühn,
Wie Motten fängt die Mädchen jeder Schein,
Und wo der Seraph flieht, zieht lachend Mammon ein!

Wehe der Welt, wenn diese Philosophie die herrschende ist! — Wohl schmerzt es ihn, die uralten, von ihm entweihten, Hüllen seines Vaterschlosses zu verlassen, von einer Mutter, einer geliebten Schwester ohne Abschied zu scheiden; aber der Stolz läßt ihn den Schmerz erst aussprechen, als er auf dem abendlichen Meeresspiegel zum letzten Male die verschwindenden Küsten des Vaterlandes erblickt. Das »Lebewohl« ist ein der schönsten lyrischen Gedichte der englischen Poesie. Wer kennt nicht in diesen zwey Versen den ganzen Byron wieder?

Jetzt bin ich in der Welt allein
Auf weiter, weiter See,
Wozu daß ich um Andre wein',
Fühlt Keiner doch mein Weh!
Vielleicht heult jetzt mein Hund nach mir
Bis ihn ein Fremder nimmt,
Doch eh' ich wieder heim von hier,
Faßt er mich wohl ergrimmt.

Mit dir geh ich, wenn du dich hüllst,
Mein Schiff, in Wellenschaum!
Mir gleich wohin du führen willst
Nur nicht zum alten Raum.
Willkommen, blaues Seerevier,
Und wenn es ferne lacht,
Willkommen Wüsten, Höhlen ihr
O Heimat — gute Nacht!

Er landet in Portugall. Mit den zartesten Farben sind die Reize der Natur geschildert. Man sieht den von Duft gefärbten Nebel, man athmet die reine Bergluft:

Wohl ist es herrlich anzusehn, o Christ,
Was Himmel that für dieses holde Land,
Wie jeder Baum von Früchten duftend ist,
Wie sich der Thalgrund reiht an Hügels Rand.

Und weiterhin:

Die mit der Klöster Zier gekrönten Höhn,
Der Korkbaum, deckend Felsenwände grau.
Das Bergmoos, braun von heißer Lüfte Wehn,
Die lichtlos, kühle, tiefe Felsenau,
Des undurchwehten Schlundes zartes Blau,
Der Bergstrom, der vom Fels zum Thale fällt,
Im grünsten Laub der goldnen Früchte Schau,
Der Weinstock droben und die Weid im Feld —
Gibt dir das schönste Bild, von buntem Licht erhellt.

Dagegen fährt er zürnend auf das schlechte Sclavenvolk, dem diese Götterreize zu Theil geworden sind, los. Die Portugiesen haben die Engländer schon damals nicht freundlich angesehn, und den Dichter selbst bey einer Spazierfahrt in Lissabon nicht zum besten behandelt. Dieß müssen sie entgelten und er ergießt seinen Aerger in folgender Stanze, welche den wunderbarsten Abstich zu der zarten rein poetischen, die wir eben anführten, bildet:

Doch wer zuerst in diese Hauptstadt tritt,
Die jedem Auge Lust von fern gewährt,
Wird wandern bald mit mißvergnügtem Schritt,
Und sehn was Keiner sonst zu sehn begehrt.
Denn schlecht erscheint Pallast und niedrer Herd,
Die Reinlichkeit ist dem Mulatten fremd,
Und niemand sorgt, von hoch und niedrem Werth,
Nur für ein reines Kleid und reines Hemd,
Wie auch die Seuch' ihn plagt ohn' Bad und ungekämmt (!)

Harold sieht auf seinem Wege die reizenden Gebirgsgegenden, die vielen tausend hölzernen Kreuze, die einzigen Zeugen unendlicher Mordthaten, die reizenden Anlagen auf den Trümmern der Vorwelt. Das Herz des Engländers empört sich beym Anblick Cintra's, wo die portugiesischen Großen die Konvention mit Napoleon abschlossen. Die Konvention erscheint als ein hämischer Kobold seinen Augen. Kein Ort fesselt den rastlosen Harold. Mafra's ehemalige Pracht, »wo sich der Lusitanier Königin gefiel,« wird geschildert, und grad heraus von der babylonischen Hure gesprochen; denn jedem Portugiesen ist der Stab beym Dichter gebrochen, weil er ein Portugiese ist. Der Held betritt den spanischen Boden, den nur ein kleiner Bach und der furchtbarste Nationalhaß von Portugall trennt. Hier lebt der Dichter auf. Die Heldengeister der alten Asturier und Moren stehn aus ihren Gräbern auf, und kämpfen an der Guadiana ihre Fehden. Die alte romantische Zeit kann nicht schö-

ner in wenigen Versen geschildert werden. Wer gedenkt nicht unseres (so können wir ihn jetzt nennen) Cid's, und wen kommt nicht dabey eine Wehmuth und zugleich ein erhebendes Gefühl an, wenn es heißt:

> S'ist die Romanze, so die That erzählt! —
> Sieh! dieß ist des Heroen herrlich Loos:
> Wenn Stein verwittert, das Gedächtniß fehlt,
> Lebt all sein Ruhm im Lied des Bauern blos.
> Stolz! neige dich zu deiner Herkunft Schooß:
> Zu einem Sang verschrumpft des Helden Streben!
> Erhält dich Denkmal, Buch und Pfeiler groß?
> Der niedern Sage dankst du nur dein Leben,
> Wenn dich Geschichte straft, nicht Schmeichler mehr erheben.

Dann ruft er die alte Ritterschaft Spaniens auf, wie einst die Moren, jetzt die fränkischen Feinde von ihrem heimatlichen Boden zu verjagen. Er schildert den brennenden Eifer der spanischen Vaterlandsvertheidiger und den Verzweiflungskampf. Kein Historiker wird je von dieser glänzenden Zeit ein lebenderes Bild geben können. Wir können uns nicht enthalten, noch diese treffliche Charakteristik Napoleons herzusetzen:

> Sieh, dort steht auf dem Berge der Gigant,
> Sein blutroth Haar vom Sonnenstrahl berührt,
> Es glüht der Todesschuß in seiner Hand,
> Das Auge, das versengt, wohin es stiert,
> Rollt rastlos, ist jetzt fest, jetzt flammend, spürt
> Es weiter. — An dem ehrnen Fuße sitzt
> Zerstörung, welche seine Thaten ziert,
> Denn drey gewalt'ge Völker trafen itzt,
> Und ihm zur Herzenslust wird Heldenblut verspritzt.

Die Schlacht bey Talavera wird geschildert, und dumpf moralisirt Harold über Eroberungssucht und Ehrgeiz. Er verwünscht den Sieger und prophezeyt, daß nur schlechte Lieder ihn besingen würden. Später hat der Dichter den Ton geändert, und nach der Schlacht bey Waterloo the unfortunate chief selbst besungen! — Spaniens Bauer steht in Waffen, in den Städten schwelgt noch der unachtsame Bürger; jeder Weg ertönt vom Gruß und Antwortruf: Es lebe der König! In der Morena bereitet sich alles zu dem furchtbaren Kampfe, den schwarze Gewitterwolken von Legionen, welche über die Pyrenäen-Gipfel ziehen, androhn. Der Dichter preist entzückt ein spanisches Heldenmädchen, und mit ihr den Liebreiz aller Spanierinnen. Die Farben sind mehr als lebend. Aber unglücklicher oder glücklicher Weise steht Byron, gerade als er dieß dichtet, in Griechenland vor dem Parnaß, und dieser muß mit den Spanierinnen seine Entzückung theilen. Letztere Entzückung möchte jedoch jener über den heiligen Berg nachstehn, da Viele schon mit ihm die spani-

schen Mädchen gesehen haben, aber noch kein Dichter — den Parnaß(!). Die Schwelgerey und sittenlose Ueppigkeit in Sevilla und Cadix fesselt den zürnenden, aber doch gewiß in der Schilderung mitgenießenden Dichter. Er vergleicht die sittlichere Sonntagsfreude seiner Vaterstadt mit den bigotten und frivolen Festen dieser Südländer. Ein Stiergefecht wird ausführlich beschrieben. Er wendet sich zürnend (als es vollendet ist!) von ihm ab, und preiset die jetzige humane Freyheit der Spanierinnen im Gegensatz zu den furchtbaren Förmlichkeiten der vorigen Jahrhunderte in diesem glücklichen Lande. Bey dieser Gelegenheit liebt Harold wiederum, es wird aber bemerkt, daß diese Liebe nicht die Falten seiner Stirn zu glätten vermocht hätte. Dann scheidet er ernst und mit gewichtigen Worten von Spanien. Seine trübe Voraussicht ist nicht in Erfüllung gegangen. Spaniens bessere Kraft hat gegen den fränkischen Unterdrücker gesiegt, und wird auch jetzt hoffentlich zwischen der Scylla und Charybdis das feste Land gewinnen.

Im zweyten Gesange besucht Harold Griechenland, und hier ist es, wo Byrons eigenthümliche trübe Reflexionen an ihrer Stelle sind. Eine hellenische Welt ist untergegangen, und auf ihren Trümmern herrscht der scythische Barbar, über Sclaven, welche nicht werth sind, den Namen ihrer griechischen Vorfahren zu tragen. Dennoch schmäht der Dichter nicht auf gewohnte Weise gegen die Türken, läßt ihnen vielmehr alle Gerechtigkeit, als rohen Söhnen der Natur, widerfahren. Ali Pascha von Janina wird mit Ehrfurcht, obgleich mit leisem Tadel genannt. Ein Kriegslied der wilden Bergbewohner, vorgeblich dem Illyrischen nachgebildet, ist vortrefflich. Dagegen zieht Byron feindlich gegen den Räuber der letzten griechischen Denkmale, gegen Lord Elgin her, und preiset sein Old England, daß nur Caledonien ihn erzeugt habe. Auf die Frage, ob Griechenland wieder frey werden könne, antwortet er, die fremde Hülfe zurückweisend:

> Wenn Lacedämons alte Kraft erwacht,
> Epaminondas den Thebanern ruft,
> Ein Herz im Busen der Athener schlägt,
> Die griech'schen Mütter Männer einst erzeugen,
> Dann magst du aufstehn. —

Eine Reihe von Jahren liegt zwischen den zwey ersten und dem dritten und vierten Gesange. Der Dichter ist älter geworden, und Harold mit ihm. In der Dedication vor dem vierten Gesange sagt Byron zu seinem Freunde, dem auch bey uns bekannten Hobhouse: der Leser habe nicht die Linie, welche er zwischen sich und Harold gezogen, bemerken wollen, und

durchaus, gegen seine Absicht, beyde für eine Person gehalten; deßhalb solle Harold ganz verschwinden, und man solle jetzt wirklich nur den Autor sehen. Aber dieser ist viel gemäßigter, viel milder geworden, die Urtheile sind reifer, die Wehmuth tritt mehr hervor, und rein von dem verführerischen Wonnegefühl des Schmerzes; es kommt ein Anklang von Liebe, und endlich scheint es, als reiche der Dichter der befeindeten Welt die Hand zum Frieden. Wir wünschen daß die Versöhnung erfolgen möge. Der dritte Gesang beginnt mit der Schlacht von Waterloo, die den Dichter nur zu trüben Erinnerungen und Aussichten stimmt; ihn erheitert die Feenwelt an den Ufern des Rheines und die göttliche Natur auf den Alpen. Voltaire, Gibbon, aber vor allen trefflich wird Rou'sseaus Geist und Wirken geschildert. Wer könnte die Tiefen dieses Geistes besser fassen, als ein so Verwandter? Byron ist kein Ultra in den liberalen Meinungen. Wer es aus seiner Betrachtung auf dem Felde von Waterloo schließen möchte, lese die über die französische Revolution und Rousseau, und er wird von seinem Glauben zurückkommen. Der vierte Gesang lebt in den vergangnen Welten, die Italien blühen und vergehn gesehen hat.

Die Hauptgedichte Byron's sind wir genauer als unsre Absicht war, durchgegangen. Es sind uns daher jetzt nur wenige Worte über einzelne seiner Gedichte erlaubt.

Ganz den Charakter der übrigen düstern Gedichte trägt auch the siege of Corinth an sich, ohne dabey deren bessere Seiten zu haben. Ein Venetianer ist der Held, der, weil er aus Venedig verbannt worden, seinen Glauben abgeschworen hat, und türkischer Anführer des Heeres geworden ist, welches das von den Venetianern besetzte Korinth belagert. Der venetianische Gouverneur ist der Vater der frühern Geliebten des Renegaten. Franzeska, als die Stadt bedrängt wird, bietet diesem ihre Hand, wenn er Christ werden, und Korinth retten wolle: er kann es nicht mehr. Wir würden noch genauer die brütende Verzweiflung des unglücklichen Aly, dem die Türken nicht trauen, den die Venetianer hassen, und der sich selbst verachten muß, kennen lernen, wenn nicht schnell genug die Stadt erstürmt und der Renegat, nachdem er den Tod seiner Geliebten erfahren, selbst erschossen würde. Der alte Venetianer sprengt sich in der Kirche in die Luft.

Anziehender ist das zart gehaltene Gedicht Parisina. Ein Vater und Gatte, welcher das strenge Richteramt gegen Sohn und Gattin, denen die Liebe die Pflicht hat vergessen lassen, ausübt. Wir folgen mit klopfenden Herzen bis zum Schaffott, und können uns dießmal sehr gut in den Geist des Azzo, obgleich das der

Byronsche gloomy ist, hineindenken. Die Sinne werden mächtig aufgeregt.

Die Grausen erregende Gespenstergeschichte, der Vampyr, ist allbekannt, und hat auch sogar schon eine eigene Gespenstertheorie des Vampyrismus hervor gebracht. Der finstre Geist, etwas gesteigert, mußte ein solches gespensterhaftes Wesen werden. Jener ist dadurch gewissermaßen zu einer Klarheit gekommen, ohne irgend etwas von seinem Uebernatürlichen zu verlieren. Vielmehr ergreift uns ein solches Grauen unter seinen bleyschweren Blicken, daß wir gern wieder selbst zum finstern Lara zurückkehren, weil uns in dessen Gesellschaft doch immer nur etwas Menschliches treffen kann. Zu bemerken ist die einfache, von jeder Reflexion freye Geschichtserzählung.

Unter Byrons kleineren Gedichten zeichnen sich vor Allen die Hebrew melodies aus. Es sind Elegien über den gegenwärtigen Zustand, voll bitterer Wehmuth, und zugleich ahnender Sehnsucht nach einer bessern zukünftigen Existenz. — Die andern Gedichte sind unbedeutend; merkwürdiger aber ist das, welches er niedergeschrieben hat, nachdem er von Sestos nach Abydos übergeschwommen war, um — Leanders Kraft zu prüfen!

Die Sprache des Dichters ist größtentheils edel, obgleich, wo der behandelte Gegenstand es mit sich bringt, sie oft schwülstig wird. Wenn die Gefühle nicht höher können geschraubt werden, müssen die Worte den Mangel ersetzen. Daher zuweilen hochtönende und doch hohle Phrasen. Selten erreicht es Byron, durch den Klang des Verses dessen Gedanken auszudrücken. Glücklicher ist er im epigrammatischen Zusammentreffen der Verse, und der auszusprechenden Sentenz. Oft folgt hier Schlag auf Schlag, und Ohr und Geist wird zugleich getroffen. Schon angeführt ist, daß er alte Formen, auch ganz veraltete und ungebräuchliche Worte hervorsuchte. Diese Eigenheit kommt wohl nicht aus Vorliebe für das Alterthümliche her, sondern aus seinem Streben, sich von dem Gewöhnlichen abzusondern.

Die Verse sind sehr verschieden. Obgleich nach der Beschaffenheit der englischen Sprache eine rein metrische Behandlung derselben unmöglich seyn wird, so kann man dennoch nicht behaupten, daß Byron wenigstens durch die größte Anstrengung der Vollkommenheit am nächsten gekommen wäre. Es sind viele Härten und Nachläßigkeiten in seinen Versen. Meistens braucht er in seinen epischen Gedichten das beliebte englische Versmaß, wo zwey fünffüßige Jamben dicht auf einander gereimt folgen. Im Childe Harold ist die alte mit künstlichen Reimen verschlungene neunzeilige Spencersche Stanze gebraucht. Im Auszuge des ersten Gesanges haben wir einige dieser Stanzen ganz über-

setzt. Für jede andere Sprache, welche nicht wie die englische, Alliterazionen statt der Reime setzen darf, ist sie unbrauchbar. Byron aber weiß sich ungezwungen in ihr zu bewegen. In dem echt englischen anapästischen Balladenmaße ist er Meister. Noch zu bemerken sind die burlesk gereimten Octaverimen in seinem neuesten Gedichte Don Juan, über welches wir uns noch des Urtheils enthalten, da es kaum, dem ersten Anblick nach, für ein Byronsches zu achten ist.

Die Verehrung für den Dichter ist bey uns im Abnehmen. Merkwürdig ist aber, daß einem solchen Koryphäen in der Poesie kein Heer von Nachahmern gefolgt ist. Wir möchten es für ein gutes Zeichen der Zeit halten.

Walter Scott. Wir werden weniger über diesen beliebten Dichter zu sagen haben, weil ein Jeder von selbst fühlt, worin er vortrefflich ist. Es bedarf nicht der Lobeserhebungen, aber eben so wenig der Zergliederungen, denn wie er den Leser ergreift und fortreißt, so läßt er ihn zugleich auch deutlich sehen, welcher Stoff und welche Verbindungen es sind, die diesen Reiz hervorbringen. Somit ist es das Verdienst der Klarheit, welches vor Allen Scotts Werke auszeichnet.

Walter Scott, in einem, durch seine Lage, Geschichte und auch Zusammensetzung der es bewohnenden Volksstämme merkwürdigen Lande geboren, hatte noch als Kind den letzten Anklang der alten Bardenlieder gehört, welche die versunkene Herrlichkeit seines Schottlands priesen. Als in der furchtbaren Gährung des morschen noch bestehenden Alten mit dem schon in den Keimen vergifteten Neuen alle Verhältnisse zerrissen, und Niemand eine sichere Stütze an einem der beyden Elemente finden konnte, wandte er sich mit seinem gesunden Geiste zu der Zeit zurück, wo das jetzt Morsche noch frisch und kräftig da stand. Nicht durch oberflächliche Begeisterung zauberte er sich in die gute alte Zeit zurück, um das kaum Verstandne mehr als ein Kind seiner Fantasie in die Welt zu schicken. Er versenkte sich im Gegentheil mit allem Ernst in die Vorwelt seines Vaterlandes, und erst als er nach reifem Prüfen erfunden hatte, daß dort ein gedeihliches Leben gewesen, und eine Aussaat zu allem Guten vorhanden, trat er mit den gesammelten Früchten hervor, und erstaunte die Gegenwart durch den Reichthum, welchen er zu Tage förderte. Es hat gewiß kein Dichter mehr studiert als Walter Scott. Weil sich aber sein Studium nur auf einen Gegenstand richtete, das ist sein Vaterland, so mußte die Ausbeute außerordentlich seyn. Er hat nicht allein die wirkliche Geschichte seines Vaterlandes aus allen Quellen erforscht, auch die jeder einzelnen Familie in ihm, deren Genealogie, deren, wäre es auch nur im kleinsten Kreise,

ausgezeichnete Männer sind ihm bekannt. Er hat die Sitten, die Alterthümer, die Sagen, den Wunderglauben, die Denkmäler, die Geschichte der Natur und die geographische Beschaffenheit Schottlands, Alles bis in's kleinste Detail kennen gelernt. Alles dieses aber gibt in Schottland, wenn es nicht an sich schon Poesie ist, den reichsten Stoff zur Poesie. Die Geschichte vom grauen Alterthum her ist anziehend; der Kampf der alten Caledonier in ihren Bergen gegen die Römer, und die Sachsen, welche das Urvolk in das Hochland und auf die Inseln zurücktrieben; die inneren Fehden zwischen den Stämmen und den Großen, die Kriege gegen das übermüthige England, Befreyungskämpfe, der Probierstein eines Volkes. Die Kämpfe des katholischen Glaubens mit den verschiedenen Sekten, welche die Reformation erzeugte, endlich das ein Jahrhundert lang dauernde krampfhafte Halten und Fassen des Hauses Stuart nach der Krone. Die Spaltung der Volksthümlichkeit in Gaelen und Sachsen, und diese Granitfelsen, an welche das Meer schlägt, und die oben der Nebel umwallt. Ein Geist, der mit einem innigen Gemüthe und einer reichen Phantasie begabt, diese Schätze sich angeeignet hat, kann solchen Zauber hervorbringen, welchen gegenwärtig Scotts Dichtungen auf uns ausüben. Scott hat lange gesammelt, und ist langsam hervor getreten, wir dürfen uns daher nicht wundern über die große Zahl seiner Werke, und die Schnelligkeit, mit welcher er zu arbeiten scheint. Ein unerschöpflicher Reichthum ist in seinem Kopfe angesammelt. Alles ist erprüft, eh es aufgenommen worden, und somit reif zum Wiedererscheinen. Es braucht nur, daß der Dichter das Vorhandene ordne, und das vollendete Dichtwerk steht vor uns.

Walter Scott umfaßt mit warmem Herzen alles Edle und Schöne. Viele theilen mit ihm diese Liebe, ohne wie er zum Ziel zu gelangen. Sie bilden sich mit reger Phantasie im Geiste eine vollkommene Welt aus, ehe sie die wirkliche gesehen haben. Indem ihnen dieses Ideal vor Augen schwebt, treten sie ein in das Leben, und finden es überall so ganz anders, und statt des Edlen und Schönen, Zwietracht, Eigennutz und Gemeinheit. Die Folgen sind der Menschenhaß oder gänzliche Verzweiflung, daß es wirklich so etwas gäbe, was sie in den Träumen ihrer Jugend Edles und Schönes genannt hatten. Es ist der falsche Weg; denn nach Außen zu liegen nur jene rauhen Seiten, der edlere Keim verbirgt sich den Augen des flüchtigen Betrachters. Scott weiß, daß solch ein überirdisches Kind, wie das, was wir Ideal nennen, nicht auf diesen irdischen Fluren wohnen kann, er sucht es daher nicht auf. Er kennt die Dinge wie sie sind. Aber mit inniger Liebe sucht er das Gute, was doch jeder dauernden Erscheinung

zum Grunde liegen wird, auf; er hebt es hervor, und gewinnt auch dem unfreundlichsten Gegenstande eine heitere Seite ab. Bey diesem Werke der Versöhnung erscheint er nirgends parteylich. Er weiß aber wohl, daß es für menschliche Kräfte unmöglich ist, ohne ihre Wirkung zu schwächen, bey diesem Streben einen zu großen Kreis zu umfassen. Er beschränkt sich daher stets auf sein Vaterland. Mit der größten Liebe sucht er Alles, was im Laufe der Jahrhunderte von irgend einer Seite betrachtet, schön oder edel erschien, auf, und entreißt es durch seine poetische Darstellung der Vergessenheit. Die Liebe aber wird überall belohnt. Während er nur ein schottischer Dichter seyn wollte, wurde er der Lieblingsdichter fast aller kultivirten Völker.

Es muß uns erlaubt seyn, da wir hier diesen Nationaldichter zu schildern versucht haben, durch eine Abschweifung in die Vorwelt aufzusuchen, worin das Eigenthümliche der schottischen Poesie eigentlich bestehe. Wir gehen bis zum Ossian zurück.

Würde auch historisch die Unechtheit der angefochtenen Gesänge des alten Barden und Königssohnes dargethan, so stände dagegen noch immer das Siegel der inneren Wahrheit dieser Gedichte unverletzt. Würde auch in der That bewiesen, daß kein Ossian der Dichter gewesen, so könnte doch kein Beweis dagegen geführt werden, daß der Dichter jener Gesänge ein von aller Kritik entfernter, innig in die Natur seines angebornen Landes versenkter Barde gewesen, dem die großartige Pracht der unendlichen nördlichen Eisgefilde, so wie die schwelgerische Glut des Südens zwar unbekannt geblieben, der aber jeden leisen Athemzug aus den Felsenspalten seines Vaterlandes gefühlt, das Rieseln jeder Quelle seines Schottlands gehört, und das Wehen jeder über sein Eiland ziehenden Wolke empfunden habe; ein Barde, welcher nur gelebt, eben weil er in seinem Vatetlande gelebt habe, und hinausgeführt mit dem Hauch der Luft, auch den der Poesie und des Lebens müsse verloren haben. Die Ossianischen Gesänge sind ein geistiger Spiegel, welcher das Bild des Aufgefangenen und ganz Empfundenen geläutert wieder gibt.

Wie die Caledonier die Kinder der Natur waren, ein Heldengeschlecht, stark und unerschütterlich wie die Felsen, zwischen denen sie lebten, so ist auch ihre Poesie aus der Natur ihres Landes hervorgegangen. Wie die Caledonier aus den furchtbaren Ebenen in die unwirthlichen Steingebirge zurückgedrängt waren, und von den kalten Nebelgipfeln dieser Gebirge wehmüthig auf das entrissene schöne Land hinabsahen, so athmen auch ihre Gesänge eine düstre Schwermuth, eine Sehnsucht, welche ihre Freude im Schmerze selber, und im Gedächtniß an die glücklicheren Tage findet. Aber wie Moor- und Felsboden keine schöne Südfrucht

trägt, so kommt auch keine lebendige Freude zwischen den düstern Gedanken hervor. Alles ist, wie die Natur selber, abstoßend geschildert, aber die zarte Wehmuth wirft einen Zauberschleyer darüber, und raubt ihm das Furchtbare, so daß uns oft heimisch wird unter den umgebenden Schrecken. Wir hören den nahenden Sturm, und sehen wie sich stöhnend vor ihm der Wald niederbeugt, die Vögel fliegen ängstlich in den Lüften, und das Wild enteilt, wenn die Eiche niederstürzt. Wir sehen den kalten Hauch im falben Kraute der Oktoberheide; das dürre Schilf schmiegt sich knisternd zusammen, und des Baches unheimliches Kräuseln deutet auf des Sturmes Nähe. Kalt ist es im feuchten Moorgrund, und ein starrender Wind pfeift zwischen dem Felsgerippe auf den höchsten Gebirgsrücken. Wir hören des Meeres Brandung, als wollte es mit dem Felsufer auch die Grundfesten des Landes erschüttern. Selten fällt ein vorübergehender Sonnenstrahl auf die schwarzen Wogen der See. Die bemoosten Steine in menschenleerer Heide sind das Bild der Vergänglichkeit, und jeder Gedanke der heimkehrenden Jäger und Krieger, beym Eichenfeuer und dem Gesange der Barden, ist auf das baldige Hinschwinden der Kraft und des Lebens gerichtet, Trost gibt nur die Gewißheit, einst in den Liedern der Nachwelt fortzuleben. Wie über ihnen die Berggipfel ein beständiger Höhenrauch verdeckt, so ist für sie auch jede Aussicht auf etwas Höheres geraubt. Der Mensch ist der alleinige Halt des Menschen. Nur das Bewußtseyn der That und die Hoffnung, daß ihr Gedächtniß wenigstens fortleben werde, gibt Kraft für Gegenwart und Zukunft; denn der Mensch selbst wird nach dem Tode ein Gespenst, das jeder Hauch des Windes zerstiebt; und die Götter sind Nebel- und Dunstgestalten, die aus den Erdklüften aufsteigen, und selbst unter dem Stoße menschlicher Waffen sich auflösen! Dieß ist der Charakter der Ossianischen Gesänge, das heißt überhaupt der älteren Barden.

Während die eigenthümliche Poesie dieser Barden sich das Mittelalter hindurch in dem engern Kreise ihrer Verehrer erhielt, schoß zur Zeit der Kreuzzüge ein neuer üppiger Zweig der Dichtung aus demselben Boden vor. Zu einer ruhigen Ausbildung und zu Erschaffung größerer Werke der Dichtkunst war die traurige Zeit der innern Spaltung in Schottland nicht geeignet. Aber eben in dem wilden Ringen der Geschlechter gegen Geschlechter, in dem Kampfe des Einzelnen gegen den Einzelnen, im plötzlichen Erlöschen uralter Häuser und im verjüngten Glanze eines lang verdunkelten Ruhmes durch kühne Thaten fanden die volksthümlichen romantischen Balladen ihren anziehenden Stoff und Ursprung. Es brauchte nicht gedichtet zu werden, denn die Geschichte war selbst Dichterin. Im Gedächtniß des ganzen Vol-

kes lebte die That, und die einfache Darstellung des Sängers genügte, um feurige Begeisterung zu erregen. Dazu mischte sich, was die heidnische Vorzeit an Erscheinungen der Treue und Anhänglichkeit der Menge an den Einen, was sie von Schrecken und Geistern und überirdischen feindlichen Wesen und unheimlichen Oertern bot mit Glaube, Liebe und Hoffnung des Christenthums. Die Leiden der Märterer, die Thaten der Kreuzfahrer erschienen wie im Zusammenhange mit dem Widerstreben der Heiden und ihrer Götter gegen die Annahme des Christenthumes, und vereint wurden Gaelen, Sachsen und Normanen in der Poesie, während sie noch grell im Leben getrennt da standen. Der Charakter dieser nordischen Romanzen, oder der Balladenpoesie, ist die Einfalt und die schlichte Erzählung. Die Gelehrsamkeit der spätern Zeiten war ihre Zerstörerin. Die wirkliche Ballade verlangt einen innigen gemüthvollen Sinn im Volke, wo sie leben will. Aber der Sinn des Volkes trennte sich durch die gelehrt antike Bildung. Den höhern Ständen wurde die alte Ballade zu gemein, das niedre Volk wurde zu roh, um ihre edle Einfalt zu fassen. So starb die alte Ballade aus, und gelehrte, lange, schildernde Erzählungen nahmen in den obern Ständen, und schmutzige Lieder der Bänkelsänger ihren Platz unter dem gemeinen Volke ein

Da tritt Walter Scott nach einer langen, trüben Zeit auf, »ergreift die Harfe des Nordens, die lange modernd am Baum gehangen,« und will durch neues Spiel die Caledonische Vorzeit und die romantische Welt des Mittelalters vereint zurückzaubern. — Auch in ihm sehen wir wieder die drohenden Felsgegenden Nordschottlands; düster steigt der Nebel aus den tiefen eingeschlossenen Seen, und lagert sich auf den Gipfeln der Berge; Ströme rinnen traurig durch Meergegenden, und nagen an den Denkmälern der Vorzeit, während der Sturm die kalten Gebirgsrücken unaufhörlich umweht. Ein hartes Geschlecht nistet, den Adlern gleich, zwischen den höchsten Felschenschichten, und läßt sich Alles, nur nicht die Freyheit und Treue gegen den väterlichen Herrn, entreißen. Aber des Christenthums Geist der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung kämpft gegen die Schrecken der Natur und des Menschengeschlechtes. Die Nebel steigen aus den Seen zu den Bergen hinan, aber des Sommers warme Lüfte vertreiben sie bald, und die Morgensonne blickt aus dem blauen Himmel auf die blauen Seen, die gleich leuchtenden Augen der Muttererde aus den ehrwürdigen, grauen Felsufern und den grünen Haselwäldern lächelnd hervorblicken. Gern, fast zu lange, verweilt Scott bey den lieblichen Gegenden seines Vaterlandes, und nur wie trübe Erinnerungen einer längst entschwundenen Ver-

gangenheit blicken die grauen Nebelgestalten vor. Sehen wir seine Gedichte als Fortsetzung der Ossianischen Gesänge an, so könnten wir sagen: das Leben habe die Schrecken der todten Natur bezwungen. Wie im Ossian die trübe Schwermuth vorwaltet, und der höchste Schwung des Geistes sich nicht bis zum freudigen Troste erheben kann, so liegt im Scott das Trübe fern überstanden zurück, es blüht die Freude der Gegenwart, und keimt die der Zukunft. Oft gleicht das reiche Bild und Gleichniß der schwelgenden Pracht eines südlichen Dichters, aber wir befinden uns gemüthlich selbst in der Ausschweifung seiner reichen Phantasie. Die Gestalten, voll Wahrheit und in sich abgeschlossener Kraft zerfließen nur höchst selten, wie die Ossianischen, in sentimentaler Wehmuth, das eigenthümliche Leben der Hochschotten tritt dagegen in jedem Individuum voll jugendlichem Feuer, bewußter Kraft und edlem Trotze hervor. Mild und zart sind die Frauen, und die Helden zügelt im wilden Ergusse ihrer Kraft Ehrgefühl, Großmuth und ritterlicher Sinn.

Wir brauchen es wohl nicht erst auszusprechen, daß Scott ein echt romantischer Dichter ist. Romantische Dichter sind in der neuern Zeit in großer Menge auferstanden, von denen jeder durch eine besondere Künsteley zu dem großen Ziele gelangen wollte. Aber die wenigsten haben es auf ihrem Wege erreicht. Scott ist durch seine innere Natur und die glücklichen Verhältnisse, in welchen er geboren wurde, dahin geführt, wohin kein Nachahmer ihm folgen wird. Er steht unerreichbar, und doch fühlen wir, daß er gar nicht zu weit von uns absteht, daß sein Standpunkt ein ganz natürlicher ist, ja wir fühlen, daß er gerade nur so und nicht anders seyn könne. Daher ist Scott in allen Dichtungen, wie mannigfach ihr Inhalt auch sey, unverkennbar. Ohne zu versuchen, eine Theorie des Romantischen aufzustellen, glauben wir, daß Scotts romantischer Charakter aus dem Zusammentreffen folgender Punkte entspringe.

Jene innige Liebe, mit welcher er alle Dinge auffaßt, ist gewiß die Grundbedingung des Romantischen. Man wende dagegen nicht Tiecks Beyspiel ein. Der hohen Ironie und dem beißenden Witze in den Dichtungen dieses unsers großen Romantikers, liegt eine recht innige Liebe zum Grunde, welche oft mit Gewalt hervorbricht, und, wie auch die Thoren durch ihren Schatten die Welt verdunkeln wollen, ihre grünen sonnenhellen Fluren vorscheinen läßt. Gläubiges und liebevolles Auffassen des Vorhandenen fordert die Romantik, die Hoffnung darf nie entweichen. Wer mit Hohn, wohl gar mit Menschenhaß herankommt, kann nie in das geweihte Thor eintreten.

Der Romantiker darf nicht in zu weiten Kreisen die Welt

durchstreifen. Er lebt unter dem Schutze der kleinen freundlichen Geister, welche an einem Quell oder Berge gefesselt sind, und unter den einfachen Menschen hausen, welche selten weit über ihre Heimat hinausgehen. Ihm muß durch Ueberlieferung irgend etwas heilig seyn, zu welchem er immer wieder, um auszuruhen, zurückkehren wird. Ein Weltbürger, ein Philosoph wird nie ein Romantiker seyn. Auf welche Weise Scott in einem engern Kreise lebt, haben wir schon angeführt; daß er es aber versteht, auch uns in diesen engen Kreis hinein zu ziehen, und uns darin gemüthlich werden zu lassen, zeigt das allgemeine Interesse an seinen Dichtungen.

Der Romantiker kann sich seine Zauberwelten selbst erschaffen; es gehört indessen der höchste Dichtergeist dazu, auch diese so kräftig zu individualisiren, daß die darin lebenden Gestalten in der Zauberwelt ein festes Fundament erhalten, und nicht unter sich wieder verschmelzen. Wer aber in einer historischen Welt auftreten will, muß auch historisch das Leben und die Menschen auffassen, und nicht halb zeichnen, halb hinaus schwärmen. Niemand ist vollkommener in dieser historischen Auffassung als Scott. In den Sitten wie in den Handlungen und ihren Motiven wird Scott nie gegen die Zeit, in welcher das Gedicht spielt, sündigen. So wie diese ins Kleine gehende Treue unser lebhaftes Interesse anzieht, so schätzenswerth wird sie für den spätern Geschichtsforscher seyn.

Das Wesen des Romantischen ist der Kontrast, und diesen finden wir bey Scott in der größten Mannigfaltigkeit, aber ohne daß er darum als Licht und Schatten hervortrete. — Es ist wohl als Thatsache anzunehmen, daß die größten Dichter in der Zeichnung des Schrecklichen die Natur überbieten, in der des Lieblichen sie nicht erreichen. Dante's Hölle regt alle Geister auf; von den Freuden seines Himmels werden wir nicht ergriffen. Es ist etwas unsrer sterblichen Natur angebornes; wie auch Kinder, welche die lieblichsten Mährchen von Elfen in zu früher Klugheit als dumm verachten, von unheimlichen Hexenmährchen ergriffen werden. In Scotts Natur waltet zu sehr die Liebe vor, als daß bey ihm nicht auch das Liebliche (d. h. die Gegenstände, welche er mit Liebe anblickt) heller und ansprechender hervortreten sollte. Es ist eine schöne Wechselwirkung. Aber das Schreckliche verdient doch seine Macht, denn wir wissen: wir haben es mit einem freundlichen Geiste zu thun, welcher Alles zu einem guten Ende führt. Eine gewisse Frische und reine Natur schafft den Reiz des Lieblichen. — Nicht überall ist der Gegensatz des Ernsten und Komischen vorhanden. Im Ganzen müssen wir aber dem Ernsten den Vorzug einräumen. Wie vortrefflich angelegte

komische Charaktere auch erscheinen, so werden sie doch meist erst durch Situationen wirklich lächerlich, und es ist nicht der Humor, welcher von selbst reich hervorquillt, und zur Ergetzung, willig oder nicht-willig, die Umstehenden zwingt. Jedoch gibt es einzelne meisterhafte Originale, wie sie nur der emsige Britte in seinem Vaterlande auffinden kann; auch gespenstische komische Kobolde, die würdige Nachfolger eines Caliban heißen können. Wirkliche Grazioso's, Narren und Olowe's fallen mehr frostig aus. — Scott's Dichtungen bestehen aus lauter Gegensätzen, die des Künstlers waltende Hand zur möglichen Versöhnung zu führen bestrebt ist. Alle aufzählen hieße die Gedichte selbst recitiren. Des Hauptgegensatzes, welcher in den verschiedenen Stämmen überall erscheint, müssen wir aber noch gedenken. Das eigenthümliche Leben der gaelischen Hochländer, der Abkömmlinge der alten Caledonier, und der angelsächsischen Bewohner des niedern Landes; bey jenen die patriarchalische, bey diesen die Lehns- und ritterliche Verfassung, bieten im Zusammentreffen und der Gegenüberstellung die interessantesten Gemälde. Treue und Freyheitssinn, rohe Großmuth und feine Galanterie, verschiedene Tracht und verschiedene Sprache, das Leben des Bauers und des Fürsten glanzerhellter Saal, das Streben des feurigen Enthusiasten und das des Kaufmanns, welcher ängstlich in der dumpfen Stube Heller um Heller berechnet. — Fast allen seinen Dichtungen und Romanen bietet aber der Zeitpunkt, in welchem sie spielen, den höchsten Reiz des Kontrastes. Die alte ritterliche Zeit in ihrem Todeskampfe mit der allgemeinen gesetzlichen Kultur unserer Jahrhunderte. In Schottland kann dieser Gegensatz um so mehr hervortreten, da in den Bergen und in den Schlössern der Edlen die romantische Freyheit sich weit länger erhalten, und die bürgerliche Freyheit und die gesetzlichen Einrichtungen Englands schon einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hatten, als sie erst jene Freyheit gänzlich unterdrückten. Dieß geschah mit der Vertreibung der Stuarts. Bis zu dem letzten unglücklichen Versuche dieses Königshauses um 1745 regt sich noch immer jene alte Freyheit. Bey den Einen mehr als ritterlicher Stolz, bey den Andern als roher Freyheitssinn unter Kindern der Natur, welche das Gesetz bis jetzt nur als Popanz kennen. Mit der Schlacht bey Culloden verschwindet sie gänzlich. Wie auch Scott mit inniger Liebe, zuweilen mit Sehnsucht der glücklichen romantischen Zeiten unter den Stuarts gedenkt, so können wir ihm doch nirgends vorwerfen, daß er parteyisch würde. Hat er sich zu sehr seinem Gefühle überlassen, so ermannt er sich schnell wieder, und tritt als Vertheidiger der gesetzlich bürgerlichen Ordnung auf.

Dieß wären die Verdienste des romantischen Dichters. Er tritt aber auch als ein würdiger Nachfolger Shakespeares auf. Der tiefen Menschenkenntniß, und der festen Zeichnung der ausgezeichnetsten, und doch nicht übernatürlichen Charaktere verdanken vorzüglich seine Romane den allgemeinen Beyfall selbst von solchen, welche keine Freunde der romantischen Poesie sind. Beym Lesen der Romane werden wir mit fortgerissen von den interessanten Ereignissen, und der Kraft der Schilderung; aber nach dem Lesen erst treten die einzelnen Gestalten uns lebendig vor die Seele, und selbst durch spätere Lektüre wird ihre Erscheinung nicht verdrängt; ein Zeichen der wahren Natur jener Charaktere; denn das Fantastische, wie es auch für den Augenblick unsere Sinne betäubt, verschwindet bald wieder, gleich jeder Blendgestalt. — Daß wir nirgends den Dichter erblicken, ist schon angeführt. Rein objektiv legt er vor uns die Welt hin. Wir wissen nicht einmal, ob sich Scott in einem seiner Romane unter irgend einem Namen selbst gezeichnet hat. Fast möchten wir indessen vermuthen, daß der freundliche Rechtsgelehrte aus Edinburg (im Guy mannering), welcher so gern alterthümliche Spiele und Gebräuche erneuert, und mit Jedermann, nur nicht dem Bösewichte, freundlich ist, mit unserem Dichter verwandt sey. Selten wird Scott reflektirend. In den Romanen gehen die Betrachtungen aus dem Munde der Helden im Gespräche, seltener in Monologen vor. Nirgends haben wir einen Widerspruch zwischen der Betrachtung und dem Charakter gefunden. In den Gedichten wird wohl der Dichter selbst zuweilen reflektirend, welches bey Scott als Fehler angesehen werden muß. In den Romanen folgt Handlung auf Handlung, ohne daß eine Ueberhäufung vorhanden wäre, denn die handelnden Personen betrachten sorgfältig dabey die Umgebungen, und durch diese Betrachtungen lernen wir sie zum Theil kennen. Scott versteht es sehr wohl, durch das Wunderbare und Geheimnißvolle die Neugier zu spannen, durch schlagende Auftritte uns zu fesseln; aber er ist sparsam damit, um durch Ueberhäufung nicht die Sinne abzustumpfen. — Man wirft ihm vor: er verstände nicht die Liebe zu zeichnen. Wenn wir dem auch nicht ganz widersprechen können, so steht doch fest, daß er mit einer Liebe größerer Art die ganze Natur umfaßt. Wenn auch der Ausdruck des gegenseitigen Verhältnisses zwischen den Liebenden ihm nicht gelingt, so gelingt ihm doch die Schilderung der zarten wie der großartigen Frauen, und Liebreiz oder Hoheit sind das Erbtheil seiner Jungfrauen. — Jedes Gedicht und jeder Roman ist vollkommen durchdacht. Einige Episoden in den Gedichten abgerechnet, zu welchen ihn die Gelehrsamkeit verleitet zu haben scheint, ist jede einzelne Erschei-

nung dem Plane nach nothwendig, der Schluß befriedigt, und die wohlgefälligste Ründung offenbart sich, wenn wir zu ruhigen Betrachtern nach dem Lesen werden. Wo die Schilderung zuweilen ausschweift, wollen wir bey einigen Dichtungen bemerken. Von diesen können wir aber nur einige, und auch diese nur kurz berühren.

The lady of the lake, a poem in six cantos, das reizendste unter Walter Scotts Gedichten *). Es ist ein vollkommen in sich geschloßnes Epos, und gehört seinem Inhalt nach, obgleich es in Schottland spielt, und auf die historischen Verhältnisse der Bewohner desselben sich bezieht, der allgemeinen Literatur an. Scott ist gewissermaßen hier aus seinem Beruf, lediglich ein Nationaldichter zu seyn, herausgetreten. Indem er sich bemüht, durch großes Feilen und Ründen auch nach den Begriffen der ausländischen Literatur sein Gedicht zu vollenden, geräth er in Gefahr, seine schottische Eigenthümlichkeit zu verlieren. Der zarte Ton schweift zuweilen in Empfindsamkeit über, und ein Held des Nordens predigt in sentimentaler Wehmuth. Dieß sind jedoch nur einzelne Stellen. Die Handlung ist einfach, aber höchst anziehend. Da es ihretwegen allein schon sich lohnt, das Gedicht zu lesen, geben wir keinen Auszug. Wer unvorbereitet zum Lesen schreitet, wird oft, und sehr freudig überrascht werden. Wir wissen kein größeres Gedicht, welches freundlicher und befriedigender schlösse. Der erste Gesang ist ein romantisches Zauberland. Hundertmal gelesen stehen alle Bilder in derselben Frische, wenn nicht gar noch schöner, vor unsern Augen. Man weiß nicht, wem man den Vorzug geben soll, den Reizen der Gegend oder denen der lieblichen Jungfrau; der Traum in der wunderbaren Wohnung deutet schon auf eine interessante Verbindung mit Zukunft und Vergangenheit. Wir möchten gern Auszüge des Schönsten geben, aber wir müßten den ganzen Gesang

---

*) Es war das erste, welches Rec. bekannt wurde, und ihn so bezauberte, daß er es zu übersetzen beschloß. In diesem Vorsatz bestärkten ihn die beyden erschienenen Uebersetzungen, welche er nach genauer und reifer Prüfung durchaus mißlungen nennen muß. Nur im Gegensatz mit einer noch verfehltern konnte wohl die Stork'sche Uebersetzung den Beyfall der Recensenten erhalten. Stork hat geflissentlich das wunderschöne zarte Metrum in ein rauh und kaum dem Ohr ertragbares verwandelt, und willkürlich eingeschaltet und abgekürzt. Man bekommt eine durchaus unrichtige Ansicht von der im Original so äußerst reizenden Dichtung. Des Recensenten metrische Uebersetzung (welche er während drey Jahren so viel wie möglich zu vervollkommen gesucht hat) erscheint in der Etuiausgabe der Klassiker, besorgt von den Gebrüdern Schumann, in Zwickau.

dann hersetzen. Der zweyte führt in die Geschichte herein, und wir lernen alle Hauptpersonen derselben kennen. Ellen, in der Liebe und dem Stolze, den Douglas mehr als selbst aufopfernden Menschenfreund, denn als gigantischen Helden, von welchem doch gesprochen wird; den still begeisterten Barden; den furchtbaren und kräftigen Häuptling. Das dritte zeigt das Hochland im Aufruhr für seinen rechtmäßigen, patriarchalischen Herrn. Der Gesang beginnt mit einer Episode, der Geburt des Brian, eines gespenstischen Priesters. So psychologisch richtig, und zugleich poetisch ergreifend diese gezeichnet seyn mag, ist sie doch viel zu ausgesponnen für ein so geschlossenes Epos.

Seltsam soll er geboren seyn. —
Die Mutter wachte Nachts allein
Bey einer Hürd' im düstern Schlunde,
Menschlich Gebein liegt auf dem Grunde
Aus einer längst verjährten Schlacht,
Durch Sturm und Regen bleich gemacht.
Ach säh der Krieger so verscherzen
Den Kriegsstand, müßt' es ihn nicht schmerzen?
Hier fesselt Riedgers eine Hand
Die einst durchbrach ein eisern Band.
Dort, unter jener mächt'gen Brust,
Wo nie das Herz von Furcht gewußt,
Duckt jetzt der schwächste aller Gäste,
Die Drossel sich im kleinen Neste 2c.

Das feurige Kreuz geht umher, und reißt den Bräutigam von der Braut, den Trauernden von der Bahre, denn die Pflicht für den Häuptling geht über jede Pflicht. Der größte Theil des dritten Gesanges ist ein schönes Idyll. Auch der vierte ist reich an Interesse. Die Ballade Alice Brand:

Gar lustig ist es im grünenden Wald
Wenn Amsel und Drossel erst singen,
Das Wild entflieht, wenn das Bellen erschallt
Und Hüfthorntöne klingen,

ist leicht das Schönste. Der Leser wird dem Fitz James mit Herzklopfen folgen, und mit ihm um die wahnsinnige Blanka trauern. Im fünften Gesange ist das Interesse am höchsten gesteigert, und die höchste Ueberraschung. Der Sieg der ritterlichen Treue. Den Schluß macht ein anziehend Gemälde des Bürgerfestes in Stirling. Der sechste Gesang beginnt mit einem niederländischen Gemälde in der Wachtstube. Eine höchst poetische Schilderung der Schlacht improvisirt der Barde. Zwey Ueberraschungen folgen, und die letzte, so wunderbar wirkungsreich sie auch erscheint, ist kein deus ex machina, und führt zur befriedigendsten Auflösung des Ganzen.

Einen herrlichen Gegensatz bilden die ritterliche Galanterie,

und der instinktartige große Sinn des rohen Natursohns. Beyde vereint die Kriegerehre. Der gelungenste Charakter scheint der schwarze Rodrich, ein ungeschliffner Diamant Anziehender nach unsern Begriffen ist James Fitz. Zu wenig gezeichnet ist der Liebende, so daß wir's der lieblichen Ellen fast verdenken möchten, diesen gewählt zu haben, wo solche herrliche Gestalten daneben standen. Der Douglas gehört nicht der rauhen nordischen Kriegerwelt an.

The lay of the last minstrel, a poem in six cantos. Es ist schwer zu entscheiden, ob der Jungfrau oder dem letzten Minstrel der Vorzug zu geben sey. Der Leser wird immer zum Vortheil des Gedichtes, welches er zuletzt beendet hat, sprechen: Uebrigens stehen beyde ganz gesondert einander gegenüber. Wie Scott in der Jungfrau mehr die Regeln des neuen Epos befolgt hat, so steht er hier rein als schottischer Barde da, und singt in lauter Balladen eine zusammenhängende Reihe der interessantesten Begebenheiten seines Vaterlandes. Wenn auch kein so durchgreifender Plan, keine so vollkommene Ründung, wie in der Jungfrau zu finden ist, so erfreut uns dagegen die kräftige Frische der Handlung, welche den Leser ohne Aufhalt bis zum Ende fortreißen wird. Jede einzelne Ballade ist vollkommen. Ganz einfach, aber ergreifend. Die Schilderungen sind kürzer; die Sprache voller Kraft und doch Musik. Die künstlichern Zusammenfügungen und Uebergänge fehlen zwar, desto mehr Leben spricht aber aus jedem Bilde, und unser Geist wird angeregt, diese gewaltigen Stoffe zu verbinden. In der Jungfrau befanden wir uns im eigentlichen Hochlande unter einem rauhen aber edlen Naturvolke. Der letzte Minstrel spielt an der Gränze Englands und Schottlands unter den sogenannten Barderern; eigentlich einer angesessenen, aus vielen Bestandtheilen zusammengesetzten Räuberhorde, welche nur durch die Treue gegen ihre Häuptlinge, und gewisse durch Uebereinkunft entstandene ritterliche Gesetze veredelt erscheint. Unter diesen ein reineres poetisches Element zu finden, gehört eine größere Kunst. Scott hat das Mittel in den Balladen, der Darstellung der einzelnen Thaten, gefunden. Reflektirt durfte hier nicht werden; viel weniger das Sentimentale vorblicken. Es sind die gewaltigsten Charaktere, welche hier auftreten, unbewegt von zartem Gefühle, unerschüttert von jedem Mißgeschick. Nur wirkliche Zauberey hat Macht über diese Gemüther. Den hier nothwendigen Gegensatz zu diesem bleyernen Geschlechte bildet auf höchst ergetzende Weise das Komische. Es durfte kein zarter Humor, der wirkungslos von dem dreyfachen Erze jener Helden zurückgeprallt wäre, es mußte ein kecker, derber Kobold seyn, der hier ein Lachen aus der strengen Brust hervorlocken sollte.

Eine riesenhafte Erscheinung ist die Lady Burleugh, ein Zauberweib, fremd jeder weiblichen Empfindung, und nur die kriegerische Ehre ihres Geschlechtes fühlend. Als Mutter freut sie ihr Knabe nur darum, weil er schon in seinen Kinderspielen den Muth der Ahnen zeigt. William von Deloraine ist meisterhaft gezeichnet. Die nächtliche Scene, wo er das Zauberbuch in der Gruft der gothischen Kirche von Melrose der unversehrten Leiche aus dem Arm nimmt, ist furchtbar geschildert, und mußte selbst die Haare eines Deloraine zum Sträuben bringen. Versöhnen können kaum die reizenden Fluren im freundlichen Morgenstrahl. Einen, vielleicht den komischesten Zug im ganzen Gedichte muß ich noch anführen. Der elfische Zwerg, Lord Cranstouns Dienstknecht, immer nur zum Schaden bereit, hat aus dem Zauberbuch die Kunst erlernt, sich in jegliche Gestalt zu wandeln. Er entführt den Knaben Burleugh aus dem Schloß durch allerhand Gaukeley, und kehrt selbst in dessen Gestalt zurück. Hier verübt er allen möglichen Unfug, zerschlägt, verbrennt, schimpft, so daß er endlich für besessen gehalten wird. Da brechen die Feinde ins Land, die hochherzige Lady Burleugh schickt jeden ins Feld, und heißt auch ihren Sohn den kleinen Bogen ergreifen um mit zu reiten, aber dieser fängt jämmerlich an zu weinen, sich zu sträuben, und verkriecht sich endlich aus Furcht in einen Schweinstall.

Unter Scott's einzelnen Gedichten zeichnen sich vor allen die Balladen aus, und unter diesen hat uns am meisten angesprochen the Fireking und the eve of St. John. Meisterhaft ist seine Uebersetzung des Göthischen Erlkönigs. Obgleich fast wörtlich übersetzt, geht uns doch fast ein neues Leben in dieser geistreichen Uebertragung auf. Die englische Sprache hat noch so viele Worte, welche bey uns aus der edlen Sprache verbannt sind, die aber in ihrer Einfachheit ihren Begriff so anschaulich machen, daß, so zu sagen, das Dargestellte Fleisch und Bein erhält. The field of Waterloo ist wohl nur als ein Gelegenheitsgedicht anzusehen.

Wir glauben behaupten zu können, daß Scott in den Versen unter allen englischen Dichtern zum höchsten Grade der Vollkommenheit gediehen ist. Wir kennen keinen, der so die Sprache in seiner Gewalt hätte. Er versucht jedes Metrum, und, so weit die englische Sprache dazu fähig ist, wird es ihm gelingen. Einzelne Lieder in Anapästen, auch reine dactylische Verse finden wir in der Lady. Vorzüglich glänzt er in dem alt-englischen dichtgereimten anapästischen Balladenmaße; aber auch die schönste Harmonie ist in den vierfüßigen dichtgereimten Jamben, in welchen seine Lady gedichtet ist. Dieses ruhig hinfließende Maß entspricht so dem Charakter des Gedichtes, daß dieser mit je-

nem zerstört wird. Selbst Byron erkennt gerade in diesem Maße Scott's unerreichbare Vollendung. Scott versteht es, den Sinn und Gedanken durch den Klang des Verses auszudrücken.

Seine Romane verdienen einzeln eine besondere Würdigung. Ihr Skelett zu geben, wäre überflüssig. Unter den bis jetzt erschienenen und bey uns bekannten verdienen nach dem allgemeinen Urtheil der Astrolog, Robin der Rothe und Ivanhoe vorzügliche Beachtung.

Guy Mannering oder der Astrolog schließt sich am nächsten den romantischen Dichtungen an. Obgleich er am spätesten spielt, nach dem letzten Auftreten der Stuarts, herrscht doch das Wunderbare in ihm vor. Der historische Hintergrund ist nur ganz in der Ferne und Privatbegebenheiten sind das Interessante Wir treffen auf echt poetische Züge und große Charaktere. Mog Marrilies, das Zigeunerweib, der Schleichhändler, der fröhliche Herr Pleydel, der originelle Sampson und so viele andere Gestalten voller Wahrheit und Kraft.

Rob Roy, ein echt Scottischer Hochlandsroman. Im Hintergrunde ein vergeblicher Versuch der Stuarts und das gewichtige Zeitalter des kaum erlangten Sieges der Whigs über die Torys. Vor diesem ein Schleyer aus hochländischem Nebel; und aus diesem Nebel tritt der kühne Robin hervor, als Muster männlicher Kraft und Gediegenheit, die hochherzige Diana Vernon und der vollendete Teufel Rasleigh. Dianas Verbindung und geheimes Wirken mit einem Gegenstande ihres Hasses und ihrer Verachtung, ihr Seelenkampf zwischen Pflicht und Liebe bezeugt den größten Kenner des menschlichen Herzens im Dichter. Herr Jarvin ist eine interessantere Person als der eigentliche Lustigmacher Andres, der etwas frostig witzelt.

Ivanhoe, einer der neuesten Romane, ist in die Zeit des Richard Löwenherz, und zwar nach England verlegt. Wir können dem Urtheile, welches ihn für den gelungensten Scott's ausgibt, nicht beystimmen. Er trägt alle Vorzüge der andern Romane, dieselbe Wahrheit der Charaktere, die außerordentliche Treue in Schilderung der Sitten; aber er spielt nicht in Schottland, und hier muß Scott dichten, wenn sein poetischer Genius ihn anfeuern soll. Wir möchten den Ivanhoe mehr als treue Schilderung jener Zeit in England, denn als kunstvollen Roman betrachten. Es ist zu bewundern, mit welchem Fleiße Scott sich auch in die englischen Alterthümer und in die Geschichte jener Zeit muß hineinstudirt haben; denn selbst Richard Löwenherz erscheint nicht als der feurige, ritterliche Held, wie ihn die Lieder der alten Minstrels schildern, sondern getreu seinem ge-

schichtlichen Charakter nach, wo er nicht mit so schimmernden Farben auftritt. Natürlich konnte auch hier der Kontrast der verschiedenen Volksstämme nicht fehlen. Feindlich treten einander gegenüber auf Normannen und Angelsachsen, zu welchen sich auch noch (d. h. feindlich) gesellen Juden, ja selber Saracenen.

Unverkennbar ist Scott's Feder in einigen Beyträgen zu Blackewood's Edinburgh magazine, welche trotz ihrer Kürze doch von höchstem Interesse sind, und nicht unbeachtet und unübersetzt bleiben sollten. Es ist zu verwundern, weßhalb Walter Scott, der fast in allen Romanen und Dichtungen den alten Ruhm des Hauses Stuart verherrlicht, niemals das letzte, schon an sich so höchst romantische, Unternehmen des Kronprätendenten Eduard zum historischen Hintergrunde seiner Dichtungen genommen hat.

Wir haben genauer den Charakter der beyden großen brittischen Dichter zu betrachten versucht. Am Schluß unserer Betrachtungen drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf: Woher kommt es, daß keiner dieser, mit dem außerordentlichsten Geiste ausgestatteten Dichter sich im dramatischen Fache, dem höchsten in der Poesie, versucht hat? Ein Spötter könnte die Antwort geben: Weil zur Tragödie Noten und Anmerkungen nicht passen, ohne welche doch kein englisches Gedicht erscheinen darf.

Willibald Alexis.

Art. IX. Mélanges de Littérature et de Critique, par M. Ch. *Nodier*, mis en ordre et publiés par Aléxandre *Barginet*, de *Grenoble*. *Paris*. 8. 1820. 2 Tomes.

Bey der Anzeige eines kritischen Blattes des Auslandes, welches, großentheils ohne umständliche Auszüge, einen Ueberblick über verschiedene Erscheinungen der Literatur gibt, kann eine in das Einzelne gehende Beurtheilung, zu welcher die nöthigen Daten fehlen würden, nicht der Zweck seyn. Dennoch läßt sich aus einer solchen Schrift eine Charakteristik des gegenwärtigen Standes der in den Kreis der Beurtheilung fallenden Fächer der Literatur entnehmen. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, verdienet das gegenwärtige Werk auch in Deutschland alle Aufmerksamkeit. Insbesondere führet dasselbe eine erfreuliche Ueberzeugung herbey. Es ist nämlich dem Deutschen von je her eigen gewesen, auch die Literatur des Auslands zum Gegenstande seiner ernsten Forschungen zu machen, und, was im Fache der Wissenschaften die Zeit wo immer hervorbringt, als ein Gemeingut zu betrachten, das er sich anzueignen, ja oft mit

mehr Liebe und Sorgfalt, als das dem vaterländischen Boden Entsprossene, zu pflegen, in sich Beruf fühlte. Gleiche Gesinnung hegte selten der Fremde gegen die Hervorbringungen des deutschen Genies, und man darf, ohne unbillig zu seyn, behaupten, daß deutsche Literatur im Auslande selten gebührend erkannt und gewürdiget worden. Noch seltener gewann sie einen in den Werken der Literatur erkennbaren Einfluß, und es ist nur ein dem Deutschen gemachter Vorwurf, fremder Literatur, als einem mit zu reger Vorliebe gewählten Muster, sich schnell anzuschließen. Wenn sich aber Deutschland über die Mißachtung seiner Geisteswerke hinsichtlich einer Nation zu beklagen Ursache hatte, so waren es, was wohl Niemand bestreiten wird, die Franzosen, gegen welche es diese Klage erheben konnte. Es ist demnach eine erfreuliche Erscheinung, in einem vorzüglich gelesenen kritischen Journale Frankreichs (denn die meisten von den in dem Werke des Herrn Nodier enthaltenen Aufsätzen sind in dem Journal des Débats abgedruckt), nicht nur überhaupt eine Anerkennung der Verdienste deutscher Literatur in den schönen Künsten und Wissenschaften, sondern selbst eine gründliche Kenntniß der vorzüglichsten Werke deutscher Dichtkunst im Einzelnen, ja sogar einen nicht geringen Einfluß derselben auf das Urtheil über Kunst und Wissenschaft zu finden. Klopstocks erhabene religiöse Dichtung ist, so wie Göthes lyrische Dichtungen und Schillers dramatische Werke, Hrn. Nodier Gegenstand nicht blos eines oberflächlichen Beyfalls, sondern eines ernsteren Nachdenkens, und es zeigt sich in seinen Vergleichungen mit Werken der französischen Dichtkunst ein freyer Blick, der, nicht befangen von eigener Nationalität, die fremde zu würdigen versteht. Ohne Zweifel haben das Werk des Frau von Stael über Deutschland, und Schlegels Leistungen in Paris vorzüglich dazu beygetragen, den Werken deutscher Dichter in Frankreich Eingang zu verschaffen, und das erstere ist in einem mehr anzeigenden als beurtheilenden Artikel des zweyten Bandes zur genauen Kenntniß französischer Leser gebracht. Wir heben einige Artikel dieser kritischen Anzeigen auszugsweise aus, wodurch der Charakter derselben am deutlichsten sich zeigen wird.

Antigone, de M. P. S. *Ballanche*. Bey der Anzeige dieser in Prosa geschriebenen Evopöe wirft der Beurtheiler einige vorläufige Fragen auf, welche er mit eben so vieler Freymüthigkeit als Scharfsinn beantwortet. Er hält es für sehr zweifelhaft, ob die französische Sprache je für das Heldengedicht geeignet gewesen, da zahlreiche Versuche in dieser Dichtungsart, welche durch zwey bis drey Jahrhunderte gemacht wurden, kein Werk hervor-

brachten, welches selbst nur mit den mittelmäßigen Werken alter und neuer Klassiker in dieser Dichtungsart sich vergleichen ließe. Gewiß stimmt ihm Jeder in der Behauptung bey, daß nicht jedes Zeitalter der Literatur zur Hervorbringung epischer Gedichte geeignet ist. »Es ist nicht schwer, sich zu überzeugen,« fährt er demnach fort, »daß die französische Literatur vielleicht schon lange aus dem epischen Zeitalter getreten ist, daß sie vergebens den Rücktritt in dasselbe versuchen, und jetzt an eine wunderbare Schöpfung sich wagen würde, welche ihrem Jugendalter versagt war. Das Heldengedicht fordert von allen Dichtungsarten am meisten eine Feyerlichkeit der Sprache, welche verschwindet, sobald jene Epoche überschritten ist, welche die Bildung derselben von ihrer letzten Vervollkommung scheidet. Sobald die klassische Zeit einer Nation vorüber ist, sucht man Erhabenheit überall umsonst, und diese klassische Zeit, einmal entschwunden, läßt sich nicht mehr erneuern. Es lassen sich viele Meisterwerke nachweisen, welche die Kunst in ihrer ersten Kindheit hervorbrachte, und die der späten Nachwelt zum Muster dienten, aber keines aus der Zeit ihres Alters. Die griechische Literatur schien unter den Ptolemäern wieder aufzuleben, und doch ist die Alexandra des Lykophron alles, was die neuere griechische Schule der Iliade entgegen zu setzen hat. Die lateinische Literatur hat sich bis in die Zeiten der Kaiser verlängert; wer würde es aber wagen, Statius, und selbst Lukan, dem Virgil an die Seite zu setzen? Das Jünglingsalter einer Literatur bezeichnet die Begeisterung, ihr Mannesalter der Geschmack; jenes glänzt durch das Genie, dieses erregt durch die Vollendung im Einzelnen Bewunderung; selten hat eine Nation das Glück, einen Homer und Virgil nach einander hervor zu bringen, wie Italien den Sänger der Hölle, und Jerusalems. Ferner scheint selbst in der französischen Geschichte der Keim zu einem Heldengedichte nicht zu liegen.« In dieser Hinsicht können wir dem Verfasser dieses Artikels nicht beystimmen, da nicht leicht ein glücklicherer Stoff, als der von Voltaire mißhandelte der Jungfrau von Orleans zu finden wäre. In Voltaires Henriade, dem gerühmtesten Heldengedichte der Franzosen, sieht er mit Recht blos eine in wohlklingende Verse gefaßte und mit Pracht vorgetragene Geschichte, welcher aller Zauber der Muse fehlt. Man vergleicht sie einem Tempel, der nach den besten Mustern der Kunst erbaut ist, aber leer steht. Es fehlet darin blos die Gottheit. Ueberzeugt, daß die französische Geschichte die Gattung des Wundervollen, welche dem Heldengedichte ziemt, nicht besitze, wendete Fenelon seinen Blick auf ein vorzugsweise epi-

sches Zeitalter, in dem die ersten Produkte des Genies, die Iliade und Odyssee entstanden, und lieferte so in Prosa ein Heldengedicht, welches für eine wörtliche Uebersetzung eines griechischen gelten könnte. Es kann aber dasselbe nicht als ein eigentlich französisches Heldengedicht betrachtet werden; denn es ist griechischer Stoff, es sind griechische Sitten, griechische Charaktere, Leidenschaften, und nur die Sprache ist französisch, und auch Fenelons Sprache gleicht sehr der griechischen. Die fromme Ergebenheit der Antigone gegen ihren Vater und ihre Brüder hat mehr als einen Dichter begeistert. Sophokles schrieb über die Geschichte des Oedipus und seines Hauses drey Tragödien. In der ersten erkennet Oedip den Vatermord und die Blutschande, deren er schuldig geworden, und reißt sich die Augen aus. In der zweyten erscheint Oedip, von Theben verbannt, blos von Antigone geleitet, flucht nochmals seiner Nachkommenschaft, und verschwindet auf wunderbare Weise in Gegenwart des Theseus. Diese zweyte Tragödie bot dem kräftigen Pinsel des Hrn. Ducis große Schönheiten dar, und Hr. Guillard, der ihm nachfolgte, wußte die Entwickelung so einsichtsvoll abzuändern, daß das Stück, dessen Katastrophe vielleicht sonst nicht Beyfall gefunden hätte, für die große Oper geeignet wurde. Die dritte Tragödie des Sophokles enthält den Schluß der Geschichte der Antigone. Antigone soll des Hungertodes sterben, weil sie die letzten Pflichten gegen ihren Bruder Polynices erfüllte. Sie erdrosselt sich selbst mit ihrem Gürtel. Hämon tödtet sich auf ihrer Leiche, und der Königsstamm von Theben ist vernichtet. Diese drey Tragödien scheinen die Fortsetzung zweyer verlorenen des Aeschylus gewesen zu seyn, welche, die eine unter dem Titel Lajus, die andere unter jenem der Sphinx, die Jugend des Oedipus umfaßten. Die Alten verstanden also allerdings, wie zu unserer Zeit Engländer und Deutsche, die Kunst, ein ganzes Heldengedicht in Handlung zu setzen. Die sieben Oberhäupter vor Theben des Aeschylus, und die Phönizierinnen des Euripides sind wieder zwey Quellen, aus welchen Herr Ballanche schöpfen mußte. Beyde Tragödien haben denselben Stoff, den Krieg von Theben, durch den Kampf und Tod der beyden Brüder beendet; nur glaubte sich Euripides nicht verpflichtet, den alten Ueberlieferungen, oder vielmehr den Erfindungen des Sophokles zu folgen. Die erste merkwürdige Veränderung, welche Hr. Ballanche in seinem Gedichte anbrachte, ist die in Hinsicht der Sphinx. Obgleich die Alten dieses Ungeheuer als ein symbolisches Wesen höherer Art betrachtet haben mögen, so schildert es doch die Geschichte des Oedipus

blos als ein ungewöhnliches fürchterliches Thier, welches besiegt und getödtet werden mußte. Hr. Ballanche dagegen hütete sich, die Dazwischenkunft der Sphinx als eine blos materielle Erscheinung zu behandeln, sondern verbreitete über dieselbe eine zauberische Feyerlichkeit, und verjüngte dadurch auf genialische Art ein altes Gemälde. Eine andere gelungene Aenderung bezieht sich auf den Ort, wo, und die Umstände, unter denen Oedipus starb. Er läßt ihn auf dem Gipfel des Cythäron an demselben Platze sterben, wo Lajus durch ihn umkam; hier entschwindet er Antigonens Blicke während eines Gewitters, und so rächen sich die Götter an demselben Orte, wo das Verbrechen verübt ward. Es ist überhaupt eine originelle Idee des Dichters, der ganzen Geschichte der Antigone, ohne Veränderung des Materiellen der Thatsachen eine andere moralische Grundlage zu geben, und an die Stelle des Wunderbaren einer besonderen Religion ein gemeinsames Menschengefühl, eine Art christlicher Vorsehung zu stellen. Die Geschichte der Familie des Oedipus ist mit dem Systeme des Fatums so innig verbunden, daß sie gleichsam den Beweis desselben bildet, und nur zu diesem Zwecke in den griechischen Mythus eingeflochten worden zu seyn scheinet. In dem Gedichte des Hrn. Ballanche tritt aber an die Stelle der blinden Nothwendigkeit eine göttliche Gerechtigkeit, und Antigone, den unbeugsamen Gesetzen des Fatums und der Herrschaft physischer Gottheiten entzogen, und in die Sphäre einer Religion von der höchsten Zartheit versetzt, welche Liebe gegen Aeltern, Entsagung und gläubiges Hoffen lehret, erscheinet dem Verfasser dieser kritischen Anzeige als ein dem Christenthum gebührender Tribut, weit mehr als ein an der Mythologie verübter Raub. Wir können, wenn gleich nur durch diese Anzeige mit dem Gedichte des Hrn. Ballanche bekannt, dieser Idee desselben nicht gleichen Beyfall zollen. Das Nationale in antiken Dichtungen, so wie das Eigenthümliche des Mythus verdient unseres Erachtens eine gewisse Achtung, welche jede solche, in das innerste Leben des Gedichtes eingreifende Veränderung verbietet. Fände Hr. Ballanche Nachahmer, so würde ein freylich vergebliches Bestreben offenkundig werden, das Antike aus antiken Werken der Dichtung zu vertilgen, und dieselben auf diese Weise in ihrer Wesenheit aufzuheben. Eine Aenderung, welcher wir gleichen Beyfall, wie der Verfasser dieser Anzeige, zollen müssen, ist diese, daß der begeisterte Tiresias, ein Greis, blind, wie Oedipus, geleitet von seiner Tochter Daphne, wie jener von Antigone, in der königlichen Burg Priams, kurz nach dem Raube der Helena, kurz vor dem Ausbruche des Krieges

zwischen Griechenland und Troja, Antigonens Geschichte erzählt. In dieser Stadt, welche so großem Unglücke entgegen geht, erzählt er die Unfälle der Stadt des Amphion, und des Stammes des Labdakus. Die Aehnlichkeit des durch Alter und Unglück gebeugten Sehers mit dem Helden, dessen Unglück er erzählt, die Kindesliebe der Heldenjungfrau, in seiner eigenen Tochter erneut dargestellt, das Unglück einer einst mächtigen Stadt, in dieser vorgetragen, über welche gleiches Unglück hereinbrechen soll, Tiresias prophetischer Blick, der für das Haus Priams gleiches Schicksal gewahrt, wie für jenes des Lajus, die Schilderung dieser entschwundenen Größe, an die Seite gestellt einer Größe, welche zu entschwinden beginnt; dieses ganze Gemälde, entworfen vor einer Versammlung von Königen, denen ein nahes und so tragisches Ende bevorsteht, dieß alles sind Umstände, eben so zweckmäßig als rührend erfunden und zusammen gestellt. Sie setzen zugleich den Dichter in den Stand, die Leyer zuweilen in Daphnens Hände zu geben, wenn minder schmerzliche Ereignisse und minder trübe Vorstellungen eine sanfteres Saitenspiel fordern, und so der Monotonie, einem so gewöhnlichen Fehler epischer Erzählungen, zu begegnen.

Hamlet, de *Ducis*. Das englische Theater ist durch das in vielen Beziehungen vortreffliche Werk des Herrn von Schlegel ein vorzüglicher Gegenstand gelehrter Untersuchungen in Frankreich geworden. Voltaire hatte in seinen Beurtheilungen Shakespearen so behandelt, als ob er hätte für Franzosen schreiben müssen, als ob die französische Literatur das Muster für jede wäre. Ja er that noch mehr, er verzerrte ins Lächerliche manches in den englischen Tragödien, was nicht blos das Volk, sondern auch der gebildete Theil der englischen Nation erhaben fand, und was seit zwey Jahrhunderten den Ruhm der englischen Bühne bildete. Hamlet ist unter Shakespeares Tragödien jene, welche Voltaire am meisten mißhandelte, und welche vielleicht für die französische Bühne am wenigsten sich eignete. Die Triebfedern dieser Tragödie sind dem dramatischen Systeme der Franzosen fremder, als die irgend einer andern desselben Dichters. Sie erhält ihren hauptsächlichsten Effekt durch ein nationales Kolorit, wovon dem französischen Dichter kaum einiges zu entlehnen erlaubt ist; Alles in dieser Tragödie trägt das Gepräge einer großartigen Zeit, in welcher aber zum Theil Aberglaube und Unkultur herrscht; die Einbildungskraft, wider Willen in diese ferne Zeit versetzt, überläßt sich allen Täuschungen und allen Träumen. Die Haupttriebfeder des Stückes, welche das Ganze in Bewegung setzt, kann die

strenge Prüfung der Vernunft nicht durchgehends aushalten; man läßt sie aber zu, weil ihre Existenz dem Zuschauer wahrnehmbar gemacht ist, und weil unsere Organe, leichter zu verführen, als unser Urtheil, die Täuschung nicht zu heben vermögen. Herr Ducis machte in Hinsicht derselben eine wesentliche Aenderung. Hamlet, der seinen Vater im Traume zu sehen geglaubt, wird von der gehabten Erscheinung auch wachend verfolgt. Sein Verstand ist vom Schmerze zerrüttet; ein schrecklicher Betrug kann ihn täuschen; und erführe man nicht durch die Königin das Verbrechen, so hätte man das Recht, an der Existenz desselben zu zweifeln. In der englischen Tragödie wird der Zuschauer mit demselben nicht durch die Königin, und nicht durch Hamlets Verdacht bekannt, in klarer, unwiderstehlicher, furchtbarer Anschauung steht es vor ihm. Der Geist erhebt sich jede Nacht in den Vorhallen des Pallastes, durchschreitet sie ächzend, und der Zuschauer sieht mit eigenem Auge die Erscheinung dieses einen Rächer fordernden Königs. Voltaire, welcher Shakespear so strenge tadelt, hat jedoch dieselbe Triebfeder gebraucht, nur mit weniger Glücke. Die Stimme des Ninus ist lächerlich, denn eine Stimme, welche aus der Kolisse hervor tönt, hat, sie mag was immer und wie immer verkünden, nichts Tragisches an sich. Dagegen wird der Zuschauer von unwiderstehlichem Schauder ergriffen, beym Anblicke des Todten, der, bedeckt mit dem Moder des Grabes, furchtbar ächzend die Nacht durchschreitet, Verbrechen enthüllt, gegen welche die Natur sich empört, und seinem Sohne ruft. Und diese Person erscheint nicht blos einen Augenblick; der Zuschauer sieht, hört, fürchtet sie überall, und sie verbreitet über die ganze Tragödie eine traurige Feyerlichkeit. Der Charakter der Königinn ist zerreißend; Hamlets Wahnsinn, der sonderbarste, den ein Dichter je schilderte, versetzt die Seele über die Gränzen der bekannten Welt. Seine Sprache ist ernst, geheimnißvoll, und fast weihungsvoll. Nichts endlich läßt sich mit dem Wahnsinne Opheliens vergleichen. Das Schicksal dieses Mädchens ist schon dann, als sie sich selbst noch für glücklich hält, herzzerreißend. Hamlets Herz, vom Schmerze abgestumpft, erwiedert nur widerstrebend die Gefühle des ihrigen; er liebt nichts als seinen Schmerz und seine Verzweiflung. Aber Ophelia, durch die Hand des Geliebten ihres Vaters beraubt, plötzlich gezwungen, den Hoffnungen auf Lebensglück, zu welchem sie berufen ist, zu entsagen, wie sie erscheinet, irren Sinnes, beym Leichengepränge ihres Vaters sich mit dem Brautkranze schmückend, und Freudenlieder singend, dieß ist eine der pathetischsten Erfindungen der Dichtkunst. Auf dem englischen Theater bricht bey Opheliens Lachen Jedermann in Thränen

aus. Die Scene der Todtengräber, welche Voltaire mit einer Art von Hartnäckigkeit als lächerlich darzustellen suchte, trägt doch das unverkennbare Gepräge von Genie. Sie kann fremdartig scheinen, aber sie hat innere Konsequenz, und in der Ausführung eine Kraft, welche bis zur Erhabenheit steigt. Sie ist ein Holbein oder ein Rembrand in der Gallerie des Michel Angelo. Unter die Aenderungen in der Anordnung dieser Tragödie, welche Hr. Ducis für nöthig hielt, um ihr Eingang auf der französischen Bühne zu verschaffen, ist die Verwandlung des Trauerspiels, welches Hamlet vor seiner Mutter aufführen läßt, in eine Erzählung des Norcestes, eine der merkwürdigsten. Unseres Erachtens verdient das Bemühen, Meisterwerke durch Zerstörung ihrer Wesenheit für die Bedürfnisse einer besonderen Bühne, und für den Geschmack einer bestimmten Nation und Zeit einzurichten, wenigen Dank. Es ist weit besser, Vortreffliches, wofür der Sinn noch nicht erwacht ist, ungenossen zu lassen, als dieses Vortreffliche durch Umstaltung aufzuheben, und sich mit dem Wahne zu täuschen, einen für das selbstzerstörte Kunstwerk empfänglichen Sinn zu haben.

La Rançon de Duguesclin; par M. *Arnault*. Das historische Lustspiel ist eine den Alten unbekannte Dichtungsart, deren Erfinder vielleicht Engländer und Deutsche sind. Viele von Shakespeares Stücken sind in der That Geschichten in dramatischer Form. Er setzte dabey blos die Erzählung in Handlung, stellte die Wirkungen ihren Ursachen zur Seite, und erklärte die Begebenheiten durch die Leidenschaften, aus denen sie hervorgingen. Diese Art, Geschichte zu schreiben, ist wahrhaft philosophisch; sie hat auch noch den Vortheil, populär zu seyn, und das Gemüth für große Nationalerinnerungen aufzuregen. Man darf vielleicht behaupten, daß Shakespeares historisches Theater mächtiger und glücklicher auf den Gemeingeist der Engländer einwirkte, als ihre Politik. Ein Muster historischer Lustspiele ist Göthes Drama Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Götz war der Held einer heroisch-romantischen Zeit, deren Spuren die Phantasie begierig aufsucht. Es war dieß das Zeitalter der bürgerlichen Kriege in Deutschland, das Zeitalter, in dem das erlöschende Lehensystem seinen vergeblichen Kampf gegen die Macht der Kaiser zu Ende kämpfte. Die Schlösser der Edlen waren Festen, von bewaffneten Leibeigenen bevölkert, welche nur ein gegebenes Zeichen ihres Herrn erwarteten, um über die Besitzungen ihrer Nachbarn zerstörend herzufallen. Die Klöster, in einer besseren Zeit zur Zufluchtsstätte des Unglücks bestimmt, waren nun Sammelplätze geworden, in denen müßige Mönche den Panzer unter dem Klosterkleide verbargen.

Bey den Großen war unter blutigen Kämpfen wilde Rohheit zum Charakter geworden, und Hinterlist ersetzte beym Schwachen den Abgang der Kräfte. Das Volk selbst, durch diese großen öffentlichen Stürme umhergetrieben, nahm einen Charakter an, der in der Geschichte zwar Interesse und Gewicht hat, aber in der Wirklichkeit theuer zu stehen kam. Es hatte erhöhte Gefühle und heftige Leidenschaften, welche wohl oft zum Ruhme, selten aber zum Glücke führen. Ueber diesem heftig bewegten Schauplatze schwebte eine ernste Religion, strenge Vorurtheile, und furchtbare Einrichtungen. Diese Zeit nun ist der Gegenstand von Göthes Drama. Er hat keinen Zug derselben außer Acht gelassen, er hat sie mit den kräftigsten Farben seiner starken Phantasie ausgestattet, und sie seinem Vaterlande gezeigt, so groß und so ungestaltet sie war. Die Ausführung eines solchen Werkes war ohne Genie nicht möglich. Aber auch das größte Genie würde nicht hinreichen zur Ausführung, wenn es in der Wahl der Mittel beschränkt, und durch Regeln eingeengt ist. Wenn Shakespeare und Göthe eine große Epoche der Geschichte darstellen wollten, so beschränkte sie nichts in der Darstellung, niemand wagte es, einen Kreis um sie zu ziehen, und ihnen zu verbieten, denselben zu überschreiten, wenn sie nicht lächerlich und ausschweifend scheinen wollten. Der deutsche und der englische Dichter umfassen mit Freyheit den ganzen Raum, den ihr Plan fordert, es erweitert sich der Schauplatz, es verlängert sich die Zeit; das Jahrhundert, das sie darstellen, gehört ihnen ganz, und die Aufeinanderfolge ihrer Scenen ist eine lange Gallerie von Tagen, Monaten, Jahren. Der Geist, durch diese Art von Täuschung fortgezogen, ist nicht im Stande, sich gegen den Irrthum zu verwahren, und pflichtet, ohne es selbst zu gewahren, dem Zauberer bey, der ihn hinreißt. Ohne die in Frankreich ängstlich beobachteten Regeln der alten Klassiker zu verletzen, hält Hr. Nodier es für unmöglich, dieses historische Lustspiel in Frankreich einzuführen. Will man aber diesen Versuch wagen, so darf es nicht zur Hälfte geschehen. Man müßte das historische Lustspiel bilden, wie es die Alten ohne Zweifel gebildet haben würden, frey von allem Zwange, und dieß Unternehmen fordert ein großes Talent. Der Verfasser der Rançon de Duguesclin erweckte daher große Hoffnungen. Er entsprach aber denselben nicht. Er führte die neue Idee ganz nach den gewöhnlichen Theaterformen aus, und statt in einer weit verbreiteten Handlung die Sitten mit kühnen Pinselstrichen zu malen, entwarf er sie furchtsam in kleinen Gesprächen, welche weder Adel noch Interesse haben. Auch ist das Gemälde der Sitten in Arnaults Drama dasjenige, was am ungünstigsten

aufgenommen wurde. Wenn der Verfasser, welcher Shakespeare zum Gegenstande seines Studiums gemacht zu haben scheint, untersuchen will, wodurch Shakespeare Umstände, die das französische Publikum kindisch und gemein fand, so anziehend zu machen verstand, so wird er finden, daß es dadurch geschah, daß diese Umstände bey Shakespeare nur eine schwache Zugabe zu einem ungeheuren Gemälde, daß sie ein leichter Pinselstrich sind, der die kräftigen Züge und die starken erhabenen Tinten, denen er gegenüber steht, heraushebt. Die größten Meister haben solche Mittel oft mit Glück angewendet, aber mit welch' seltener Klugheit thaten sie es? Im Abendmahle des Lenardo da Vinci hat Judas durch eine falsche Bewegung das Salzfaß umgeworfen, und niemand findet dieses lacherlich. Man vermindere aber die Wichtigkeit der Haupthandlung, und man vermehre umgekehrt die Wichtigkeit dieser Episode, und man kann nichts Erbärmlicheres finden. Das Lustspiel, schließt Hr. Nodier diesen mehrentheils mit seinen eignen Worten hier mitgetheilten Artikel, hat, wie jede Kunst, seine auf einander folgenden Zeitalter; das letzte ist für den ganzen gebildeten Theil des französischen Volkes schon lange eingetreten.

De l'Allemagne, par Madame de *Stael*. Die Aufmerksamkeit, welche in Frankreich das Werk der Frau von Stael über Deutschland erregte, und die sich dadurch am deutlichsten offenbarte, daß es nun schon die fünfte Auflage erlebte, bewähret selbst schon den in Frankreich erwachten Sinn für deutsche Literatur, und der Artikel, aus welchem wir hier einiges ausheben, erhöht noch die Kraft dieses Beweises. Er war im Journal des Débats, einer der gelesensten sowohl literarischen als politischen Zeitschriften Frankreichs, abgedruckt. »Es ist, sagt der Verfasser desselben, von großem Nutzen für uns, die Literatur unserer Nachbarn genau zu kennen, selbst wenn sie mit den ewigen Regeln des Schönen im vollkommenen Widerspruche wäre, was jedoch nicht möglich ist; denn die Organisation der Völker ist nicht so sehr von einander verschieden, daß sie nicht in gewissen Grundideen mit einander übereinkommen sollten. Unstreitig findet selbst der strengste Geschmack in den romantischen Schriftstellern einen reichen Schatz, und unsere Sprache ist zu dem Grade von Reife gelangt, daß sie neue Quellen des Reichthums nicht mehr verschmähen darf. Wir heben aus den einzelnen Beurtheilungen der vorzüglichsten Männer der deutschen Literatur Einiges aus. »Der Beyname, Deutschlands Voltaire, den Wieland in Europa erhielt,« sagt Hr. Nodier, »hatte mich gegen seine glänzende Universalität eingenommen; das Genie in seiner ganzen Größe ist nicht so universell, es ist eins und originell.

Voltaire, der dieses wohl einsah, und selbst sagte, hätte sich in seinen eigenen literarischen Ansprüchen mehr gemäßigt, wenn er blos das Haupt einer Literatur gewesen wäre; er war aber Haupt einer Partey, und, um einen heut zu Tage gewöhnlichen Ausdruck zu gebrauchen, Haupt eines ganzen Jahrhunderts: alles konnte seinen Entwürfen dienen, und er verschmähte nichts. Wieland hat keine Schüler in politischer Philosophie gebildet, und Frau v. Stael hält es für wünschenswerth, daß er auch als Literator keine gebildet hätte. Der Name Klopstock weckt die edelsten und schönsten Erinnerungen. Miltons und Youngs literarische Schule fing gerade an, entscheidenden Einfluß auf die deutsche Literatur zu gewinnen; da lieh er der deutschen Muse Worte, und er that es mit unbestrittenem Glücke. Klopstocks erste Verse gründeten jene neue Schule, deren Zierde er später wurde. Zwey große Gedanken, in schönen Seelen harmonisch mit einander verbunden, erfüllten seine ganze Seele, und sein ganzes Leben weihte er dem Besingen des Vaterlandes und der Religion. Leidenschaftlich die Freyheit liebend, feyerte er sie in der Entfernung, als die Sturmglocke der französischen Revolution sie der Welt verkündete, und so, wie auch Alfieri und Schiller es gethan, nahm er seine Huldigung zurück, als er statt der Göttin eine Furie fand. Die Religion, welche nie das ihr vertrauende Herz täuscht, blieb ihm getreuer in seinen letzten Augenblicken; sie tröstete ihn auf dem Todtenbette, und noch im Verscheiden stammelte er seine Verse über den Tod Mariens, der Schwester Marthas und Lazarus, welche den Tod des Gerechten malen. Die Messiade ist ein unseren literarischen Systemen so fremdes Werk, daß man selten Leser findet, welche es zu schätzen verstehen. Die Ideen in diesem Werke sind aus einer ganz neuen, über das Menschliche erhabenen Region genommen, man athmet da nur die Düfte des Himmels, man vernimmt nur die Melodie der englischen Hymnen; es ist die Poesie des Himmels, und Frau v. Stael sagt vortrefflich, daß sie am meisten für Auferstandene geeignet ist. Um Klopstocks Verdienst zu bewundern, wie es bewundert zu werden verdient, bedarf man eine Art von Genie, man braucht dazu Glauben und Liebe. Man muß ihm folgen durch alle Räume, die seine Muse durchfliegt, oder ihn ganz verlassen. Göthe, mit einer gleich glänzenden Phantasie, aber mit einer vielleicht umfassendern und mannigfaltigern Erfindungskraft, dringt nicht weniger tief in das Reich des Idealen, verläßt aber doch nie die Erde; in dem höchsten Schwunge seiner Begeisterung vergißt er nie, daß er Mensch ist, und macht sich jeder Menschennatur ver-

ständlich. Klopstocks Leyer läßt nur des Heiligthums würdige Töne erklingen, deren himmlische Harmonie die groben Sinne der Menge nicht berührt; die Leyer Göthes hat nur Töne, die Jedem verständlich sind, jede Leidenschaft und auch alles, was das Leben Kleines und Erbärmliches in sich faßt, ausdrücken; mit Klopstock streift man das irdische Leben ab, mit Göthe fühlt man es erhöht; jener hat unserem Hoffen, dieser unseren Gefühlen die Grenzen gesetzt. Klopstock ist ein Geist, der uns die ganze intellektuelle Welt aufschloß, Göthe ein Zauberer, der die ganze physische Welt seinen Wundern unterwirft. In dem ungeheuren Kreise unserer Gedanken entgeht Göthe nichts; kein Schriftsteller in Deutschland hat sanfte und erhabene Gefühle meisterhafter ausgedrückt. Seine flüchtigen Dichtungen berühren wunderbar und mit einer Art von Zauberkraft die Phantasie; in seinem Hermann und Dorothea hat er die Unschuld einer neuen Welt, und die ganze antike Einfalt der Dichtung dargelegt. Ueberläßt er sich der Macht der Leidenschaft, wie in seinem Grafen Egmont oder im Werther, so ergreift er den erschütterten Leser, und reißt ihn unwiderstehlich mit sich fort. Wirft er seinen Blick auf die Vergangenheit, um da Gemälde aufzusuchen, so thut er es mit der Macht jener Pythonissa, die die Todten erweckte. Er belebt den Grabesmoder eines ganzen Volkes; sein Götz von Berlichingen ist Geschichte, Roman, Drama, Heldengedicht eines ganzen Jahrhunderts. Frau v. Stael vergleicht seine Iphigenie und seinen Tasso Statuen von Marmor, welche durch die Schönheit der Formen, und den Glanz des Marmors in Erstaunen setzen, denen aber Bewegung und Wärme fehlt. Zuweilen schwingt er sich über die Grenzen des Menschenschicksals hinaus in eine Welt, die er selbst erschaffen. Sein Faust ist einer dieser erschütternden Träume, es ist die Tragödie der Vervollkommungsfähigkeit. Göthes Einfluß auf die Literatur seines Vaterlandes ist durch eine Zauberkraft der öffentlichen Meinung begründet. Dasselbe gilt von Schiller, welchen wir mehr durch seinen Ruf, als durch seine Schriften kennen. Frankreich hat seit dem unglücklichen Jodelle, für welchen man das Opfer des Bockes erneuerte, kein Beyspiel einer solchen Verehrung.« Vorzüglich findet man sich in diesem Artikel durch den wahrhaft dichterischen Sinn angezogen, mit welchem der Verfasser desselben Göthes kleinere Gedichte, seine Romanzen, und Bürgers Balladen auffaßte. Wir wollen seine umständliche Darstellung des Inhaltes der vorzüglichsten Dichtungen dieser Art nicht wiederholen, weil wir unsere Leser damit hinlänglich bekannt glauben; wir sind aber mit dem Ver-

fasser dieses Aufsatzes überzeugt, daß die Empfänglichkeit für die hohen Schönheiten dieser lyrisch romantischen Dichtungen der Deutschen, wenn sie in Frankreich allgemeiner geworden seyn wird, nur vortheilhaft auf die französische Literatur einwirken könne.

Art. X. Amalthea, oder Museum der Kunstmythologie und bildlichen Alterthumskunde, im Verein mit mehreren Freunden des Alterthums. Herausgegeben von C. A. Böttiger. Erster Band, mit 6 Kupfertafeln. Leipzig bey Göschen, 1821. XLIV und 366 S.

Allen Freunden der Kunst und des Alterthums muß dieses Unternehmen willkommen seyn, sowohl der Mitarbeiter wegen, die sich zu demselben vereinigen, wie um der Gegenstände willen, die es zu bearbeiten, und der Richtung, die es zu verfolgen verspricht. Wir lassen aber Zweck und Anordnung der Zeitschrift überhaupt, und beyder Darstellung in dem erschienenen ersten Bande unberührt; denn theils wird beydes den Kunstfreunden schon zur Genüge bekannt seyn, theils wünschen wir uns sogleich zu den Gegenständen selbst zu wenden, deren Betrachtung den allgemeinen Abriß dessen entbehrlich macht, was Herr Böttiger in dieser ersten Gabe dargeboten hat, und worüber er sich im Vorbericht ausläßt.

1. Amalthea oder der kretensische Zeus als Säugling, vom Herausgeber, ist ein theils zur Erklärung des Titelkupfers bestimmter Aufsatz, theils hängt er mit des Hrn. Herausgebers Absicht, die Vorstellungen vom Zeus ausführlich zu entwickeln, zusammen. Er findet es angemessen, die Zeitschrift damit anzufangen, und wenn er den Kreis der Fabeln vom kretensischen Zeus wählt; so ist der Umstand, wie der junge Gott auf dem kretischen Eilande von der Ziege Amalthea, welche zugleich auf die Zeitschrift sinnbildlich hindeuten soll, ernährt worden, nicht ohne allen Einfluß auf diese Wahl. Auch uns möge sie zur Veranlassung dienen, das weiter zu verfolgen, was der Herr Verfasser höchst erwünscht und glücklich auf die Bahn bringt. Wir fangen beym Namen der berühmten Ziege, und der Bedeutung dieses Wortes an. Herr Böttiger erwähnt S. 18 in einer Note des Widerstandes, welchen dasselbe den Bemühungen derjenigen Philologen bisher leistete, welche dessen Erklärung versucht haben, und hofft, ein Kanne oder Sickler werde vielleicht die Ableitung aus dem Orient entdecken. Wenn wir nun unsere Vermuthungen hierüber mittheilen wollen, so müssen wir zuvörderst andeuten, wie wir von jenen Spracherklärungen überhaupt denken, welche in den Worten einen Aufschluß über die Sache finden wollen.

Zuvörderst gehört, wenn man die Worte als Quelle der Erkenntniß benützen will, die Annahme dazu, daß die Sprache mehr sey, denn eine Ansammlung von Zeichen für die Begriffe und Gegenstände, welche sich nach einer dem forschenden Geiste wieder sichtbar werdenden Regel, die wir Grammatik nennen, gebildet hat. Es muß den Worten, außerdem daß sie jener Regel unterworfen sind, noch eine besondere Natur, eine gleichsam nur ihnen angehörige Seele beygelegt werden, deren Ausdruck, wenn auch nicht auf eine gleiche, doch auf eine ähnliche Art in ihr Aeußeres mit überzugehen hat, wie es bey allem Bildlichen der Fall ist. Schon dadurch wird, wie es bey allem Einzelnen sich wirklich also verhält, jedes Einzelne ein Mehrfaches. Der menschliche Geist faßt es aber bald als diese Einheit, bald als eine Einheit anderer Art auf. Zuletzt kann denn auch wohl wieder die gemeinschaftliche Einheit gesucht werden.

Wie überall, so gibt es auch in der Sprache Echtes und Unechtes, vollkommene und mangelhafte Worte. Als erstere mögen die voran zu stellen seyn, die mehr sind wie bezeichnend, die den Begriff und das Wesen der Sache so vollständig enthalten, daß sie, gleich den Ideen des Plato, zugleich ὄντα genannt werden können. Als letztere möchten den niedrigsten Rang die einnehmen, deren Entstehen zufällig und willkürlich von irgend einem sich darbietenden Anlaß entlehnt war. Dazwischen liegen nun wohl die mannigfaltigsten Abstufungen. So enthält der Schatz der verschiedenen Sprachen gewiß Worte, welche die vielseitigsten Beziehungen und Wahrheiten auf eine Weise enthalten, die jene wieder aufzufinden gestattet. Andern Sprachen aber können solche Worte auch gänzlich fehlen. Ferner sind Worte denkbar, die nur Einiges, andere, die Unvollkommenes, endlich selbst solche, die Widersprechendes enthalten. Dieß erschwert die Bemühungen des Sprachdeuters. Nach und nach erst kann durch Unterscheidung, Zerlegung und Wiedervereinigung Licht und Seele in die Kunde von dem Ursprung der Worte und ihrer Bedeutung gebracht werden.

Das Wort Amalthea zum Beyspiel, wenn es mit Hesychius von ἀμαλθεύειν, ernähren, abgeleitet wird, gibt einen trefflichen Sinn. Was scheint passender, als daß die Ziege die Ernährerin genannt wird. Betrachtet man die Sache aber genauer, so ergibt sich bald, daß viel andere Thiere eben so, vielleicht selbst mit mehrerem Recht so bezeichnet werden könnten. Ohnehin heißt die Ziege eigentlich αἴξ, und wenn man dieß Wort mit dem fast gleichen ἀΐξ, welches eine schnelle gewaltsame Bewegung, impetus, dann Sturm ausdrückt, zusammen stellt, so scheint es eine dem Charakter der Ziege sehr anpassende Benen-

nung zu geben. Daher kann das Wort Amalthea als nomen proprium erst der bekannten kretensischen Ziege, und zwar mit einer abweichenden Bedeutung gegeben seyn, wie denn auch Amalthea von Einigen für die Tochter des kretensischen Königs Melissus, von Andern für eine Tochter der Sonne erklärt wird. So wäre denn das Wort ἀμαλθεύειν selbst noch immer unerörtert gelassen, wenigstens bliebe die davon hergeleitete Benennung sehr bedeutungslos. Mehr für sich hat die Derivation von ἀμάλθακτος, unerweichlich, fest. Sie entspräche dem historisch-typischen Inhalt der Fabel nicht nur, sondern, was noch mehr ist, und was wir erweislich zu machen versuchen wollen, der Idee überhaupt, welche dem Entstehen der Anbetung des Zeus auf Kreta zum Grunde lag. Dennoch werden wir selbst noch dem Wort eine ganz andere Bedeutung beylegen, auch noch eine andere Ableitung unternehmen. Zuvor wollen wir zu zeigen versuchen, wie und wodurch die göttliche Verehrung des Zeus so entstehen mußte, wie sie sich auf der Insel Kreta gebildet.

Vollständig läßt sich der Ursprung derselben nur aus der Gesammtheit der Mythen von Zeus darthun. Aber auffallend ist die innere Korrespondenz, welche sie sämmtlich ausdrücken, und hierüber einige Andeutungen in der Kürze.

Sind gleich der dodonäische und der kretensische Zeus einer Seite nach sehr verschieden, so drückt sich doch in beyden der Punkt aus, mit welchem das Verlassen eines früheren Kultus anhebt, so fern jener frühere Zustand, mit diesem neuern Wort richtig bezeichnet wird. Bey jeder dieser neuen Gottesverehrungen entstehet das Verlassen aus einem andern Anlaß, bey jedem wird Geist und Form des Kultus ein anderer. Das Element nun, aus welchem dieser neue Gottesdienst auf doppelte Weise ausscheidet, ist jene Totalität im ganzen Wesen, der dem Urlande angehörig gewesenen Völker, die, wenn sie einmal allgemein charakterisirt werden sollen, das Merkmal eines innigen theogonischen und kosmogonischen Zusammenhangs behaupten. Das Göttliche war in einem der verschiedenen Weltalter nicht aus dem Natürlichen ausgeschieden, war vielleicht noch nicht in jene Vorrückung des Gleichgewichts gerathen, mit welcher der Begriff des Göttlichen und der des Naturlichen in der ersten Sonderung, jeder für sich und einzeln, hervor treten. Sobald dieß aber geschehen, konnte ein mehreres oder minderes Ueberwiegen bald des Einen bald des Anderen nicht ausbleiben, hierdurch aber mußte Kampf entstehen. Hier siegte das Prinzip der Gottheit, dort das der Natur. Diese Kämpfe veranlaßten Scheidungen, letztere die ersten Völkerabtheilungen, und aus denen erfolgten dann bey zunehmender Bevölkerung Auswanderungen vom Urlande. Da

nicht von diesen hier eigentlich die Rede seyn soll, so erinnern wir nur an einige derselben, und zwar an solche, die uns in Beziehung auf die griechische Götterlehre wichtig, und an solche, die uns unwichtig sind in dieser Beziehung. Zu den letztern rechnen wir beyspielsweise, als ihrem Prinzip nach denen, die auf Griechenland einwirkten, ganz entgegen gesetzt, die der Juden und die der Inder. Zu den bey der Betrachtung Griechenlands besonders wichtigen, die der Aegypter und die der Phönizier.

Wir verschieben es noch, anzugeben, worin jede dieser beyden neuen Volksgesammtheiten mit einander übereinstimmen, und worin sie von einander abweichen, erklären aber, daß beyde einen Einfluß auf die Bevölkerung Griechenlands, auf die Religion der Griechen, mithin auf das ganze Wesen der Mythologie ausgeübt haben. Wir treffen aber nun auf einen Umstand, über den wir uns hier nicht vollkommen klar machen können, auch nicht zu entscheiden brauchen, weil er nur der Erwähnung bedarf, um unsre Ansicht in ihrem Zusammenhang anschaulich zu machen; denn strenge gehört er nicht hieher. Es haben nämlich theils mit denselben Auswanderungen zugleich, welche die Bevölkerung Aegyptens zur Folge hatten, theils späterhin und abgezweigt von dieser, andere Statt gefunden nach Nordosten und nach Nordwesten, und zwar zu Lande. War nämlich der gemeinsame materielle Anlaß zu den Auswanderungen überhand nehmende Bevölkerung, so gesellte sich ihm ein zweytes doppelt verschiedenes Motiv anderer Art bey; der eine Theil suchte Handel und Freyheit, der andere suchte Land und Erhaltung der von ihm als wahr und heilig anerkannten Religion und Priester. Letztere theilten sich vielleicht wieder in Landbauer und Hirtenstämme. So finden wir Auswanderungen zu Wasser und zu Lande, um den Handel und Erwerb, und um den von der Gottheit geweihten priesterlich in Besitz genommenen Boden. In den Stämmen, welche im letztern Sinne auszogen, starb der Gedanke nicht ganz aus, Gott und die Erde sey ursprünglich eins gewesen, Himmel und Erde habe sich nur geschieden, der Mensch aber gehöre beyden an, sie seyen ihm Vater und Mutter, er dürfe sie nie verlassen, sich nicht von ihnen trennen. Ganz treu blieben die Aegypter diesem Glauben nicht, wie sich bey anderer Veranlassung zeigen wird. Dieß kann Ursach gewesen seyn, daß durch Trennungen von ihnen die weiteren Wanderungen mehr herauf nach Nordosten und Nordwesten begannen; aber es ist auch möglich, daß mit ihnen zugleich Emigrationen aus dem Lande diesen Weg nahmen. In diesen Wanderungen, die auch wohl wieder eine Masse von Handelnden und Freyen absetzten, oder denen sich eine solche Klasse schon anschloß, war das Prinzip der alten Religion

in der engen Verbindung mit der Natur, das vorwaltende geblieben. Ihr Symbol ist überall die Eiche δρυς. Von diesen glauben wir nun schreibt sich eine zu Lande aus Statt gefundene nordliche Bevölkerung her, die sich rechts dem Rheine gehalten hat, und die von Norden her auch in Griechenland und Italien eingedrungen ist. Dieser gehört z. B. der dodonäische Zeus an. Die Eiche und die Taube sind zu charakteristisch als Symbole der Heimat, die im Grund und Boden selbst heilig geehrt wird. Ueberall ist demnach in dem bezeichneten Landstrich die Eiche der heilige Baum, und die Priester hießen auch in Germanien nach ihnen Druiden. Das Fällen der Eichen aber bedeutete den christlichen Eroberer jener Länder, die Unterdrückung des Heidenthums, und als entgegen gesetztes Symbol ward, wie man noch bey aufmerksamer Beobachtung wahrnehmen kann, überall die Linde gepflanzt, wo heidnische Tempel zu christlichen Kirchen geweihet wurden. Eine merkwürdige Bestätigung dieser Ansicht geben die alten böhmischen Sagen, und die Reste dortiger ackerbaulicher Gebräuche. Sie deuten auf eine frühere mythisch-religiöse Agrikultur, und das Umhauen der Eiche ist Mittelpunkt mehrerer Sagen und Fabeln. Wie abschweifend dieß auch scheinen mag, es wird sich späterhin die nothwendige Verknüpfung zeigen, vorläufig aber kann es zur Bestätigung der Ansicht Creuzer's vom dodonäischen Zeus dienen. Herr Böttiger verwirst diese S. XX der Vorrede und behauptet, jener arkadische und dodonäische Zeus könne als Berg- und Eichengott in seinem echt tellurischen Charakter einer rohen, Bildwerke höchstens nur der ihn in Fetischgestalten kennenden pelasgischen Vorwelt von sogenannten Autochthonen zugehören.

Vielleicht ist es möglich, nun diesen ganzen Streit zu schlichten, und das wahre Sachverhältniß darzustellen. Einen tellurischen Charakter hat allerdings dieser dodonäische Zeus, aber jenen religiös- und priesterlich-tellurischen Charakter, welcher das Merkmal aller von uns geschildeter Emigrationen zu Lande war. Zu diesen vereinigten sich Ackerbauer und Hirtenvölker. So fern die Beschaffenheit des Landes es zuließ, überwog nach der Ostseite die Viehzucht, nach der Westseite der Ackerbau. So finden wir im höheren Norden slavisch-tatarische und germanische Völker, näher den Südküsten aber dieselbe Erscheinung. In Italien überwiegt der Ackerbau, und der Mythencyklus von der Ceres; in Griechenland, Arkadien, und alle Mythen deuten auf ein Hirten- und Schäferleben. Dieß wäre sonach zur Genüge erklärt.

Wie ist es denn aber mit den Autochthonen? durch A. W. von Schlegel war die Annahme der Autochthonen schon sehr

erschüttert, und nach den neuen Entdeckungen über das Urland darf sie kaum mehr auftreten. Der Hr. Verfasser selbst erwähnt ihrer nur als sogenannte Autochthonen. Wenn man will, so kann man ihnen aber diesen Namen sehr füglich beylegen. Es sind Geschlechter darunter zu verstehen, deren Altvordern sich von der Erde, als ihrer heiligen, einst vollkommen göttlicher Natur gewesenen Mutter, ihrem Religionsprinzip gemäß, nie haben trennen wollen. Die fromme Religion jener Völker war mit wenigen Worten diese: »Zuvörderst muß das, woran und wovon wir leben, uns geweihet, rein und vollkommen göttlich in allen seinen Beziehungen seyn. Damit gelangen wir nicht weit, daß wir bey uns anfangen, daß wir uns verherrlichen wollen. Unsere Mutter muß uns das Herrlichste und Heiligste seyn, dann trachten wir, nach ihr verlangend, von selbst nur nach dem Herrlichsten und Heiligsten, und um so mehr, mit je größerer Pietät wir sie für unserem eignen Wesen verwandt und noch nicht von uns getrennt anerkennen, also wird ihre Verherrlichung auch unsere eigene ganz von selbst.« Dieß scheint uns der wahre Sinn zu seyn, den man mit dem Wort Autochthonen verbinden muß, und in diesem treffen wir Autochthonen an gar manchen Punkten.

Daß die ganze Vorstellung vom Fetischismus hiermit sinke, versteht sich von selbst. Wenigstens kann er, wo vom klassischen Alterthum die Rede ist, gar nicht mehr in Betrachtung kommen. Nur bey wilden, zum rohen Naturstande nicht zurück, sondern vorwärts- aber hinabgesunkenen Völkern dürfen wir diesem Begriff und dieser Vorstellung Raum gönnen, gerade wie bey solchen Völkern sich auch nur die Erscheinung des rohen Tausches darbietet.

Endlich über das Wort pelasgische Vorwelt wird sich nun ein Licht verbreiten, dessen wir nur im Vorübergehen vorläufig erwähnen wollen. Der Gegensatz, zu welchem die Mythen vom kretensischen Zeus führen, wird erst hierüber die gehörige Klarheit gewähren und darthun, wie früh A. W. v. Schlegel durch seine Vorstellung von Pelasgiern und Hellenen auf dem rechten Wege war.

Befand sich nämlich, dem Begriff nach, in dem dodonäischen Zeus das Wesen der Gottheit immanent, in so fern als er für eine gerettete Spur, einen Bestandtheil aus dem Urelement galt, in welchem Gott und Erde eins, das Vollkommenste war, so drückte der kretensische Zeus den entgegen gesetzten Begriff aus, war aber gleich sehr wie jener historisch vermittelt. Um ihn zu erklären muß ein ganz neues Reich von Weltansichten betreten werden, in welchem sich der Begriff und das Ereigniß vereint antreffen, daß die Kraft des Schaffens, Erhaltens und Herr-

schens aus einem früheren Hintergrunde historischer und physischer Elemente, durch welche jener Kräfte Gesammtheit ergossen, und innerhalb deren sie einer gewissen Abhängigkeit unterworfen war, dergestalt, daß mit jeder neuen Entwicklung sie doch wieder in das erste Urelement zurück sanken, nun völlig frey und selbstständig hervortrat. Alle dieser Vorstellung angehörige Mythen wiederholen jenen Gedanken. Nur einige zum Beyspiel: der Krieg mit den Titanen, welche letztere offenbar Naturkräfte darstellen, die aus der ehedem vollkommen eins gewesenen Himmel- und Erdeneinheit, Uranos und Gä, entsprungen sind, und das nach Selbstständigkeit ringende Wesen nicht entlassen wollen. Deßgleichen die Fabel von dem kinderfressenden Saturnus. Sie deutet wohl auf die kosmisch-theogonische Totalität, in die jedes entstehende einzelne Wesen wieder zurücksinken mußte. Der beseeligende Begriff, daß die Allmutter jedes ihrem Schooß entlassene Wesen wieder aufnimmt in dieses ihr Wesen, ist hier von dem neuen dieser Vorstellung abgeneigten Prinzip als ein Verzehren der eigenen Kinder vorgestellt. Ganz vornehmlich aber kömmt der Cyklos von Mythen in Betrachtung, deren Mittelpunkt Prometheus bildet. Zeus, das Sinnbild des zum freyen Schaffen, Erhalten und Herrschen hinauftauchenden Gottes, steht wunderbar zwischen dem Epimetheus und Prometheus, welcher letztere sich selbst die Möglichkeit, jene Götterkraft zu erringen, anmaßt, und was ihm nicht gelingt, doch durch den Herkules vollbracht sieht.

Wie aber stellt sich der kosmische Zusammenhang, oder besser die kosmisch-göttliche Allheit dar, aus welcher der kretensische Zeus hervortaucht? Die Natur und die Menschheit, also auch die Natur- und die Menschengeschichte, sind noch nicht in derjenigen Theilung begriffen, die sie theils von selbst angenommen, theils aber auch eben so sehr durch uns erst erhalten hat. Die physischen Ereignisse in der Natur entsprachen den historischen in der Völkergeschichte. Es war im vollkommenen Zustande dieß Verhältniß nur das der Gegenseitigkeit, im Unvollkommnen zeigte sich es den der Vollkommenheit Entwichenen als Abhängigkeit. Sie sahen sich nur an als Pertinenz eines größeren Ganzen, und wollten in der Entwürdigung, die ihnen dieß zu geben schien, nicht bleiben; sie wollten sich frey und primitiv hinstellen. Das war das zweyte Motiv, welches sich den, wachsender Bevölkerung wegen, nothwendig werdenden Emigrationen aus dem Orient anschloß. Die diesen Zügen angehörigen Wanderer wollten nicht sowohl behalten, nicht sowohl den mütterlichen Boden wieder finden, als vielmehr Neues erwerben. Es lag aber auch wohl selbst in dem durch Uebervölkerung entstehenden Bedürfniß des

Erwerbens, daß sie freyere Lebensverhältnisse bedurften. So mochten auch in dieser Rücksicht gewisse Verfolgungen von Seiten des priesterlichen Urstaats sie getroffen haben. So bildeten sich einzelne Vereine, die sich vom Priesterstaat los rissen. Statt ihn zu erweitern und auszudehnen, wie die Emigranten der erstern Art, trennten sie sich von demselben, wollten ihm als Pertinenz nicht gehörig bleiben, und stellten sich ihm als eigene Wesen gegenüber. Dieß kann in gewissem Sinne wohl Anthropomorphismus heißen. Es ist die erste ganz freye menschliche Sichselbstgestaltung. Der alte Keim wurde verlassen, das Element des Menschlichen als Wesen für sich abgeschlossen, und dieß als eigenthümliche Basis aller Lebensveränderungen angesehen, die dem Prinzip der Autochthonen gegenüberstand. Es brauchte dieß kein so vollständiger Abfall von dem Urprinzip zu seyn, daß nun auch alles verläugnet und verlassen ward, was diesem angehörte, im Gegentheil, es sollte das Wesen desselben nur auf dem eigenen eigenthümlichen Boden neu dargestellt, frey wiederholt werden.

So treten in einem und demselben Ereigniß zwey Erscheinungen an das Licht. Es bildet sich das Wesen des Hellenismus, menschliche Gestaltung aller Verhältnisse und Kräfte, mithin auch menschliche Göttergestaltung, und zugleich Niederlassung von Colonistenstämmen aus dem Orient, die von Küstenbewohnern durch Seefahrt ausgingen, und sich die dem asiatisch-afrikanischen Festlande gegenüber liegenden Inseln wählten, später aber auf die Halbinseln übergingen.

Die Frage, die sich angekündigt hatte, als von den Auswanderungen zu Lande die Rede war, ob sie unmittelbar vom Lande frey Statt fanden, oder erst durch die ägyptische Volksbildung vermittelt wurden, wiederholt sich auch hier mit Beziehung auf die Phönizier, und wenn wir, wie es wohl nicht anders möglich ist, den phönizischen Einfluß und die phönizische Vermittlung zugeben, so entfernen wir uns doch sogleich wieder von dieser Frage, weil sie in eine Betrachtung des ägyptischen und phönizischen Wesens hinüber zieht, zu der ein späterer Aufsatz über die Hieroglyphen schicklichern Anlaß bietet. Es wird genügen, wenn wir die Niederlassungen auf Kreta für solche erklären, die durch Handelszwecke vermittelt ward, und wollen betrachten, was die Insel ihrer Lage und Beschaffenheit nach darbot.

Keine günstigere Oertlichkeit wie die des genannten Eilands für eine Niederlassung, die das Wesen des verlassenen Staats und der verlassenen Religion nun aus sich wieder bilden wollte. Der Umfang der Insel war groß genug, Selbstständigkeit der Bildung zuzulassen, die aus der insularischen Beschaffenheit hervorgehende Abgeschlossenheit entfernte fremdartige Einflüsse, die der reinen Wie-

derholung des Urbildes Gefahr drohten; beydes zwey Umstände, die aller vollendeten und vollkommenen Gestaltung höchst günstig sind.

Der neue Gott war die nicht ohne Mühseligkeit und Kraftanstrengung errungene Wiedergeburt des alten, als schaffendes, erhaltendes und herrschendes Wesen. Der kretensischen Erde konnte er nicht angehören, das ist begreiflich, daher ist auch wohl die Dunkelheit und das Abweichende zu erklären, das die Fabeln über seine Geburt begleitet. Die eine Dichtung läßt den Neugebornen erst nach Kreta bringen und dort die nöthige Ammenpflege erhalten. Nach den phönizisch-assyrischen Stammsagen aber ist er der letzte Sohn der Titanide Rhea. Ihr, der Tochter des Uranos und der Gä, der Gemahlin des Kronos, hatte der Gemahl alle Kinder verschlungen, und als sie die Eltern deßhalb befragte, verriethen ihr diese, daß des Kronos Schicksal seyn würde, von dem jüngsten Sohne verschlungen zu werden. Deßhalb sendeten sie Rhea nach Kreta, wo sie in der Nacht ankam, den neugebornen Zeus in eine Höhle verbarg, und dem Saturn statt seiner einen Stein zu verschlingen gab. So hat sich freylich Zeus frey gemacht; aber wie über die Ankunft der Rhea, so herrscht auch über die Grotte, die zuerst ihn aufnahm, eine gewisse Dunkelheit. Unzweydeutiger und bedeutungsvoller wird der Mythus, sobald es seine Erziehung gilt. Nun häufen sich die Embleme, und von denen, die uns dargeboten werden, sind ohne Zweifel am wichtigsten, die Ziege Amalthea, der Kuretentanz, die Bienen des Melissus, die mit ihrem Honig den jungen Gott nähren, der Ball, mit dem er spielt, und das Horn der Amalthea. Um von der den Zeus nährenden Ziege zu sprechen, muß der heiligen Thiere überhaupt gedacht werden, und als solche kommen, wenn der nach Indien sich verpflanzende Elephant ausgeschlossen wird, vornehmlich in Betrachtung das Roß und das Rind. Diese haben einen heiligen Charakter, und erhalten ihn sich auch, indem sie, die das tellurische Prinzip beybehaltenden und in dieser Hinsicht autochthonisch zu benennenden Auswanderer begleiten. Vorzugsweise gehört den Hirtenvölkern das Roß, den ackerbauenden das Rind an. Aus den böhmischen Sagen und aus den Emblemen, welche sich da antreffen lassen, wo slavische und germanische Stämme neben und mit einander gesiedelt haben, sind die Beweise dafür herzunehmen. Das Roßhaupt und das Stierhaupt findet sich nicht selten so angebracht, daß es hiermit in emblematischer Verbindung stehet. Beyde Thiere behaupten auch in ihrer eignen Natur den heimatlichen Charakter, und keines derselben konnten sich Völker aneignen, die, sey es nun um Handel, oder um andern

Erwerb willen, ein umherschweifendes Leben, entweder zu Lande oder zu Wasser vorzogen. Ihnen sehen wir daher sich zwey andere Thiere gesellen, die Ziege und das Schwein, beyde vom Charakter der Hausthiere entblößt. In solcher Beziehung möchte sich nachweisen lassen, daß die Ziege die nach Kreta ausschiffenden Kolonisten begleitete. Nicht nur daß die Ziege den neugebornen Gott nährte, wir finden das Fell dieses Thiers in steter Beziehung auf den durch Handel und Eroberung erworbenen Reichthum und auf kriegerischen Muth, als Waffensymbol. Wir erinnern an das goldene Vließ, das Ziegenfell und das Schild von Ziegenhaut, wenden uns aber endlich zur Erklärung des Wortes Amalthea und seiner Bedeutung.

A. W. v. Schlegel, im zweyten Stück der indischen Bibliothek, unter der Rubrik: indische Sphinx, hat erwiesen, daß der Buchstabe α nicht blos im Griechischen, sondern auch in den Sprachen des Orients die Privation ausdrückt. Vielleicht theilte sich den Griechen von dort aus diese verneinende Bedeutung mit. Eben daselbst erklärt dieser Gelehrte das Wort Mal, und beweiset, wie es gleichfalls dem Orient angehört, und dort das Topische ausdrückt. Er zeigt ferner, wie, wenn dieß Topische auch der ursprüngliche Sinn war, sich doch bald ein anderer davon abgeleitet hat, nämlich der des Zeichens und des Makels, wie etwa wie bey uns das Wort Fleck auch einen topischen Sinn hat, und einen Makel bedeutet. Seine Erklärungen gehen darauf, daß amal eigentlich unbefleckt, fleckenlos sagen wolle. Wir bleiben aber dem ursprünglichen topischen Sinn getreu, und erklären amal für die Negation des Topischen, des festen Wohnorts der Heimat, und halten für möglich, daß selbst die Privation von der Urheimat damit ausgedrückt seyn kann. Der Auszug der Anhänger des Zeus kann nicht wie eine Verbannung und Flucht angesehen werden, sondern hat den Ausdruck eines freyen Entschlusses, einer ungezwungnen zu Stande gekommenen Trennung und Losreißung, die ihre That mit einem gewissen Stolz und Selbstgefühl vollbrachte. Es lag ein Verschmähen der Urheimat, eine Freude an dem Auf-sich-selbst-Beruhen in der ganzen Handlung, eine Verläugnung nicht blos der Heimat, sondern des zu sehr beengenden Topischen überhaupt darin. So wurde dem alten heiligen Thiere entsagt, und dasjenige, welches die auswandernde Volksverbindung begleitete, für das heilige erklärt, und sein rühmlichstes Epitheton war die Unabhängigkeit vom Grund und Boden des Geburtslandes. So möchte Amalthea zugleich ein Symbol der Gottheit seyn, die nicht mehr an der Scholle haftet, die überall sich die Heimat zu gründen, Religion und Staat zu schaffen vermag. Es erklärt sich hieraus vieles

nicht nur in Beziehung auf das griechische Alterthum, sondern auch der sonderbare Umstand, daß das Wort amal außerdem daß wir es in Griechenland finden, auch im Orient und bey den Gothen so vielfältig vorkömmt, ein Volk, das vielleicht am meisten strebte, die Erinnerungen und Lebensformen aus dem Urlande zu erhalten. Dieß konnte aus mancherley Veranlassungen hervorgehen. Das Wort, welches die Trennung vom Mutterlande bedeutete, war in den verschiedenartigsten Beziehungen zu gebrauchen. Auch das ist merkwürdig, daß wir in Italien mit der Geschichte der Entstehung Roms Sagen antreffen, die zu denen vom kretensischen und dodonäischen Zeus eine auffallende Analogie behaupten, und wir dann auf Namen stoßen, die, wenn sie auch nicht amal wieder bringen, doch an dieß Wort erinnern. Wir glauben nämlich eine früheste Bevölkerung Italiens durch Einwanderungen, die aus dem Orient stammen, aber Italien erreichten, ohne das feste Land verlassen zu haben. Daß diese über die tyrolischen und schweizerischen Alpen eingedrungen sind, haben wir schon immer vermuthet, und die salzburgischen Ausgrabungen scheinen sie sehr zu bestätigen. Schon Winkelmann war die große Uebereinstimmung des etrurischen Styls mit dem ägyptischen nicht entgangen. Im Salzburgischen müssen sich Kolonien ägyptischen Ursprungs niedergelassen haben, welche mit den aus dem Orient nach dem Norden Statt gehabten großen Auswanderungen zu Lande in Verbindung standen, und die erste etrurische Bevölkerung war von dem nördlichen Gebirge ausgegangen, das wissen wir. So hatte sich in Italien ein alter Priesterstaat ausgebildet, und dieser erlitt dieselben Anfechtungen von Kriegern und Handelsvölkern, die wir überall eintreten sehen. Im albanischen König Numitor wie im Numa Pompilius wiederholt sich der priesterliche Königscharakter selbst dem Worte nach; aber Numitor wird vom Amulius enthront, und Romulus, der Sohn der Rhea Sylvia und des Mars, überspringt die Mauern der Stadt, wird König durch Eroberung, und von einer Wölfin gesäugt. Viererley ist hierbey merkwürdig, der Name Romulus, der eben so an eigene Kraft erinnert, wie das Wort Ζα, Ζαν, oder Δια beym Zeus; ferner die als Mutter wiederkehrende Rhea, dann das Ernähren von einer Wölfin, endlich der Name des ihm vorangehenden Eroberers Amulius, welches vielleicht den landlosen zweyten Bruder bedeutet, wenn man Amalius vielleicht nur durch die Aussprache in Amulius verwandelte. Auch bey den Juden finden wir das Wort amal wieder unter den räuberischen umherschweifenden Volksstämmen, welche die Kinder Israel bekriegen, nämlich die

Amalekiter, Madianiter u. s. w. Endlich wer weiß, ob nicht vielleicht das l — überhaupt ein eigener Buchstabe, aus vielen später entstandnen griechischen Worten ganz weggelassen worden seyn möge; dann erklärten sich manche derselben sehr glücklich. Es mögen einige als Beyspiele erwähnt werden. Die Derivation von Amazonen hat Schwierigkeit gemacht. Man übersetzt es brustlos α-μαζος, und bringt es in Verbindung mit der Sage von dem Abschneiden der einen Brust, um das Fechten und Spannen des Bogens zu erleichtern. Aber dieß will etwa passen, wie wenn Amalthea von Ernähren ἀμαλθεύειν derivirt wird. Nehme man dagegen ama für amal, so bedeutet Amazone eine der Heimat entwichene Gegürtete. Dieß entspricht nun dem eigentlichen Wesen der kriegerischen Frauen überaus glücklich. Denn früher, wie wir die Amazonen in Griechenland finden, begegnen uns die afrikanischen, die asiatischen und die am Palus Mäotis. Alle diese, die ihren ursprünglichen Namen kaum von einem griechischen Worte erhalten haben können, waren auf Kriegeszügen ausgewanderte Frauen. Nun hat das Wort ζωνη eine hier sehr paßliche Doppelsinnigkeit; es bedeutet kriegerisch gegürtet, kann aber auch mit dem weiblichen Gürtel versehen heißen. Beydes entspricht ihrem Wesen.

Dennoch ist diese Erklärung weniger bedeutungsreich, wie die, welche sich vielleicht von Amathunt darstellen läßt; die auf Cypern verehrte Venus von Amathunt und die gnidische stehen sich am entschiedensten gegenüber. Jene wird mit einem Apfel in der Hand dargestellt, und der Herr Verfasser des Aufsatzes, von dem wir sprechen, hat sehr scharfsinnig dargethan, wie der Ball oder der Apfel zu den Symbolen des kretensischen Zeus gehört, und ein Sinnbild des Glücks ist. Wir werden noch näher erwähnen, wie er eigentlich den glücklichen Erwerb bedeutet. Erwägen wir nun, daß die Venus von Amathunt mit dem Apfel in der Hand, die gnidische Venus dagegen auf die Natur zeigend abgebildet wird, so deutet diese offenbar als Venus genetrix die schöpferische Kraft der Natur, jene den Erwerb an, und die Lockungen die Eins und das Andere dem Menschen entgegen sendet. Wie allgemein aber solche und ähnliche Hypostasen der Eigenschaft des einen Gottes in die des entgegen gesetzten waren, davon wird sich noch einige Beyspiele anzuführen Gelegenheit finden. Das sprechendste ist vielleicht der Ἑρμῆς Χθόνιος. Alle Götter, selbst Merkur, der unstätigste, ganz auf Handel, Wandel, Wechsel und Erwerb angewiesene Gott, wird wieder mit dem mütterlichen Boden in Verbindung gestellt, und heimischer Natur. Was die Venus anlangt, so haben aber auch die Rö-

mer denselben doppelten Typus, eine Venus genetrix und eine Venus felix, zu der später die Venus victrix hinzu kam.

Nach der Amalthea ist von den Kureten zu reden, jenen Pflegern des jungen Gottes, die, um ihn dem Kinder fressenden Saturn zu entziehen, seine Geburt mit Waffentanz umklirrten. Es wird nämlich zu betrachten seyn, was hiermit überhaupt ausgedrückt worden, und dann ein Blick auf die verschiedenen Namen für diese Kureten, die auch Korybanten, Galler und Daktylen heißen, geworfen werden.

Der Kultus des kretensischen Zeus überhaupt deutet auf den Akt einer Selbstbefreyung der neuen Ankömmlinge in allen ihren Verhältnissen, folglich auch der religiösen. Daß sie sich ihren eigenen Gott errangen, das war die Hauptsache. Seine Verehrung sollte dabey weder dem Wesen noch der Form der ursprünglichen widersprechen. — So deuten denn wohl die den Zeus mit Waffentanz Umklirrenden das selbst Errungene, das nicht ohne Gewalt erkämpfte an, und sind zugleich die Priester desselben; denn der mannhaft kriegerische Charakter begleitet durchweg die neue Gottheit. Wir möchten aber zugleich noch in so fern hierin den Anbeginn eines neuen Kultus lassen, als uns scheint, nunmehr die Poesie einen entschiedeneren Einfluß auf sie zu gewinnen. Alles was der Herr Verfasser in der Beylage B. der Waffentanz anführt, namentlich die Erwähnung des de Brosses, der die Kureten die ersten Jongleurs nennt, ist dieser Ansicht günstig. Daß von dem alleräItesten Gottesdienst jeder mit Tanz in Verbindung stehende Gesang, wie wir den griechischen finden, völlig ausgeschlossen blieb, lag in der Sache. Als er aber einen Platz bey demselben zu behaupten anfing, konnte er, so lange wie Göttliches und Natürliches noch als in Einem unzertrennt befindlich wirklich verehrt und genossen ward, so lange der Mensch noch nicht genöthigt war, durch eine symbolische Reliquie den Urzustand der Vollkommenheit wieder gegenwärtig zu machen, lediglich in lobpreisenden Hymnen lyrischer Natur bestehen. Mit dem Zeusdienst fängt der menschliche Gott an, Vorbild alles Daseyns und Lebens zu werden. Es ist etwas vorgefallen, und es werden eine epische und dramatische Poesie möglich. Die Geschichte der Entstehung ihres Gottes beschäftigt die Priester gerade so, wie es die Geheimnisse der Natur sind, welche sich in demjenigen Kultus niedergelegt finden, welchen die der Urreligion und dem Urlande treu gebliebenen Auswanderer begehen. So müssen sich sogleich die beyden Urgattungen aller griechischen Poesie bilden, die Orphische und die Homerische, jene lyrisch, diese episch, jene sich an den Kosmos als göttlich in seiner ursprünglichen Be-

schaffenheit, diese sich an den ersten als menschlich verehrten Gott, den Zeus haltend; jene alles Heilige, folglich auch die Götter, aus dem ursprünglich heiligen Kosmos hervorgehen lassen, also theogonisch; diese den obersten Gott in Verhaltnissen mit der Natur antreffend, und ihn als deren Bildner und Bezwinger betrachtend, also anthropomorphisch.

Wie mit der Poesie aber, so ist es auch mit den Mysterien; wir treffen die thrazischen und die kretensischen; aus den erstern bilden sich die eleusinischen, aus den letztern die knoßischen. Daß Orpheus einer aus dem Orient, und wahrscheinlich aus Aegypten, nur zu Lande, nicht zu Wasser, vorgeschrittenen Einwanderung angehört, und daß er durch Thrazien nach Griechenland gekommen, darüber waltet wohl kein Zweifel ob. Eben so bekannt ist sein Einfluß auf die Mysterien von Eleusis durch den Eumolp. Sie sind Fortpflanzungen des heilig tellurischen Prinzips, welches zugleich auch planetarisch und siderisch seyn muß, aus dem Norden Griechenlands durch Thessalien und Böotien bis zum Isthmus nach Eleusis hinab. Daß diese Mysterien sich vorzugsweise auf den Ackerbau bezogen, eben so auf den damit in Verbindung stehenden Lauf der Planeten, wissen wir zur Genüge; daß sie aber mit ackerbaulichen Festen zusammen hängen, möchte mehr wie Vermuthung seyn, möchte sich beweisen lassen. Es ist eine Meinung, sie seyen aus den noch ältern Orgien oder dionysischen Geheimnissen entstanden, deren Gott, den dreyfachen Dionysos, man vielfach, bald aus dem Orient, und selbst aus Indien herwandern läßt. Aber hiergegen, wie gegen die meisten bisherigen Vorstellungen vom Bacchus müssen wir uns erklären, und behalten uns die besondere ausführlichere Entwicklung der Gründe vor. Bacchus ist der Gott der Täuschungen, der, welcher im Wahn wieder bringt, was im Wesen verloren worden. Darum entsteht der Kultus desselben überall später, und schließt sich allem an, den eleusinischen Mysterien so wohl wie den knoßischen, denn er verleihet allem Wahrheit, diejenige Wahrheit, welche aus flüchtiger Aufnahme der Gegenstände in die Phantasie entsteht. Darum ist er auch in allen Liedern anzutreffen, eben so wohl, wie der ihm in gewisser Beziehung verwandte Hermes. Beyde suchen sich überall heimisch, gleichsam autochthonisch zu machen. Daher gibt es so gut wie einen Hermes, einen Bacchus χϑόνιος, und wie er sich allem beygesellt, so thut er es auch mit der Religion, er gibt ihr den orgiastischen Charakter.

Wie die knoßischen Mysterien sich von den eleusinisch-thrazischen unterscheiden mußten, ist gewissermaßen schon angedeutet,

ihre Uebereinstimmung mit der Poesie war unerläßlich, und nicht nur ist es überall Zeus, der den Mittelpunkt der homeridischen Gesänge bildet, sondern auch der Schauplatz derselben, der innere Zusammenhang der verschiedenen Fabeln, deren örtliche und zeitliche Verbindung, kurz die ganze Harmonie der homeridischen Gesänge; ihre Uebereinstimmung, als wäre sie eines Dichters Werk, war in allen Bedingungen der Wirklichkeit gegeben. Wolf hatte demnach wohl Recht, sie einer ganzen Verbindung von Sängern zuzueignen, die sich gleichsam wie durch ein äußeres Kennzeichen dadurch charakterisirten, daß sie jeden Gesang mit dem Lobe Jupiters anfingen, wodurch sich z. B. die Rhapsodie vom Päan unterschied. Selbst Homers Blindheit laßt einen möglichen Bezug hierauf zu. Wiederholt sich doch in den kretensischen Mythen vielfältig die Vorstellung der Verdunklung, des Vergessens, des Verblindens. Der Fluß Lethe wird nach Gortynna verlegt, wenigstens läßt die Fabel den Zeus dort mit der Europa anlangen. Die Gebu t des Zeus wird mit Dunkel umhüllt. Die idäische Grotte, der Schauplatz der ersten kretensischen Mysterien, bleibt eben so sehr in Dunkel gehüllt, wie die Dyctäische, das Labyrinth wird bey Gortynna gesetzt, und so möchte die Hypothese eines geistreichen Franzosen, der die Blindheit des jonischen Sängers so wie seine Vaterlandslosigkeit allegorisch erklärt, wenigstens den Vorstellungen nicht entgegen seyn, auf die wir überall stoßen, wenn wir uns mit den Mythen befreunden, die zum Kultus des von deu Homeriden gefeyerten Gottes gehören.

Auch die Idee ist beachtungswerth, die sich als Mittelpunkt der homerischen Gesänge bekundet, so fern diese auf den trojanischen Krieg gehen. Der kretensische Jupiter, und die ihn verehrenden Völker erwarben die Seeherrschaft, während der Gott selbst Stifter der neuen Götterdynastie wurde. Wir werden zeigen, wie er sich mit dem pelasgischen oder dodonäischen Zeus versöhnte und verband; jetzt erinnern wir an die Eroberungen, welche nach dieser Verbindung sich auf die Küsten von Carien, Libyen u.s.w. erstreckten, und das Mutterland selbst wieder ergriffen, und sich zuletzt auf Ilion wendeten. Es ist der ganze Krieg gegen Ilium offenbar eine von dem hellenischen freyen Gottheitsprinzip ausgehende Befeindung des der Naturheiligkeit noch inniger angehörenden heimatlichen erhaltenden und vertheidigenden Heimatsprinzips; sie schließt mit dessen Zerstörung. Unerschöpflich sind die Anspielungen, welche das Gedicht auf diesen Gedanken enthält. Am meisten tritt hervor der alte Mythus, nach welchem Helena nicht die Tochter der Leda, sondern der Nemesis ist, die der unwiderstehlichen Kraft des alten Natur-

lebens eben so sehr wieder anheim fällt, wie sie durch den Apfel, das Symbol des glücklichen Erwerbs, erworben wird. Dasselbe Rückwirken tritt auf die Eroberer ein, die ihre eigene Heimat zerstört sehen bey der Rückkehr, mit Ausnahme des einzigen Odysseus, welcher wider seinen Willen den Krieg mitmacht, und ihn allein klug lenkt, indem er überall so handelt, wie es den wirklichen Verhältnissen entspricht.

So ist der trojanische Krieg der Schlußpunkt der einen fortgesetzten Richtung, welche der Stifter des olympischen Götterkreises und seiner Anhänger behauptet, Trachten nach Siegen im Lande des Ursprungs. Die andere besteht in der Vereinigung mit dem vom dodonäischen Zeus ausgegangenen pelasgischen, thessalischen, arkadischen u. s. w. Kultus und Leben. Dadurch entstehen wieder die mannigfachsten Menschenkreise, und am sprechendsten drückt sich die Wiedervereinigung mit dem Mutterlande und der ursprünglichen Religion in den Fabeln von der Jo und Europa aus. Die alten heiligen Thiere des Ackerbaues, der Stier und die Kuh, spielen wieder eine Rolle. Den Mythus von der Europa zu deuten schien fast unmöglich. Wenn aber Zeus die Europa auf einer Wiese Blumen sammelnd in höchster Lieblichkeit fand, ihre Gunst nur erwerben konnte, indem er sich selbst zum blumenbekränzten Stier verwandelte, mit ihr nach Kreta hinüber schwamm, und an der Mündung des Lethe unter einem Platan- oder Ahornbaum seine Gestalt wieder annahm, so kann dieß wohl als Emblem für ein Geheimniß gelten, was sich in einer großen Anzahl von Menschen ausgedrückt findet, daß der auf den freyen vom Ackerbau unabhängigen Erwerb gestellte Gott zurück verlangt nach jenem, sein Wesen annimmt, und es auf dem ihm angehörigen Gebiet in die eigene Eigenthümlichkeit wieder verwandelt, wo dann die Trennung vergessen wird, und ein neues auf die Fruchtbarkeit der Erde hindeutendes Leben aufblüht in der Platane, einem der Eiche sehr nahe kommenden Baume, das nunmehrige Eigenthum des kretensischen Zeus. In der Jo aber, der von Argus bewachten, von Zeus geliebten, von der Juno verfolgten, und nach Thrazien bis zum Kaukasus zurück schweifenden Kuh, liegt die Beziehung des Mythus auf denselben Gedanken nicht minder bestimmt ausgedrückt.

Das dritte, was dem neuen Gott zu schaffen macht, ist die Fortpflanzung und Wiedergeburt seines eigenen Prinzips aus sich selbst, das der freyen, selbst schaffenden, erhaltenden und herrschenden Gottheit. Wird dieses nicht in seiner Entstehungsquelle wieder aufgenommen, wie es den Kindern des Saturns geschiehet, so wendet es sich friedlich gegen den Erzeuger, und bekriegt

ihn selbst. Dieß widerfährt denn nun auch dem Zeus mit dem Prometheus und Herkules. So begründet sich ein neuer Zusammenhang von Fabeln, deren Sinn sich am vollkommensten aus einem richtigen Verständniß der Tragödie Prometheus des Aeschylus ergibt. Aus einer Erklärung dieser Tragödie ließe sich wohl das Wesen des Zeus überhaupt allen Beziehungen nach am vollständigsten entwickeln. Allen diesen Mythen aber entsprechen die knoßischen Mysterien, im Gegensatz der eleusinischen; denn sie waren enthusiastische Feyerlichkeiten, bey denen die Geburt des Zeus mit besonderer Weihe unter eigenen Zeremonien dramatisch vorgestellt wurde. Hier findet sich der vordionysische Ursprung der Tragödie; denn dieser, ehe sie ein Bacchusfest wurde, war etwas voran gegangen, nämlich die knoßischen Mysterien, während die eleusinischen sich treu blieben, und einen Charakter anderer Art behaupteten, z. B. den Bacchus nur in so fern, als die Rebe dem Erdboden entsteigt, und der Natur angehört, aufnahmen. In so fern hingen sie mit den Lenäen zusammen, die Kannegießer in seinem Buche über die alte komische Bühne in Athen gegen Hesychius, Rhunken, und die allgemeine Annahme als Landfeste wieder dargestellt, und ihnen das Land im Gegensatze zu den Stadtfesten als Schauplatz vindicirt hat, worin wir ihm beypflichten müssen.

Wir verlassen das ganze Feld von Untersuchungen, welches sich öffnet, wenn man die knoßischen Mysterien im Gegensatz zu den eleusinischen als Entstehungselement der Tragödie betrachtet, indem man aus den Kureten eben sowohl die Rhapsoden wie die Tragöden entstehen läßt, und wenden uns zu den verschiedenartigen Benennungen für die männlichen Pfleger des Zeus, weil wir glauben eine Erklärung derselben einleiten zu können, welche mit den vorgetragenen Ideen zusammenfallen dürfte.

Daß das Wort Kureten mit Kreter Zusammenhang habe, darüber ist man ziemlich einig, und ob sie der Insel Kreta den Namen gegeben, oder ob sie ihn von derselben angenommen haben, läßt de Brosses in der histoire de Salluste, T. I, p. 561, unentschieden. Wir behaupten, wie der Name Amalthea der Ziege von den Ankömmlingen gegeben worden, so ist es auch mit dem Namen der Insel selbst der Fall gewesen. Zeus Ernährung durch ein die Unabhängigkeit vom Boden, gewissermaßen vom Menschen selbst darstellendes Thier, und die Eroberung desselben durch die eigene Kraft im Gegensatz zur Annahme seiner Gottheit aus dem Prinzip der Pietät, sind die beyden Hauptvorstellungen, die uns überall bisher entgegen getreten sind. Nur Waffen können das Symbol der sich aus eigner Kraft befreyenden Selbstständig-

keit abgeben, und begreiflich wird es nun, daß wir die ersten bewaffneten Priester antreffen. Diese müssen uns zugleich für die ersten Proceres des Zeus gelten, die so wohl der ganzen auswandernden Verbindung wie auch dem Eilande den Namen geben, auf welches sie sich niederlassen. Denn dessen, was etwa auf Kreta vorgefunden seyn möchte, erwähnten wir bisher aus Absicht nicht, um durch Vervielfachung der Muthmaßungen nicht zu skeptisch anzufangen; wir haben es uns aufgespart, bis vom Melissus und der Ernährung durch die Bienen die Rede seyn wird. Alle Benennungen der Kureten beziehen sich auf die Vorstellung davon, daß sie Bewaffnete waren. *Κορυς* heißt der Helm und der Scheitel, *κυρος* ist nur ein abweichender Dialekt, und *κυρος* bezieht sich auf Herrschaft und Gewalt. So erklären sich Kureten leicht als Bewaffnete überhaupt, und Korybanten als bewaffnete Tänzer. Wenn daher Kreter die Zusammenziehung für Kureten ist, so können diese leicht der Insel den Namen gegeben haben. Gallen, Telchyten und Daktylen möchte schwerer zu erklären scheinen. Indessen bietet sich das Wort Gallen sehr bald als Uebersetzung von Kureten dar, denn galea ist das Lateinische für *κορυς*, für Helm: aber wie mit Telchyten und Daktylen. Telchynen sind nach de Brosses Metallurgen, und die Daktylen deren Schüler. Die Telchynen sollen Waffenschmiede und Zauberer seyn, und in letzterer Beziehung hatten sie Instrumente und Formeln nöthig. Sie bedienten sich, wenn es auf diese ankam, ihrer Lehrlinge, der Daktylen, die wohl auch als Jongleurs von den Antiquarien vorgestellt werden, und ihren Namen sollen sie von den zehn Fingern angenommen haben, weil ihrer zehn waren. Dieß sind einzelne Notizen und Kombinationen, welche de Brosses mehr im Widerspruch mit sich, als in gegenseitigem Zusammenhang aufstellt. Wir müssen beym Wort Telchyten anfangen. In so fern fallen diese Telchyten mit den Kureten zusammen, als sie bey dem kriegerischen Waffentanz auf Kreta mit figuriren. Das Wort erinnert zunächst an *τελειν*, erst wollen, dann vollbringen, dann ein kunstbares zu Stande bringen, alles Begriffe, die dem Wesen des kretensischen Zeus nicht fremd sind. Ferner bedeutet *τελος* eine Schaar, eine Kriegsschaar, und in Verbindung mit dem Worte *τελος* als Ziel auch den Krieg. Man verfährt freylich etwas kühn, wenn man auch an eine Kriegswaffe denkt. In der isländischen Mythologie nun ist Telge die Leyer, und von einem Waffentanz, dessen Musik durch die Waffen hervor gebracht wurde, wissen wir auf Kreta. Daß nun die Kretenser entweder unmittelbar, oder durch den phönizischen Ursprung mit den celtischen Völkern in Verbindung

stehen, ist bekannt; daß die Korybanten auch Gallen heißen, ist, in so fern die Gallier ein celtisches Volk sind, der Meinung günstig, und nicht darf übersehen werden, daß sich bey den celtischen Volkern keine Druiden, d. h. keine priesterlichen Sänger, sondern Barden finden. Auch das Wort Barde läßt sich nicht recht erklären, gewöhnlich leitet man es ab von Barrytus, dem Geräusch oder der Musik, die mit den Waffen hervorgebracht wurde. Aber da wäre ja wieder ein auffallender Zusammenhang in den Völkersitten. Die nördlich-europäischen Völkerstämme, die zu Lande einwanderten, und dem Urlande und der Urreligion in ihrer Gottesverehrung treu blieben, hatten Priester und kannten nur priesterliche Gesänge, wenn anders die Druiden auch Sänger waren. Die zu Wasser mit dem Charakter der Eroberung und freyen Religions- und Staatsgründung nach Europa eingewanderten Niederlassungen hatten den Kriegsgesang und ein kriegerisches Instrument. Freylich ist der Zusammenhang noch sehr lose, die Verknüpfung keinesweges vollständig; allein die Resultate machen es unmöglich, die gegenseitige Beziehungen abzuläugnen. Es wird noch darauf ankommen, ob auch das Wort Daktylen der angedeuteten Vorstellungsweise entspricht, da Barde und Telge schon so günstig sind. In der Umgebung des Zeus durch die Korybanten vereinigte sich Tanz, Musik und Poesie, darüber waltet kaum Zweifel ob. Wie roh, oder in welchem Grade er ausgebildet war, darauf kömmt es nicht an. Je schwächer die Ausbildung, um so mehr sind wir im Stande, uns mit der Einheit vertraut zu machen, aus der alles Freye hervor ging, und die jedem einzelnen Element in seiner Ausbildung wieder dieselbe Regel mittheilte. Vom alten Tanz wissen wir theils zu wenig, theils ist er das Aeußerlichste bey der Sache. Dennoch scheint selbst dieser bey der Tragödie einem tellurisch-planetarischen, und einem freyen menschlichen Prinzip verwandt gewesen zu seyn. Der Kenntniß von der alten Musik werden wir erst durch die Bemühungen des Herrn von Dirnberg, und nach den Resultaten derselben näher treten. Der Rhythmus aber hängt innigst mit der Musik zusammen, und wir haben uns für ihn folgendes aus den Dirnbergischen Schriften abziehen können.

Es gibt echte und unechte, vollkommene und unvollkommene Versfüße. Zu den erstern rechnen wir den Spondäus, den Daktylus und den Anapäst, nebst allen, deren Kürzen aus gleichen Zahlen bestehen, so daß sie wieder in eine Zahl zur Konsonanz aufgehen, ohne einen als Dissonanz übrig bleibenden Längentheil zu enthalten. Zum Beyspiel, daß zwey Kürzen die

beyden Hälften einer Länge, oder vier Kürzen entweder vier Viertheile einer Länge oder zwey Mal zwey Hälften von zwey Längen enthalten. Diese Versfüße schließen die Dissonanz aus, und führen immer auf die Konsonanz zurück; sie bilden die gleiche Intervalle. Nicht so ist es mit dem Trochäus und Jambus, die mit der Dissonanz anfangen, und gerade so als Wurzel aller Dissonanz zu betrachten sind, wie der Spondäus die Wurzel aller Konsonanz ist, und von ihm die konsonirenden Füße ausgehen. Beyde in ihrer mannigfachen Verbindung bilden die gesammte Rhythmik, die vom Spondäus anhebt, der ersten Theilung in zwey Theile, die ganz in einander wieder aufgehen, jene vollkommene Theilung, die nicht trennt und theilt, weil jeder Theil das vollkommene Ebenbild des andern ist, zugleich das Vorbild, nach dem alle weitere Theilung, Trennung und Vereinzelung wieder zurückstreben muß. Es ist dieß kein abgesondertes, nur in der Prosodie wahres, sondern ein allgemeines Verhältniß, es gehört einer Wahrheit an, welche die erste und letzte heißen kann, weil sie sich in allem wiederholt.

Den vollkommenen Fuß, der ein Bild aller Vollkommenheit überhaupt ist, den Spondäus, möchten wir nun für das Eigenthum der ersten priesterlichen Gesänge, sobald sie entstehen, erklären; den Daktylus dagegen denen zueignen, die zugleich den kriegerischen Charakter in sich aufnehmen. Dieser Gedanke, wenn er auch noch bisher nicht ausgesprochen worden, darf deßhalb nicht für chimärisch erklärt werden. Von den Spondäen nicht als einzelnen Füßen, sondern einem alten Rhythmus höchster Feyerlichkeit, sprechen Plutarch und andere Schriftsteller über die Musik. Ferner ist unser Gedanke vorbereitet durch einen Gelehrten, der fast nie die Bahn des Wahren und Begründeten verlassen hat. A. W. v. Schlegel, im ersten Stück der indischen Bibliothek, will dem Hexameter den Daktylus in überwiegendem Maße zuwenden, und erklärt die Gesänge der Iliade für kriegerische *). Eben so wenig ist die Vorstellung der kretischen Daktylen als eine Art von Jongleurs unvorbereitet; de Brosses und andere Gelehrte stellen sie sich dunkel etwa so vor, und es kömmt nur darauf an, sich dieses Bild von denselben deutlich zu machen, und sich zu fragen: was in dieser Eigenschaft, verbunden mit den Telchynten, ihr Geschäft seyn konnte? Da bietet sich denn Gesang und Tanz dar, der bey den Griechen nicht unabhängig von der Musik war. Nirgend aber haben sich der lange

*) Im literärischen Conversations-Blatt von 1821, Nr. 5 und Nr. 27, findet sich ein Mehreres hierüber.

und die beyden kurzen Schritte als erste Bedingung so erhalten, wie beym Tanz unter allen Nationen und in allen Formen. Jeder sogenannte Pas besteht in der Verwandlung zweyer gleich langer Schritte, die dem Spondäus entsprechen würden, in einen langen und zwey kurze Schritte, bald daktylisch, bald anapästisch geordnet, und in keinem Tanz wird man einen langen und einen kurzen Schritt, jambisch oder trochäisch gestellt, antreffen, auch nicht zwey ganz gleiche Schritte, woraus zu folgen scheint, daß zu den Spondäen, wenn sie vielleicht orphischen Ursprungs waren, kaum getanzt, sondern nur geschritten wurde, wie es feyerlichen Prozessionen eigentlich gemäß ist. Daß der Anapäst jünger wie der Daktylus ist, darüber waltet kein Zweifel ob, und so bleiben als beyde älteste Füße unbestritten der Spondäus und Daktylus übrig, welche wir den Hexameter bilden sehen. Daß nun der Spondäus der priesterliche Fuß sey, darüber kann wohl kaum ein Bedenken obwalten. Man hat nicht einmal nöthig, auf den canto firmo zu verweisen, man braucht nur jede Kirchen- oder geistliche Musik zu betrachten, um sich zu überzeugen, wie in derselben die langen Töne, fast die gleichen Längen vorwalten. Bemüht man sich doch noch die langen Töne auch im neuen Kirchengesange, und namentlich im deutschen das tonlose stumme *e*, welches prosodisch stets eine Kürze bildet, zu dehnen und zu betonen.

Faßt man nun dieses alles zusammen, und erwägt, daß ziemlich erwiesener Maßen mit dem kuretischen Waffentanz jenes Aufschlagen der Speere auf den Schild verbunden war, welches sich noch in der Haltung der Pallas wieder zu finden scheint, und das kaum anders ausfallen konnte, als daß es mit einer langen und zweyen kurzen Pausen geschah; so gewinnt es große Wahrscheinlichkeit, daß der Tanz Tonfall und Musik des Chors der Korybanten den daktylischen Fall behauptete, und die Bezeichnung dieses Chors und der kriegrischen Ministranten nach dem Finger liegt sehr nahe. So weit vermögen wir zwar nicht zu dringen, daß wir darüber etwas Gewisses aussprechen können, ob die Kureten und Daktylen den Fuß dieses Namens neben dem Spondäus in ihren Gesang und Tanz mit aufnahmen, oder ob sie allein sich seiner bedienten; aber doch ist überwiegende Wahrscheinlichkeit für das letztere vorhanden Schon um des Tanzes willen konnte der Spondäus nicht füglich Eingang gewinnen, und es scheint als hätte Tanz und Tonfall, der mit dem ganzen Wesen des Chors im Gegensatz zu dem der Prozession, hier entstanden scheint, rein daktylisch seyn müssen. Dann war aber auch um so mehr Grund, die Männer, welche den Chor bildeten, Daktylen zu nennen. Aus allem zusammengenommen aber rechtfertigt es sich nun wieder, die Hypothese zu wagen, daß die ersten Gesänge zu Ehren des

dodonäischen Zeus, also die orphische Poesie als Prozession, zum alleinigen Fuß den Spondäus gehabt habe, und daß erst seit der zu-Stande kommenden Vereinigung desselben mit dem kretensischen, sich auch beyde Füße vereinigen und dadurch der Hexameter entstehet. Aber auch darin, daß diesen Vers sechs Füße bilden, liegt eine absolute Nothwendigkeit. Denn das unterscheidet nach v. Drieberg die alte und neue Musik, daß jene zwölf Töne hatte, wenn die letztere aus sieben bestehet, und dadurch erstere vollkommener war. Kamen nun die beyden Kürzen im Daktylus einer Länge gleich, so bestand jeder Fuß aus zwey langen Intervallen, und die sechs Füße bildeten deren zwölfe, als so viel die Griechen Töne hatten.

Beyläufig wollen wir nur noch darauf aufmerksam machen, daß sich hieraus bey einigem Nachdenken ergeben muß, worin es lag, daß die Griechen absolute Längen, oder nach des Hrn. v. Drieberg sehr begründeter Rektifikation des Ausdrucks (indem er den philosophischen Raumbegriff als verwirrend ganz aus der Rhythmik und Prosodie verbannt wissen will) — Zeitlängen und Zeitkürzen besaßen, die mit der Betonung der Worte unzertrennlich waren. Durch den immer gleichmäßig wiederkehrenden Gebrauch im spondäischen und im daktylischen Rhythmus waren sie so unzertrennlich von der Aussprache der Worte geworden, daß eine Willkür darin, oder eine Abhängigkeit von Nebenbedingungen gar nicht mehr möglich blieb. Die Worte hatten mit der Musik zugleich ihre Natur ausgebildet.

Wenn dieses, worauf uns des Hrn. Verfassers Mittheilung über die Korybanten geleitet, nicht blos das Zunächstliegende erklärt, sondern zugleich einen Schlüssel darbietet, vieles Andere aus dem griechischen Alterthum, das bisher nur mangelhaft verstanden worden, vollständiger zu begreifen und einzusehen, so leistet es einen ähnlichen Dienst auch in Beziehung auf unsere vaterländische Vorzeit. Es ist von dieser Seite so interessant, daß wir wenigstens, was für unsre Bevölkerungsgeschichte und jenes noch sehr im Dunkel liegende Ereigniß der Völkerwanderung daraus hervorgeht, andeuten wollen.

In Griechenland bekämpften sich zwey Einwanderungen aus dem Urlande, deren eine den Landweg eingeschlagen, die andern zu Schiffe angekommen; die einen aus priesterlichen Ackerbauern, die andern aus Eroberern und Erwerbsleuten bestanden, so lange, bis sie sich vereinigten. Es ist wahrscheinlich, daß die erste mehr aus Hirten wie aus eigentlichen Ackerbauern zusammengesetzt gewesen. Genug sie theilte sich in diese und in Hirten. Auch der nördliche Abschnitt unsers Welttheils ward durch drey ähnliche Einwanderungen bevölkert. Westlich geschah dieß durch

Emigranten phönizischen Ursprungs, die das atlantische Meer hinauf segelten, und die man die celtischen Bevölkerer nennen könnte, bey denen wir durch die Barden, die Bardenmusik, barritus, und durch die isländischen Alterthümer (wir haben der Telge erwähnt) einen Zusammenhang mit den Vorstellungen antreffen, die der Verehrung des kretensischen Zeus entsprechen. Landwärts aber theilten sich die Einwanderer dergestalt, daß wenn sich Ackerbau und Viehzucht auch nicht ganz trennen lassen, doch die nomadischen Hirtenvölker mit den Roßherden sich östlich wendeten, und die, welche den priesterlichen Charakter im ganzen Leben auch im Ackerbau streng beybehielten, die Mitte einnahmen, aber noch den westlichen Theil des jetzigen Böhmens behaupteten. Diese erinnern durch mancherley mehr an den Orient und dasjenige Griechische, was vom dodonäischen Zeus ausgegangen ist. Zum Beyspiel hatte sich dieß gezeigt an ihren Priestern, den Druiden und der Heiligung der Eiche. Bey den östlich hingewandten Hirtenvölkern tritt auch dieß zurück, und überwiegt ein asiatischer Nomadencharakter; sie waren vielleicht in ihren alten Sitzen schon Nomaden gewesen. Der Landstrich aber, den sie in Europa einnahmen, ward durchschnitten durch die Angehörigen einer Handelsunternehmung, die um des Bernsteins willen die Ostsee suchten, und die Verbindung mit dem Orient von Zeit zu Zeit wieder erneuerten. Auf Germanien, dessen Bewohner und Lebensgestaltung, haben — dieß ist von den ältesten Zeiten sein Schicksal gewesen und wird es bleiben — die östlichen und die westlichen Einwohner mit ihrem verschiedenartigen Prinzip eingewirkt, und aus dieser Einwirkung sind jene Theilungen und Individualisirungen im Innern entstanden, die, weil sie aus der Sache hervorgehen und unvertilgbar sind, sich immer wieder erneuern müssen. Die erste Darstellung derselben ist die Völkerwanderung *).

Die Erläuterungen, welche der Hr. Verfasser über das Horn der Amalthea gibt, veranlassen uns nun zu solchen Anmerkungen, welche dem ganzen Kreise der bisher vorgetragenen Vorstellungen entsprechen. Zuvörderst schließen wir alles aus, was mit dem Gebrauch des Horns als Trinkgeschirr zusammenhängt, theils weil daraus nichts für die Mythe folgt, theils weil das als Trinkgeschirr in den Bacchus-Festen geweihte Horn, wenn die Weihe überhaupt ja einen Bezug auf das Trinken gehabt hat, gewiß spätern Ursprungs ist. Wir bleiben zuvörderst

*) Ein noch mangelhafter Versuch, die Völkerwanderung und die Sitze so wie die Namen der deutschen Stämme hieraus zu erklären, findet sich in A. Müllers deutschen Staatsanzeigen. B. I. St. IV.

bey der Fabel, die abweichend erzählt wird. Hr. H. R. Böttiger erinnert an die, daß der junge Zeus, im Spielen mit der Ziege, ihr das eine Horn abbricht, und dasselbe mit den edelsten Früchten angefüllt, seiner Wärterin, der Nymphe Adrastea, als Ammenlohn darreicht, diese aber ihn noch selbst fürs erste damit tränkt. Daß das Horn auf den Erwerb gehet, kann keinem Zweifel unterliegen, und wird im Verfolg noch klarer werden. So möchte das Ausdrucksvollste in dieser Gestalt der Fabel die Gegenseitigkeit des Gewährens, als nothwendige Bedingung des ersten Erwerbes abgeben. Der kriegerische Sinn und der erwerbende bedürfen sich noch gegenseitig. Nach Ovid verlor die Ziege das Horn an einem Baum, und Amalthea brachte es mit Früchten angefüllt und frischen Kräutern umwunden dem Jupiter, der es unter die Sterne versetzte. Nach einer andern Vorstellung floß aus dem einen Horn der selbst für die Ziege geltenden Amalthea Nektar, aus dem andern Ambrosia, und Jupiter gab sie den Töchtern des Melissus, seinen Erzieherinnen, mit der Kraft, was sie brauchten, daraus zu entnehmen. Wenn der Hr. Verfasser in der Beylage D sogar an Aladdins Lampe, den Ring des Gyges und Beutel und Wünschelhut des Fortunatus erinnert, so stehen diese Dichtungen mit der letztern Wendung der Fabel am meisten in Zusammenhang. Merkwürdig aber ist, daß dieses Horn zuletzt an jenen argen Feind des Herkules, den Achelous, seinen Nebenbuhler bey der Dejanira, die Sophokles so heimatlich gesonnen, dem Umherschweifen ihres Gemahls so abgeneigt schildert, durch den der Heron zu Grunde ging, gelangte, und durch den Achelous an den Herkules selbst kam. Nach Hesychius aber gab Merkur das Horn dem Herkules mit auf seine Reise zu den Rindern des Geryon.

Dieß sind die wichtigsten Sagen, die auf das Horn der Amalthea gehen; aber wir finden das Horn überhaupt in mehrfacher Bedeutung, und glauben daher auch nicht mit dem Hrn. Verfasser, daß dasselbe als Emblem an einem Orte entstanden sey, und die Mythe von diesem Ort aus sich weiter ausgebreitet habe. Hr. H. R. Böttiger will die Fabel im Epirus am allbefruchtenden Achelous entstehen lassen. Aber es ist das Horn des Stiers, welches wir in Epirus, dem Vaterlande des dodonäischen Zeus, antreffen, und der Hr. Verfasser bemerkt selbst, daß man die Hörner der epirotischen Stiere zuerst in Dodona schmückte, und von hier aus die Sitte zum kretensischen Zeus kam. Aber der kretensische Zeus hatte ja sein Ziegenhorn. Es scheint, der Austausch der beyden Hörner hat denselben symbolischen Bezug auf die Vereinigung der beyden Gott-

heiten, wie die Mythe von der Europa und Jo sie ausdrückt. Der kretensische und der thrazisch-epirotische Zeus kommen sich beyde entgegen. Aber auch die Sage vom Achelous muß richtig aufgefaßt werden. In drey Gestalten warb Achelous um Dejaniren, als Drache, als Wassergott und als Stier. Diese Verwandlungen der Gestalt waren allen Flußgöttern gewöhnlich; sie erschienen in der Regel mit Stierhörnern, oder ganz als Stiere. Der Stier symbolisirt nun einmal den Ackerbau, und seine Kraft besteht im Horn. Das Stierhorn bricht Herkules, läßt sich aber dafür das Horn der Amalthea reichen. Schon dieß deutet auf einen Tausch vom Erwerben und Erobern gegen das Empfangen von der Erde. Sophokles Trachynierinnen sind ganz in diesem Sinne gedichtet. Dejanirens Worte, und alle Bilder, die sie braucht, erinnern an die Befriedigung, die das Heimatliche und Stätige gibt. Die Art, wie sie des dodonäischen Orakels über Herakles Ende erwähnt, bleibt zwar, wie alle Orakel, zweydeutig. Dennoch liegt wohl darin, daß Herkules wieder zur Erde zurückkehren, aber dann auch sterben wird. Der Chor spricht mit sichtlicher Angst und Abneigung von Herkules Lebensweise, und bedient sich gleich anfangs der kretensischen Flut als Bild dafür. Herkules selbst aber, der seine meisten Thaten in Epirus und Thessalien, dem Lande des dodonäischen Zeus, vollbrachte, ist von einer mächtigen Sehnsucht nach der Heimat und einem ruhigen Leben ergriffen, die sich in seinen Reden ausspricht; und wer weiß, ob nicht die Mythe vom Scheidewege, wo Venus und Minerva sich ihm darbieten, noch einen ganz eigenen Sinn verschließt, wie den ihr gewöhnlich geliehenen. Aber auch die Verzierungen der verschiedenen Arten von Hörnern, oder vielmehr die Füllung derselben ist in derselben Weise verschieden, wie es die ihnen beygelegten Vorstellungen sind. Das Horn, welches den Natursegen andeutete, war in den ältesten Zeiten leer. Nicht das Produkt, das produzirende Wesen deutete die älteste fromme Zeit als Leben an; alles Ansammeln der Naturerzeugnisse erscheint ihr unheilig und tödtend zugleich. Das Unheilige tödtet hier auch, und das Tödtende ist unheilig. Den Aegyptern lag es fern, die Früchte des Erdbodens aufzuspeichern, dieses Verfahren entsteht erst mit dem Erwerb und Handel. So muß es Joseph seyn, welcher den Pharao zuerst auf diesen Gedanken bringt. Darum hält auch der Nilgott ein bloßes Füllhorn ohne alle Früchte. Das dem Achelous abgebrochene Horn ist leer, und wird mit dem angefüllten Horn der Amalthea vertauscht. Erst später als die Ceres der besondern Symbole bedurfte, ragen wohl auch zur Unterscheidung aus dem Nilhorn bald einige Kornähren hervor, bald ein Kinderkopf.

Nicht so mit dem Horn der Amalthea. Dieß ist gefüllt, mannigfach gefüllt, und ganz absonderlich auch mit den Gaben der Tyche, jener nothwendigen Vorgängerin des Glücks, die erst das Geschlossene und Feste wandelbar machen und lösen muß, damit es in ungleichen Maßen sich bald hier, bald dorthin wenden könne. In den Ochsenhörnern, die H. H. R. Böttiger für epirotischen Ursprungs erklärt, ward nur die Erstlingsfrucht, um sie den Göttern zu weihen, aufgestellt; sie stellten sich nicht als Füllhörner dar; sie waren mehr priesterliches Geräth, wie symbolisches Zeichen. Später jedoch ging die Bedeutung beyder Hörner in einander über, und sie wurden sämmtlich angefüllt, auch mit der Traube und dem Pinienapfel. Letzteren will der Herr Verfasser mit den Orgien des phrygischen Attis und des Bacchus zusammen bringen. Da unsere Ansichten über den Bacchus von den gewöhnlichen sehr abweichen, so können wir diesem nicht ganz beypflichten, sondern vereinigen den Pinienapfel mit demselben, welchen der Herr Verfasser als Spielzeug des jungen Zeus von Kreta erörtert, und dem wir schon früher eine Bedeutung als Attribut der gnidischen Venus beygelegt haben. Er deutet dasselbe an, was das Horn der Amalthea überhaupt, den Erwerb und Gewinn durch die Tyche, und wird so Anlaß zur Vorstellung von der Kugel, als Symbol des Glücks im Gegensatz zum Natursegen.

Was der Herr Verfasser über die Bienen beybringt, hängt mit dem, was er von dem zum Spielwerk dienenden Apfel sagt, eng zusammen, und scheint uns den vorgetragenen Ideen so sehr zu entsprechen, daß wir keinen Anlaß finden, irgend ein Bedenken dagegen zu erheben. Nur möchten wir den Spielball vom Apfel, wenigstens von einer Frucht ausgehen lassen, und werden hierzu dadurch veranlaßt, daß es Adrastea ist, welche, indem sie das Kind in eine Fruchtschwinge legt, ihm den Spielball gibt. Hält sich gleich der Verfasser an Kallimachus und Pausanias, nach denen sie eine Nymphe ist, die ihre erste Rolle in Arkadien spielte, so macht sie doch Apollodor zur Tochter des Königs von Kreta, Melissus, folglich zur Schwester der Amalthea und der Melissa. Betrachten wir nun ihren Namen, so möchte sich eine dem Wort Amalthea entsprechende Bedeutung entdecken lassen.

Zuvörderst finden wir wieder in der ersten Sylbe das die Privation ausdrückende α, sind aber nicht so glücklich, wegen der zweyten einen Vorgänger zu finden, wie A. W. von Schlegel in Absicht der Sylbe mal bey Amalthea war, und wir verfahren vielleicht zu kühn, wenn wir δρας für δρυς nehmen. Es kann ja wohl dorisch gewesen seyn. Das A ist ein Hauptvokal im Orient, hat sich in Dorien vorzugsweise erhalten, und nach-

her mannigfach im Ton verwandelt. Wenn Amalius in Amulius übergegangen seyn kann, so kann auch δρας in δρυς übergegangen seyn. Wir finden wenigstens verwandte Tonveränderungen. Zum Beyspiel δραναι für δρηναι. Gehen wir nun auf das Wort δραω und die ganze Folge der Begriffe zurück, die sich daran heften, so scheint es der Kraft des Werdens überhaupt angehört zu haben, in dem Sinne, wo Zeugen, Empfangen und Gebaren sich noch dem Begriff, vielleicht selbst dem Wesen nach wenig geschieden haben. Abgeleitet hat sich daraus die Vorstellung vom menschlichen Vollbringen, Handeln, und so manches andere. Selbst bis in das Wort Drama hat sich die Bedeutung verloren. Der Begriff von Kraft und Wirksamkeit liegt sehr entschieden in dem Worte, auch noch in späterer Bedeutsamkeit. Die Eiche konnte daher wohl in so fern Beziehung darauf haben, als sie sich trefflich zum Symbol der schöpferischen Kraft eignete, sofern das Symbol ein Werdendes, Gewordenes und Zeugendes zugleich bildlich auffassen wollte. Es ist mithin nicht unmöglich, daß die Eiche δρας kann geheißen haben, und dann wäre Adrasteia, die der Eiche beraubte Göttin, gerade so ein Gegensatz der dodonaischen Eiche, wie Amalthea die dem Stier gegenüber stehende Ziege bedeutet. Es stehen übrigens ganz eigene Begriffe mit dem αδρας in Verbindung. Zum Beyspiel der Flucht, der Entfernung, des Reisens, des Ueberflusses, selbst der wieder zur Unfruchtbarkeit führenden Fettigkeit. Wenn nun ferner δρυς auch den Baum überhaupt bedeutet, so kann Adrasteens Apfel die schon vom Stamm gepflückte Frucht bedeuten, und sie wäre, wie Amalthea die heimatlose Ziege bringt, die Göttin, welche den der Natur entwandten, vom Baum gebrochenen Apfel mit allen seinen Lockungen als Spielwerk darbietet. Erwägen wir nun noch, daß alles der Natur Entwandte, ihrem ewigen und steten Gang sich Entziehende in ihn zurückkehren muß, gleich sehr zur Strafe wie um der eigenen Wohlfahrt willen — denn wie wäre sonst die Harmonie wieder herzustellen — und daß diese Vorstellung durch die griechische Mythologie überall hindurch gehet; so darf es uns nicht befremden, daß Adrastea zugleich die Nemesis bedeutet, und es muß sich von hier aus ein ganz neues Licht über die Vorstellungen der Griechen von Strafe und von Schicksal verbreiten. Aber auch dem Apfel theilt sich nun ein ganz anderer Begriff mit, er ist, wie aller Reichthum, wie alles Angesammelte, unfruchtbar, und die beyden Darstellungsarten der Venus, die eine, welche auf die Scham weiset, und die andere, welche den Apfel zeigt, gewinnen von dieser Seite aus einen neuen Sinn.

Die dritte weibliche Pflegerin des Zeus ist die Melissa,

die ihm Honig spendet. Es will uns nicht gelingen, ihrem Namen einen Sinn beyzulegen, der dem der Erklärung von Amalthea und Adrastea entspräche, und dieß ist vielleicht gerade unserer Vorstellungsweise günstig. Ob Amalthea und Adrastea Töchter des Melissus waren, ist keinesweges ausgemacht. Die Fabeln widersprechen sich; mit der Melisse ist es nicht der Fall. Diese wird überall als Tochter des Melissus angegeben, und ihr Name hat kein α, welches die Privation ausdrückt; sie scheint eine Eingeborne von Kreta gewesen zu seyn, und alles zu bedeuten, was ihr als dieser zustand. Sie ist gleichsam die Bienenkönigin. Es will uns ungemein zusagen, was der Herr Verfasser von der zweydeutigen Erzeugung der Bienen erwähnt; nur möchten wir es weniger darauf ziehen, daß Zeus auf der Grenzscheide zweyer Geschlechter stehet, sondern darauf, daß nach der von uns mitgetheilten Ansicht das Entstehen seines Wesens und Kultus sich als eine genesis aequivoca verkündigt. Die Bienen werden bald Stiererzeugte genannt, bald sollen sie aus Hornissen entstanden seyn, welche die Sonne befruchtet hat. Ferner haben wir einen Wespen vertreibenden Jupiter, und eine Darstellung, die sein Haupt mit der Biene verbindet. Erwägen wir nun, daß das ganze Wesen der Bienen, wie es physisch eine Befruchtung andeutet, die sich der Sichtbarkeit entzieht, ein Sinnbild des weisesten, auf Dauer und Erhaltung gerichteten, sich selbst wieder dem Organismus nähernden Beraubens der Natur darstellt, in welchem sich gleichsam ein versöhnender Mittelzustand darbietet, so scheint uns dieß in dem Mythos von den Bienen und der Ernährung mit ihrem Honig sich zu wiederholen. Vielleicht waren es die Biene und die Esche, oder der Ahorn, was Zeus und seine Kureten auf Kreta vorfanden, da μελια den Eschenbaum, und εσσην einen Bienenzögling und Bienenkönig bedeutet. Ob er auch die Ziege vorfand, wollen wir nicht eben entscheiden; dann wenn wir früherhin des Schweins und der Ziege in einer und derselben Beziehung erwähnten, so ist es nicht gleichgültig, daß auch eine Sau als Säugerin des Zeus auf Kreta genannt wird. Möglich also, daß dieses Thier durch die vorgefundene Ziege verdrängt ward, und diese deßhalb Amalthea, die nicht dem Mutterlande angehörige, genannt ward.

Es wird nicht nöthig seyn, nochmals zu erinnern und zu entschuldigen, daß nur Einiges von dem herausgehoben worden ist, was die Abhandlung für die Betrachtung des Zeus von Anbeginn an die Hand gibt. Das ward gewählt, was auf die Hauptidee sich am entschiedensten bezog, und wenn es bereits zu einer gewissen Ausführlichkeit nöthigte, troz dem aber vieles lückenhaft geblieben, weil der Raum die weitere Ausführung verbot, so

müssen wohl die übrigen Anlässe zu Erörterungen und Vermuthungen ungenützt gelassen werden, obwohl wir gern noch, was H. H. R. Böttiger über den Adler bemerkt, in Verbindung setzen möchten mit seinem Nachtrag zu dem Fragment des Herrn D. Spohn, über die vorgeblichen Schlangen am Merkuriusstabe. Dadurch würden wir aber wieder in ein ganz neues Feld gerathen, und deßhalb soll das, was er vom Drachen und Adler sagt, uns nur zu einigen Andeutungen veranlassen, zum Beweise, wie auch diese Vorstellung sich den übrigen anschließt.

Der Adler scheint dem Drachen ungefähr eben so gegenüber zu stehen, wie die Ziege dem Stier.

Der Drache nämlich, der wie der Herr Verfasser sehr richtig bemerkt, keineswegs mit der verführerischen Schlange verwechselt werden muß, ist überall ein anhängliches und bewachendes Thier; er schirmt Orakel, heilige Quellen, heilige Bäume, und in Colchis, wo er das goldene Fließ bewachte, finden wir selbst die feuerschnaubenden Stiere, mit denen Jason pflügen mußte. Er ist geflügelt, entfernt sich aber nicht von dem Tellurischen. Der Adler dagegen gehört der Erde kaum an, und trägt eben so sehr den Charakter des Herrschens wie der Freyheit und der Ernährung vom Raube. Erinnert man sich nun dessen, was wir über den Raub der Europa beygebracht haben, so läßt sich die vom Hrn. Verfasser erwähnte Vorstellung auf den Gortynischen Münzen in glückliche Uebereinstimmung bringen, welche die Europa in einer Platanenlaube auf einem Stierkopf sitzend in Liebkosungen mit dem gekrönten Adler darstellen.

Nach der Amalthea überschriebenen Abhandlung folgen die des Herrn Spohn über Hieroglyphen, ihre Deutung und die Sprache der alten Aegyptier, und zwar das erste Fragment; ferner: Persische Ikonographie auf babylonischen und ägyptischen Kunstwerken, von G. F. Grotefend, der erste Beytrag mit der erwähnten Beylage des Hrn. Herausgebers über den Merkuriusstab. Wenn wir in dem, was wir auf Veranlassung der Abhandlung über Amalthea mitgetheilt, überall auf die Bedeutung der Worte, Mythen und Attribute gegangen sind, dort aber mehreres verschweigen mußten, so geschah es, weil die erwähnten, des ersten Abschnitts erste Abtheilung bildenden beyden Aufsätze eine überaus günstige Gelegenheit darboten, es daran anzuknüpfen. Allein wir würden dann theils die Grenzen überschreiten müssen, die sich einer Arbeit geziemen, welche nicht als selbstständiges Werk auftritt, vielmehr einer frühern sich anschließt; theils sind beyde Aufsätze noch nicht geschlossen. Nur die ersten Lieferungen werden mitgetheilt. Aus beyden Gründen

wollen wir erst den Schluß derselben abwarten, und hoffen dann um so vollständiger über diesen Gegenstand uns aussprechen zu können.

Im zweyten Abschnitt folgt zuerst: über die Tripoden. Erste Abtheilung, von D. Karl Ottfried Müller, Professor an der Universität zu Göttingen. Der Verfasser hebt damit an, daß er darauf aufmerksam macht, daß zwey Klassen von Werken, vor allen geeignet, den ersten Anstoß zur Bildnerey zu geben, Hermen und Tripoden, in der Epoche der Kunstgeschichte erscheinen, wo das Handwerk dem Dienste eines vererbten treu bewahrten Glaubens entreißt, und zur freyen Kunst wird, während zugleich die alte festgegründete Aristokratie zu wanken beginnt, freye Verfassungen sich entwickeln, und das mächtiger gewordene Leben alte Formen zerstört und von sich wirft. Indessen handelt die erste Mittheilung nur von den Tripoden, den Hermen soll die den Beschluß bildende zweyte Abhandlung gewidmet werden. Hierdurch können wir erst in den Besitz des Ganzen und in den Stand kommen, die Beziehung beyder Bildungen zu der ausgesprochenen Hauptidee zu übersehen, dadurch aber ein Urtheil zu fällen, welches ebenfalls auf das Ganze geht.

Im zweyten Aufsatz dieses Abschnitts über die mythologische Bedeutung der auf Aegina gefundenen Bildsäulen, von Fr. Thiersch, enthält sich der Verfasser alles dessen, welches zu bestimmen eigne Ansicht der Kunstwerke nöthig ist, und will aus andern Gründen die Darstellung der historischen Zeit, namentlich der Epoche der Perserkriege, eben so dem vorhellenischen Zeitalter entrücken, und sie auf einen namhaften Kampf um einen Gefallenen beziehen. Er findet, schon aus andern Beziehungen und Gründen, die Hinweisung auf die Aeakiden als den Gegenstand jener Gruppen begründet, und nimmt nun noch als ganz besonderen Gewährsmann den Pindar zu Hülfe, aus olympischen und pythischen, vornemlich aber nemäischen und isthmischen Gesängen darthuend, wie alles, was derselbe über Aegina und die Aeakiden enthält, außer Zweifel setzt, weßhalb die bekannten Bildwerke sich auf Thaten der Aeakiden beziehen müssen. Weßhalb er aber in dem östlichen Giebel den Kampf des Telamon gegen den Laomedon vorgestellt glaubt, und hierin der Meinung Hirts beytritt, im westlichen Giebel aber den Kampf des Ajax um Achilles Leichnam erblicken muß, davon will er die Gründe in einem der folgenden Theile der Zeitschrift darlegen.

Man kann des Herrn Hofrath Hirt Darlegung der Gründe für seine Erklärung der Gruppe nicht lesen, ohne sich unwillkürlich von der Wahrheit derselben überzeugt zu fühlen. Ob unge-

zwungen vereinigen sie sich zu Gunsten seiner Meinung, und sind doch einem verschiedenartigen Gebiet entnommen. Desto erfreulicher ist es, auch von einer andern Seite her eine so entscheidende Bestatigung zu finden, wie sie hier gegeben wird.

Im dritten Beytrage desselben Abschnitts, Medea und die Peliaden, beschreibt und erklärt Herr Hofrath Hirt eine 1814 zu Rom bey Gelegenheit einer neuen Umpflasterung entdeckte Marmortafel, indem er sie durch den Mythus, Medea und die Peliaden, zum ersten Male erläutert zu haben glaubt, zeigt aber nachträglich an, daß ein anderes schon von Tischbein edirtes Denkmal unter den Hamiltonschen Vasen, welches er gleichfalls erörtert, früher bereits von dem Herrn Herausgeber nach demselben Mythus gedeutet worden, was ersterem bey dem Niederschreiben des Aufsatzes entgangen war. Nun aber weicht die Erklärung des Herrn Hofraths Hirt von der des Herrn Herausgebers darin ab, daß er in dem ersten Monument zwey Töchter des Pelias und die Medea, im zweyten dagegen drey Töchter des Pelias und keine Medea zu erkennen glaubt. Der Herr Herausgeber hatte zwey Peliaden und die Medea zu erkennen gemeint. Er ist aber nach der Auslegung des Hofraths Hirt ungewiß geworden. Was ihn ungewiß macht ist, daß auf dem ersten Monument die Medea in sichtbar phrygischer Tracht abgebildet ist, die auf dem zweyten Monument keiner Figur gegeben worden; dieß ist auch gewiß nicht unerheblich; indeß stellt sich auch die Darstellung selbst der Meinung des Hrn. Hofraths Hirt zur Seite. Auf dem ersten Monument nämlich bilden die beyden Töchter des Pelias die eine, Medea die andere Gruppe, und der zwischen stehende Kessel trennt beyde. Dieß gibt der Handlung Zusammenhang und dramatisches Eingreifen, gerade dadurch, daß sich Medea bestimmt von den beyden andern Figuren absondert. Sollte in der zweyten Darstellung die Schwerthalterin die Medea vorstellen, so wäre sie durch nichts von den beyden Peliaden unterschieden, nicht durch Gewand, nicht durch Gruppirung, nicht einmal durch Entfernung, denn die drey sich sehr ähnlichen Figuren stehen gleich weit aus einander. Kaum mit einer gewissen Entschlossenheit scheint die Schwerthalterin die beyden andern zu ermuntern, wie es doch der Medea zugekommen wäre Sie wendet sich vielmehr mit dem Ausdruck eines sinnenden unentschlossenen Anmahnens zurück, und die ihr gegenüber stehende, noch sichtlicher die Unentschlossenheit verrathende Figur mit dem Gefäß, hat mit ihr gleichen Charakter. Sie stehen in Einwirkung zu einander, die flüchtende dagegen nicht. In so fern ist nun doch Gruppirung in dem Monument, nämlich die Figur, welche das Schwert, und die, welche das Gefäß hält, ma-

chen die eine Gruppe aus, die sich abwendende die zweyte. Nun nahm nach der gewöhnlichen Ueberlieferung die dritte Schwester, Alceste, nicht Theil an dem blutigen Trauerspiel. Wie wenn das hätte dargestellt werden sollen? In den beyden ersten Figuren spricht sich Unentschlossenheit, in der letzten Entschlossenheit aus. Die Eine ermuntert mit sinnender Unentschlossenheit, die zweyte schwankt zwischen dieser und der dritten Schwester. In dieser dritten aber ist der Ausdruck des Abscheues und Abstehens von der Handlung nicht nur mit aller möglichen Entschiedenheit sichtbar, sondern ihr ist auch kein sich auf die blutige That beziehendes Geräth, wie den beyden übrigen, gegeben. Sollte die Mißbilligung der Alceste dargestellt werden, so konnte es nicht passender geschehen, und es hat viel für sich, das Monument für diese Darstellung zu nehmen.

Im vierten Aufsatz, Amor und Ganymed, die Knöchelspieler, nimmt der Verfasser Hr. P. Levezow, von einem Kunstwerk im königlichen Schlosse zu Charlottenburg, welches den Amor allein darstellt, wie er die linke Hand voll Astragalen an die Brust drückt, Veranlassung, sich gegen die wohl sonderbare Meinung auszusprechen, daß die Alten in Kinderbildungen den Neuern nachgestanden hätten. Dann erklärt er nach einer Stelle im dritten Buche der Argonauten des Apollonius des Rhodiers, und einer sich darauf beziehenden im Philostrat, welchen letzteren er berichtigt, mit Zuhülfenehmung zweyer Werke der bildenden Kunst, jenes Kind für den Amor, der im Spiel mit dem Ganymedes glücklich gewesen, und nun sich seines Gewinns freut. Es kann vielleicht die Venus felix und die Venus genetrix, oder die gnidische und amathuntische Venus auch ihren Amor gehabt haben, und dann wäre Eros Astragalizon der letzteren angehörig; denn ihn mit den Knöcheln spielen zu lassen, statt mit dem Apfel, hat viel für sich.

Der fünfte Aufsatz über eine alte Münze von Zankle, von Hrn. Hofr. Jakobs, entwickelt, wie Dankle aus Zankle geworden, und gibt daraus die Erklärung, wie sich Zeus in Deus verwandelt hat. Die Münze selbst stellt etwas einer Sichel ähnliches dar, und der Name der Stadt bedeutet ursprünglich eine Sichel. Ueber jenes Zeichen war man bisher uneinig, die meisten Erklärer nehmen es für einen wachsenden Mond, andere für ein Sinnbild des gekrümmten Ufers, noch andere für die Hippe, womit Kronos seinen Vater verstümmelt haben soll. Ein unbezweifelt echtes Exemplar der besagten Münze im Gothaischen Kabinet, an welchem das rechte Ende des Halbkreises nicht in eine Spitze, sondern in einen Knopf ausgeht, veranlaßt Hrn. Hofrath Jakobs, sich für die Hippe des Kronos zu erklären.

Wir sind vollkommen mit ihm einig, daß der Halbkreis kein zunehmender Mond, sondern eine Sichel sey; aber für die Hippe des Kronos halten wir denselben nicht, sondern für ein Symbol des Ackerbaues. Um hiervon den überzeugenden Beweis zu geben, müßten wir in den Kreis der Mythen von der Ceres nicht nur wenigstens eben so tief eingehen, wie wir bey Aufstellung unserer Hypothese über die Amalthea und die Attribute des Zeus, über den diesen Gott betreffenden Fabelkreis uns verbreitet haben, sondern auch ihr Verhältniß zur Cybele und zum Triptolem auseinander setzen. Hierauf ruht aber weit mehr Dunkelheit, wie auf den Sagen von Zeus. Wir würden daher für jede Vermuthung die Bestätigungen durch Kombinationen finden müssen, die zu Abschweifungen in die entferntesten Gebiete führen würden. Darum sind wir es uns für einen andern Ort vorzubehalten gedrungen, und würden lückenhaft erscheinen, wenn wir theils nur das, was in die Augen springt, summarisch zusammenstellen, theils nur an die mitgetheilten Erläuterungen über die Zeusfabeln anknüpfen.

Gleich wie im Epirus und Thrazien, finden wir in Sicilien Spuren eines uralten priesterlichen Ackerbaues, mit eigenen Mysterien, aus denen sich wohl jenes sicilische Drama, der bukolische Mimus und die atellanischen Fabeln selbstständig entwickelt haben mögen, deren Entstehen zu erklären diejenigen Schriftsteller so viel Schwierigkeiten finden, die, weil ihnen überall Spuren eines hohen Alterthums entgegen traten, es nicht reimen können, daß man dieß alles gewöhnlich für eine Abzweigung von der griechischen Bühne genommen hat. Auch in Unter-Italien ist in den Fabeln der auf griechischem Boden wahrnehmbare Kampf mit dem neuen Gottheitsprincip anzutreffen, das sich frey machen will von der theogonisch-kosmischen Totalität, dem Glauben und dem Leben nach. Statt dabey stehen zu bleiben, sich als Pertinenz der Muttererde zu betrachten, und das Leben nur auf Defruktizirung derselben zu basiren, will es eben so selbst schaffen, erwerben und ansammeln. Es ist jedoch nicht der neue anthropomorphische Gottheitsbegriff, der aus dem Orient nach Sicilien einwanderte, und sich dort als primitives Wesen begründete. Daher muß eine Mannigfaltigkeit der Mythen über die Ceres entspringen, die zum Widerspruch führt. Denn etwas anders waren die einheimischen, mit Begriffen, welche im Lande galten, zusammenhängenden Sagen, und etwas anders das, was von Griechenland übergetragen, und mit den Vorstellungen von der Rhea und Cybele vermischt wurde. Der Zeusbegriff scheint sich erst in Sicilien selbst von dem tellurischen abgelöset zu haben, daher heißt auch Ceres hier die Mutter des

Zeus, Δημητηρ, wofür die Erklärungen des Hofraths Jakobs eine neue Bestätigung geben. Aber auch hier trennt sich Erwerb von Defruktizirung, und mit jenem hängt Ansammlung zusammen, von der wir in vielen Begriffen, namentlich auch bey Erklärung des Wortes Adrastea, in Verbindung mit dem vom Baume abgebrochenen Apfel gezeigt haben, wie sie zur Unfruchtbarkeit und zum Tode führt, selbst dem Worte αδρας nach. Daraus aber gerade muß eine Versöhnung und Vermittlung durch irgend eine Art der Rückkehr zum Urprinzip erfolgen. Wie nun aus jener Doppelheit in allem Glauben und Leben sich ein Kampf entspinnt, der vermittelt werden muß, das haben mehrere Beyspiele aus der griechischen Mythengeschichte gezeigt. Alle Fabeln zeigen eine Beziehung darauf, viele dieser Beziehungen sind angegeben, dadurch wird der Grundcharakter deutlich, den die Metamorphosen und Gestaltungen des gedachten Begriffs auf seinem Grund und Boden angenommen haben. In Sicilien stellen sie sich abweichend dar. Weil der Ackerbau das Vorherrschende war, so mußten auch die materiellen Rücksichten vorwalten, und die Begriffe von den Verhältnissen ausgehen. Durch Ansammlung der Naturerzeugnisse und durch Handel war Reichthum entstanden, der das Bild des Todes dem des Lebens gegenüber stellte. Daher die Begriffe von Pluto, Ades und Orkus, deren Namensverwandtschaft und Bedeutsamkeit ganz auffallend auf Identität des Reichthums mit dem Tode geht. Am augenscheinlichsten ist dieß im Worte Pluto; es gibt drey Begriffe, Reichthum, Unterwelt und Bedürfniß der Sühne, der Abwaschung des Entweihten. Aber auch das Wort Ades steht ihm nicht nach; es gibt denselben Sinn; wenn Ζευς, Δας und Δης verwandt sind, Zeus aber eigene Kraft ausdrückt; so ist Ades die Privation der Kraft, der entgegen gesetzte Begriff, die Kraftlosigkeit, das Todte, was mit dem ganzen Ideenkreis, der die Vorstellung von Zeus bezeichnet, entsteht. Zugleich ist es die erste Versinnlichung des Zwiespaltes; so lange alles Wesen noch an der Erde haftete, selbst das Menschliche, und so lange der Kosmos noch göttlich war, konnte weder der Begriff der Zweyheit noch des Zwistes entstehen. Nun entsteht daher auch das Wort δις, als Göttername, und Ades, als Gegentheil der schöpferischen Kraft. Das Wort Orkos aber bedeutet das Abgeschlossene, darnach auch den Schrank, und so dachte man sich die Unterwelt als den großen Schrank, der alles Angesammelte, Geerntete, nicht mehr vom Leben der Natur Durchdrungene erquickungslos in sich schließt, Pluto aber führt den Schlüssel; selbst das Lebendige, Thier und Strom, Cerberus und Acheron, gleichfalls

bedeutende Namen, dienen ihm nur zum Hüten, Abschließen und Bewachen.

Sehr unzweydeutig aber stellt sich der Sinn des Ganzen der Fabel von der Proserpina dar, und es ist gewiß nicht gleichgültig, daß die Gemahlin des thrazischen Orpheus ein ähnliches Schicksal zu erleiden hatte, wie die Tochter der Ceres. Plutos Raub der Proserpina ist der Tod, der nach dem Leben greift, das Verderben, welches dem Lebenden und Wachsenden widerfahren muß, wenn der Gedanke des Anspeicherns und eines geselligen Verhältnisses entsteht, welches sich darauf und nicht auf die Natur und das Leben selbst basirt. Dieß ist das Leben verschlingende, der Erde die Fruchtbarkeit raubende Wesen. Unseligen Durst und unselige Mühen, beyde ohne Stillung und Ende, trifft Proserpina in der Unterwelt an. Und wodurch fällt sie denselben anheim? Wieder durch den Apfel, das so oft von uns, und hier schon wieder gefundene Symbol, dessen Bedeutsamkeit noch ungleich vielfältiger und allgemeiner ist. Der Apfel verführt sie, der Apfel erwirbt sie der Unterwelt. Ganz zurück kann sie nicht mehr; es muß dem Tode, dem erwerbenden Prinzip etwas eingeräumt werden; Zeus spricht sie dem einen zur Hälfte, und dem andern zur Hälfte zu, etwa wie er sich in den griechischen Mythen als kretensischer und dodonäischer Gott zu einem Wesen vereinigt, in den Mythen von der Europa und Jo *). Wir müssen hier abbrechen, um nur noch in der Kürze darauf aufmerksam zu machen, wie es uns nicht befremden darf, wenn wir in Sicilien oder überhaupt in Unter-Italien vorzugsweise Embleme, die auf Ackerbau und Schiffahrt gehen, wie z. B. Sichel und Delphin antreffen.

Im zweyten Abschnitt, Kunstgeschichte und Kritik überschrieben, nimmt ein Aufsatz des Hrn. Hofraths Hirt über Material, Technik und Ursprung der verschiedenen Zweige der Bildkunst bey den griechischen und damit verwandten italischen Völkern einen bedeutenden Raum ein. Er enthält höchst schätzbare Aufschlüsse, und es ist zu bedauern, daß er nicht füglich einen Auszug, noch das Herausheben von Einzelnheiten gestattet.

Von der zweyten Arbeit dieses Abschnitts: Bemerkungen über antike Denkmale von Marmor und Erz, in der florentinischen Gallerie, von Hrn. Hofrath Meyer in Weimar, muß dieß noch mehr gelten. Hier ist es mit blo-

*) Referent wird kaum nöthig haben, zu bemerken, daß er von diesen Ideen ausging, als er eine dramatische Dichtung Proserpina unternahm.

ßem Referiren nicht gethan, es müßte gleich auf die neuen Entdeckungen und Resultate weiter gebaut werden, um die Ausbeute anzudeuten, welche dieser Aufsatz der Alterthumskunde überhaupt gewährt, und dazu mangelt hier der Raum.

Der dritte Aufsatz, über die neue Ausgabe der Werke und Schriften von Ennio Visconti, vom Hrn. Staatsrath von Köhler, enthält eine sehr interessante antiquarische und Literärnotiz.

In der dritten Abtheilung endlich enthalten die Bemerkungen über das vormalige Museum Borgia, vom Hrn. Hofrath Heeren, überaus viel Schätzbares in Bezug auf ägyptische, indische und überhaupt orientalische Werke und Vorstellungen, welches wir zu benutzen beabsichten, wenn wir über die Hieroglyphen und persische Ikonographie uns näher auslassen werden. Die Anzeige von der Glyptothek des Kronprinzen von Bayern in München, von Fr. Schlichtegroll, gestattet aber keinen Auszug.

Die vierte Abtheilung, neue Ausgrabungen und neu aufgefundene Kunstwerke, müssen wir dießmal ganz übergehen. Denn wegen der Ausgrabungen von Velleja, und der in Parma und Mailand, vom Herausgeber, gilt was wir von der Arbeit des Hrn. Hofraths Meyer gesagt haben, und über die Vorstellungen des Hermaphroditismus, denen die beyden andern Aufsätze gewidmet sind, kann nur mit einer gewissen Vollständigkeit und Ausführlichkeit gesprochen werden. W. von Schütz.

Art. XI. Ueber die deutschen Doppelwörter; eine grammatische Untersuchung in zwölf alten Briefen und zwölf neuen Postscripten, von Jean Paul. Stuttgart, Cotta, 1820. 8. XVI und 230 S.

Die Briefe Jean Paul's über die zusammen gesetzten deutschen Wörter haben nach ihrer ersten Erscheinung im Morgenblatt 1818 fast von allen Seiten her einstimmigen Widerspruch erfahren. Auch ohne diese Widerlegungen scheint die innere Güte dessen, was von seinen Gegnern vertheidigt worden, auf so sicherem Grunde zu beruhen, daß des berühmten Mannes Beyspiel und Lehre kaum einen einzigen Schriftsteller Deutschlands zu den von ihm und Wolke gegen den allgemeinen Sprachgebrauch verfochtenen Grundsätzen hinüber zu ziehen vermocht hat. Allein durch die bloße Widerlegung jener Briefe scheint mir die durch Jean Paul vorzüglich bewirkte Anregung zur vermeintlichen Vereinfachung und Verschönerung der deutschen

Sprache keineswegs hinlänglich benüzt worden zu seyn. Die ursprüngliche Bildungsform unsrer Sprache in den zusammen gesezten Wörtern ist freilich nicht blos sicherer begründet, sondern auch in ihrem Wesen näher erkannt worden; Jean Paul selbst wird in Zukunft hoffentlich zu seiner früheren, natürlichen und wahrhafteren Redeweise wieder zurückkehren, und wir werden unterdessen die in seinen neueren Schriften oder neuen Ausgaben zu voreilig (wie er selbst S. 95—96 dieses ahnet) ausgemerzten verbindenden -s-, die ja nicht Buchstaben, willkürliche Zeichen der Schrift, sondern Laute, Bestandtheile der Sprache sind, im Lesen selbst ohne großen Anstoß leicht zu ergänzen wissen. Allein die in Anregung gebrachte Untersuchung sollte hiemit keineswegs als abgethan und geschlossen angesehen werden, da gerade izt die größte Aufforderung für den Sprachforscher da wäre, die große Menge schwankender und fehlerhafter Formen in jenem Kreise der deutschen Zusammensetzungen näher zu prüfen, und die besseren deutschen Schriftsteller davor zu warnen. Was aus solcher Prüfung und Darzeigung des unsicheren Hin- und Herschwankens zwischen dem Guten und Unguten, zwischen dem Vorzugwürdigen und Gemeinen, zu gewinnen seyn würde, ist ganz dasselbe, was Jean Paul nur auf irrigem Wege, mit Nichtachtung anderweitiger und nothwendiger Geseҭe, erzielen wollte: Entfernung eines unsteten Schwankens in durchaus gleichartigen Formen, und Beförderung des in vieler Hinsicht so unverzeihlich vernachläßigten Wohlklangs der deutschen Sprache. (Die rührenden Klagen Jean Paul's, S. IV—VII. über die vorzeitliche reiche Klang-Singstimme unsrer Sprache sind umsonst; nur das Schlußwort bezeichnet, worauf es hier ankömmt: »Was ist zu thun? Wenigstens gewöhne man, da kein Echo des vorigen Wohlklangs aufzuwecken ist, ihr so viel Uebellaute ab, als man kann« — als man soll, würde den Punkt richtiger treffen.)

Ehe ich aber zu solchem Zwecke das Meinige beitrage, möge hier die Widerlegung der Jean Paul'schen Briefe voran stehen, um den Leser, an einem sichernden Orte, auf den Standpunkt unsrer Ansichten zu führen, von denen er in den Entgegnungen Jean Paul's, S. 131—44, nur das Geringste und Unbedeutendeste erfahren würde. Wir haben uns hier überall nur an den Inhalt dieser Briefe und Postscripte zu halten, welche leztere den Handel für Jean Paul nicht im mindesten besser, wol aber durch endliche Nachgiebigkeit ohne festen Grund (stat pro ratione *voluntas*) um vieles schlimmer machen. Was die Form betrifft, so kann sich Jeder, der den Charakter der Jean Paul'schen Schriften kennt, zum voraus denken, welche Unterhaltung auch in diesem Werkchen, wenn sonst der Gegenstand

13

ihn anziehen kann, die witzige aus tausend unerwarteten Vergleichungen, Antithesen und Einfällen ihren bunten Text webende Einkleidung ihm gewähren werde. Man hat dem Verfasser irgendwo diese Behandlung, als völlig unpassend für eine solche Untersuchung, zum Vorwurf gemacht; mir scheint der Tadel unstatthaft; sahen wir, nach Lucian's Vorbilde, in Klopstocks grammatischen Gesprächen die Gegenstände der Sprachkunde als allegorische Wesen auftreten: so durfte doch wohl Jean Paul seine Untersuchung in Briefe an eine Dame (wodurch es eben Jean Paul'sche Briefe wurden) einkleiden, und hätte er nur eine unsrer Literatur vortheilhafte Aufgabe des deutschen Sprachwesens auf solche Weise durchgeführt, so würde er ohne Einrede die S. VII in Anspruch genommenen »zwei Kränze aufzusetzen bekommen;« denn in der gewöhnlichen Form werden bei uns die grammatischen Untersuchungen von denen, welchen sie nutzen sollen, fast nie gelesen. — Wir wollen dem ungeachtet auch bei diesen für dasjenige, was wir über die Bildungsform der zusammen gesezten deutschen Wörter hier gegen und für Jean Paul zu sagen haben, um geneigtes Gehör bitten; die nöthigen späteren Einschaltungen sind hier zunächst durch Parenthesen bezeichnet.

Bei allen den freigebigen Lobsprüchen, die wir seit längerer Zeit unserer deutschen Sprache zu ertheilen gewohnt sind, finden wir uns doch, die Sache beim Licht besehen, in manchen kleinen Angelegenheiten unsrer edlen Schriftsprache noch in einem solchen Zustande von Ungewißheit und ererbter Fehlerhaftigkeit, daß dieses Unvollendete uns nicht ganz unbillig noch stets einer gewissen Unmündigkeit beschuldigt, die nicht etwa aus dem Mangel einer in Sprachsachen entscheidenden Akademie, sondern zunächst aus der Gleichgültigkeit unsrer besseren Schriftsteller gegen die Reinheit und Richtigkeit der einzelen Bestandtheile und Formen der deutschen Sprache und Schrift hervorgeht. Wäre nur ein ausgezeichneter Schriftsteller da gewesen, der solcher Dinge sich wahrhaft angenommen hätte, so würde hiedurch unendlich viel gewonnen seyn, indem dessen Werke — in so gediegener Prosa, wie die Göthe'sche, denn mit Gedichten allein ist es hier nicht gethan — nun als mustergültig mit gutem Gewissen von den Uebrigen würden befolgt werden. Da nun dieses gar nicht der Fall ist, so muß das Zusammentreten mehrerer Freunde für den Zweck der so nöthigen grammatischen Ausbildung und Sicherstellung der deutschen Schriftsprache, wie ein solcher Verein seit fünf Jahren in Berlin besteht, uns überaus erwünscht scheinen. Durch gemeinsame Berathung über zweifelhafte Gegenstände und Mittheilung ihrer Resultate kann eine solche Gesellschaft unserer Literatur wesentliche Vortheile zuwenden, sobald nur unsre guten

Schriftsteller nicht mehr, wie bisher, jedem Bestreben dieser Art eine gewisse Abneigung entgegen setzen. Jene ungebundene, so oft nur genialisch sich anstellende Stürmerei, die in unsrer Literatur um 1772 begann, ließ in der Sprachforschung fast nur etwas Beengendes, Einschränkendes erblicken, da doch im Gegentheil diese bei den Deutschen, die ja auf keine Hofconvenienz, sondern blos auf freie Anerkennung des Wahren hier zu fußen haben, dem Schriftsteller nur den Weg zu ebnen und zu erleichtern die Absicht haben kann. Mir wenigstens scheint für den Schriftsteller, der ungewiß ist, ob er z. B. fodern oder foRdern, weitläufig oder weitläufTig, eigens oder eigenDs, öfter oder öfterS oder gar öfterER, ob mit Adelung das WeidichT, oder mit Voß und Göthe Weidig (Weidich) rc. schreiben müsse, der dem besten wie dem schlechtesten Auctor aufgethane Weg durch das gemeinsame Gebiet der Sprache noch ziemlich stark mit Dornen und Disteln bewachsen zu seyn.

Zur Mitberathung über einen jetzt gar sehr der Entscheidung bedürfenden Gegenstand ist jene Gesellschaft durch den Verfasser der Briefe »über das Zusammenfügen der deutschen Doppelwörter« aufgefodert worden. Einen besonderen Grund, bei dieser Prüfung auch meine Stimme abzugeben, finde ich in einem früher gethanen, nunmehr zu lösenden Versprechen, welches die folgende Stelle vom Jahre 1815 darweiset: Teutoburg, Januar und Februar S. 70. »S; In zusammen gesezten Substantiven könnten wir häufig diesen Buchstaben missen; die Sache fodert indeß eine vorgängige genauere Prüfung, da die Analogien, denen der Bildungsgeist der Sprache hiebei folgte, noch nicht klar nachgewiesen sind. Weßhalb z. B. sagen wir Jahrbuch, dagegen Jahresbericht, Jahrsbericht? Etwa, weil dort der Begriff allgemeiner, zusammen genommener, hier aber bestimmter, mehr auf das Einzele gerichtet ist? — Unstreitig hat aber auch der Wohlklang hier in manchen Fällen entschieden. Vordem sagte man allgemein Heirathgut (heyratgut, Eybe 1472, zu heyratgut, Mon. Bo. 1474), nicht HeirathSgut, Rechtbuch nicht RechtSbuch (es war ja von einer Sammlung der Rechte, nicht von einem System des Rechts die Rede), und so in manchen Zusammensetzungen andrer Art, nach dem Vorbilde »gewissenlos« (nicht gewissenSlos), in denen jetzt der größte Wirrwarr an der Tagesordnung ist. Dort, wo dieser Gegenstand einer umständlichen Erörterung unterworfen werden wird, möge auch der jüngste Versuch Jean Paul's (Legationrath, Landungkrieg, bemerkungwerth, Schönheitsinn, Religionunruhen rc.) näher geprüft werden.«

Jean Paul hat in jenen Briefen, aus deren Blumen

der Ernst der Selbstprüfung seiner jetzigen, zuerst in der Vorschule 1812 übel gewagten Schreibung zur Genüge hervorblickt, weniger seine Rechtfertigung gewonnen, als der deutschen Sprache einen guten, den Sprachlehrverfertigern, deren es bekanntlich gegen einen Sprachforscher zwanzig gibt, einen bösen Dienst erwiesen, da er ihnen, die selten etwas Eignes dargeben, was sie dem Adelung nicht abgesehen, den zu verarbeitenden Stoff zu einem bisher durchgängig fehlenden Kapitel über die Bildungsform der zusammen gesetzten deutschen Hauptwörter in den Weg gelegt hat. Dieses, da es zuerst in dem viel bekannten Morgenblatte stand, werden sie nun doch wol nicht so bequem übersehen dürfen, wie sonst so manches Andre ihres Faches. (Vergl. Jean Paul's Selbstlob, S. 79, wo er, im Scherz, den Anspruch behalten will, das bedeutendste Stück einer künftigen deutschen Sprachlehre geliefert zu haben.) — Nach der Folge jener Briefe über den verhandelten Gegenstand von neuem zu reden, halten wir für unfüglich, mithin für unnöthig; ich begnüge mich daher, meine Ansicht, die demjenigen, was Jean Paul anräth und begünstigt, ganz entgegen ist, hier, so kurz es seyn kann, den geneigten Lesern mitzutheilen.

Jene Briefe enthalten reichlichen, dort unverarbeiteten Stoff zu einem Commentar über den einfachen Satz: die deutsche Sprache befolgt in der Zusammenfügung mehrerer Substantive zu einem Worte verschiedene Bildungsformen, die theils auf bestimmte Gesetze sich zurück führen lassen, theils aber als Ausnahmen, auf Herkömmlichkeit und sonstige gute Gründe beruhend, durch Uebung, Analogie und Bildung des Sinnes für schöne und reine Sprachform gekannt seyn wollen. Unter jenen, aus der innern Bildung unsrer Sprache herstammenden tausendjährigen Gesetzen ist keines, was willkürlich durch den einzelen Mann, der heute lebt und morgen nicht mehr ist, sich umstoßen oder ändern ließe, so wenig z. B. nur der Gedanke sich ertragen läßt, bey der Bildung der Zeitwörter die sogenannten irregularen Formen gegen die ton- und klanglosen regularen vertauschen zu wollen. (Vergl. hierüber die triftigen Worte Jean Paul's in der Vorschule, S. 726.) Die Ausnahmen haben in jeder Sprache ihr selbstständiges Daseyn, obgleich sie in der Formenlehre nur einzeln, nicht unter der Fahne der größeren gleichförmigen Reihen auftreten. (Jean Paul erkennt dieses S. 83 selbst an, »die Sprache ist ein logischer Organismus, der sich seine Glieder nach so geistigen Gesetzen zubildet und einverleibt, als der leibliche sich die seinigen nach zusammen gesetzteren; aber wie dieser, treibt auch er zuweilen regellose Ueberbeine rc. heraus;« fügt aber sogleich den fast leichtsinnigen und freigeisterischen Grundsatz an, »nur

daß wir hier als freiere Geister das Ausschneiden und das Verwelken lassen der Aus- und Fehlwüchse ganz in unsrer Gewalt und Willkür haben.«) Ob nun in den zwölf Briefen jene Gesetze und Ausnahmen auf die angemessenste Weise geordnet worden, möge unsererseits (dießmal nicht auf sich beruhen, da uns keine Raumbeschränkung hindert, diese Frage unbedingt zu verneinen. Schon dadurch war eine solche rationale Behandlung unmöglich, daß für den Gegenstand selbst hier nicht die inneren Gründe der Veränderung, sondern diese Veränderung selbst als das Bestimmende und Maßgebende aufgestellt wird; sodann auch ordnet unser »grammatische Ritter Linnäus« (S. 118) seine zwölf Klassen nicht nach ihrem nächsten Grundkennzeichen, dem Genitivcharakter der Einzahl (wobei ohne Zweifel richtigere Resultate müßten gewonnen seyn, vorausgesetzt, daß hier ein richtiges Schema der deutschen Declinationen, also nicht etwa das Adelung'sche, wäre zum Grunde gelegt worden), sondern nach dem Abzeichen der Mehrzahl, »welche, nach Jean Paul's ganz irriger Meinung S. 118, gewöhnlich alle Beugefälle eines Wortes entscheidet,« während doch in den fraglichen Zusammensetzungen diese Mehrzahl, kaum in dem hundertSTen Theil derselben nur überhaupt erwähnt werden kann. Dieser doppelte Mißgriff Jean Paul's, einmal den innern Grund der Erscheinungen ganz zu verkennen, und die Reihe der Sprachgebilde als todte Formen, die sich beliebig behobeln und einander gleich machen ließen, anzusehen, sodann diese Erscheinungen nach einer durchaus nicht unmittelbar einwirkenden Beziehung der grammatischen Formenlehre zu ordnen, überhebt uns der Mühe, uns hier auf die Eintheilung der zwölf Klassen, 1) in einsylbige Bestimmwörter und 2) mehrsylbige Bestimmwörter weiter einzulassen. (Beiläufig, wenn von Stammwörtern der Sprache die Rede ist, so ist es sehr gleichgült g, ob das Wort einsylbig oder zweysylbig (—◡) ist; ein dreisylbiges Wort kann jedesmal nur ein weiter ausgebildetes seyn, und die jambischen, mit der Vorsylbe ge rc., sind wenigstens nie reine Stammwörter.) Ja gerade diese irrige Ansicht, als ob hier irgend durch äußere Merkzeichen die Sache könnte abgethan werden, weiset schon für sich des Verfassers Heischung S. 120 zurück: »Möchten doch meine Gegner in verschiedenen Hauptstädten meinem Fachwerk etwas besseres entgegensetzen, nämlich ein neues, anstatt ihrer Unzufriedenheit.« Das Werkchen ist allerdings als eine Beispielsammlung, als Auffoderung, das Scheinbar widersprechende so mancher Formen zu rechtfertigen, trefflich zu nützen, die einzelen scharfsinnigen Bemerkungen in noch höheren Ehren gehalten; wenn aber Jean Paul meint, »eine noch wissenschaftlichere Abtheilung der Bestimmwörter ist jetzo nach

der meinigen um vieles durch die einfacheren Wege erleichtert, auf welchen den Quellen der einzelnen Ausnahmen nachzusteigen ist« (vergl. Vorr. S. VIII): so ist in so fern auch diese Meinung unstatthaft, als der Verfasser die alten Deklinationsarten so mancher Wörter nicht berücksichtigend, uns wohl nicht die Wege zu den Quellen mancher jetzt abnorm scheinenden Zusammensetzungen hat zeigen können. Erst zu spät kömmt Jean Paul darauf, S. 121, »das reine Verhältniß des Bestimmwortes zum Grundwort im Allgemeinen festzusetzen;« hätte er gleich anfangs versucht, diesen besseren Maßstab auch im Besondern durchzuführen, so hätten wir nicht bloßes Fächerwerk und witziges Spiel mit einer interessanten Aufgabe der Sprachkunde von ihm hier erhalten, sondern etwas Tauglicheres, dessen Leistung wir jetzt, seinem eigenen Verheißen gemäß, S. X, XI. lieber von dem dichtenden oder frühere Werke revidirenden Schriftsteller erwarten wollen.)

Unsrerseits wird hier genügen, wenn wir die bei den Zusammensetzungen vorherrschenden Bildungsformen kurz berühren. Die Aufgabe selbst lautet: zwei Substantive sollen, als ein zugleich Gedachtes, zu einem Worte verbunden werden, so daß hier nicht etwa durch lose Verknüpfung, wie oft bei den Dichtern seit Klopstock [und unter den Prosaikern am allerhäufigsten bei Jean Paul] ein nur für den augenblicklichen Fall taugliches Gebilde, sondern ein, dem Gemeingebrauch angemessenes Wort entstehe, welches befugt ist, in die Reihe der geltenden Bezeichnungen der Sprache (d. h. in ein deutsches Lexikon) einzutreten. Gegen diesen Begriff eines deutschen Wortes versündigt, beiläufig, Campe's Wörterbuch zum öftesten; steht z. B. in einem Klopstock'schen Verse, zusammen geschrieben, »die ewigkeitwählende Jungfrau:« so wird uns in jenem Werke »Ewigkeitwählend« als ein selbständiges Wort der deutschen Sprache aufgeführt! (Auf die Art läßt sich denn leicht auf den Reichthum der guten deutschen Sprache pochen, wobei Niemanden der niederschlagende Gedanke einfällt, wie arm sie rücksichtlich der noch übrig gebliebenen Stammwörter sich zeigt.) — Bei solchen Zusammensetzungen tritt das Wort, welches Nebenbestimmung ist, voran; die Ineinsbildung beider Theile geschieht.

I. entweder unmittelbar, ohne Beschneidung oder Beugung des ersten Wortes, wie in Halsband, Tagreise, Schoshund, Vaterland, Gewinnsucht, Mutterliebe rc.; eben so, wo in der Nebenbestimmung der Begriff der Mehrzahl liegt, tritt diese oft unverändert hervor: das Augenlied, die Menschenstimme, Völkerscheide (J. P), Narrenhaus rc. (Als II. Fall war hier anzuführen: Einige Bestimmungswörter mit endendem e werden, um inniger mit dem Grundwort sich zu verbinden, auf ihre Wur-

zelsylbe zurückgeführt; so Ehrliebe, die Sprachkunde, der Geschichtschreiber, und, um hier zugleich adjectivische Formen beizufügen: liebreich, lieblos; ein friedliebendes Gemüth, Zesen 1661.; einer jeden rechtlichen und friedliebenden Regierung, Fr. Schl. 1820. ꝛc.)

II. (III.) Weil aber das nebenbestimmte Wort sich hier gar oft auch in einem durchaus abhängigen Zustand darstellt, und sich dem gemäß meistens in einem dem Grundbegriff folgenden Genitiv auflösen läßt, wie bei den oben angeführten, Völker-Scheide ꝛc.: so wird jene Ineinsbildung (?) durch die völlige Annahme der Genitivform z. B. in »Bundestag« vermittelt, wie so häufig im Griechischen und Lateinischen: tricho-labis (Haarzange), nicht etwa thrix-labis; æri-fodina, nicht etwa æs-fodina, wo der Wohlklang (oder auch das Bedürfniß des engeren Anschließens) dem Genitiv nur sein s benommen hat. In der Beziehung des mehr abhängig Gedachten, gegenüber den enger verknüpften Doppelbegriffen, sind hier auf dem Boden der natürlichen Sprachbildung manche feine Unterscheidungen hervorgegangen, welche die Begierde, Alles seiner äußerlichen Form nach regelgleich zu bilden, unsrer guten Sprache hoffentlich nie rauben wird; so z. B. das Rathhaus, ein selbstständiges Ganze, mehr Ursprüngliches (?), und daneben der vom Rath geschickte Rathsdiener; so der Amtmann als die Hauptperson in seinem Bezirk, dagegen als mehr untergeordnete Dinge, der AmtSknecht (der AmtSbote) und die AmtSstube. (Letzteres, meine ich gegen Jean Paul's Retorsion S. 132, wäre doch richtig im Vergleich mit dem Amthaus. Eine ähnliche, sinnige Unterscheidung unsrer Sprache ist die, wo dasselbe Bestimmungswort, nicht-declinirt, den allgemeineren, noch auf nichts bestimmt und einzeln Gedachtes gehenden Begriff bezeichnet, während die hinzutretende Biegung sofort auf das mehr Abhängige und Besondere deutet; man vergleiche dießfalls in Adelung's Wörterbuch die Zusammensetzungen bey d. W. Schiff. Hier steht neben dem »Schiffsherr« völlig richtig »der Schiffjunge, auf den Schiffen, junge Leute, welche Matrosendienst erlernen,« und dabei die Erinnerung: Schiffsjunge bezieht sich auf ein bestimmtes Schiff. Mit gleich gutem Grunde wird bei »der Schiffsbaumeister« auf Schiffbaumeister verwiesen, wo jene Form »dem Baumeister eines gewissen bestimmten Schiffs« zugetheilt wird. Umgekehrt stellt Adelung »das Schiffsvolk«, nicht das Schiffvolk als das Gemeingültige auf, welches letztere »ohne Beziehung auf ein bestimmtes Schiff« natürlich selten vorkommen wird. Ph. Zesen hat zwar beides, ununterschieden; aus ihm wollen wir den von Adelung übergangenen Schiffshauptmann hier nachholen: »in Gegenwart

der Schiffs-hauptleute« 1661.) Daß unter allen solchen, sonst inconsequent scheinenden Formen überall die leiseren Andeutungen größerer oder minderer Abhängigkeit ꝛc. verborgen seyen, fällt mir nicht ein zu behaupten, da hiebei der Wohlklang und zufällige An- und Eingewöhnung (setzen wir hinzu, die Antipathien und Sympathien der Sprachorgane) oft mehr, als sorgfältig durchgeführte Analogien, wie in so vielen andern, gleich unverrückbaren Theilen der Sprache, vorgewaltet haben. (Diese Aeußerung hätte Jean Paul doch wol näher berücksichtigen sollen, da er, S. 132 — 42, von neuem die einzelen Ausnahmen und seine Regeln als das Entscheidende uns entgegen stellt. Daß jener Wechsel der Formen dem Ausländer die Erlernung unsrer Sprache erschwert (S. VIII — IX.), sollte uns in der That völlig gleichgültig seyn; was ein übereinstimmendes Gefühl unser Aller als das Richtige anerkennt, und längst geübt hat, muß aus der Gesammtanlage unsrer Sprache hervorgegangen seyn, und keine träge Gleichmacherey wird ihr diese sinnige Mannigfaltigkeit rauben, wie z. B. wenn es in einem Geschichtswerke v. J. 1661 heißt: »also vermehrte die Vorsehung ihm sowohl seine Erbreiche, als seine Reichs-Erben;« oder »zwo stats-handlungen, deren eine die geld-mittel, die andere die kriegs-macht betraf.«) Jene Genitivbezeichnung, wodurch der abhängige Theil des zusammengesetzten Begriffs sogleich sich ankündigt, zeigt sich zunächst bey den weiblichen Wörtern, z. B. in Frau-en-kleid (nicht Fraukleid), Sonne-n-Schein, Gänse-haut, der Mäuse-zahn ꝛc., von den alten Genitiven der Einzahl, die Fraue, der Frauen, die Sonne, der Sonnen, die gans, Genit. der gense, die mus, Genit. der muse. Ferner bey den männlichen Substantiven, deren alter Genitiv Singul. ein n an die reine Form des Wortes anfügte; des SameN, des SchadeN, des HaneN (von der Hane), daher Samenkorn, Schadenersatz, Hahnenfeder; es ist dieses N also keineswegs »ein Wohllaut-n.« Mißformen, wie: des BuchstabenS, Jean Paul, sich meines KnabenS zu bemächtigen, Göthe, auch, des SchmerzenS, kennt die gute alte Sprache nicht. — Bei männlichen und sächlichen Substantiven sodann, die im Genitiv ein s oder es annehmen, bleibt dieses s; über das Beibehalten oder Ausstoßen des e entscheidet der Wohlklang. Hier einige Zusammensetzungen der Art: ein MannS-kleid, nicht Manneskleid, der Bundestag, besser als BundS-tag; OrdenSband, LebenSlust, GlückStopf, VolkSbuch ꝛc. Dieses s oder es ist es nun, welches Jean Paul aus allen solchen Wörtern herausschneiden möchte; den eigentlichen Grund dieser theilweise schon von ihm in bester Meinung (in der Vorschule 1813 »mit furchtsamer, unentschiedener Hand« S. 711) vollzogenen

Verbannung erfahren wir erst zu Ende des zwölften Briefes (denn da Jean Paul obige Genitiv-en duldet, so hat es mit der Inconsequenz im Gebrauch oder Nichtgebrauch (s. oben I.) des s nicht viel zu sagen, da diese Ungleichheit ja bei en, n eben so obwaltet); hier also heißt es S. 75: »Es ist Pflicht, unsere auf knarrenden und kreischenden Mitlautern daherziehende Sprache wenigstens von dem Genitiv-s, als einem fünften Knarrad am Wagen zu befreien, und die Musik der Selbstlauter nach Vermögen vom Mitlautergekreische zu entfernen.

In der That, dieses üble s sollten wir überall, wo es nicht hin gehört, sorgfältig ausmerzen, wie in GerichtSbarkeit, unsers volkSthümlichen Adels (die Musen 1814), jenleitS des fließenden Baches, ZwangSmittel, Wiel., in der vornehmen GeschäftSlosigkeit, ders., öfterS, nirgendS (nirgenDs), und so weiter. Allein, wo in Zusammensetzungen, im Einklang mit den Gesetzen der natürlichen Sprachbildung, jener Genitiv steht und stehen muß, wie ist es da möglich, hier, nicht einen durch den verwahrlosten Mund des Pöbels uns anklebenden rauhen Laut, sondern einen lebenden Theil der Sprache selbst willkürlich auszustoßen, blos um dadurch, neben der zu überkommenden, jede Unterscheidung auslöschenden, trägen Gleichmachung, dem Wohlklange behülflich zu seyn, der nie auf Kosten wesentlicher Bildungsgesetze der Sprache gewonnen werden soll; sonst würde hier am Ende Alles und Jedes in der Art erlaubt seyn, wie z. B Prof. Krug, aus Abneigung gegen das r, eine kleine Schrift »Ueber die Befôderung des Wohllautes der deutschen Sprache« heraus gab! (fördern kömmt her von fort, Compar. förter, daher förtern, sonst allgemein statt fördern; befödern läßt sich so wenig sagen, als waten statt warten.) Von einem isolirt gedachten s in jenen Wörtern (Volk-s-freund, Staat-s-mann) kann im Grunde gar nicht einmal die Rede seyn; ob das abhängige Wort hier die Genitivform mit oder ohne Recht erhalten habe, das ist die Frage, und diese wird zu Gunsten unsrer Vorfahren unbedenklich Jeder bejahen, der nur die meisten jener Zusammensetzungen aufmerksam ansieht; der abhängige Theil hat da nicht etwa ein zufälliges s hinten nachgeschleppt, nein, er ist der reine, natürliche, nur ohne Artikel vorantretende Genitiv selbst, wie in den Orten »Königsdorf, Königsberg, Landshut 2c; dadurch, daß das vordere Wort seinen Artikel (des) verliert, erzeugt sich eben jene Ineinsbildung; wir sagen also: *das* Wirtshaus, was sonst das des Wirtes Haus heißen würde; Jean Paul's Nominativ »das Wirthaus« hat die Stimme des ganzen deutschen Volkes gegen sich. Der Genitiv ist hier auch durchgängig so entschieden, daß den Alten unsre jetzige Schreibung solcher

zusammengesetzter Formen, als Ein Wort, durchgängig unbekannt war; sie würden z. B. jedes für sich geschrieben haben: der bundes tag, wie bey Conrad von Würzburg »(Mars) das ist der leide strites got« (der verhaßte Gott des Streites, nicht stritesgot, oder gar stritgot. (Bei diesem Anlaß bemerke ich, daß Jean Paul, in Betreff der Widerlegung Jak. Grimm's im Hermes S. 153, sich äußert: »welche Einwürfe und Waffen aus seiner ungeheuern sprachgelehrten Gewehrkammer (Grimm's deutsche Grammatik) waren nicht zu befürchten! — Es lief besser ab; es waren keine zu haben gewesen.« Nämlich, Jean Paul hatte sie dort im ersten Bande nicht angetroffen; ich zweifle aber nicht, daß in dem, was der zweite aus dem Gebiet der Wörterbildung, aus allen früheren Zeitaltern der deutschen Sprache (von der Jungfrauen-Weise, der idisa-wisu, bei Tacitus, an), mittheilen wird, eine treffliche Belehrung über den fraglichen Gegenstand uns allen vorbehalten sey. Einige Beispiele aus den Schriftstellern unsres Alterthums gegen Jean Paul mögen hier indessen vorangehen. In seiner Vorschule heißt es »kein Glückrad«, wo wir alle bisher an GlückSrad gewöhnt waren. Für uns stimmen die Manesse'schen Minnesinger, II, 22: Gelukes rat treit (trägt) vier man; und in einem Liede des vierzehnten Jahrhunderts: ain rad, es haist geläckes scheibe. Die Unfüglichkeit der gegentheiligen Formen zeigt sich noch auffallender in mehrtheiligen Zusammensetzungen; nach Wolke's Irrlehre müßte man, den offenbaren Genitiv verläugnend, setzen »ein Gericht- und Urtheil-Brief«, wo unsre Vorfahren richtig sagten: der benant anwalt begert an mich, im darumb gerichtz und urtails brief zu geben, Monum. Boic. 1474. — Auch die Unterscheidung des Begriffs bei der Biegung oder Nichtbiegung des ersten Theils bewährt sich schon im Alterthum: der Landmann und der Landsmann; der Landesherr und ein Landherr; so 1482: Landtmann, paursman, rusticus, dagegen: LantSman, compatriota; LandSherre, *praesul*, dagegen: Landherre oder Freyherre, *baro*. »Die Jahrzeit« ist in Luther's Bibel eine feierliche Zeit, die des Jahrs ein oder mehrere Male gefeiert wird; die JahrSzeit bezieht sich auf den Frühling, Sommer rc., richtig also Wieland: Schon ist der Bäume Schmuck der spätern Jahrszeit Raub, Ober. Der bestimmt ausgedrückte Genitiv »die heisse Tageszeit, Wiel., findet nicht statt in den Tagzeiten der katholischen Liturgie, schon im dreizehnten Jahrhundert tagzit.)

(Wer den Genius der alten Sprache kennt, fühlt jenen, wie ich ihn nennen möchte, absoluten Genitiv (wie in: der leide strites got) deutlich, z. B. in Zesen's: »dieser nunmehr in

krieges-haft genommene König," wo die uralte Schreibweise "in Krieges Haft" seyn würde, statt dessen braucht Zesen durchgängig das Hyphen, wir schließen noch enger an einander: in Kriegsgefangenschaft.) Diese unsere Schreibung stellt nun die Einheit, Untheilbarkeit und Selbstständigkeit solcher zusammengesetzter Wörter auch für das Auge außer allen Zweifel; wer uns nun anräth, hier überall den Genitivcharakter zu unterdrücken, schiebt der rechtmäßigen ehelichen Verbindung ein gleichgültiges Neben-einanderstellen zweier Wörter unter, und für derlei übel verbundene Zwillingspaare, wie "ein Mannkleid, Staatmann (Engl. statesmann), Bundtag, Lebenlust" ɩc. möchte dann immerhin die höchst unbequeme Orthographie der baierischen, übrigens im Lande selbst fast von Niemand befolgten, Sprachlehre gewählt werden, diese nur so neben einander gestellten Wörter "Mann-Kleid, BundTag" ɩc. zu schreiben (wodurch nun die großen Anfangsbuchstaben der Substantive, deren Entbehrlichkeit die öfteren Ausgaben des Vossischen Homer zur Genüge darthun, noch in der Mitte der Wörter ungebührlich vermehrt würden); eine Orthographie, die sonst freilich, in den fehllosen Gebilden, uns beinah ganz der Freude berauben würde über die Leichtigkeit der deutschen, hierin mit der griechischen wetteifernden Sprache, so vielartige als ein Wort geltende Zusammensetzungen zu bilden; denn die großen "AnfangsBuchStaben" scheinen es uns recht fühlbar zu machen, daß wir hier nicht ein Wort, sondern zwei, für sich und ohne alle Einwirkung eines herrschenden Accents selbstständig gebliebene Wörter vor uns sehen! — Am besten ist diese verunstaltende zwecklose Schreibweise von einem Mitglied der Münchener Akademie, Hrn. von Yelin, dargethan worden in dem Werkchen "das Kaleidoskop, eine baierische Erfindung." — (Vgl. Jean Paul S. 221—7. Um die Einwirkung des Accents in dem Bestimmungswort zu zeigen, wodurch das zweite Substantiv seine Selbstständigkeit verliert, also keinen großen Buchstaben erhalten darf, darf man nur mit einander vergleichen, "den Gottesdienst abwarten," und den Alexandriner aus Roberthin: So sey, was an mir ist, zu Gottes Dienst ergeben; wie hebt sich dieses unabhängige Dienst gegen jenes accentlose, durch die Einverleibung seines Tons beraubte — Dienst.)

III. (IV.) Als ein besonderes Gesetz der deutschen Sprachbildung führe ich nun noch folgendes an: Substantive, die keine reine Grundwörter sind, sondern durch Formativsylben, wie heit, keit, schaft, ung, gebildet und also weiblichen Geschlechtes sind, nehmen als Bestimmungswörter in Zusammensetzungen ein s als Bindungsmittel an (ob für den logischen Sprachsinn, oder eines organischen Bedürfnisses wegen, gilt uns hier völlig gleich), ob-

wohl ihr individueller Genitiv von diesem s durchaus nichts weiß: also Wahrheitsfreund, Freundschaftsdienst, Ordnungsliebe, und weil die fremdländischen Wörter auf -ion sich ihnen anschließen, Legationsrath u. s. w. Daß uns diese scheinbare Abnormität eines solchen s an weiblichen Wörtern (wobei irrig von Thiersch S. 185. »Reste alter Genitivbildung« angenommen werden, indem das gesammte Altdeutsche von einem s in der Declination weiblicher Substantive durchaus nichts weiß) — höchst auffallend und widersprechend vorkommen kann, ist wol sehr natürlich. (Wiewol jene Abnormität in Landungskrieg, Schönheitssinn, Religionsunruhen, von den Gegnern nur scheinbar als ein so schreiender Widerspruch hervorgehoben worden ist; dieses s zur einfachen Genitivbildung weiblicher Eigennamen, bei fehlendem Artikel, ist allüblicher Gebrauch in der deutschen Sprache; so, um die Beispiele nicht aus der Kinderstube herzunehmen, — die früheren Jahrhunderte bieten nichts der Art dar — bey Jean Paul, Vorschule: der Priester Melpomenens, seinen Melpomenens Dolch (statt Melpomene's), Jolens Reize (statt Iole's), jenes gerade so ungut, wie GötheNs, WolkeNs Anleit. rc.;« Maja's Sohn, Troja's Mauern, an dem Ufer Lethe's, Göthe. Auf diese Art sollten alle derlei Namen in ihrer Biegung volltönend und den ursprünglichen Laut bewahrend bleiben; da aber wimmelt es leider, sogar bei Göthe, überall von dem klanglosen endenden e: vor dem Altar DianEns (Gö. statt Diana's); MinervEns Schild, MedeEns überdrüßig, Moritz, statt Minerva's, Medea's.) Jene angefochtene Anomalie des zu weiblichen Seynswörtern sich fügenden s ist aber unstreitig nur scheinbar; ich hege gegen den unverabredeten Bildungsgeist unsrer guten Sprache ein weit größeres Vertrauen, als gegen das Kopfschütteln oder rasche Andersmachen des einzelen Schriftstellers; sind wir doch alle, im Kreise unsrer Erkenntniß in einer besonderen oder nur wenigen Ansichten der Dinge der Natur und des menschlichen Lebens befangen! Deßhalb, um das Richtige zu finden, reicht selten des einen Menschen Witz und Verstand hin, und wegen der Punkte, worüber es sich jetzt handelt (auch darüber, daß man »Bildform,« die Form eines Bildes nicht etwa, durch Wolke's Irrlehre verführt, als gleichbedeutend mit Bildungsform verwechseln und jenes diesem unterschieben wolle) wird es gut seyn, wenn auch außer den Berliner Sprachfreunden nun noch andre sich finden, die hier, so wie ich, ebenfalls mit »an der Kür« seyn wollen. (Jene Wolke'sche, wohl zum Theil der Buchstabenersparung zu Liebe aufgestellte, einiger Analogien wegen alles übrige beliebig zuschneidende und verstümmelnde Lehre hat auf Jean Paul's

Schriften seit acht Jahren den nachtheiligsten Einfluß gehabt; ein mangelndes s kann Jeder im Lesen, wie kleine Druckfehler anderer Art, leicht ergänzen; aber jene Ausmerzung ganzer Sylben ist schon etwas Bedeutenderes. Jean Paul's »Reinigmittel« ist ein offenbares, durch nichts zu schützendes Unwort, und die Frage (Vorschule S. 714) »warum man nicht nach Leitfaden auch Ableitsylbe bilden dürfe,« beantwortet sich leicht; dort ist von einem zum Leiten dienenden Faden die Rede, hier ist eine Sylbe gemeint, welche die Ableitung bezeichnet.) Am Schlusse aber werden wir Alle dem vortrefflichen Jean Paul danken, durch seine ausführliche Verhandlung über jene von Wolke ausgegangenen Heischungen sich und Andern Gelegenheit gegeben zu haben, über einen durch die deutsche Sprache so weit verbreiteten, in manchen einzelen Fällen noch schwankenden Gegenstand, ein helleres Licht verbreitet, und ihm diejenige Sicherheit gewonnen zu haben, ohne welche unsere schöne Sprache, wie wir gleich eingangs bemerkten, sich auch fernerhin noch in dem Zustande der Unvollendung und Unmündigkeit befinden würde.

So weit unsere Widerlegung, die gleichwol so wenig, als die Gründe der Herren Thiersch und Grimm, den Glauben Jean Paul's an seine, gewiß nicht ohne Mühe ausgedachten zwölf Klassen, und an das durch Stimmenmehrheit heraus erzwungene Resultat der Gleichheit und Freiheit völlig zu ändern vermochte. Mir ist blos unbegreiflich, wie bey so vielen Zeugen für ursprüngliche, nicht etwa von den Sprachlehrern erfundene Rechte Jean Paul dennoch keine Regel anerkennen will; S. 204 heißt es: »Jedoch nöthigt mich zu dieser Verwilligung (der Beibehaltung des s in mehrern der Unterscheidung bedürfenden Doppelwörtern) ganz und gar nicht ein Sprachregelrecht, sondern ich werde von einer ganz andern Erwägung zu dieser Maßregel oder Freiheitertheilung bestimmt; von der nämlich, daß man in der Sprache nicht genug Schattirungen von Schatten, Halbschatten, Viertelschatten haben kann, und daß also, wenn ein bloßes Anheft-S einen ganzen neuen Begriff darstellen kann, der krumme Schnörkel mit etwas Dank anzunehmen ist.« Hier sollte es doch nun offenbar heißen (da es sich ja nicht um eine erst neu zu erfindende Formation handelt), statt »darstellen kann,« jederzeit dargestellt hat, und gerade dieses begründet ja die Regel, und dennoch wird hier das »Sprachregelrecht« abgewiesen, als ob die Regel etwa außer der Sprache, als ein lästiger Gast existire, da sie doch einzig nur dazu da seyn kann, eben jene Schattirungen erkennen zu lehren und zu sichern. Jene Worte stehen mitten in dem achten Postscript, worin Jean Paul mehrere nicht wol abzulehnende Unterscheidungen und son-

stige Genitivformen zugibt und einräumt, womit uns aber nicht sonderlich gedient ist, da sie hier mehr als willkürliche Einräumungen, denn als begründete Anerkennung erscheinen. Am meisten zum Ziel treffend in diesem Anhang ist ohne Zweifel der Brief des Dr. Thiersch, der in dem nahverwandten Genius der griechischen Sprache hier die unsre sich abspiegeln läßt. Für mich wenigstens war es erfreulich, zu sehen, wie wir Alle, in unverabredeter Uebereinstimmung, die inneren Gründe der Sprachbildung, sie vielleicht mehr ahnend, als völlig klar in allen ihren Beziehungen erkennend, vertheidigen, indem, was hier das Beste seyn würde, es noch Keinem gelungen ist, die vollständige Einsicht zu vermitteln, nach welchen Grundregeln und Richtpunkten die jetzt so überaus schwankende Bildung der zusammen gesetzten Wörter bey unsern Vorfahren ausgeübt wurde. Bekanntlich haben alle unsre Schriftsteller seit Hagedorn und Gellert hierin mehr nach einem dunklen Gefühl des Rechten, als nach irgend einer deutlich erkannten Sprachregel sich gerichtet. Diese von den Grammatikern bisher umgangenen Regeln bestimmter zu erkennen, ist gegenwärtig eine um so weniger abzuweisende Aufgabe geworden, da der als ungenügend anerkannte Versuch unsers Jean Paul hier die Nothwendigkeit einer richtigeren Lösung mehr, wie vorhin, zu fodern scheint *).

Da es von nun an gewiß nicht mehr darauf ankömmt, die Herren Wolke und Richter zu widerlegen, und hier, im Einverständniß mit Jean Paul, noch etwas Besseres zu thun übrig bleibt, was ich schon im Eingange angedeutet habe: so habe ich es nunmehr, als Recensent der Jean Paul'schen Schrift, als meine Pflicht anzusehen, dasjenige, was in diesen Dingen für unsre Sprache gewonnen werden soll und muß, von meiner Seite weiter fort zu führen; wobei nun keineswegs die nächste Absicht ist, ein grammatisches Thema, zum Frommen der deutschen Sprachlehre, weiter zu beleuchten; ich werde diese kleine Mühe in der Hauptsache für verloren achten, wenn die folgenden Mittheilungen nicht unsrer Literatur selbst zu Gute kommen, das heißt, daß alles Taugliche darunter von unsern bessern Schriftstellern, die, in der Art der größten Dichter 2c. andrer Nationen, gegen die Schönheit und Nettigkeit des Stoffes, in und

*) Am genügendesten ist diese Aufgabe unterdessen in dem Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft I. S. 131—76 gelöset worden, »Ueber die aus Hauptwörtern zusammengesetzten Doppelwörter; von J. D. Schulz, nebst Gegenbemerkungen von Ribbeck.« Nur gewinnen gegen das Ende hin die Unterscheidungen Schulze's das Ansehen spitzfündiger Combinationen, deren Unhaltbarkeit dem scharfsinnigen Verfasser ohne Zweifel nicht lange verborgen bleiben wird.

aus dem sie bilden, nicht gleichgültig sind, aufgefaßt und in das Leben der Sprache eingeführt werden. Aus dem vielen Widersprechenden, was in den folgenden Absätzen uns begegnen mag, wird sich nun von neuem ergeben, wie unsre Schriftsteller so häufig, ohne auf irgend einen gesunden Grundsatz zu fußen, und ohne dieß selbst zu wissen, mit der guten deutschen Sprache umzugehen gewohnt sind. Daher, und weil sie auf alles, was seit Jahren schon unsre bessern Forscher, wie Seidenstücker und Radlof dargewiesen, wenig oder gar nicht achten, sieht es hier in vielen Dingen auch noch so verkehrt aus; wo eine zuverlässige reine Form ohne Mühe und ohne Streit von Allen befolgt werden sollte, herrscht nun störende Willkür, beständiges Hin- und Herschwanken, und Fehlerhaftigkeit ohne Ende. Nun zur Sache selbst, wobey Jean Paul's, von mir ergänzter Grundsatz — man gewöhne der deutschen Sprache so viel Uebelklänge ab, als man kann und darf — uns vorleuchten möge.

Die zusammengesetzten Wörter, von denen hier die Rede seyn kann, sind Substantive und Adjektive, wobei es darauf ankömmt, ob das erste Substantiv das aus dem reinen oder dem analogisch sich hier bildenden Genitiv ihm anhangende s behalten müsse, oder ob es besser wegfalle. Die Fälle, wo dieses unverrückbare Genitivzeichen von dem deutschen Volke und allen guten Schriftstellern, auf welche die von Wolke beliebte Ausmerzung keinen Einfluß haben konnte, anerkannt ist, können hier weiter nicht in Frage kommen. Für alle übrige Formen, die, außer jenen, noch zur Wahl stehen, kann eine ungefähre willkürliche Entscheidung von uns nicht als maßgebend anempfohlen werden; wir stellen hier drei einfache Richtpunkte fest, welche im Durchschnitt für den, so sehr vernachläßigten Wohlklang der Sprache eben so förderlich seyn werden, als sie, zu Gunsten desselben, den unverrückbaren Grundsätzen derselben nie zu nahe treten werden. Bei der Ausführung dieser Punkte ist unsere Absicht vorzüglich auch darauf gerichtet, den Lesern eine anschauliche Vorstellung von dem vorhin gerügten argen Hin- und Herschwanken in den Werken unsrer besseren Schriftsteller zu bereiten; wir werden also da, wo es sich eben passen will, aus unserm Vorrath eine Reihe Beispiele anfügen. Uebrigens ist es hier überall nicht darauf abgesehen, jede etwaige billige Ausnahme von diesen, hier so fast sich ankündigenden Regeln abzuweisen, eingedenk des physiologisch so wahren Ausspruches unsers Jean Paul: »auch die unregelmäßigste Gestalt bildete sich nach den regelmäßigsten Gesetzen.« (Katzenberger I. 82.)

I. Unser erster Richtpunkt ist: wenn für jene schwankenden ungewissen Fälle sich irgend eine ausgleichende einfache Regel auf-

finden läßt; so lassen wir dieser überall, wo es ohne Anstoß geschehen mag, folgen. Eine solche analoge Unterscheidung bietet sich uns in Folgendem dar: wenn die Zusammensetzung zwei, blos durch das Genitiv-verhältniß befreundete Wörter verbindet; so möge dem ersten Substantiv sein s bleiben, z. B. der Geschichts-freund; wo aber das zweyte Substantiv von einem Zeitwort ausgeht, welches den Accusativ fodert, und dieses Verhältniß auch noch unter jenen beiden Substantiven als leise durchspielend und fortwirkend gedacht werden kann, da mag füglich das angefeindete s wegbleiben, z. B. in der Geschichtschreiber. In dieser Art finde ich bei Spittler: der sorglosere Geschichtforscher oder Geschichtsfreund, in so fern dem »forschen« eine active Handlung inwohnt, und es im Altdeutschen mit dem reinen Accusativ sich verbindet. Sehen wir aber in jenem Worte, ohne solches Hinüberwirken, das bloße Genitiv-verhältniß: so können wir hier auch der Unterscheidung von Hormayr's nicht entgegen seyn. »Man mußte Geschichtsforscher gewesen seyn, ehe man sich schmeicheln durfte, dermaleinst Geschichtschreiber dieser Heimat frommer, tapferer Treue zu werden,« 1817; bald nachher aber verdirbt der Verfasser es wieder: »in dem unverrückt verfolgten Beruf zum Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber.« Adelung kennt nur Befehlshaber; Jean Paul's S. 41, »gegen den Befehlhaber« begültigt schon der vormalige Sprachgebrauch, 1661; »ein Befehlhaber des königl. Haupt- und Staht-schiffes; darum müßte man das kriegsvolk mit getreuen Befehlhabern versehen; ein Unter-befehlhaber.« Nach jenem einfachen Grundsatz werden wir den Adelung'schen »Friedensstörer« A. W. Schlegel 1810, gewiß nicht dem »Friedenstörer« vorziehen, noch weniger aber vor dem noch völlig einwirkenden Particip dieses s dulden: »alle feindlichen Einflüsse und friedensstörende Gewaltsamkeit,« Fr. Schl. 1820. (Wenn Wieland schreibt: unter einem ackerbau treibenden volke, 1791: so darf diese Trennung, da jedem Worte sein Accent bleibt, mit Recht statt finden; in »frieden-störend« oder Friede-störend (von dem alten der fride, des frides) entbehren wir jetzt dagegen gern jedes Bindezeichens, welches sonst in fast alle Zusammensetzungen, wie ehedem, sich eindrengen würde.) Das angeführte zwiefache Verhältniß bewährt sich schon in dem nämlichen Worte: »sechs Reichsstab-träger,« sagt Zesen 1661, und »seinen Walfahrts-stab« finden wir richtig neben »dem Stab-träger des Staht-Rathes;« eben so verbindet er völlig richtig »aus anklebendem gebuhrts-recht und gesetz-erheischender (legitimer mochte der deutschliebende, wegen einiger Mißgebilde unbillig verrufene Mann nicht sagen) nachfolge.« Auf diese Weise sagte man vormals »gottliebende Männer« 1579, dem

richtig »die gottesdienstlichen Geschäfte,« Rühs, zur Seite stehen, und »bei wahrheitliebenden Theologen,« Fichte 1792, klingt gewiß natürlicher, als »dieser als ein gelehrter und wahrheitsliebender Theolog« 1816. Eben so wird wohl Niemand die in der allgemeinen Zeitung öfter erwähnten »Freudensbezeugungen« neben Adelungs richtigen Freudenbezeigungen erträglich finden. Jenes gegenseitige, abhängige oder einwirkende Verhältniß gänzlich nicht beachtend, sagt Jean Paul S. 159 gegen Grimm: »aber auch Bluts-verwandte sind durch keine Ausrede auszunehmen, welche nicht ebenfalls gegen Blutschänder und Bluträcher gälte.« In einigen solchen Zusammensetzungen werden wir übrigens den nun einmal feststehenden Genitiv nicht wol verrücken können, z. B. in Gerichtsverwalter, oder gar in »die Wolfsjagd,« wo wir es also bei der Auflösung in den reinen Genitiv bewenden lassen.

II. Der zweite Richtpunkt wäre: daß man in den noch zur Wahl gegebenen Formen sich dem zuwenden wolle, was der Genius der deutschen Sprache, in unsern besseren Dichtern und Schriftstellern, als das Gefälligere und Schönere bereits bewährt und vorgezogen hat. Die nächste Anwendung hievon ließe sich hinsichtlich der Zusammensetzungen machen, deren erster Theil ein Substantiv, der andere ein Adjectiv ist. Schon die gemein-übliche Sprache gibt uns muthlos, muthvoll, nicht muthslos rc., gefühllos u. s. w.; wenn unsre Schriftsteller sich hier also mehr an die, für den Wohlklang empfänglicheren Dichter und Prosaiker anschließen wollten, die in derley Verbindungen von Seynswörtern mit voll, reich, los rc. gern das s entbehren: so würde unsere Sprache hierdurch unstreitig an Leichtigkeit und Lieblichkeit gewinnen; denn wenn wir nicht Hülfe im Einzelen suchen wollen, so ist die ewige, sonst leider nur zu sehr gegründete, Klage über die Härte der deutschen Sprache eine nutzlose, unleidliche Blosstellung eigner Unvollkommenheit. — Statt ahndungslos sagt Wieland, Amad., ahnunglos. — so gleichgültig, so absichtlos, ders. 38. anspruchlos... sie ist eben so unbezwingbar als hoffnunglos, ders. — eine drangvolle Welt, Göthe: so liebebedürftig, als irgend rc. ders. — arbeitlos, Voß Luise (und so Adelung Wörterb. »arbeitlos; Arbeitlosigkeit«) — anmutreiche Bombyka! ders Theokr. lobwürdig, ein seelvolles Götterbild; in schüchterner Namlosigkeit, ders. 1809. ein wehmuthvolles Sehnen; mit arbeitvoller Müh', Conz. arbeitscheu, Wolf. — Der holden Dichtkunst anmuthreiche Fülle, die Musen 1814. — allem heimathlosen Volke, Al. Schreiber. — Die besten ausdruckvollsten Tonsetzer, Engel. — antheillose Söldner, Posselt 785. — O Menu, unglückvoller Greis,

Siegfrid 1807, bey Schiller dagegen: unglücksvolle Zeit, unglücksvoller Bund. gewissenlos, Fr. Jacobs, wie schon Dresd. 1528 »gewissenlose Leute;« in dieser Art auch Zesen, »diesen elenden, jammerwürdigen Fürsten.«

An Beispielen der Schattenseite fehlt es auch hier überall nicht; verschiedenes der Art möge hier zur Warnung seinen Platz finden, wobei ich übrigens gern zugeben will, daß wol einmal dem Auctor gerade in dem Moment diese Form bezeichnender, ausdrucksvoller, und mithin wählbarer schien. In der vornehmen GeschäftSlosigkeit, Wieland 38 (Adelung's Wörterbuch kennt nur geschäftlos, Geschäftlosigkeit). eine hoffnungSlose Leidenschaft, ders. (vergl. vorher) aller heurathSlustiger Jünglinge; meinen nachsichtSvollen Zuhörern; die anmuthSvolle Würde, ders. unmutSvoll, Voß Theokr., welche Form auch Campe's Wörterbuch in allen dort angeführten Stellen nur kennt, wiewol hier billig das einfache muthvoll zum Muster dienen sollte. — Hylas den anmutSvollen; sehnsuchtSvoll, ders. — von der schwermuthSvollen Seite, Posselt. — SchwermuthSvolle Zweifler, mit wehmuthSvoller Rührung, v. Matthiss. — ahndungSvoll, Göthe; Eines Vaters vertrauenvolle, schonungSvolle Blicke, ders. — Adam Müller 1816 in seinem hoffnungSlosen Geschäft, nachher aber: ein drittes, geschlechtloses, wo also bey Göthe und Müller dasjenige Wort, welches auf sein Genitiv-s Anspruch machen könnte, keines erhält, und das sympathetische s dem weiblichen Substantiv zufällt, welches sonst ohne s ist; gerade wie bei den zusammengesetzten Seynswörtern: Die Technologie oder Gewerbkunde, und daneben die HandlungSlehre, Sturm 1807. von dieser segenSreichen Erfindung, Ad. Müller; ihre AbsichtSlosigkeit, neben der Geschmacklosigkeit, ders. mit gewissenSlosem Wucher, Zschocke baier. Geschichten, neben den »vorurtheillosesten und gelehrtesten;« bey NachtSzeit, Göthe Leb.; bey Adelung sind alle mit Nacht zusammengesetzten Wörter ohne ein solches s.

Was am meisten uns zu einer größeren Aufachtung bei der Wahl und Zulassung solcher Formen bestimmen sollte, ist, daß das Unfeinere oder Fehlerhafte hier so leicht der Schriftsprache einen Anstrich von Gemeinheit und Ungebildetheit ertheilt, auch bei sonstiger Sprachrichtigkeit, z. B. wenn izt Jemand mit Omeis »zur AbendSzeit,« oder mit Zesen »die Natur schien ihren glücks-wunsch auszusprechen; eine so welt-berühmte Redners-zunge,« schreiben würde. In den bisherigen Beispielen ist verschiedenes der Art schon vorgekommen; auch in den hier weiter folgenden Anführungen wird es daran nicht fehlen. —

Tiedge Eleg.: Und in den Tempelhain Blüht sanft das Himmelsblau herein; später jedoch: das Lichtgewölk, umher gestreut ins heit're Himmelblau. — Nach dem Umsturz der Schreckensbilder, Jean Paul Katzenb., wo Einiges der Art aus dem Volksmund dem komischen Styl wol anstehen mag, z. B. »die Frauens-Perücken.« — Von diesen Freudensbezeigungen, Lichtenberg V. — allen Gemeindsgliedern, Westenrieder; Gemeindsweide, ders., statt Gemeindeglieder, Gemeinweide; im Zimmer der Kindsbetterin, ders. — Weihrauchsstauden; in einem an Schiffsbauholze reichen Lande, Dippold 1811. — gewerbstreibende Leute, von der Hagen; besser Zesen 1661: die angelegenheit dieser handel-treibenden Völker. Zwangsmittel bey Wieland VI öfter; mit äußersten Zwangsmitteln, Spittler; die Lehre von der Rechtsmäßigkeit (!) eines Königsmordes, ders. — Das kleine Triumphslied, Herder, da doch Triumphwagen allgemein ist, Töne des Triumphgesanges, Matthiss.; die Segenssprüche der Väter, Herder. rücksichtslos, Passow, da doch nur Rücksichtlosigkeit gesagt wird. Statt Despotismus gibt uns Campe »die Gewalt- oder Gewaltsherrschaft,« die Gewaltherrschaft finden wir schon bei Zesen. anmuthslos, Fr. Köppen. treuherzige Anspruchslosigkeit, Göthe 1805. durch blôsse vernunftsgründe, Wieland 1791. den Hochzeitstag, Voß Odyss.; den ersten Morgen nach der Hochzeitsnacht, Runde 1806; am Hochzeitsmorgen, Zschocke 1810; wer würde hier allerseits das s nicht lieber missen? So bei Wieland: zwischen dem Hochzeittag, wie denn auch bei Adelung in der ganzen Reihe von »Hochzeitbett« bis zu »Hochzeit-vater« ein solches s nicht einmal als Variante aufgestellt wird.

Mehr jedoch verdienen unsre Aufmerksamkeit die Beispiele der gewählteren Zusammensetzungen, von denen ich hier noch einige nachtragen will: ein allgemeiner Brudersinn, Wieland; die Geschichttafeln, alle Geschichtbücher, Posselt; den Gebirghöhn, Voß; auf Kindtaufen und Hochzeiten, H. von Kleist; mit Vaterstimme, die durch's Inn're dringt, Wyß der jüngere; die Willenlosigkeit des Chores, Köppen; bei seinem vertragwidrigen Betragen, Hegewisch; der einsichtvolle Zuhörer, Woltmann; in ehrfurchtvoller Erwartung, in dieser schmerzvollen Zeit, Fr. Jacobs; so auch, die kürzere, sinnige Form vorziehend, Fr. Schlegel 1820. »einer jeden rechtlichen und friedliebenden Regierung;« bei Schiller beides: ein unglückselig schmerzvoll Wiedersehn, und: nach langer schmerzenvoller Trennung (die Mehrfachheit der Formen ist für den Dichter von hohem Werth); ferner aus Schiller: Mich selbst er-

griff der Strom-der glaubenvollen Menge; Vergönne mir, dein blindes Werkzeug willenlos zu seyn; Jetzt schimmerst du in segenvollem Licht; gleichwohl auch, daß sein Loos der Liebe großmuthsvolle Schöpfung war. — Aus Schiller's Werken, wenigstens der ersten Ausgabe, dürfen wir gar nichts anführen, da hier auf die willkürlichste Weise, nach des Dichters Tode, so manche Form geändert worden; dieses war mir schon vor sechs Jahren klar, als ich im VIII. Bande, I, zu meiner großen Verwunderung antraf: Ihrem vorurtheilfreien Geist, die Bedingungen seiner Vorstellungkraft, zu fremder Vorstellungart, Ausbildung des Empfindungvermögens, das Schönheitgefühl, der göttliche Bildungtrieb, die Künste der Einbildungkraft, was alles weder in den Horen noch in den kl. prosaischen Schriften wird anzutreffen seyn.

Obigen Belegen für die gewählteren und nachläßigeren Formen zusammengesetzter Wörter mögen hier noch einige Beispiele des Hin- und Herschwankens unsrer Schriftsteller bei denselben Wörtern folgen, welches wol auch schon früher sich kund geben mag, wiewohl schwerlich derlei Widersprüche z. B. in Gellert's Werken anzutreffen seyn möchten. Göthe 1817, das Stifthaus (der Senkenbergischen Stiftung), einige Seiten nachher: in dem Stiftshause; das Fach der Landschaftmalerei, ders. 1805, und auf der folg. S. eigentliche Landschaftsgemälde, was jedoch wol neben einander bestehen kann; desselben Dichters Erlkönig ist von vielen, sowohl Geschichts- als Landschaftsmalern zum Gegenstand gewählt worden, ders. 1817. Rühs 1816, die ersten Geschichtbücher, S. 8; dagegen S. 10, als Tradition in den Geschichtsbüchern aufgenommen. Hackerts Anleitung zum Landschaftzeichnen, Köppen 1806, und vorher gleichwohl: der Lehrling der Landschaftszeichnung, als ob von der Zeichnung einer bestimmten Landschaft die Rede wäre; ders. S. 225, Andre Landschaftmaler, und S. 232 einiger vorzüglicher Landschaftsmaler; Adelung gibt uns richtig neben der Landschafts-Casse, der Landschaftmaler.

III. Die bisherige Schaustellung der so vielfach schwankenden, aller Reinheit und Nettigkeit der deutschen Sprache zum Trotz die Werke auch der vorzüglichsten unsrer Schriftsteller verunstaltenden Formen möge für dießmal genügen. Wir kommen nun auf unsern dritten Richtpunkt, der zunächst den Sprachforschern anzuempfehlen ist; diese sollten uns mit allen solchen Doppelwörtern bekannt machen, in denen wir nach dem Beispiel und Vorgang der frühern Urkunden unsrer Sprache und der Schriftsteller des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts das durch spätere Nachläßigkeit eingedrungene nutzlose S völlig entbehren

könnten. Dieser einzige Laut, wie in andern Fällen ein D, R oder T, kann mitunter den Wohlklang einer ganzen Zeile ꝛc. stören; man setze z. B. das gegen den ältern Sprachgebrauch itzt allübliche »inSgeheim« in folgendem Hexameter aus Voß:

Uns ingeheim aussinnend den tod und das schwarze verhängniss,

wo dann, neben einer übel verlängerten Sylbe, dem sorgfältigen Dichter ein dreifach zischendes unS, inS-, auS aufgebürdet würde. Ueberall also, wo unser Ohr nicht gegen jede Aenderung des Angewöhnten unerbittlich ist, sollten wir uns willig durch die Vorbilder unsrer früheren Sprachdenkmäler zu der Wahl der einfacheren und wohlklingenderen Verbindungsart bestimmen lassen. Bei den meisten neueren Schriftstellern finden wir z. B. das baierische ꝛc. RechtSbuch, ein Wort, das meistens nur in alterthümlicher Beziehung vorkömmt; statt dessen kennt, wie schon erinnert wurde, die ältere Zeit nur Rechtbuch, Buch der Rechte. Statt UnglückSstifter sagt Philesius 1507: die gemeind nant sie oft Brutos vnd vnglückstifter, nach unsrer obigen I. Regel völlig richtig; Adelung kennt nur FriedenSstifter ꝛc. Steph. Riccius sagt: Cæsar ist von den *Bund*genossen auf dem *Rath*hause zu Rom erstochen worden. In dem Sinne will auch Adelung Rathhaus, da er dem »RathShaus« eine andre Bedeutung unterlegt. In alten Augsburger Verordnungen: die Rathherren. Adelung hat nur BlutSfreundschaft, — alle übrigen Zusammensetzungen dieses Worts bei ihm ohne S —; 1565: »haben nicht gefragt nach der Blutfreundschaft oder verwandnis.« Statt Meereswellen finde ich 1579 die ungestümen Meerwellen; so bei Göthe: Venedig's Meerherrschaft, und Voß: Selbst denn schiff' ich getrost durch die Meerflut. Bacchus jezt zubereitet hat Ein gutes Mittagmahl 1594, wie bey Göthe: II, 247: während unsrer Mittagrast. gottfürchtig, Luther 1525, nicht wie wir, gottesfürchtig. hymelslussel, flos maris 1482; bey Adelung HimmelSschlüssel. indem er dieß Engelbild erblickt, 1656. es war ihm ein befehl-schreiben (Ordre) zugekommen, Zesen; imgleichen: einen befehl-brief zu untersieglen, daneben aber »einen geleitsbrief.« In einem zu Salzb. 1681 gedruckten Werkchen wird statt Physiognom, »Gesichtdeutter« gesagt, unstreitig ein tauglicheres Wort, als Campe's GesichtSforscher. darzu (zu diesem Zweck) sollen Vorrath-heuser aufgerichtet werden, 1661, bey Adelung: das VorrathShaus, Magazin; besser, wie mir scheint, »alle Vorrathkammern,« in einem verbotenen Schriftchen über den Kornwucher, Donauw. 1817. — Hiezu noch einige weibliche Seynswörter: freiheitbriffe, privilegium, 1482; Er bemühte sich, so viel hülfvölker zu wege zu bringen, als —

Zesen; des Königes sache mit einigen hülf-mitteln zu stützen, ders. Ueber dieses den weiblichen Substantiven gegen unsren jetzigen Gebrauch mangelnde s führe ich noch Folgendes aus Joh. Franck's Susanna 1656 an, wo übrigens als Gegenbeispiel blos »in andern Liebes-fällen« und »sich zum Liebs genossen antragen« vorkömmt: »ein Keuschheit-Spiegel; die Andacht-Liebe; ein schöner Keuschheit-Tempel; das Unschuld-volle Weib; so wie das Gerücht zuweilen auch ein Warheit-Bothe heißt; die Keuschheit-Blume; mein Tod soll mir ein Unschuld-Zeuge seyn.« —

Ich wünschte wol, aus der Reihe jener früheren, einfachen Zusammensetzungen eine reichlichere Ausbeute vorlegen zu können. Hätten wir deren in größerer Menge; so würde eine solche Sammlung eine willkommene Auswahl zur Beförderung des Wohlklangs der deutschen Sprache darbieten, der nicht blos durch einen schönen Periodenbau und gefüge Verbindung der Wörter zu erstreben ist, indem hier das nächste und nöthigste Erforderniß sich darin zeigt, daß die einzelen Bestandtheile der Sprache selbst nicht ferner durch die in den Zeiten verwahrloster Bildung eingedrungenen vielen Consonanten, die mit ihrem Bleigewicht noch an so vielen Sylben sich festhängen, beschwert und verunzieret seyen. Einen kleinen Beitrag zur Erreichung dieses Zweckes, wozu alle guten Schriftsteller ausübend mitwirken sollten, bietet der vorliegende Versuch über die Bildung der zusammengesetzten Wörter, gegen und für Jean Paul dar, dessen Ausführlichkeit denjenigen allerdings befremdend scheinen könnte, welche unsre Sprachbildung, also den Aufzug und Einschlag der gesammten deutschen Literatur, schon fertig und abgeschlossen wähnen. München, April 1821.

B. J. Docen.

Art. XII. Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, zur Beförderung einer Gesammtausgabe der Quellschriften deutscher Geschichten des Mittelalters. — Herausgegeben von J. Lambert Büchler, großherzoglich-badischem Legationsrathe bey der Gesandtschaft am Bundestage, und Dr Carl Dümge, großherzuglich-badischem General-Landesarchiv-Rathe. Erster, zweyter und dritter Band. Frankfurt am Main 1819. In der Andreischen Buchhandlung.

(Fortsetzung der Anzeige im XIV. Band, S. 150 bis 167.)

So erfreulich auch das ganze, große Unternehmen der Frankfurter Gesellschaft an und für sich, und so viel Rühmliches darin im Einzelnen auch bereits geleistet worden ist, läßt es sich doch nicht verkennen, daß durch einen außer-österreichischen, wenn auch mit ungewöhnlichen Mitteln und

mit ungewöhnlicher Einsicht ausgerüsteten, durch förmlichen Bundestags-Beschluß zur deutschen Nationalsache erhobenen Verein und durch den preiswürdigsten Fleiß aus der Fremde hieher abgeordneter Gelehrten (so ungemein liberal unterstützt, wie Pertz von der österreichischen Regierung!), ohne ein echt einheimisches, selbstständiges Wirken, für den nächsten vaterländischen Zweck nur fragmentarische Ausbeute ersprießen könne. — Die unzählige Vermischung slavischer und deutscher Quellen, und die Nothwendigkeit einer vollen Fertigtigkeit in beyden Sprachen und deren Dialekten, sey aus vielen nur als eine höhere Grundursache genannt. — Etwas Genügendes zu leisten, vermögen nur in Oesterreich geborene, heimische, durchaus lokalisirte Literatoren unter dem Auge und mit der besondern Gunst der Regierung. Die Schlußpfeiler ihres Wirkens sind bereits vorhanden, ja bereits in der löblichsten Wirksamkeit, in den Hochstiftern und Abteyen, als den wahren locis credibilibus und einzigen Asylen durch das ganze Mittelalter hindurch und in den Provinzial-Museen (in Pesth, Prag, Brünn, Grätz 2c.)

Nur eine von der Regierung ausgehende, von ihr gehandhabte Aufforderung an die sämmtlichen Besitzer von handschriftlichen und Urkunden-Schätzen, an Bibliothekare und Archivare, an die Gelehrten des Reichs 2c. kann durchgreifen.

Die in diesen Jahrbüchern (V. 149, und XII. 186) gewürdigte »kirchliche Topographie Oesterreichs« schien uns, weit mehr, als durch eigene Leistung, wichtig als Leuchte zur Aufsuchung und zur Entdeckung des noch Unbekannten und in Winkeln, wo man es gar nicht ahnet, Verborgenen. — Möge Darnauts unermüdeter, liebender Fleiß nicht mit ihm gestorben seyn, möge diesem Unternehmen, durch anderweitigen Beytritt, Erfrischung und Erneuerung zu Theil werden! — Des ehemaligen Hauptmannes, nunmehrigen Gutsbesitzers Carl Schmutz zu Grätz, überreiches Magazin der vielseitigsten Materialien und sein der Ausführung reifer und naher Plan eines topographisch-historischen Lexikons für Steyermark verdient die dankbarste Erwähnung, und ist der unverdrossensten Nacheiferung werth. — Eben so reichhaltig sind die Sammlungen des Brünner Gubernialsekretärs, Johann Peter Cerroni, für Mähren und Schlesien. — Nicht ohne bedeutende Ausbeute für Böhmen, des Ritters Johann Ferdinand von Schönfeld Museum und Adelsarchiv, beyde mit kluger Auswahl und vielem Glück aus dem literarisch-artistischen Schiffbruch der Klösteraufhebungen und der eben so vandalischen Auflösung der rudolphinischen Schatzkammer und Reichsre-

gistratur in Prag errettet: aber wahrhaft einzig zu heißen verdient die bibliotheca Tyrolensis des obersten Justizhofrathes in Wien, Andreas von Dipauli.

Das Bessere ist nur zu oft ein arger Feind des Guten. — Wenn auch Maximilians Fischer Geschichte des Stiftes und der Stadt Klosterneuburg in Hinsicht der Darstellung eben nicht als Ideal vorangestellt werden sollte, ist es zu läugnen, daß die dreyhundert zwey und achtzig Beylagen ein unschätzbarer Gewinn für die Vaterlandsgeschichte sind, daß jede solche Saat eine unzuberechnende wucherische Ernte bringt, und somit dem Verfasser und seinem Prälaten unzweydeutige Ansprüche auf den Dank des Vaterlandes zur Seite stehen? — und was ist auch nach dem ruhmvollen Vorgange beyder Petze, Duellius, Hubers, Fröhlichs und des Chorherrn Kurz (dem wir die Urkunden von Garsten, Gleink, Waldhausen, Baumgartenberg ꝛc. verdanken) noch für die österreichische Klostergeschichte und für die Herausgabe ihrer Schätze zu thun übrig? — Des Dr. Pertz kurzer Ausflug während der Bibliotheks-Ferien hat gezeigt, was neben den Urkunden für wichtige Handschriften annoch verborgen liegen, z. B. in S. Paul, ein Codex aus den Tagen Ludwigs des Frommen mit der lex Ripuariorum, Salica, Baiuvariorum, Alemannorum, Burgundionum, lex Alarici und einer Reihe noch ganz unbekannter Kapitularien Karls des Großen und seiner Söhne Pipin und Ludwig! — in Mölk äußerst schätzbare vitae Sanctorum, — in Kremsmünster eine prächtige Handschrift des Thomas von Capua, Briefe Gregors VII., die Werke des dortigen Mönchs Bernardus Norikus, — in mehreren andern Abteyen, Eginharde, Reginos, Luitprande, und Ottos von Freysing chronicon und de gestis Friderici I. in sehr alten und schätzbaren codicibus. Die unermüdbare Liberalität ist wahrhaft bewunderungswerth. — Uebrigens wäre es an der Zeit, daß die hier, I. 544, erneuerte Anfrage über das Schicksal des zweyten Theiles des berühmten chronici Gottvicensis, welchen Gerken zu Tegernsee unter der Presse sah, erschöpfend beantwortet würde! — Der gerechte Wunsch kann nicht dringend genug erneuert werden, es möchte dieser herrliche Ueberrest: »chartarum nimirum privatarum quae a *Marculpho* in formulis nuncupantur *pagenses* und liber V. tractat. de ducibus et comitibus Germaniae mediae aetatis per quinque majores ejus provincias,« so wenig als die zerstreuten Blätter des Abtes Magnus Klein, Herausgebers der notitia Austriae

antiquae et mediae, nicht eine Beute der Sorglosigkeit oder eines ungeschickten Diebes vom Schlage des Arlequins geworden seyn, der mit vieler Pfiffigkeit einen Brief aus der Tasche stahl, und dem es hintennach erst einfiel, daß er nicht lesen könne!!

Ein würdiger Fortsetzer Bessels und Kleins wäre schon gefunden, bey Friedrichs Blumberger scharfsinnigem und glücklichem Fleiß. — Daß im III. Bande, S. 33, die notitia Austriae antiquae et mediae, als die Fortsetzung des chronicon Gottvicense, durch den gelehrten und unermüdeten Hofrath Hoheneicher zu Partenkirch dargestellt ist, ist faktisch wohl nicht ganz richtig und höchstens mit großer Einschränkung zuzulassen; — beyde haben eigentlich nur den, in der notitia fast ausschließend vorherrschenden, geographischen Theil, mit einander gemein. Am meisten trug wohl zu jenem Irrwahne bey, daß beyde Werke sich häufig auf einander beziehen, daß Gottfried Bessel (5. Sept. 1672 zu Buchheim in Franken geboren, im Juny 1693 Benediktiner zu Göttweih, am 7. Februar 1714 Abt daselbst, † 22. Jänner 1749) und Magnus Klein (zu Wasserhof in Kärnten 1. May 1717 geboren und nach Odilo, dem Nachfolger Bessels, 14. April 1768 erwählt, † 25. November 1783) beyde Aebte von Göttweih waren, und Magnus Gottfrieds rastloser Mitarbeiter am chronicon. —

Von Otto von Freysing, I. 170, ist (so gut, wie von Sallust und Livius) das für uns Wichtigste verloren, mit Arempeck tritt der gleiche Fall ein, vieler anderer zu geschweigen. — Planmäßig fortgesetzte Nachforschungen werden und müssen noch viele, unter der Asche der Zeiten, der Kriege, des Moders, der Unwissenheit und der Geheimnißkrämerey verschüttete Originale wieder entrollen.

Mittelpunkte zur Urkundenabschrift und zur nöthigsten Vergleichung der Manuscripte, die das gehörige Zutrauen einflößen, sind in der großen Kaiserstadt dem lernbegierigen, kundigen Fremdling und dem einheimischen Quellenforscher bereits seit geraumer Zeit gegeben: — das geheime Staatsarchiv (dessen Benützung durch Dr. Pertz der Gesellschaft auf die liberalste Weise geöffnet ward) erhielt 1811 und 1812 von den meisten Abteyen, Städten und Märkten der Lande ob und unter der Enns, an der Drau und Muhr, auch von den aufgehobenen Klöstern aus Böhmen und aus Mähren, ihre Urkundenschätze. — Zur verdoppelten Sicherheit gegen jede mögliche Verlustesgefahr stellte dieses prächtige Institut den Eigenthümern ihre Originale sammt einer vidimirten Abschrift zurück. Ein Duplikat der Kopie blieb im Archive. — In den

Provinzen haben die Museen mit Eifer begonnen, im gleichen Sinne zu werden, was im Mittelalter die Klöster gewesen sind. — Das von Seiner Excellenz dem Minister des Innern, Grafen von Saurau, als damaligem Statthalter, zu diesem Zwecke ob und unter der Enns an die Kreisämter erlassene Umlaufschreiben, so wie jenes des Johanneums für die Steyermark, werden ewig rühmliche Denkmäler jenes echt vaterländischen Geistes bleiben, der sich schon vor Jahrzehenden, mitten in der Gewitternacht des Fremdlingsjoches, auf dieser unerschöpflichen österreichischen Erde, so mächtig und so bieder geregt hat!

Für Vergleichung der wichtigsten und ältesten Handschriften aus den Provinzen ist die Hofbibliothek wahrhaft einzig, und der vielfach verdiente Kopitar, slavischer, deutscher und lateinischer Zunge gleich mächtig, ein Leiter solcher Bestrebungen, wie er nicht leicht anderswo wieder aufzufinden seyn dürfte. — Eine treue Zusammenstellung dessen, was die Hofbibliothek zur Förderung der Wissenschaften, seit Cuspinian und Celtes, Busbeck und Tengnagel, nicht nur im Inland, sondern durch zahllose, hieher pilgernde Gelehrte, bis in Spanien und Sizilien und bis in den tiefsten Norden gewirkt habe? müßte ein großer Gewinn für die gesammte Literargeschichte und ein wahrer Stolz für das herrliche Wien seyn!! — Mehrmals hat die Regierung den gelehrten Unternehmungen des Auslandes den gesammten Fleiß einzelner Custoden gewidmet. (z. B. den Forschungen Adelungs ꝛc.). Auch diese große Vorbereitung für die Quellen des deutschen Mittelalters ist solcher Theilnahme würdig.

Doch indem wir hier von Urkunden und Handschriften durcheinander gesprochen haben, scheinen wir unser früheres Wort von der Nothwendigkeit scharfen Auseinanderhaltens der Diplomatarien und der Scriptoren, durch das Werk geschlagen zu haben. — Allein wo es sich noch um das Aufsuchen und Entdecken handelt, wo das Geschäft noch so ganz individuell und lokal ist, wo codices und Urkunden meist den nämlichen Bewahrer und Bewahrungsort haben, ist die Dringlichkeit dieser Trennung noch nicht so augenblicklich, als bey der Sonderung, Eintheilung und bey der wirklichen Herausgabe.

Daß das besondere väterliche Augenmerk der Regierung auf die fortschreitende Bildung ihrer Völker slavischer Zunge, vordersamst zum Entwurf einer umfassenden Grammatik, zwey solche Forscher, wie Dobrowsky (welcher einst entführten czechischen Schätzen bis Stockholm und Upsal und bis in

die Moskauer Patriarchalbibliothek nachreiste) und Kopitar in Wien vereiniget hat, läßt mit Recht lehrreiche Winke und erfreuliche Resultate erwarten, zumal da Dobrowsky seine kritische Sorgfalt dem Jornandes, — Kopitar dem unendlich wichtigen »Anonymus de conversione Carantanorum et Avarorum« gewidmet hat. — Möchten doch auch die verschiedenen Leben des h. Rupert, das Congestum und indicul. Arnonis und die brevis notit. Salisburg., wie auch das chronic. novissimum *S. Petri* im vergleichenden kritischen Ueberblicke damit verknüpft werden! — Es ist zu beschämend für unsere Kirchengeschichte, daß die alten Zeitbücher und die neueren Kritiker in der chronologischen Bestimmung des Apostolats des h. Rupert um ein volles Jahrhundert aus einander sind, daß wenn die neuere Kritik Recht hat, es doch immer fast unbegreiflich bleibet, daß die Sendung Ruperts (eines merovingischen Anverwandten, eines austrasischen Missionärs) gerade in die Zeit falle, wo der zweyte Theodo, aus jener unbezweifelt merovingischen Seitenlinie der Agilolfinger (wie später Burgund wider Capet und Valois) das Joch der die merovingischen Kinder und Schwächlinge unterjochenden Majordome abgeworfen und sich mit Rom in unmittelbare Verbindung gesetzt hatte? — daß Rupert (wiewohl Zeitgenoß) in der Legende des h. Corbinian, Bischofs von Freysing, gar nicht erwähnt werde? — daß zwischen seinem Tode und des gottgeliebten Bonifacius Ankunft in Baiern nur ein einziges Jahr und bis zur Eintheilung Baierns in vier Sprengel, durch Odilo, nur zwanzig Jahre dazwischen liegen sollen, binnen welchen am Salzburger Petersdom sieben Aebte und Bischöfe (schleuniger als die Könige aus Banquos Lenden im Hexenspiegel vor Makbeth) auf einander gefolgt seyn müßten? — Lauter folgenreiche Verwickelungen in den Geschichten Baierns, Tyrols, Carentaniens und Oesterreichs. — Sie verlangen einen noch gründlicheren Kenner, als in Herrn von Koch-Sternfeld wieder aufgestanden scheint. — In der ganzen Zeitschrift ist uns eine einzige Verwechslung bloßen Flitter- und Rauschgoldes mit echtem Golde aufgefallen (IV. 394) in der (eigentlich gar nicht dahin gehörigen) lobpreisenden Anzeige von des Herrn von Koch Umschmelzung seiner ältern Schrift über die Gasteiner Heilquelle mit dem erhabenern Titel der Tauern. — Ist es überhaupt zu bedauern, daß der abortirende Dünkel unserer Tage sich gar zu gern in flüchtigen gebrannten Wassern berauscht, mit den Federn fremder Entdeckungen, als mit eigenen prunkt, aus Citaten citirt und selbst als slavischer Sprachforscher Ansprüche erhebt,

dabey aber Schritt für Schritt manche Unwissenheit verräth, wie Herr von Koch in dieser wieder aufgewärmten Kompilation gethan hat (in Nr. 74 und 76 der vaterländischen Blätter 1820 wurde es ihm sehr bestimmt nachgewiesen), so ist die Anpreisung solchen Unwerths unzuläßig, in einer, ernsten Studien und eigenthümlichen Entdeckungen geweihten Zeitschrift, wie dieses Archiv, dem die gelehrte Welt für zahlreiche Belehrung, den aufrichtigsten Dank schuldig ist.

Kömmt dereinst, neben den Scriptoren, auch an die Herausgabe von Diplomatarien die Reihe, so müssen wir nur die im Eingang dieser Recension ausgesprochenen Berufungen auf unsere bereits anderwärts umständlich hierüber erklärte Meinung wiederholen. — Von den bereits gedruckten Urkunden, genaue chronologische Regesten, mit Hinweisung auf die gedruckte Quelle zu geben, und die ungedruckten, neugewonnenen Diplome in strenger Zeitfolge an ihrem Ort dazwischen einzuschalten, wird jeden gerechten Wunsch befriedigen. — Bis zum Jahre 1300 ist bey der Seltenheit der Urkunden und bey den zahllosen Krieges- und Elementar-Unfällen, die selbe noch weit mehr verringert haben, Alles wichtig, entweder durch den Inhalt für den Historiker, oder durch die Form für den Diplomatiker, hiermit ist also auch Alles aufzunehmen. — Von diesem dekretorischen Normaltermine des Jahres 1300 an, abwärts aber nur das geschichtlich Bedeutende, das irgend einen folgenreichen Irrthum Berichtigende, das eine Lücke Ergänzende, kurz das allgemein Interessante. — Das bloß Lokale bleibe auch blos die Sache der betreffenden Kommunität, wie es denn immer ein untrüglicher Vorbothe des Mißlingens ist, wenn sich die Gesetze der Strahlenbrechung des Einzelnen und des Allgemeinen verwirren!

Der III. Band beginnt mit trefflichen Bemerkungen des um vaterländische Kunst und Alterthum hoch verdienten Docen, Hofbibliotheks-Custos zu München, und Adjunkten der königlichen Akademie der Wissenschaften, über die Chronik des *Hermannus contractus* (die, wie kaum irgend ein anderes Zeitbuch des Mittelalters, mannigfaltige Irrungen veranlaßt hat), ferner über die Chronik des Konstanzer Priesters Bernold, oder irrig Berthold (wie der Herausgeber Wursteisen, Urstisius ihn nannte, nach einer Stelle bey Cuspinianus vielmehr, als nach der Angabe des Abtes Trithеim). — Diesem folgen, eben auch von Docen, fernere Nachrichten über den frühern Theil der Chronica S. Aegidii in *Brunswig*. — Welches häufig noch undurchforschte Meer von Schätzen ist nicht durch die große Se-

kularisation und durch die vielen Klösteraufhebungen in München zusammen gekommen, wie sehr ist baldmöglichste gründliche Beleuchtung derselben zu wünschen?! Wyttenbach in Trier liefert das Todtenregister der Abtey Prüm, vom Hintritte Pipins 768 bis zu jenem Heinrichs IV. 1106. — Bey seiner Kürze und um der Ausgabe der Quellen selbst möglichst viel Raum zu behalten, können wir den Abdruck an dieser Stelle nicht mißbilligen. — Weniger erheblich scheint uns der codex picturatus, der königlich niederländischen Bibliothek in Haag, von neuerer Hand: Historia Guelphica cum Iconibus. In fine Historia S. Sanguinis, von Herrn Geheimenrathe von Arnoldi in Dillenburg.

Dankeswerth sind die Aufschlüsse über Veit Arnpeckh, Kaplan des freisingischen Fürstbischofes Sext von Tannberg, um 1440 zu Landshut geboren. — Sein Liber de gestis Episcoporum Frisingensium, lange gänzlich für verloren geglaubt, aus dem literarischen Nachlasse des rühmlichst bekannten Geographen Georg Philipp Finkh, an den oft belobten Hofrath Hoheneicher in Partenkirch gediehen, wird nun herausgegeben. — Wichtig ist auch die von der Münchner Filiale herstammende Bemerkung des Oberkonsistorialraths Heintz, gelegenheitlich der Erwähnung des von Joannis hergestellten Apparats zu einer neuen Ausgabe des Ustisius, daß noch eine große Anzahl handschriftlicher Arbeiten und Sammlungen des Joannis und Crollius im Besitz eines Mannes in Zweybrücken wären, die nun wahrscheinlich in die Münchner Bibliothek kommen würden.

In dem Briefwechsel ist wieder eine reiche Fundgrube der interessantesten Notizen, z. B. Herr Dr. Voigt, Professor und Archivar in Königsberg, arbeitet an einer vollständigen Geschichte des deutschen Ordens, und macht für diesen schönen Zweck auf königliche Kosten bedeutende Reisen. — Wichtigkeit seiner Quellen aus der Epoche der letzten zwey Luxenburger und der Habsburger Albrechts II., Friedrichs IV., Max I. Wichtigkeit der diplomatischen Berichte der Ordensbevollmächtigten, insonderheit des Landkommenturs zu Wien. — Ueber Ottokars zweymalige Kreuzfahrt wider die heidnischen Preußen, auf deren ersterer Er Königsberg gründete, findet sich ein ganzer Quartant diplomatischer Quellen, für uns um so wichtiger, je fragmentarischer alle bisherigen Nachrichten hierüber gewesen sind.

Des russisch-kaiserlichen Staatsrathes, Freyherrn von Merian, in Paris, Vergleichung der Handschriften rückt thätig vorwärts. Die Vita S. Ottonis, episcopi Babenbergensis, zu

welcher sich der dortige kenntnißreiche Archivar Oesterreicher erbietet, ist auch für die Lande ob und unter der Enns von größter Wichtigkeit. — Weder diese, noch Kärnten und die Steyermark (wo Bamberg beynahe gewaltiger war, als der Landesfürst selber) haben eine urkundlich und pragmatisch vollständige Geschichte, nicht zu erwarten, außer wenn das Archiv jenes ehemaligen Hochstiftes, wenigstens in sorgfältigen Regestis ans Licht tritt. Wie sehnen auch wir uns um die hier erbetene nähere Nachricht von dem jetzigen Aufbewahrungsorte folgender in Bibl. Uffenb. Mss. P. IV. p. 158, I. aufgeführten Handschrift: »Anonymi de *Henrico* II. Imp. ac fundato ab ipso Episcopatu Bamb. historia,« welche wichtige Beyträge zum Leben des heiligen Otto enthalten soll?

Das wichtigste Stück der wahrhaft schätzbaren Korrespondenz bildet aber der von dem Dr. Pertz zum Theil mit dem Kustos der Ambraser Sammlung, des Münz- und Antikenkabinets, Aloys Primisser, während der Bibliotheks-Ferien unternommene Ausflug in unsere Abteyen, wovon wir Einiges bereits oben bemerkt haben. — Außer seiner ruhmeswerthen Sorgfalt für die Handschriften vernachläßigte Dr. Pertz die Urkunden keineswegs. — Er hat in den Klöstern vieles ausgezogen, und des Herrn Staatskanzlers Fürsten von Metternich Liberalität vergönnt ihm ein Gleiches zu thun, in dem seiner Reichhaltigkeit und seiner wissenschaftlichen Ordnung wegen vielleicht in ganz Europa einzigen k. k. geheimen Staats-, Hof- und Haus-Archive. Nach Pertzens Vorschlage sollen die wichtigern Urkunden in die scriptores aufgenommen, die andern aber massenweise, z. B. alle in Göttweih, alle in Zwettl 2c. nach Materien, in Auszüge gebracht werden. — Urkunden, bey denen beydes nicht anzurathen ist, möchten nach dem Muster der jetzt in München herauskommenden Regesta (Jahrbücher XII. 100 bis 108) jede allein exzerpirt werden, wobey immer nur von einem Mittelweg die Rede seyn könne, bey der gleichen Unmöglichkeit alle Urkunden wegzulassen, und alle oder auch nur einen großen Theil aufzunehmen? Der gelehrte Pertz erkennt gar wohl die dornigen Verwickelungen dieser Frage, mit den beyden andern: von Abkürzungen überhaupt und mit der viel bedeutendern: von den Gränzen des Unternehmens, gegen die deutsche Provinzial- und Lokalgeschichte und jene der Religion, der Sitten, der Kunst?!

Unserer Ansicht von strenger Begränzung des Unternehmens, von keinerley Vermischung der Diplomatarien mit den Scriptoren, nach fünf und zwanzigjährigen Erfahrungen im archivalischen Fache, unverbrüchlich getreu, wür-

den wir höchstens darauf stimmen, bey so reichlicher und so wichtiger Ausbeute, jedem Band Scriptoren am Schluß eine Zugabe von einigen Bogen *Regesta* beyzufügen, nicht nach den Orten der Aufbewahrung, auch nicht nach Materien, sondern rein und streng und ausschließend in chronologischer Folgereihe.

Der Schatz von Göttweih, an Handschriften, ein Hermannus Contractus aus dem zwölften Jahrhunderte, Hincmari vita S. Remigii, vita S. Othmari, *Gregorii* I. vita et epistolae, alle aus dem zwölften Jahrhunderte, Bernonis vita S. Udalrici, ein Chronicon monasterii Gottwicensis, eine im funfzehnten Jahrhundert geschriebene Briefsammlung des Aeneas Sylvius, mit mehr als hundert und funfzig in der Ausgabe von 1481 fehlenden Briefen. — Möchte doch der Codex Traditionum von Göttweih, mit den nöthigen geographischen und genealogischen Noten (eine im Grunde weder schwierige noch langwierige Arbeit) bald erscheinen! Auch seine ältesten Urkunden sind von hoher Wichtigkeit, und aus dem Chronicon und aus Hormayrs historischem Taschenbuch auf 1813 kaum einige, aus den Tagen der salischen Heinriche bekannt! — In Zwettl ein wichtiges Leben Karls des Großen durch Eginhard aus dem zwölften Jahrhundert, Luitprandi historia, Victoris historia persecutionis Vandalicae, ebenfalls aus dem zwölften und Ottonis Frisingensis Chronicon L. VIII. aus dem dreyzehnten Jahrhundert ꝛc. Das Zwettler Archiv ist eins der reichhaltigsten, der wichtigsten und nebst dem Seitenstättner wohl das einzige, von Flammen und von Feinden unberührt gebliebene. — Die Auszüge des Abtes Link sind aus Aengstlichkeit unvollständig und zu mancherley Zwecken unbrauchbar, um so erwünschenswerther eine genügende Herausgabe. — Göttweih und Zwettl besitzen auch hiezu zwey treffliche Männer, jenes den (leider von den currenten Verwaltungsgeschäften fast erdrückten Kämmerer) Friedrich Blumberger, dieses, den in diesen Jahrbüchern schon oft gerühmten Johann Frast. — In Hormayrs Archiv, das vom Anbeginn seines zwölfjährigen Bestandes getrachtet hat, ein bis dahin fehlender Mittelpunkt der geschichtlichen Quellenstudien zwischen den österreichischen Abteyen zu werden, haben Beyde sich durch überaus vorzügliche Arbeiten ausgezeichnet: — Blumberger über die Genealogie der steyrischen Ottokare, und über den eigentlichen Zeitpunkt der Nachfolge der Sponheimer auf die Märzthaler im Herzogthume Kärnten, dann über einen bisher noch unerklärten österreichischen Markgrafen Konrad. — Frast über das Haus der Stifter von Zwettl, der einst so gewaltigen Kuenringer, und durch Herausgabe einer uralten und hochbewehrteten Zwettler Reimchronik.

Die Bibliothek von Seitenstätten ist hinsichtlich der gedruckten Hülfsquellen für das Mittelalter eben so die glänzendste und vollständigste, als jene von S. Florian für die gleichzeitige Literatur. — Möchte doch in allen Vorstehern derselbe reine Wille und glühende Eifer für diese Studien wehen, wie in dem Herrn Abt von Seitenstätten, Columban! Möchte allzu große Bescheidenheit dem gründlich unterrichteten Archivar und Bibliothekar P. Pius Pfeiffer vergönnen, je eher, je lieber mit der Geschichte seines Stiftes, wenigstens mit dem Urkundenbuche hervorzutreten! — Mit Recht findet Dr. Pertz es überflüssig, die treffliche Pflanzschule gründlicher Geschichtsforscher, Gottesgelehrter, Sprachkundiger und rationeller Landwirthe zu St. Florian unter dem ehrwürdigen, achtzigjährigen, in der Wunderwelt Roms gebildeten Prälaten Michael Ziegler zu rühmen. — Flößte doch die Gesundheit des Chorherrn Franz Kurz, dieses würdigen Nebenbuhlers der beyden großen Aebte von Göttweih, und der Gebrüder Petz von Mölk wiederum volle Beruhigung ein! — Sein Rudolph IV. ist eben im Druck. — Erwähnung einer noch unedirten von Schöpflin für verloren gehaltenen, bis 1362 reichenden deutschen Chronik im Besitze des Vizepräsidenten und Hofrathes von Steinherr in Linz: »do man zalt 1362 Jar, da kam ein Erdbiden zu »Straßburg an dem neunten Tag nach sant Peterstag zu su»nigten vn woz dz des morgens, do man metti zu dem munster »hatte, gesungen in der Tagmesse — desselben Tags ward och dies »Buch vollbracht von Fritsche Closen, einnem Priester von »Straßburg.« — In dem eilfhundertjährigen Kremsmünster, wo Dr. Pertz den wohlunterrichteten und überaus gefälligen Professor der Geschichte, Ulrich Hartenschneider, nicht zu Hause traf, wäre trotz der fleißigen Vorarbeiten Rettenpachers, Pachmayers und Gabriel Straffers für ein Diplomatarium noch gar vieles zu thun übrig, insonderheit sind die karolingischen Urkunden nicht genau gelesen, und ziemlich modernisirt. Von Handschriften fanden sich bereits bemerktermaßen jene des dortigen Mönchs Bernardus Norikus, mitunter eines Vaters der Lügen, wie Aventin, Arnpeck, Sundheim und Lazius, das fünfte Buch Petrus de *Vineis* (funfzehnten Jahrhundert), drey Briefe Gregors VII. &c. — Die vita B. Adalberonis episcopi Wirceburg. fundatoris monasterii Lambacensis, von Petz herausgegeben, bedürfte noch eines fleißigen Kommentars, mit Zuziehung fränkischer Quellen, und mit näherer Erörterung des vielfach verzweigten, erlauchten baierischen Hauses, dem er entsproß. — Ein noch größeres Bedürfniß wäre eine neuerliche mit Noten begleitete Herausgabe

des chronic. und cod. tradit. Lunaelacens. (Monsee) — Albert Muchar in Admont, bewährte sich durch vortreffliche Arbeiten über die römische Reichsgränze an der Donau und über die große markomannische Empörung in Hormayrs Archiv als einen gründlichen Forscher des klassischen Alterthums, und eben so des Mittelalters, durch seine in eben dieser Zeitschrift niedergelegten Untersuchungen über die Gründer seines Gotteshauses, die heilige Hemma und Gregors VII. in Noth und Tod treuesten Anhänger, den Salzburger Erzbischof Gebhard.

Das Johanneum besitzt von Muchar eine Geschichte der Steyermark von und unter den Römern, und jene seiner Abten. — Die eben neu entstehende Zeitschrift: »von und für Steyermark,« wird die erstere, wie es heißt, ehestens ans Licht fördern.

Die Kolonie von St. Blasien aus dem Schwarzwalde, diesem um die Stammgeschichte des Kaiserhauses unvergänglich verdienten Münster, wo nun ein reicher Jude und allerley hämmernde, pochende, klopfende und rußige Gewerbe ihr Wesen treiben, zuerst 1806 nach Spital am Pyrhn, des Landes ob der Enns, dann 1808 nach St. Paul in das kärntnerische Lavantthal übersetzt, wo nun auch die Leichen der ältern Habsburger, die einst zu Königsfelden geruht. — In gleichem Sinne, wie der unvergeßliche Gerbert, wirket der jetzige Fürstabt Berthold Rottler fort, einst eine Zierde der Freyburger hohen Schule, einer der ausgezeichnetsten Lehrer der Diplomatik auf deutscher Erde. — Trudpert Neugart, deutscher Kirchenhistorie Nestor, ist achtzigjährig noch unermüdet. Eine Abhandlung über die mütterlichen Altvordern Rudolphs I. bis auf den alemannischen Herzog Gottfried zurückgeführt, ist in ihren Grundzügen, in Hormayrs Archiv (November 1816), welches auch fortan den Nachlaß Ambros Eichhorns, das Urkundenbuch des alten regni Carentani liefert. — Neugart hat die Fortsetzung seines, der St. Blasischen Germania sacra angehörigen episcopatus Constantiensis bis 1308 mit einem reichen Diplomenschatze vollkommen fertig. Möchte doch der Staat oder eine congregatio benedictina, oder das Johanneum selbe herausgeben! Auch von 1308 bis 1488 sind die Behelfe schon zusammen gestellt, — eine Geschichte von St. Paul, mit dessen reichhaltigem Urkundenbuche (wovon dem Johanneum eine prächtige Abschrift zum Geschenk dargebracht wurde), hat der rastlose Greis gleichfalls vollendet. — Der Handschriftenschätze aus der merovingischen und karlovingischen Epoche wurde schon oben gedacht.

Das Johanneum in Grätz, mit seinem schönen und durch die mehrmals erwähnte Veranstaltung jährlich stark anwachsen-

ken Archive. — Welcher Gewinn, wenn Muchar aus Admont als Lehrer nach Grätz übersetzt, diese Schätze mit seiner gewohnten Thätigkeit nützen könnte?!

Klosterneuburg mit mehreren ausgezeichneten Handschriften. Sein Archiv ist durch den dortigen Bibliothekar Maximilian Fischer in allen seinen wesentlichen Bestandtheilen bereits bekannt gemacht. — Noch fehlt Heiligenkreuz, auch eine Erbgruft der Babenberger. — Ausgezeichnete Schriftproben, von dem hoffnungsvollen und durch seine Liebe für das Mittelalter ausgezeichneten Scriptor Bartsch, Sohn des Hofrathes und ersten Custoden, der sich durch seinen »*Peintre graveur*« bey allen Kennern und Freunden der Kunst ein bleibendes Denkmal gestiftet hat.

Ottokar Horneck's Reimchronik verdient unstreitig die höchste Aufmerksamkeit. — Es ist gar kein Zweifel, daß in der Petzischen Ausgabe zahlreiche, durchaus sinnstörende Fehler zu finden seyen! — Nach einer in dem vorliegenden schätzbaren Journal vorliegenden Notiz sollte man fest überzeugt seyn: die große Wiener Handschrift sey in diesem Augenblicke schon beendigt, indeß wenige Blätter derselben es sind, die, im Rückblick auf das weitläufige Ganze, kaum als ernste Leistung genannt zu werden verdienen.

Musterhafte Studien des Dr. Pertz aus der karolingischen Epoche, Seite 94 bis 99, und ein kaum glaubliches Beyspiel verstümmelter Herausgabe, an Ermoldi Nigelli carmen elegiacum de *Ludovico Pio* durch Muratori, z. B. *Regia* Ermoldi statt *Elegia* hermoldi, *massis* statt Martis, *hero* statt Bero, *partem* statt per artem!! Ein Vorbild im Gebiete der Vergleichung verdient jene der alten Münchner Handschrift des Liutprand vom dortigen Oberappellationsrath von Delling genannt zu werden, so wie überhaupt in den Münchner Arbeiten ein höchst lobenswerther Geist weht.

Des Dr. Pertz Auszug aus den Handschriften-Verzeichnissen der Wiener Hofbibliothek, dessen wir schon oben erwähnt, ist in Wahrheit der höchsten Aufmerksamkeit würdig. — Es sey vergönnt, nur einiges Wenige hievon auszuheben. — Die Briefe und Werke des Aeneas Sylvius, und jene aus dem einst durch wissenschaftliche und praktische Thätigkeit so mannigfaltig und lebendig eingreifenden Admont, — die Briefe und Aktenstücke zum Leben Albrechts II., — Bekehrungsbriefe Alexanders III. und IV. an die Schachs von Persien und der Tartarey, — des römischen Königs Alfons des Weisen Credentialien für Franz von Alba, seinen Botschafter an die Königin Kunigunde, Gemahlin Ottokars, — genealogische Frag-

mente über die Agilolfinger und Andechser, — Denkmale der Patriarchen von Aquileja, — Seyfrieds Helbling Sittengedicht aus der Zeit Albrechts I., — Richards Strein Jahrbücher und Landhandsfest, — die Handschriften Suntheims, Lazius und Spannnagels, — Konrads von Würzburg Heldengedicht über Herzog Albrechts Kreuzfahrt nach Preussen 1377, — des Minnedichters Johanns Liebs und Heldenthaten Herzogs Wilhelm von Oesterreich im Morgenland, — die Ordensstatuten der Gesellschaft mit dem Adler, dann mit der weißen Stoll-Kandel und dem Greifen, — Denkmale von Bamberg und Briefe der Bischöfe, insonderheit der Codex Udalrici, — die Genealogie der Grafen von Büchhorn — und Denkmale des Hauses Buchheim, eine Anzahl Chroniken von Oesterreich und Baiern, — die Briefe der Kaiser und Päpste, zum Theil von epochemachender Wichtigkeit und für die spätere Periode der Hohenstaufen unentbehrlich, — wie fruchtbar nur allein Friedrichs II. und Carls IV? — Auch die durch den Chorherrn Kurz musterhaft bearbeitete unruhvolle Zeit Friedrichs IV. durch Briefe und Aktenstücke hier trefflich erläutert. — Eine Reihe merkwürdiger Nekrologe, — die Denkmale von Monsee und Ossiach. — Ein neues Belege, welche Sorgfalt Neustadt, »die allezeit getreue« auf ihre klassischen Reminiszenzen gelegt und welcher munizipale Gemeingeist jederzeit alldort geherrscht? — Eine höchst merkwürdige Folgereihe der Bane Slavoniens von 860 bis 1647 ꝛc. — Das allgemeine und das besondere Handschriften-Verzeichniß des ehemaligen Erzstiftes Salzburg ist dieser uralten Metropole, dieser segensreichen Wiege der Christianisirung und Kultur in Süddeutschland, in Mähren und Ungern, vollkommen würdig; — von nicht geringerer Bedeutendheit auch die zahlreichen Handschriften aus den aufgehobenen Klöstern, — alles ist mehr oder weniger wichtig und interessant, darum auch ein Auszug fast unmöglich. — Für Wien insbesondere heben wir nur einiges Wenige aus: — Khunig Ottokar baut die Wiener Burg, — Namen und Erbauung Wiens, — Wien eine Reichsstadt, — Erbauung der Stephanskirche, — Handfeste zu Wienne, — Wiener Recht von der Wagenmauth, — Stiftung der Universität Wien, — Beschreibung aller Bischöfe zu Wien ꝛc. ꝛc.

Von hoher Wichtigkeit ist auch ein Brief des ehrwürdigen Herrn Dr. Münter, Bischofs in Seeland aus Kopenhagen. — Merkwürdige Beyträge zur deutschen Munizipalgesetzgebung: Chronik der heiligen Stadt Köln, — Rathsherren zu

Lübek von 1000 bis 1581, — Reformationsunruhen, — Umstaltung der Nürnberger Statuten von 1498. — Man erstaunt mit Recht über den Fleiß und Verstand, womit Münter seinen früheren Aufenthalt in dem Garten Italiens und in der Wunderwelt des ewigen Rom zu benutzen verstanden hat! —

Zu den noch unedirten Arbeiten der Bollandisten interessante Ueberreste im Münsterischen, aber auch in der Bibliotheca Vallicelliana der Patrum Oratorii in Rom. — Baronius gehörte ihrem Orden an und wohnte bey ihnen, daher auch dort noch eine bedeutende Zahl der Handschriften, aus denen er seine »Jahrbücher der Kirche« verfaßte und darunter viele Acta Sanctorum. — Wichtigkeit Roms für deutsche Geschichte, im Vatikan und in Privatbibliotheken, besonders jener Häuser, welche Päpste hervorgebracht haben, z. B. Chigi, Colonna. — Beyträge zur Geschichte des deutschen Ritterordens aus Sizilien. — Dem Professor Hase in Paris, Extrahenten der Byzantiner für die Gesellschaft wird für die Gothica und Vandalica des Prokopius anempfohlen Victor Vitensis historia persecutionis Vandalicae. — Ueber vandalische Münzen. — Münters höchst interessante Sammlung aller Wörter der mit der gothischen identischen vandalischen Sprache, in Vergleichung derselben mit der isländischen, leider im Bombardement Kopenhagens 1807 verloren!! — Des Kardinals Borgia Arbeiten und Sammlungen über Benevent, Münzen der longobardischen Fürsten in Oberitalien, Bleysiegel von Salerno ꝛc. — Beyträge zur deutschen Geschichte aus den nordischen Schriftstellern, wie aus den Byzantinern. — Münters Geschichte der Christianisirung Dänemarks und Norwegens, gewiß ein höchst wichtiges Werk, leider bis zur Stunde durch die Zeitumstände verzögert. Diese Ostermesse wenigstens ein Bruchstück davon gedruckt: »über die Odins-Religion,« für das Archiv der Kirchengeschichte des Professors Tzschirner in Leipzig.

Die Hefte dieses Archives der Frankfurter Gesellschaft sind an Inhalt so reich und für kritische Forschung so wichtig, daß wir uns beeilen werden, selbe von Zeit zu Zeit zur Kenntniß unserer Leser zu bringen. — Seit langen Jahren hat kein Unternehmen solches Leben in das vaterländische Alterthum gebracht, keines einen so thätigen Verein der schönsten, in der guten, alten Zeit doch leider sehr zerstückelten Kräfte hervorgerufen. — Schon das, was bisher ans Licht trat (und noch hat die eigentliche Herausgabe gar nicht begonnen), würde genügen, die allgemeine, warme Theilnahme zu rechtfertigen, die das Unternehmen allerwärts gefunden und insonderheit die Unterstützung dank-

bar zu preisen, die ihm die hohe Bundesversammlung, die ihm ein edler Kranz, aus dem deutschen Befreyungskampf unverwelklicher Namen, so thateifrig zugewendet hat! —

Art. XIII. Tripartitum seu de analogia linguarum libellus. Typis Haykulianis, divendente Carolo *Beck*. *Viennae* MDCCCXX.

Wenn die Ergebnisse des seit einem Jahrzehend ungemein regen Forschens gelehrter Männer im Gebiete der Sprachen überhaupt zu den dankbarsten zu rechnen sind, die das Vorschreiten der menschlichen Erkenntniß in Beziehung auf eines der wichtigsten, edelsten und ältesten Gemeingüter der gesammten Menschheit, nämlich die Sprache *) beurkunden; so nimmt vor sehr vielen derselben die Erscheinung des obgenannten Werkes die Aufmerksamkeit der Sprachgelehrten mit desto mehr Rechte in Anspruch, da sie sowohl den Standpunkt zweckmäßiger Forschung, glücklicher als meistens vorher geschah, bestimmt, als auch in die Irrgänge und Dunkelheiten, welche dem prüfenden Blicke im Gebiete der Sprachforschung als eben so viele undurchdringliche Hindernisse entgegen dämmern, ein freundliches Licht bringt. Was uns in den meisten Werken dieser Art, wenn gleich lehrreich und erfreulich, doch mehr oder weniger abgerissenen und losen

---

*) Füglich glauben wir einer in dem Archiv der Gesellschaft für deutsche Geschichtkunde (II. Band, Seite 145) enthaltenen Stelle hier einen Platz gönnen zu dürfen, sie lautet also:

Erwähnen müssen wir insbesondere noch der Sprache, dieses stolze vaterländische Erbtheil, mit seiner innern reichen Fülle, und unerschöpflichen Tiefsinnigkeit allem Regelzwang moderner Sprachkünstler spottend.

Auch sie ist ein Fundament der Geschichte, und Bestandtheil derselben, aufgewachsen mit ihr, verschlungen in das Leben und die Sitte des Volkes, und aufgeblühet und fortgebildet mit ihm, und so auch zu allen Zeiten wieder mit ihm gesunken und verwildert. Um ihren Reichthum kennen zu lernen, und unsern gelehrten Philologen die unentbehrlichen Vorarbeiten zu liefern, ist es nothwendig, daß alle Provinzialdialekte gründlich erforscht und aufgezeichnet werden; denn wiewohl Vieles geschehen, so bleibt doch dem Forscher noch Großes zu thun übrig. Jede Gegend hat ihr Eigenthümliches, und die Sammlung von Idiotiken muß sich an die übrigen Forschungen reihen. Zu sammeln sind aber alle ungewöhnliche Wörter und Namen, auffallende Redensarten und Wendungen, Gleichnisse und Zusammensetzungen, Sprichwörter und sonderbare Benennungen, dann auch ungewöhnliche Formen und Biegungen der Haupt- und Beywörter, so wie alles Eigenthümliche der Sprachgewohnheit, was den vermeinten Regeln unzeitiger Grammatiker widerspricht.

Gliedern einer Kette ähnlich, erscheint, nach deren Zusammenhange wir uns vergebens sehnen, das tritt uns im vorliegenden Werke eben so wohl geordnet und verständig gewählt, als klar und deutlich vor die Augen, und wenn hinsichtlich dieser letztern Eigenschaft des Tripartitums zu Gunsten der Nichtgelehrten noch etwas zu wünschen übrig bliebe, so würde dadurch gerade die Bescheidenheit, womit dieß Werk sich ankündet, nur desto mehr ans Licht gehoben werden; denn in anspruchloserer Gestalt sahen wir in unsern Tagen keine gelehrte Leistung zu Tage kommen.

Dem kurzen Titel des Buches folgt als Sinnspruch das bedeutungsvolle Wort: erat autem terra labii unius et sermonum eorundem (Genes XI.). Nach diesem liest man, zwar keine weit ausgesponnene Vorrede, aber die Absicht des anonymen Verfassers in nachstehenden Zeilen: Duplex libelli dos est: analogica primo (soni et sensus vocum congruentia) dein sed tectius, etymologica. Habet loculos quinque, quorum primum occupat lingua *Germanica* cum dialectis et prognatis (Islandica, Anglica, Hollandica, Flamica, Suedica, Danica), secundum implent *Slavica* idiomata (Bohemicum, Polonicum, Vendicum, Carniolicum, Illyricum, Dalmaticum, Croaticum praeeunte Russico); tertium *Gallica* (Italicum, Hispanicum, Wallisicum, Gallicum) duce latino, accedente graeco. Haec operis summa. Adjectum quartum spatium est exercitii velut causa et confirmationis, quod orientalia plura et alia dissita magis mixtim exhibet. Quintum demum Notulas excipiet tam auctorum quam lectorum quos sperant benevolorum. Inchoata autem ista sunt: absolvent alii. Hierauf folgt noch als zweytes Motto das Horazische — Si quid novisti rectius istis,

Candidus imperti: si non, his utere — (I. Epist. VI.) und nun beginnt die Vergleichung der verwandten Wörter obgenannter Sprachen in alphabetischer Ordnung und neben einander stehenden Rubriken.

Das Werk ist demnach nicht so sehr etymologisch, das ist worterklärend, als analogisch oder wortvergleichend; eine Eigenschaft, welche gleich beym ersten Anblicke klar erweiset, daß, wenn auch die in demselben hie und da vorkommenden Etymologien alle falsch wären, dem Werthe des Tripartitums darum doch nicht Eintrag geschähe.

Die vier ersten Spalten zeigen die Verwandtschaft der neben einander gestellten Wörter so deutlich, daß man sie ohne Mühe erkennen kann; doch bietet denjenigen, welche tiefer in das Wesen der Sprache einzudringen, und über die Bedeutung Gründe und Beweise auszumitteln suchen, die fünfte Spalte

manche Anmerkungen, worin auf die angeführten Stellen und die anzustellenden Vergleichungen hingewiesen wird. Dieses führt auf die Etymologie hin, indem es zugleich die Weise bestimmt, wie ein Wurzelwörterbuch (in irgend einer Sprache, die kein patois ist) zweckmäßig angelegt und bearbeitet werden könnte. Die Eintheilung der europäischen Sprachen in drey Hauptstücke — nach Madame de Stael — ist schon an sich ein Gewinn, denn indem sie die fremdartigen trennt, und die homogenen versammelt, zeigt sie, wie man die Sprachen lehren sollte [1]). Auch lehrt die Zergliederung der Wörter besser als Bücher das Wesentliche vom Unwesentlichen und Zufälligen unterscheiden. Aus dem aber, daß die Sprachen alle neben einander, nicht aber unter einander stehen, wird dargestellt, daß alle gleicher Herkunft sind. Nirgends sind Mütter und Kinder, überall Brüder und Schwestern, die Einen reicher, die Andern ärmer; die Einen mehr, die Andern weniger gebildet. Während man in den so genannten etymologischen Schriften gar manche Erklärung findet, die auf bloßen Hypothesen beruhet, tritt die Wichtigkeit des Tripartitums desto entscheidender ans Licht, als es, die einzige sichere Grundlage zu etymologischer Deutung bietend, nicht etwa Muthmaßungen, sondern lauter Beyspiele und Beweise ausspricht, aus deren zuweilen wunderbar überraschender Bedeutsamkeit sich eine Menge entsprechender Resultate ziehen lassen, welche auf andern Wegen sich kaum ergeben würden. Unwillkürlich fühlt man bey Betrachtung der Uebereinstimmung durch Zeit und Entfernung himmelweit von einander getrennter Sprachen sich zu glauben bewogen, daß sämmtlichen ein gemeinsamer Urquell zum Grunde liege, woraus sie ihren Ursprung genommen haben [2]).

---

[1]) Ueber die Unzulänglichkeit der heut zu Tage gewöhnlichen Weise, Sprachen zu lehren, spricht ein Geschäftsmann von großer Gelehrsamkeit in einem seiner Briefe sich mit nachstehenden Worten aus:
Vidi juvenes plures cancellariam meam sensim accedentes: multa sciebant, nihil recte. Ne puncta quidem et commata apte posuere. Sed carmina latina conscripsere, *Annibalis* nutricem noverant, et quibus ocreis usus est *Alexander* eo die quo *Porum* vicit. Haec magna calamitas. Si quaerem: *epistola* cur epistola, Brief cur Brief, *lettre* cur lettre dicta? stupebant muti.

Quidam *Pindarum* imitari studebant, prosodiae nonnihil praeceptorum gnari, rationum prorsus ignari. Hercle, cur *rubrica* rubrica, *atramentum* atramentum dicta sint, prorsus eosdem latuit — Tinte constanter Dinte scribebant, a dünne forsan deducentes. Sed *Hugonem Grotium* emendabant.

[2]) Treffend sagt Humboldt: Il en est des langues comme de tout

Dieses bezeugt nicht allein die Uebereinstimmung der in verschiedenen ältern und neuern, todten und lebenden Sprachen vor-

ce qui est organique dans la nature: rien n'est entièrement isolé ou dissemblable. Plus on parvient à pénétrer dans leur structure interne, plus les contrastes, les caractères tranchants s'évanouissent.

On ne sauroit disconvenir, que la comparaison, entre les idiomes des deux continens, n'a pas conduit, jusqu'ici, à des résultats généraux, mais il ne faut pas perdre l'espérance, que cette même étude ne devienne plus fructueuse, lorsque la sagacité des savans pourra s'exercer sur un plus grand nombre de matériaux. Combien de langues de *l'Amérique*, et de *l'Asie* centrale et orientale, dont le mécanisme nous est encore aussi inconnu, que celui du *Tyrrhénien*, de *l'Osque* et du *Sabin*. Parmi les peuples qui ont disparu dans l'ancien monde, il en est, peut-être, plusieurs, dont quelques tribus peu nombreuses se sont conservées dans les vastes solitudes de *l'Amérique*.

Noch ferner heißt es eben daselbst (317 Monum.): Quelqu' isolées que paroissent au premier abord certaines langues, quelqu'extraordinaires que soient leurs caprices et leurs idiotismes; toutes ont de *l'analogie* entre elles et ces rapports multipliés seront apperçus à mesure que l'on perfectionnera l'histoire philosophique des peuples, et l'étude des langues qui sont à la fois le produit de l'intelligence, et l'expression du caractère individuel de l'homme.

Eben so beachtenswerth sind die Worte des de Brosses: la question par rapport à la langue primitive se reduit à savoir si tous les hommes viennent d'une première et unique famille, et ce n'est que par la foi que nous sommes assurés qu'il y a eu une telle langue, puisque n'y ayant eu qu'une seule famille, il est très-certain qu'il n'y a eu alors qu'une seule langue, dont toutes les autres sont dérivées, mais avec des altérations si fortes, que souvent il ne reste plus aucune trace qu'elles aient eu rien de commun, et qu'on ne l'aurait même jamais imaginé, si la religion ne nous l'eût appris; les choses étant ainsi, il existe une langue primitive organique, physique et nécessaire, commune à tout le genre humain, qu'aucun peuple au monde ne connaît ni ne pratique dans sa première simplicité, que tout les hommes parlent néanmoins, et que fait le premier fond du langage de tous les pays, fond que l'appareil immense des accessoires, dont il est chargé, laisse à peine appercevoir;

ces accessoires sortis les uns des autres de branches en branches, d'ordre en sous-ordres, sont tous eux-même sortis des premiers germes organiques et radicaux, comme de leur tronc;

ils ne sont qu'une ample extension de la première fabrique du langage primitif, tout composé de racines: extension établie par un système de dérivation suivi pas à pas, d'analogies en analogies, par une infinité de routes directes, obli-

kommenden Onomatopöen als ein dem sinnlichen Menschen, dessen äußeren Anschauungskräften und physischer Organisation näher liegender, folglich auch leicht erklärbarer Grund, sondern hauptsächlich das wundersame Zusammentreffen der Ausdrücke solcher Begriffe, welche nur Gegenstände der innern Beschauung, und eben darum nicht an wandelbare Laute und Klänge gebunden sind, sondern aus bestimmten im Innersten der Seele selbst liegenden Begriffen hervorgehen. So kündet sich mit dem Worte Seele in den verschiedensten Sprachen zugleich der Begriff des Athems, Wehens, Geistes u. d. gl. an. Im Deutschen Seele, im Isländischen *soäl*, im Englischen *soul*, im Schwedischen *själ*, im Lateinischen *halitus*, *spiritus*, am Kaukasus *se*, im Persischen *salih*, bey den Tartarn *sel*, im Türkischen *jel*, im Ungrischen *szél*, und vielleicht noch deutlicher in dem Worte *lél-ek*. Bey Betrachtung ähnlicher, und noch weit auffallenderer Uebereinstimmungen dringt die eben so natürliche als vernunftgemäße Vermuthung sich von selbst uns auf, daß die Sprachen, wie Wachter, jener scharfsinnige Philolog, behauptet, nicht zufällig entstanden, sondern aus den Tiefen des menschlichen Geistes hervorgegangen seyen. Schon Platon huldigt dem Geiste derjenigen, welche den Dingen die ersten Namen gegeben haben; er nennt sie Vernünftige, Weise, »da sie nicht die Dinge »ihren Benennungen, sondern diese jenen anzu»passen verstanden. Worte sind Dinge, sagt er; wer

---

ques, transversales, dont la quantité innombrable, les variétés prodigieuses et les étranges divergences constituent la grande diversité apparente qu'on trouve entre tous les langages; néanmoins toutes les routes, malgré la diversité de leur tendance apparente ramènent toujours enfin, en revenant sur ses pas, au point commun dont elles se sont si fort écartées.

Diesen Bemerkungen fügen wir auch noch jene eines ungenannten sehr gelehrten Mannes an:

Es ist unglaublich, und beynahe unbegreiflich — weil wir sogar nie an solche Betrachtungen gewöhnet wurden — wie die Sprachen sammt und sonders in einander laufen, und dieselben Begriffe, Anschauungs- und Benennungsweisen (Ursache und Wirkung) am Jordan, an der Newa, am Rhein, an der Tiber, am Tago, am Niger und am Oronoko vorkommen.

Wäre unser Gehirn frey, so sollte uns das nicht wundern — wir würden sagen: »so wie die Menschen aus einander gelaufen und »doch Menschen geblieben sind, so die Sprachen.« Das Gegentheil aber müßte uns abenteuerlich vorkommen: allein unser Gehirn ist nicht frey — wir sind von Jugend auf — Fulda bemerkt's — auf die Verschiedenheiten, wie auf die Aehnlichkeiten gehetzt worden . . . daher unser Staunen.

»die Namen versteht, kennt auch die Dinge.« Eben so richtig bemerkt auch Clemens von Alexandrien, indem er sagt: zwey Begriffe liegen jenem der Wahrheit zum Grunde: der Name nämlich und die Sache, wem ersterer nicht bekannt ist, der wird auch letztere nicht gehörig kennen.

Mehrere durch Sachkenntniß und Scharfsinn ausgezeichnete Männer, wie Wachter, Frisch, Adelung und Wolke, waren eifrig bemüht, die Laut- und Sinnverwandtschaft verschiedener europäischer Sprachen darzuthun und zu erweisen, daß es einen für alle Sprachen gemeinsamen natürlichen Urquell gegeben habe. Am glücklichsten aber beleuchtete diesen Wolke in seinem Anleit zur deutschen Volksprache (Leipzig und Berlin, 1816, gr. 8.), einem Werke, dessen hohen Werth die würdigst berühmten Sprachgelehrten, Herr Hofrath von Hammer und Othmar Frank, bekanntlich auch die größten unter den lebenden Orientalisten, anerkannten. Letzterer bewies in seinem Werke *de Persidis lingua et genio* die Verwandtschaft der deutschen Sprache mit der persischen durch achthundert Beyspiele deutlicher und überzeugender, als es bisher noch je geschehen. Doch unternahm noch Keiner dieser gelehrten Etymologen, das Ergebniß seiner Forschungen in einem bloß dem Beweise der unverkennbaren Uebereinstimmung der besagten europäischen Sprachen gewidmeten besondern Werke darzuthun, aus welchem eben so klar, wie aus dem Tripartitum die Wahrheit des gleichwohl seltsamen Theorems erhellte, daß drey eins seyen, oder daß die drey Hauptsprachen Europas, gleichsam Hand in Hand gehend, aus einem gemeinschaftlichen Urquell entsprungen seyen *).

Dieses zu beweisen ist der Zweck des Tripartitums. Wie wir bereits erwähnt, zerfällt dasselbe in drey Hauptabtheilungen, nämlich: I. in die germanische, II. in die slavische, und III. in die gallische Sprache.

---

*) Der versteht die Sprachen am besten, der von den meisten Wörtern zu sagen weiß, warum sie so sind, wie sie sind, und nicht anders; der also weiß und lehrt, daß die Sprachen nicht willkürlicher, sondern nothwendiger Art sind, nicht gesetz- und rechtlos, sondern vernunftgemäß und gebunden.

Eine Katze kann so wenig Zeisig heißen als seyn: ein Bär kann nicht Floh heißen, ein Hecht nicht Löwe.

Daß manche — voraus die Franzosen — das noch nicht einsehen, sondern wähnen, alles sey conventionell, könnte auch eben sowohl ganz anders seyn als es ist ꝛc. ꝛc. ꝛc. Das beweist nichts, als daß, wer sich zu weit von der Natur entfernt, in eine leidige Blindheit verfällt.

Die erste enthält die deutsche, englische, schwedische, dänische und isländische Sprache;

die zweyte die polnische, russische, böhmische und windische;

die dritte die lateinische, französische, italienische und spanische Sprache.

Die griechische, welche zwar mit den hier genannten in naher Beziehung steht, aber doch keineswegs als Mutter derselben darf betrachtet werden, ist der dritten Spalte zugetheilt, und dadurch dem Standpunkte der Vergleichung der Verwandtschaft der orientalischen Sprachen, der persischen, arabischen, indischen, hebräischen näher gerückt.

Durch diese glückliche Zusammenstellung und aus der daraus sich ergebenden Uebereinstimmung wird es deutlich, daß sämmtliche genannten drey Hauptsprachen von demselben Stamme entsprossen, und gleichsam nur durch ihre äußersten Zweige, Blätter und Blüten von einander verschieden sind.

Welch namhafte Vortheile aber sowohl den Lehrenden als den Lernenden hieraus erwachsen, wird auch schon aus dem Umstande ersichtlich, daß unter den stammverwandten Sprachen eine die andere erklärt, und ohne die Eine zu kennen, man auch die Andere nicht erklären kann. Somit bietet die Analogie den sichersten Leitfaden zur Etymologie sowohl, als auch zu einer natur- und vernunftgemäßen, auf dem Wesen und dem Verhältnisse sämmtlicher unter einander verwandten Sprachen beruhenden Rechtsprechung und Rechtschreibung.

Daß die Sprachen im Laufe unzähliger Jahrhunderte durch Zufall oder Kunst manche Veränderung, wie sie bey den Sprachgelehrten noch häufig durch die prothesis, aphaeresis, diaplasmus, apocope, paragoge, synaeresis, diaeresis, metathesis, anastrophe u. d. gl. bewirkt werden, erlitten, bedarf kaum einer Erwähnung *). Doch ist dieses um so aufmerksamer zu be-

*) Wo zwey Sprachen auf einander stießen, da wich die rohere, sie möge dem Sieger oder dem Besiegten angehört haben. Stieß eine ganz ausgebildete auf eine andere schon gebildete, so konnte die angreifende die angegriffene nicht vertreiben. Hier die Beyspiele:

1. Portugall. Die Römer stießen auf eine ungebildete Sprache. Die ihrige drang ein. Die Gothen, Alanen ꝛc. ꝛc. stießen auf das Römische — und verloren ihre eigene Sprache, obschon Sieger.

2. Spanien. Eben so.

3. Frankreich. Eben so.

4. England. Sehr merkwürdig. Die eindringenden Deutschen verjagten die Britten (ausgenommen in Irland und Wales, wo sie nicht Meister waren).

Die Normänner (selbst Franzosen geworden Nro. 3.) kamen, und

achten, da sich daraus auch die verborgenste und entstellteste Verwandtschaft erforschen, und gerade die allerältesten, weit aus unserer Zeit und unserm Lebenskreise entrückten Wörter am leichtesten vergleichen lassen.

Diese Arten von Trennung und Zusammensetzung führen zur Erkenntniß der Wurzeln hin, ohne welche im Gebiete analogischer Forschung nur sehr spärliche Resultate sich ergeben würden *);

---

theilten die Sprache mit den Deutschen. NB. Vorher wäre zu erörtern, was die Erscheinung der Römer bewirkt hatte.

5. Deutschland. Diese Sprache steht wie ein Fels mitten im Meere. Niemand kann ihr etwas anhaben. Sie hingegen greift täglich um sich.

6. Italien. Unaufhörliche Kriege und Eroberungen vermochten nichts gegen eine Sprache, die zwey Mal ihre höchste Stufe erreicht hat.

7. Slavien. Vom Caucasus bis Eger. Die slavischen Züge fanden nichts, oder ganz rohe Zungen. Sie setzten sich, befestigten ihre Sprache, und bildeten sie aus. Seitdem konnte sie nicht einmal aus Böhmen verdrängt werden, trotz langer deutscher Herrschaft. Die Sprachen der orientalischen Horden entwichen mit ihnen aus Rußland.

8. Ungern. Da sitzen drey Völker auf einander. Das zweyte vertrieb die Sprache des ersten, weil sie roh war. Das dritte konnte die des zweyten nicht bemeistern, weil sie gebildet war.

9. Türkey. Das einheimische Griechische verschlang das erobernde Latein, und blieb neben dem erobernden Türkischen stehen. Aber warum ward dieses nicht verschlungen wie das Latein?

10. Asien. Mogolen und Mandschu gewannen China, und verloren ihre Sprache. Hingegen haben das Türkische und das Englische das Indische nicht verdrängt, und werden es nie verdrängen. Herwärts blieb, trotz unzähliger Umwälzungen, das Arabische (dort die gebildeteste Sprache) immer oben auf, siegte im nördlichen Afrika (wo mehr Figuren als Buchstaben waren), konnte aber das Persische (auch gebildet) nicht verzehren.

11. Afrika. Das mittlere und südliche sind zu wenig bekannt.

12. Amerika. Ebenfalls Sieg der Buchstaben über die Figuren; Latein und Deutsch (Spanisch und Englisch) trieben die zahllosen einheimischen Mundarten (und freylich auch die einheimischen Menschen) in kurzer Zeit vor sich weg in die Wälder und Sümpfe.

*) Sehr merkwürdig erscheint dabey die Wichtigkeit der Rolle, welche die Consonanten spielen; wer da zweifelt, daß diese alles, und die Vokalen nichts sind, der schreibe einmal die Wörter a) ohne Consonanten, b) ohne Vokale, und schaue dann, wo er sie am leichtesten erkennen wird: z. B. öe oder Wrtr, schrbn oder eie ꝛc.

Das ist ja eben der Chinesen, Südinsler und einiger Amerikaner Jammer, daß sie die Consonanten verloren haben. — Wie das zugegangen seyn mag, zeigt der heutige Stand der französischen Sprache. Sind nicht da hundert und hundert Buchstaben noch geschrieben, die nicht mehr gesprochen werden? Gut — mit der Zeit

die Erforschung der Wurzeln aber ist an sich kein Leichtes und hinsichtlich der orientalischen Sprachen nicht selten ungemein schwer. Leicht würde z. B. ein Unkundiger Wörter wie Bitter (precator) und bitter (amarus) von einer und derselben Wurzel ableiten wollen, obschon beyde gar sehr von einander verschieden sind. Bey Wörtern von vielerley Bedeutungen fordert jede derselben besondere Rücksicht, z. B. das hebräische *Kar* heißt 1. kalt, 2. theuer, 3. er grub, 4. er rief, 5. er kehrte, 6) geschoren, und so weiter mehr. Doch stammen diese Wörter alle nur in so fern von einer Wurzel ab, als ihnen ein gemeinschaftlicher Begriff zum Grunde liegt. Vor allen nehmen die arabischen und chinesischen Wörter die Aufmerksamkeit des Forschers um so mehr in Anspruch, da in diesen Sprachen zuweilen ein Wort alles, und eine Menge Wörter Eins bedeuten. Die Wörter dieser Sprachen sind minder, oder minder merklich ausgebildet, als die der unsrigen, vielleicht nur durch den Ton unterschieden, und werden daher von uns und manchmahl wohl auch von den Arabern und Chinesen selbst unter einander gemengt. Wo hingegen ein Ding viele Namen hat, läßt es sich auch leicht entdecken, daß diese Namen nichts weniger als gleichbedeutend (folglich unnütz) sind, sondern verschiedene Eigenschaften, Theile, Arten u. s. w. anzeigen. So haben z. B. die Engländer sogar kingly, regal, royal. Die Vernachläßigung dieser Betrachtungen hat zuweilen unendlichen Unsinn hervorgebracht, indem durch sie ganze Stellen grundfalsch übersetzt wurden, weil man ein Wort einer unrechten Wurzel zugeschrieben. Mit Scharfsinn und prüfender Strenge hat der Verfasser des vorliegenden Werkes seine Stoffe gesichtet, und alles zu vermeiden gesucht, was seiner Anordnung und Zusammenstellung den Vorwurf bloß hypothetischer Muthmaßung zuziehen könnte. Alles und jedes scheint eine ununterbrochene, wenn gleich unsichtbare Kette festzuhalten, nirgends sind hohle Vermuthungen, sondern allenthalben Beyspiele, Belege und Beweise.

Was das Aeußere dieses interessanten Werkes betrifft, so bleibt hinsichtlich des Druckes, Papiers und Formats desselben nichts zu wünschen übrig. Die ganze Auflage ist auf Velin in klein Quer-Folio gedruckt, und mit der typographischen Wohlge-

---

werden sie auch nicht mehr geschrieben werden (aus avoient wird ave werden), dann gehet hin, und suchet die Etymologie; wie kräftig und sicher steht dagegen das Hebräische ohne Vokale! Hätte das Arabische nicht eine so wankende unzureichende Schrift, es würde, auch ohne Vokale, trefflich dastehen, wenigstens ganz anders als jetzt, wo hundert Wörter (schlecht geschrieben) Eine Bedeutung, und hundert Bedeutungen Ein Wort haben.

fälligkeit ausgestattet, wodurch die zierlichen Ausgaben der Ausländer sich bey uns empfehlen.

Ehe noch das Tripartitum im Buchhandel erschien, wurde schon an der ersten Fortsetzung desselben, welche um die Hälfte größer ist als der erste Theil, gedruckt, und dem Vernehmen nach soll auch schon eine zweyte, weit stärkere als die beyden ersten Theile, druckfertig in des Verfassers Pulte liegen. Ein reicher Quell für eine Reihe einzelner, und ganz besonderer sprachlehrender Werke, deren der Haushalt der Philologie unserer Tage, ungeachtet seines bescheidenen Wohlstandes, noch gar sehr zu bedürfen scheint. Leicht würde ein scharfsinniger Sprachforscher die eben so mannigfaltigen als lehrreichen Bestandtheile dieses Werkes für manche besonderen Lehrgebäude benutzen können. Zunächst böten dieselben reichhaltigen Stoff, 1. zur Anlage eines Wurzelwörterbuches, 2. zur Bestimmung der Grundsätze sowohl für etymologische als analogische Forschung, 3. zum Beweise der Wichtigkeit und Nützlichkeit des Sprachstudiums und der Vorzüge der deutschen Sprache insbesondere, 4. zu einer sehr interessanten Erklärung der Eigennamen, 5. zur Anlage einer besondern sprachlehrenden Bibliothek, durch Zusammenstellung der im Tripartitum angeführten und noch ferner zu sammelnden Werke sprachforschender Schriftsteller, 6. zu einer eigenen Untersuchung über den Zusammenhang der Sprachen, 7. zu einer Erforschung und Bestimmung der Wichtigkeit der Dialekte und ihres Gebrauches, 8. zu einer Prüfung der veralteten Wörter, 9. zu einer sehr wichtigen Abhandlung über die Thiere in sprachlicher Hinsicht, 10. zu einer Untersuchung über die ersten und allgemeinen Grundbegriffe der Menschen, in Bezug auf Sprache und die wunderbare Uebereinstimmung der allgemeinen Denkweise bey allen Völkern, und zu allen Zeiten, u. s. f.

Bey so namhaften Vorzügen kann es diesem Werke nicht an gerechter Würdigung gebrechen.

G. v. G.

Art. XIV. Werke des Grafen von Maistre:

1. Considérations sur la France. *Paris*, 1814.
2. Essai sur le principe générateur des Constitutions politiques. *Paris*, 1814.
3. Du Pape. *Lyon*, chez *Rusand*, 1820. 2 Volumes.
4. De l'Eglise Gallicane dans son rapport avec le Souverain Pontife, pour servir de suite à l'ouvrage intitulé: *Du Pape*; par l'Auteur des Considérations sur la France. A *Lyon*, chez *Rusand*, Libraire, Imprimeur du Clergé. A *Paris*, chez *Beaucé-Rusand*, Libraire, 1821.

5. **Les soirées de St. *Pétersbourg*, ou Entretiens sur le Gouvernement temporel de la Providence, suivi d'un traité sur les sacrifices, par Mr. le Comte *Joseph* de *Maistre* *) etc. *Paris*, librairie grecque-latine et française, 1821.**

Graf von Maistre und seine Werke sind, besonders in Frankreich, in einem höheren gewählten Zirkel bekannt, auf den sie Einfluß gehabt, und zu dessen religiöser Bildung sie beygetragen haben. Katholizismus ist Geist und Seele der Bestrebungen des Grafen von Maistre gewesen; weil er indessen im Wege zu diesem Ziele menschliche Klugheit nicht immer genug zu Rathe gezogen, ist ihm sein Zweck in Rußland auch allerdings mißlungen. Trotz dessen sind die Verdienste des Grafen von Maistre um die Religion sehr groß, nicht nur weil er ihr das Pfund eines sehr hohen Talentes geweihet, sondern auch weil er ohne Nebenabsichten und selbstsüchtige Pläne mit Gewissensreinheit und Seelenadel verfahren. In gewisser Hinsicht kann man ihn den Grafen Stolberg der jetzigen katholischen Epoche im

*) Die Biographie des hommes vivants gibt von diesem höchst ausgezeichneten Verf. folgende Lebensumstände an. Graf von Maistre war 1753 zu Chambery geboren, aus einer ursprünglich aus Languedoc stammenden Familie, die sich in Piemont niedergelassen hatte. Er wurde 1787 Senator zu Chambery, und emigrirte im Jahr 1793 nach der Besetzung seines Vaterlandes durch die Franzosen. Im Jahre 1799, als dieser Fürst genöthigt wurde, sich vom festen Lande zu entfernen, folgte er seinem Könige auf die Insel Sardinien, und wurde mit Leitung der sardinischen obersten Kanzley beauftragt. Im Jahr 1803 wurde er als bevollmächtigter Minister an den russischen Hof gesandt, von wo er nicht früher als im J. 1817 zurückkehrte. Von seinen Schriften werden außer den oben genannten auch noch folgende angeführt: Eloge de *Victor Amé III.*, gedruckt zu Lyon, 1775. 2. Discours prononcé par les gens du Roi, à la rentrée du Sénat de *Savoie*, 1784. in welchem folgende in einer damals erschienenen Schrift merkwürdige Stelle vorkommt: »Das gegenwärtige Jahrhundert zeichnet sich aus durch einen Geist der Zerstörung, welcher nichts verschont hat; Gesetze, Gewohnheiten, uralte Institutionen, alles hat dasselbe angegriffen und erschüttert, und die Verwüstung wird sich in einer so gewaltigen Ausdehnung zeigen, wie wir es jetzt noch nicht ahnen können.« 3. Deux Lettres d'un Royaliste Savoisien à ses compatriotes, 1793. 4. Adresse de quelques parents des militaires savoisiens à la nation françoise, 1796. Durch *Mallet du Pan* herausgegeben. Der Verfasser setzte hierin die Unvernunft der französischen Gesetze über die Emigration, die auf die Unterthanen des Königs von Sardinien angewendet werden sollten, ins volleste Licht. 5. *Jean Claude Tétu*, maire de *Montagnole*, 1795, eine anmuthige und geistreiche Schrift über die herrschenden Meinungen. Auch noch: Sur les délais de la justice divine dans la punition des coupables, aus dem Griechischen des Plutarch übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet.

südlichen Europa nennen, denn er war das in Sardinien und in Frankreich, was Graf Stolberg im gebildeten europäischen Norden gewesen ist. Derselbe oft dithyrambische Schwung, dieselbe Begeisterung; nur wie im Deutschen die Poesie, so überwog im Sardinier die Politik. Fast möchten wir dem Grafen von Maistre eine tiefere Gedankengabe zuschreiben, als unserm deutschen Landsmanne, ohne dessen großen Genius zu verkennen.

Graf von Maistre begann zu Anfang der Revolution mit einigen Gelegenheitsschriften, in denen er besonders die Interessen seiner Landsleute, der unterdrückten Savoyarden, gegen die Republik vertheidigte; Werkchen, die Gehalt und eine positive Rechtskunde enthalten sollen, welche aber, längst aus dem Buchhandel verschwunden, uns nie zu Gesichte gekommen sind. Er wanderte aus seinem trostlosen Vaterlande, und schrieb in der Fremde das unter Nro. 1 angezeigte Werk, das unter den Emigrirten nicht nur ein erstaunliches Aufsehen machte, und mehrere Auflagen erhielt, sondern auch, zu Paris insgeheim und zu vielen Exemplaren abgedruckt, die Republik in Angst setzte, und von ihr eifrigst verfolgt wurde, ohne daß die Verbreitung, zum Trost der in Frankreich fortlebenden Royalisten, gehemmt werden konnte. Das Direktorium ließ unter andern einen von Bonaparte aufgefangenen Brief des Königs (Ludwigs des XVIII.) an den Grafen von Maistre abdrucken, worin Se. Majestät sich in rührendem Lobe über das Werk eines Getreuen ergießt. Diese Umstände zusammen genommen zeigen, wie wohlbegründet schon der erste Ruf des Grafen von Maistre war, und wie natürlich er aus seinem Talente sich ergab. Die Unglücklichen tröstet man nicht, und die Bösen setzt man nicht in Schrecken, ohne von der Natur mit besonderen Gaben ausgeschmückt worden zu seyn.

Die erwähnte Schrift ist auch im höchsten Grade merkwürdig. Ohne von ihnen kopirt zu seyn, dieselben erfüllten Prophezeyungen über das Wiederaufleben des Königthums, und die Nichtigkeit einer Republik, wie der französischen, als wie bey Burke und Mallet du Pan; Prophezeyungen, die aus keinen leeren Wortgaukeleyen, aus keinen Krämpfen einer hysterischen Einbildungskraft bestehen, aber die eines Mannes, im vollen Sinne des Wortes, würdig sind. Sie sind das Resultat einer tiefen Durchschauung, nicht nur der Ursachen der Revolution, sondern auch ihres ganzen Charakters und Wesens, so wie der militärischen, damals noch nicht erfüllten Krise, die aus ihr geboren werden würde. Graf von Maistre hatte, ohne ihn zu kennen, den Mann des Geschickes geahnet, so wie er, im Voraus schon, die absolute Schlechtheit des militärischen Gebäudes und ihre morschen Stützen berechnete. Mit den stärksten Farben,

ohne Grellheit, Pretiosität und nachher allbeliebte Affectation, ist die Schändlichkeit der Revolution von ihm aufgetragen worden; was aber besser ist wie bloße Farben, er entziffert alle Räthsel ihrer Existenz: die bis zu den höchsten Verbrechen gesteigerte Eitelkeit der Revolutionäre, das Komödiantenwesen des Ganzen, die widerliche Karrikatur von großen Römern und Griechen, mit welcher die nichtigsten Menschen sich bekleideten, der Haß gegen den Adel aus Wuth unadelig und unedel zu seyn, die Impietät aus Furcht vor der Religion und ihren erhabenen Schrecken, die Tollheiten ohne Spaß, die Abgeschmacktheiten ohne Witz, die Infamien ohne Größe, selber im Verbrechen; das ganze bluttrunkene Bacchanal endlich, in welchem das Thier besser und verständiger debütirte, als der in Erniedrigung und Dummheit sich wahnsinnig hinwälzende Mensch. Daneben stellt er dar, ohne Rednerpomp und afterroyalistischen Schwulst, das Blut der Gerechten, den schönen Tod der Jungfrauen und Priester, die Herrlichkeit mancher Männer, die Reue vieler Bethörter, den Irrthum mancher Revolutionärs, die besser waren als die Menge, und wenigstens ohne Diebstahl starben, über Alles das Märterthum der königlichen Familie: und dieses Alles nur groß im Tode, so unvorsichtig, so leichtsinnig, manchmal so anscheinend klein im Leben, obwohl mit vielen liebenswürdigen Gaben gepaart! Der beredte Charakter- und Menschenschilderer zeigt sich aber als tiefer historischer Philosoph, z. B. in dem so höchst merkwürdigen Kapitel vom Blutvergießen, das Gott erlaubt auf dieser Erde Statt zu haben, von den vielen Menschenschlächtereyen seit dem Anbeginn der Geschichte. Der tiefe und düstre, aber prunklose Ernst, welcher den Verfasser in diesem Kapitel begleitet, begleitet ihn auch durch das ganze Werk, bis, zum Schlusse, er zu hoher Ahnung und größerer Hoffnung sich erhebt, und eben Prophet wird in jenem Sinne, den wir früher angegeben.

Wir geben geflissentlich keine Auszüge aus diesem und den folgenden Werken, eben um die Aufmerksamkeit der mit den Produkten des Verfassers unbekannten Leser in höherem Grade auf dieselben zu ziehen; wir können aber nicht umhin, so manchem und gegründetem Lobe auch einige Worte leisen Tadels beyzufügen, die nicht allein auf dieses Werk sich beziehen, sondern auf alle Geistesprodukte des Verfassers, ohne daß, was wir hierüber im Gewissen zu sagen haben, ihn uns weniger bewunderungswürdig macht. Unsere Bemerkungen hierüber betreffen drey Punkte, den Styl, die Gelehrsamkeit, und einige Theile seiner Doktrin.

Der Styl ist reine Natur, und in so fern steht er, unserer Meinung nach, weit über die prunkvolle und selbstbewußte, gewissermaßen glanzstarrende Eleganz der Chateaubriandischen

Schule. Er ist beredt, seelenvoll, voll charakteristischer Ausdrücke, die nur das Genie finden kann, aber er ist nicht französisch. Voll unbeholfener Constructionen, auch mit manchen nicht annehmbaren Neologismen erfüllt; manchmal dem Charakter der französischen Sprache zuwider, dunkel und räthselhaft; zuweilen selbst was gebildete Franzosen trivial nennen würden. Nämlich ihre Sprache ist eine der Convenienz und Gesellschaft, was keinesweges in dem Maße, wie man irrig meint, dem Talente die Flügel beschneidet, was aber verhindert, daß man nicht eigenmächtig mit der Sprache verfahre. Es ist manchem begegnet zu meinen, Graf von Maistre sey ein gelehrter Russe, der französisch erlernt habe, aber nichts mehr. Ein solcher Ausspruch ist nun viel zu hart, und dem Forscher wie dem gefühlvollen Weisen wird unsers Schriftstellers Incorrectheit, trotz ihren Mängeln, weit lieber seyn, als vieler Andern Gelehrtheit und ohnmächtige Eleganz. Ueberhaupt klagt der Troß der Menschen nur allzuoft, daß er einen bedeutenden Mann nicht verstehe, eben weil er ihn nicht verstehen will und mag.

Die Gelehrsamkeit des Grafen von Maistre, oder vielmehr seine Belesenheit, ist ausgedehnt, aber sie erscheint nicht als hinlänglich geordnet, und gleicht in dieser Hinsicht derjenigen mancher andern Weltleute, welche zu gleicher Zeit bedeutende Schriftsteller sind. Daher die Fülle von Citaten, womit sie die Schwäche haben ihre Werke zu überschwemmen, dagegen man nur Weniges, und zwar recht citiren muß. Es gehörte alle die Gedankentiefe und Gedankenstärke unsers Verfassers dazu, um ihn bey all seiner unmethodischen und ungeordneten Belesenheit nicht zu verwirren. Der Kopf wie der Magen muß seine Diät halten, und, obwohl er seine tägliche Nahrung erhalten soll, so müssen die Speisen nicht nur an und für sich gesund, sondern auch ihre Rezepte nicht zu bunt durch einander gemischt seyn. Was bey einem Manne wie dem Grafen von Maistre sich nur als eine kleine Schwäche beurkundet, das ist bey vielen andern, die nicht sein Verdienst haben, um so gefährlicher, da, was sie von eigenen Kräften noch kultiviren könnten, unter dem Wucherkraute eines unmäßigen Vielwissens Gefahr läuft zu ersticken.

Was die Doktrin des Grafen von Maistre angeht, so haben wir, in religiöser Hinsicht, nichts an ihr auszusetzen. Er ist billig gegen die, wider welche so Manche unbillig waren, gegen die Päpste. Er theilt die Vorurtheile der Franzosen nicht, welche Freyheiten der gallikanischen Kirche die fast absolute Unterwerfung derselben unter die königliche Gewalt, und den geschmälerten päpstlichen Einfluß auf dieselbe, nennen. Aber schon in dieser ersten der ausgezeichneteren Schriften des Grafen von Maistre

zeigt sich jene Unkenntniß des Kaiserthums, und überhaupt der deutschen Natur, welche in seinem Werke vom Papst sich in den Geist seiner religiös-politischen Ansichten verwebt hat. Er sieht im Papst nur allzuausschließlich den italienischen Fürsten, und was eigentlich zu sagen wäre über jenen alten und unglücklichen Zwist des Kaiser- und Papstthums, wird von ihm fast gar nicht gesagt, wie wir uns unten bemühen werden, in ein helleres Licht zu setzen.

Mehr hätten wir, in manchem Bezuge, gegen die monarchischen Ideen des edeln Grafen einzuwenden, worin wir nicht hoffen, mißverstanden zu werden. Wenn er auch nicht mit der Starrheit der Partheygänger des alten Régime an den monarchischen Formen Ludwigs des XIV. klebet; wenn er auch keinem Systeme der Allgewalt unbedingt huldigt — wie das unter andern sein vortrefflicher Freund, der tiefsinnige Verfasser der Législation primitive (Herr von Bonald) manchmal zu thun scheint — so ist er doch noch immer Franzose in diesem Stücke, er, der es in religiöser Hinsicht gar nicht ist. Nur hat er dabey mehrere Vortheile vor dem Herrn von Bonald, dessen Verbindung mit ihm, wie dessen Werke, ihn übrigens in den Ideen eines reinen oder absoluten Monarchismus bestärkt zu haben scheinen. Erstlich theilt er nicht mit dem Herrn von Bonald die unbegränzte Ehrfurcht, welche dieser nicht nur vor dem moralisch und bürgerlich sehr achtbaren, sondern auch vor dem politischen Einfluß der Parlamente hat. Dieß kommt bey unserm Verfasser aus seinen religiösen Einsichten, weil die Parlamente immer mit vielem Lärm die sogenannte Freyheit der gallikanischen Kirche behaupteten. Die Art aber, wie Herr von Bonald den Parlamenten huldigt, als Bollwerken der alten französischen und monarchischen Freyheiten, umwölkt dessen Blick, so daß er die Grundsätze einer ehrerbietigen Gegenwirkung gegen blinde Maßregeln unvorsichtiger Allgewalt auf diese Weise zu retten glaubt. Graf von Maistre läßt sich hierüber nicht bethören; es thut nicht Noth, erst mit ihm lange Zwiste zu führen über die Natur und Art der Freyheit der Parlamente, um zu zeigen, durch Geschichte und Maximen des Staatsrechts, wie schwankend ihr Boden und schwach ihre Freyheit unter dem Gesichtspunkte ihrer Legalität war. Auch noch einen andern Vortheil hat der Graf von Maistre. Er bindet sich weit weniger an logische Schlüsse und Beweisformeln, wie Herr von Bonald; er ist freyer in seinem Gedankengange, er bewegt sich lebendiger, er kerkert sich nicht gleichsam geflissentlich, wie sein würdiger Nebenbuhler, in einem Gerüste labyrinthischer Ideenwendungen, seltsam klingender und doch logisch deducirter Paradoxen ein. Trotz dem, daß Graf von Maistre also in ei-

nigen Stücken reiner monarchisch scheinen möchte (à la *Louis* XIV.) wie Bonald, so weht doch in ihm höhere Geistesfreyheit und Unbefangenheit, eine wahrere politische Ansicht, welche allen seinen Werken, und namentlich dem unter Nro. 2 angezeigten, zu Statten gekommen ist.

Nach einer Frist von sechzehn Jahren erschien 1814 die zweyte der hier angezeigten Schriften des vortrefflichen Mannes, und, wie wir meinen, in politischer Hinsicht seine bedeutendste, obwohl sie einem Jeden, eben weil ihr Gehalt philosophischer ist, nicht also einleuchten wollte. Es war ein hochherziges, leider unbeachtetes Wort zur Zeit, über Konstitutionsmacherey und tolle Konstitutionsschmiede. Mit vollem Leben wird dargestellt und weitläuftig erörtert, was denn eigentlich Konstitution sey, und was konstituiren heiße; wie nichtig die Ideen eines Contrat social, als Resultat einer allmählich auswachsenden Vernunft der aus Thierheit, Barbarey und Aberglauben, wie aus natürlichen und gezwungenen Zuständen sich entwickelnden Menschheit sind, wie der Mensch mit hohem Vermögen und nicht mit hundischer Bestialität angefangen; wie es eine Gesellschaft gegeben zwischen Gott und dem Menschen, eine religiöse, vor der Familienexistenz; wie die Monarchie Basis der gesellschaftlichen Anlagen war, und wo Republiken entstanden, dieses nur nach abgestreifter Monarchie, aber mit Beybehaltung der bedeutendsten monarchischen Institute, zum Nerv der Republik, geschah; wie alle Gesetzgebung bey allen Alten aus heiliger Quelle floß, oder wenigstens von höheren Mächten abgeleitet wurde; wie nichtig es sey, die Kräfte von unten auf zu beschwören, da, wo das Chaos walte, um weise Freyheit und harmonische Ordnung ins Leben zu bringen. Tief und erhaben zugleich ist oft des Verfassers Darstellung, und manchmal ist der Ideengang platonisch, mit echter Kunst durchgeführt, ohne Haschen nach Effekt, obwohl sich dieser von selbst, und zwar in großen Massen darbietet. Für alles Schöne und Rechte zeigt sich der Verfasser auf eine Weise empfindlich, die ihn über die Bande beschränkter Nationalität hinausreißt, wie nicht leicht ein französischer Schriftsteller vor ihm.

Das unter Nro. 3 erwähnte Werk vom Papste ist das weitläuftigste, was wir vom Grafen von Maistre besitzen. Es läßt sich mit dem Werke Nro. 4, über die Freyheiten der gallikanischen Kirche, das ihm zum Stützpunkte dient, als polemische Schrift, unter zwey Hauptgesichtspunkten anblicken; als gegen die gallikanische Kirche gerichtet, und als bestimmt, die hohen Verdienste des Papstthums um die Gesammtkultur Europa's darzustellen, wozu dem Verfasser besonders die gegen Rohheit der Fürsten und

Großen angewendete Macht der Päpste im Mittelalter dient. Wenn der Verfasser gegen die gallikanische Kirche streitet, hat er in diesem Sinne Recht, daß Jene mit ihrem großen Aufwand von Freyheitsmaximen nichts anders gethan, als sich in die fast unbedingte Abhängigkeit von der königlichen, und in die fast unbedingte Entäußerung der päpstlichen Gewalt zu begeben. Die Parlamente aber hatten deßhalb einen so großen Antheil an dem Kampf wider Rom, weil sie sich so in die Position einer gewissen sehr wohlfeilen Unabhängigkeit vor den Augen der Menge setzten, da die Parlamente im Grunde nichts anders waren, als königliche Räthe, vom König auf den Ruin der alten feudalistischen Parlamente, welche in die alten Besitzrechte der fränkischen Volksgenossenschaft getreten waren, erhoben. So war der Kampf der Parlamente für die Rechte der französischen Kirche nichts anders, als ihre Beyhülfe zur Unterwerfung der Geistlichkeit unter die königliche Gewalt, und zu ihrer Trennung von Rom. Wenn der Verfasser aber dem französischen Concordat, zwischen Papst und König unter Franz dem Ersten geschlossen, unbedingt huldigt, so geht er hierin gewiß viel zu weit. Ohne in das Mindeste jenen Träumen der Unterwürfigkeit des Papstes unter ein Generalconcil der ganzen Christenheit — welches die Christenheit nirgendwo im Stande wäre zusammen zu bringen — nachzuhängen, kann man doch sagen, daß die Kirche keine absolute Monarchie à la *Louis* XIV. bildet, und auch ein solches Ideal zu erstreben gar nicht bestimmt ist. Jedes Volk hat sein Geschick und sein Gepräge, die Kirchen aller Nationen haben ihre eigenthümlichen Traditionen, ihre verschiedenen Weisen, was Rechte der Kapitel und Titulare, so wie die bischöfliche Gewalt anbetrifft; das soll kein absoluter Wille, wo nicht Uebereinstimmung herrscht, antasten und zerstören dürfen. In diesem Sinne ist es, daß z. B. noch jetzt die irländische Kirche einige ihrer Stammrechte gegen Ansprüche der römischen Kurie behauptet. Solche Rechte mochte auch die gallikanische Kirche vor dem Concordate Franz des Ersten, allerdings sehr schätzbare, besitzen, obgleich ich dazu durchaus nicht die sogenannte *Pragmatique* zähle; alle jene Eingriffe des Throns wider die Kirche, welche fälschlich dem heiligen Ludwig zugeschrieben werden, den die Parlamente der Nachzeit sorgfältig mit Louis Hutin verwechseln, der so ganz in die Fußstapfen des bösen Philipp (des Schönen) getreten ist, und welchem der leichtsinnige und politisch schlechte Karl der VII., wie zuletzt Ludwig der XIV. nachgegangen sind. Doch ist mit allem Obigem keinesweges gemeint, als sey die Kirche, wo sie mit demselben politisch verzweigt ist, in allen Stücken außer dem Staate; als haben die Regierungen nicht auch auf eingerissene

Mißbräuche zu achten; als ob in diesen Dingen menschliche Klugheit aus dem Spiel zu schlagen wäre: nur muß sie sich keine Vormundschaft über die Kirche anmaßen, kein Oberrecht über sie handhaben wollen. Hier kann nur davon die Rede seyn, auf die Grundsätze hinzuweisen, und nicht die Sache an und für sich weitläufig zu erörtern.

Um den Streit zwischen Kaiser- und Papstthum gehörig zu erwägen, genügt keinesweges eine bloße Kunde der einzelnen Fakten dieses großen Prozesses, der die bedeutendsten Jahrhunderte der mittleren Zeit erfüllt. Erstlich muß man ganz den Irrthum, oder den bösen Willen jener bey Seite lassen, welche gegen den Stuhl von Rom unter dem Vorwande zu Felde ziehen, diese seine politischen Anmaßungen seyen nicht die Lehre Christi und der Apostel, ständen im Kontrast mit der primitiven Kirche. Schon tausend Mal hat man darauf erwiedert, wie es keine Analogie geben könne zwischen einer Epoche, wo das Christenthum unterdrückt und im Keime war, wo es gewissermaßen geheim und unterirdisch sich ausbilden mußte, troß dem seine Jünger es überall bekannten, wo es Noth that: und einer Epoche, wo das Christenthum Herrscher, in voller Blüte war, und öffentlich dahertrat. Man bedenkt auch nicht, daß in der primitiven Kirche das Christenthum seinen Schülern fast Alles in Allem war; daß sie ein fast geistliches, und in seinen kleinsten Bestandtheilen vollkommen geregeltes Leben führten; daß also die geistliche Macht in einem Grade Lenkerin über das Gewissen und Handeln der Christen war, wie nachher, außer in Klöstern, fast nie in dem Grade. Andere, die auch aus Irrthum oder bösem Willen von der primitiven Kirche schwätzen, und welche das Papstthum dem Zepter immer so huldigen sehen möchten, wie als Konstantinus die Kirche zur Stütze seines Throns erhob, wollen nicht erwägen, in welchen Verfall die griechische Kirche gekommen ist, die, bey unterthänigen Maximen stehen geblieben, zur Hofkirche wurde, und sich in alle Intriguen der Frauen und Geliebten des Kaisers, der Eunuchen und seiner großen Beamten auf eine die Religion schändende Weise hineinmischte, und wie lächerlich überdem so viele Kaiser des Griechenvolks durch ihre theologischen Disputationen, gleich unter den Nachfolgern des großen, um das Christenthum hochverdienten Konstantin geworden sind. Die endlich, welche das Papstthum in seinem Verhältnisse zu Karl dem Großen einzig und allein anerkennen wollen, bedenken nicht die Rauhheit, in welche die abendländische Geistlichkeit allgemach verfiel, als sie, eng in die Sitten und Verfassung germanischer Völker verwachsen, durch die Natur der Dinge, anstatt den herrlichen Keim zu kultiviren und zu veredeln, ihm vollständig sich aneignen

ließ, als die Priester zu Kriegern wurden, und ein ganz weltliches Leben führten. Ehre und Anerkennung also Gregorius dem VII., der, indem er die päpstliche Hierarchie unerschütterlich und nach dem ihm überlieferten Recht vor der Gewalt der weltlichen Macht in Schutz setzte, die Geistlichkeit vollkommener ordnete und ausbildete, den ersten Eckstein gelegt hat zur künftigen Kulturgröße Europa's, einer Kultur, die auf so herrlichem Boden wie der germanischen Sitten und Verfassung, frey und eigenthümlich, durch erste Besorgung und Fortwartung der Geistlichkeit, sich ausbilden konnte. Das däucht mir die eine Seite zu seyn, von der man das Papstthum in seinem Verhältniß sowohl zum Kaiserthum, als zu dem was man primitive Kirche nennt, betrachten muß, und diese Seite ist vom Grafen von Maistre meisterlich ausgeführt worden.

Die andere Seite ist, von aller Politik entfernet, eine Sache der Christenheit selber. Die mahomedanische, durch Fabeln und biblische Erzählungen modificirte Vernunftreligion war von Europa abgeprallt, und der Enthusiasmus, den sie im arabischen Orient hervorgebracht hatte, war in vielen seiner Theile erloschen. Dagegen verleibten sich viele gnostische und manichäische Sekten, durch budhistische oder hinter-asiatische Spekulationen und Formen verstärkt, dem Mahometismus, in vielen Gegenden wo der halbe Mond aufgepflanzt war, ein; Sekten, die in den ersten Zeiten des Christenthums sich auch diesem schon wie ein giftiges Kraut angehängt und eingefressen hatten. Von jenen Sekten lebten noch manche Traditionen, und besonders ihre Formen bis im fernsten Abendlande; und so war dieses letzte bey der ersten Gelegenheit bereit, in vielen Genossenschaften des Volks, der Ritter, der geistlichen Orden, der Schulgelehrten, der Fürsten, einen Samen zu empfangen, den der Orient in neuer Hülle ausgebrütet. Ueber Griechenland wälzten sich jene in manichäischen Formen verpuppte Religionen und geheime Sekten durch Europa, die unter dem Namen der Paulizianer, Bulgaren, Katharen, Albigenser, und später der Begharden, Lollarden u. s. w. das gesammte Volk im Mittelalter, in allen großen Gegenden Europa's erschütterten, und das Christenthum durch ein wunderliches Gemisch von Vernunftglauben, heiligem Jakobinismus, schwärmerischen Pantheismus, und bunte gnostische und manichäische Formen und Symbole schwankend zu machen suchten. Als die Christenheit während der Kreuzzüge mit dem Orient in Kontakt kam, entspannen sich aber hie und da noch gefährlichere Verhältnisse zwischen den Sarazenen in Syrien und Aegypten, und manchen Rittern, die in ihren Ordensformen die pantheistischen Ansichten und andere Sophistereyen der vom Koran

abtrünnigen Muhamedaner mit aufnahmen; besonders ward der Tempelorden angesteckt, und sein großes Institut wurde zu einem die Christenheit völlig gefährdenden, und auch den Thron bedrohenden umgebildet.

Unterdessen hatte sich die Scholastik in Universitäten und Klosterschulen ausgebildet, eine philosophische Form, die so bekannte Analogien mit dem aristotelischen Lehrgebäude der Araber hat. Die Philosophie ward in manchen scharfsinnig und spitzfindig ausgebildeten Köpfen eine Geschicklichkeit, die Mysterien der Religion in Verstandessysteme auszukünsteln, und jenen Weg des Sabellianismus zu wandeln, den Socin in der spätern Zeit ausgeführt. Diese Systeme fanden um so mehr Schüler, je kühner sie waren; von dem ungeheuern Zulauf des Abälard, und der Flut der auch revolutionären Anhänger seines Schülers, des Arnold von Brescia zu beginnen, bis auf die verwegneren Streiche eines Occam, und alle andern Vorboten der in der Zeit schlummernden Reformation. Oft mischte sich jene Schulphilosophie den oben erwähnten populären Sekten ein, wie das der Fall mit den Albigensern war, und diese Allianz, die manchmal zu völligem und hartnäckigem Unglauben führen mochte, machte den ganzen Zustand der Dinge noch gefährlicher. In solchen Umständen kämpften die großen Päpste gegen einige schlechte, tyrannische, die Kirche durch Unterdrückung oder gar durch geheime Neigung zu den geheim cirkulirenden Ideen sich auszeichnenden Fürsten; so Gregorius der VII. gegen Heinrich den IV., so seine größten Nachfolger wider Philipp August von Frankreich, Johann ohne Land, mit dem Hause der Hohenstaufen, und dem machiavelistischen Philipp dem Schönen, welcher das Papstthum zu gleicher Zeit mit der alten französischen Freyheit vollkommen überwand. Aber kein Haus hatte wohl im Mittelalter einen größeren Genius und gefährlichere Aussichten, als das ehrgeizige der Hohenstaufen. Besonders steht Friedrich der II. im höchsten Verdacht einer religiösen Allianz mit den ketzerischen Sarazenen, und vielleicht auch des Zusammenhanges mit dem Tempelorden in seinen gefährlichsten Planen. Freylich will ich die Päpste nicht in allen Dingen und unbedingt entschuldigen. Ihre Politik, die Kaiser von Italien fern zu halten, und die Macht Frankreichs, welches doch unter Philipp dem Schönen die Gewalt des Papstthums stürzte, empor zu heben, und wider die Kaiser ausschließlich zu begründen, mischte sich nur allzuoft ins Spiel, und das ist eben die Größe des heiligen Ludwig, daß er niemals die ihm so angebotene Gelegenheit benutzte. Nicht immer also handelten die Päpste aus reinen und geistigen Motiven, und Dieses verschweigt Graf von

Maistre ganz, oder billigt es wohl gar, eingenommen von Ideen des politischen Ultramontanismus über die Barbarey der nicht italischen Bewohner Europa's im Mittelalter.

Die 4te der angezeigten Schriften des Grafen von Maistre ist die gründlichste Analyse des Gebäudes der sogenannten gallikanischen Kirche. Mit Meisterhand wird die Natur des religiösen Verfahrens der Parlamente aufgedeckt. Der Verfasser ergreift dieses von jenem Punkte an, wo der Kalvinismus in Frankreich überhand zu nehmen anfing, und, besonders durch den de Thou, im Schooße der Parlamente wucherte, dort, als er öffentlich verschwand, doch seine immer gährende Hefen nachließ, und so die Parlamente jenen verdeckten und gefährlichsten aller Kalvinisten günstig machte, welche sich selber Jansenisten nennen, und in Eifer und Wuth gerathen, wenn man ihnen beweist, wie sie nicht Katholiken sind. Es wird vom Grafen von Maistre gezeigt, wie bey den Mitgliedern des Parlaments von Paris besonders, das den Parlamenten von ganz Frankreich den Ton gab, die atheistische und frivole Modephilosophie des letzten Jahrhunderts sich auf eine unphilosophische Weise sehr gut mit jansenistischem Nachlaß und Gift gegen den päpstlichen Stuhl einen konnten. Nie aber ist der Jansenismus, in seiner sich verbergenden Kleinheit und Kleinlichkeit, mit seiner Geistesenge und Kniffen hinterlistiger Intriguen stärker aufgefaßt und charakterisirt worden, als durch den Verfasser dieses Buches. Die Parallele ihrer Maximen mit denen des Hobbes, ohne daß sie sich dessen bewußt sind; das lächerliche und pedantische Benehmen der sogenannten Einsiedler und tiefen Denker von Port-Royal; die höchst geringen philosophischen Talente der Sekte (Pascal ausgenommen, dessen Genie aber nicht die Frucht seiner jansenistischen Meinungen war); ihr empörender Hochmuth, und die frommen Lügen, mit denen sie so freygebig sind: alles das ist mit einer Ironie, Geistesklarheit und Ueberlegenheit darstellt, wie bey wenigen Modernen. An die Charakteristik der religiösen Meinungen der Parlamente und Jansenisten schließt dann Graf von Maistre die der gallikanischen Kirche selber, über die wir schon oben seine allgemeine Ansicht festgestellt haben.

Ich komme jetzt zu dem unter Nro. 5 erwähnten, und letztem mir bekannten Werke des Verfassers, seinem Schwanengesange, und gewissermaßen der edelsten und reifsten Frucht seines Genies. Es sind philosophische Gespräche in platonischem Gewande, über Religion, Gesetzgebung, Historie, Sitten, Philosophie und Literatur; groß gedacht und ohne Rückhalt gesagt: Gespräche, in denen er das Hauptthema seines Lebens, den Katholicismus, unter neuen und nicht so strengen Formen, wie in den

letzten Schriften, zu erschöpfen strebt. Was Graf von Maistre besonders im Auge hat, ist, zu zeigen, wie echte Geistesfreyheit sich nur im Schooße der katholischen Kirche, als im Schooße der Wahrheit, behaupten lasse; wie der Protestantismus, ohne Gemüthsruhe, und zu einer bloßen Kritik der Religion, zu einer unendlichen Polemik ausgebildet, den Geist in kleinlichen Netzen umstricke; wie eine freye und vorurtheilslose Gesinnung sich besser sogar mit wahrem Mangel an Religion, mit atheistischer Indifferenz (wo diese nicht, wie in neueren Zeiten, auch ein politisches Motiv hat) zusammen finde, als mit einem steten Protestiren und hin und her Negiren, über alle Nebenumstände des Glaubens, da wo man die Mysterien zu läugnen, doch nicht geradezu den Willen hat. Er gibt als eine Phase der Annäherung unserer Zeit und der Zukunft zum Triumph der katholischen Kirche, den Verfall des Protestantismus, besonders in Deutschland und England an, und dessen Ersatz durch eine Indifferenz, in der bessere Geister nicht verharren können, so daß die Forschergabe wieder Gelegenheit hat, bey ihnen freyer zu walten, und somit eine unläugbare Annäherung an die allgemeine Wahrheit. Tiefere Blicke sind nicht leicht auf den Staat und dessen besonderste Grundtriebe geworfen worden, als in dem genannten Werke. Was der Verfasser über das Strafrecht der Gesellschaft, und z. B. über die furchtbaren Funktionen des Henkers sagt, ist von der tiefsten und erschütterndsten Originalität. Keiner hat den universellen Spötter und Gemeinmacher aller Dinge, den Voltaire, mit schärferem Spotte durchgezogen, als Graf von Maistre; keiner hat den Lacher verächtlicher, und den großen Mann kleiner gemacht, wie er: zu beherzigende Urtheile in einer Zeit und in einem Lande, wo ein ehemaliger Stabsoffizier (Touquet) in kurzer Zeit drey Editionen des ganzen Voltaire, für drey verschiedene Klassen und zu verschiedenen Auflagen gibt; einen Voltaire, wie der Nivellist selber sagt, für die Reichen, einen für die mittlere Klasse, einen Voltaire für die Hütten. Da er sonst überall seine Frucht nicht nur getragen, sondern diese schon verfault ist, so blieb dem Arouet, dem Unsterblichen, nichts anders übrig, als zuletzt noch die letzte und ärmste Klasse des Volks anzustecken, um ihr den Trost in der sauern Noth, die Aussicht auf die Zukunft zu stehlen.

Der Traktat über die Opfer, welcher dem letzten Werke des Grafen von Maistre zum Anhange dient, ist das Werk einer sehr tiefen und religiösen Erforschung einer der Hauptgrundlagen des Heidenthums. Wie der Mensch sich selbst zum Opfer der Gottheit darbringen müsse, ob seines Falles; und wie ein solches unwillkürliches Opfer im ersten Erschlagenen geblutet habe, als

Typ des allgemeinen Gesetzes für die Menschheit: der Nothwendigkeit der Erkaufung ihres Heiles durch ein von den Heiden tief aber dunkel geahnetes blutiges Opfer eines, in einer Theophanie sich offenbarenden Gottes; das ist das sonderbare, eine Reihe tiefer und gediegener Ansichten erweckende Thema des Verfassers. So bewährt er sich in einer großen Allseitigkeit und Umsicht, und über alle gewöhnliche französische Beschränkung weit hinaus, als einer der originellsten Geister neuer Zeiten, und dem deutschen Genius weit näher verwandt, als er selber geahnet hat.

von Eckstein.

Art. XV. Kieler Beyträge. Erster Band. Schleswig, 1820. Im Verlage des Taubstummen-Instituts. Leipzig, bey Carl Tauchnitz. S. 1 — 404.

Diese Sammlung von Aufsätzen muß schon ihrer Entstehung nach und auch großen Theils nach ihrem Inhalte als im Siune einer entschiedenen, obwohl nicht illegal gemeinten Opposition veranstaltet, betrachtet werden. Veranlassung zum Aufhören der Kieler Blätter, und zum Beginnen der vorliegenden Beyträge waren die Bundestagsbeschlüsse vom 20. September 1819, in Folge deren auch für die Kieler Blätter eine Censur hätte angeordnet werden müssen, und zwar, wie erwähnt wird, weil keiner aus der Gesellschaft dortiger Professoren sich habe entschließen können, »unter einer, wenn gleich milden Polizeyaufsicht etwas zu schreiben, was die Nothwendigkeit nicht erfordere.« Aus dieser etwas weit gehenden Empfindlichkeit wählte man, wie es scheint, für die vorliegenden Aufsätze die Form eines größern Buches, welche durch das Bundesgesetz der Nothwendigkeit einer Censur nicht unterworfen war, und in allen Fällen in Gemäßheit der königl. dänischen Anordnungen, nur jener des Prorektors oder der Dekanen der Universität unterlag. Abgesehen davon enthalten die verschiedenen Aufsätze zunächst eine Vertheidigung der deutschen Universitäten gegen die am Bundestage wider einen »großen Theil der akademischen Lehrer, und Universitäten in Deutschland, mit einigen ehrenvollen Ausnahmen«, vorgebrachten ungünstigen Behauptungen, und gegen den in einem andern nicht minder bekannten Aktenstücke enthaltenen Tadel, »wegen politischer und antireligiöser Lehren,« wobey man sich besonders auf die von und nach jenem Zeitpunkt erhaltenen Beweise ehrender Anerkennung von mehreren Regierungen, und darauf beruft, daß das, was einzelne Wenige könnten gefehlt haben, weil sie sich von den in der Zeit gewaltsam wirkenden Kräften mit haben fortreißen lassen, »nicht einer ganzen zahlreichen

Klasse ehrenwerther und pflichttreuer Männer ohne Ungerechtigkeit aufgebürdet werden könne.« Insbesondere werden ferner die Verhältnisse der Kieler Universität, namentlich auch aus den Berichten des Konsistoriums, umständlich dargethan, um zu begründen, daß dieselbe von keinem Vorwurfe erreicht werde, wie denn auch in dem angeführten königlichen Rescripte vom 13. Nov. 1819 die allerhöchste Zufriedenheit mit den Bestrebungen der dortigen Lehrer zu erkennen gegeben, und mit Wohlgefallen bemerkt wird, »daß dieselben sich mit Erfolg bestreben, wissenschaftliche Kultur »unter den dort Studierenden zu verbreiten, so wie unter ihnen »Ruhe, Gesetzmäßigkeit und Ordnung zu erhalten« ꝛc.

Veranlaßt durch die in Bezug auf die Universitäten vorgekommenen öffentlichen Beschwerden treten nun ferner hier einige Lehrer auf, um den Standpunkt der Universitäten in Bezug auf politische Lehre und Wissenschaften, wenn gleich ohne erschöpfende und umfassende Erörterung, zu behaupten, und zugleich, wie es scheinen möchte, um in Betreff einiger in der Zeit mächtig zur Sprache kommenden Gegenstände ihre Ansicht darzulegen, und eine Art von politischem Glaubensbekenntniß zu geben.

Im Allgemeinen läßt sich leicht wahrnehmen, daß es besonders die englischen Verfassungsformen sind, welche die Verfasser mit Bewunderung und Begierde, Aehnliches im Vaterlande auf gesetzlichem Wege begründet zu sehen, erfüllt haben. Man will die Monarchie; man will ferner eine nur auf den wirklichen Besitz großen Grundeigenthums beschränkte Aristokratie; ein nicht zu großes Verhältniß der Fideikommißgüter zu den Gütern, welche einem freyen Verkehr zu überlassen sind; man will einen kräftigen und regen Gemeingeist, genährt durch eine populäre Beredsamkeit, und rege erhalten durch das Daseyn einer gesetzlichen Opposition; man findet die höchste Weisheit in der durch die drey Gewalten bezeichneten Mischung von Monarchie, Aristokratie und Demokratie; — und man will — und hierin weicht man von dem Zustande in England ab, und scheint mehr den von Frankreich zum Muster zu nehmen — eine große Masse kleinerer, ganz unabhängiger Grundeigenthümer, endlich aber auch Maßregeln um einer über das richtige Verhältniß zum Besitz hinaus vermehrten Volksmenge und dadurch überhand nehmenden Armuth vorzubeugen.

Folgendes ist die Angabe der einzelnen Abhandlungen.

Die zuletzt angegebnen Beziehungen finden sich besonders in einem Aufsatz politischen Inhalts, vom Professor Hegewisch, und in der Uebersetzung und kurzem Kommentar einer Rede des Lord Erskine, durch Professor Pfaff. Von den Verhältnissen der Universitäten Deutschlands handelt ein Aufsatz des Pro-

fessors Pfaff, unter dem Titel: »Einige Worte zur Rechtfertigung der deutschen Universitäten gegen die neuesten Anschuldigungen derselben;« ein anderer: »Chronik der Universität zu Kiel, für das Jahr 1819, zusammengestellt von Professor Twesten,« enthält manche bemerkenswerthe Einzelnheiten; so wie ebenfalls ein anderer: »Bruchstücke, die Universiät Göttingen betreffend, von Professor Prinkmann«, namentlich über den Standpunkt der Göttinger Professoren, im Verhältniß zur Regierung und zu den bürgerlichen Lokal-Behörden, und über die bekannte Begebenheit des Auszugs und der Verrufs-Erklärung der Studenten, über die genaue Veranlassung und Beschaffenheit dieser Unordnung. — Außerdem enthält ein Aufsatz: Historisch-juristische Analekten, von Professor Falk, beachtenswerthe Nachweisungen über die neue juristische Literatur in Dänemark und Schweden, besonders über Oerstädt's, Schildner's, von Ancher's Bemühungen u. s. f. Bemerkungen über einige unbenutzte Handschriften, namentlich von dem Jütschen Low zu Tübingen, und über einen Heidelberger Codex picturatus des Sachsenspiegels, als Auszug aus der merkwürdigen Schrift von Kopp: »Altdeutsche Bilder und Schriften;« dann von der Verwandtschaft des Nowgoroder Stadtrechts, welches der Großfürst Jurje Jaroslaw, im Jahre 1819 der Stadt Nowgorod ertheilte, mit dem alten skandinavischen Recht, der daraus bestätigten Vermuthung der Herkunft Ruriks und der Waräger aus Skandinavien u. s. w., so wie später das liefländische Recht seine Urquelle im Sachsenspiegel hatte. Derselbe Aufsatz enthält über die Erwerbung des Adels ein paar nicht unwichtige Anführungen aus einem alten Gedichte, »der Ritterspiegel,« und aus Felix Hämmerleins Buch »de nobilitate.« Ueber die allgemeine Vergleichung der Rechte der Nationen, besonders solcher, deren Recht uns urkundlich überliefert ist, oder welche eine bedeutende und gewichtvolle juristische Literatur besitzen — in welcher Beziehung besonders auch auf die Türken aufmerksam gemacht wird — kommen in demselben Aufsatz mehrere beachtungswerthe Gedanken vor. — Endlich enthält der Band einen Aufsatz des popularen Predigers, Archidiakonus Claus Harms, worin er den Landleuten seines Vaterlandes die Vorzüge der plattdeutschen Sprache in dieser selbst vorträgt, und sie vor der nachtheiligen Eitelkeit warnet, schlechtes Hochdeutsch zu lernen, und dadurch ihr tägliches Leben und ganzes Daseyn durch ein mißverstandenes Streben nach einer falschen, unechten Bilduug zu verkümmern. So sagt er z. B.

»As Sokrates de Filosophie, so hat Salzmann dat hoogdüütsche van Hemmel up de Eer brogt; to verstaan, dörg Salz-

mann un annere Bookmaakers in de aart is dat lehsen ünner den gemeenen Man kaam. De gemeene Man lees nu von gemeene dinge ut dat däglike Lehben, wovan he sprook mit syn nabers op plattdüütsch, un kreeg nu de hoogdüütschen Wöör darto, as em de bibel, dat salmbook, un de preester se em nig geeben. In vehle karspels open lann wor en lehsselschop oprigt, in de städer leenbööferien, Leihbibliotheken op hoogdüütsch, uut de uk de Buur up de neegt to snuppen anfung, de em dat ganze leben hoogdüütsch vörföören un em den snabel hoogdüütsch tospitzden. Mooder wat meens du, ween wi uns dogter na de stat dehden, dat se lehbensaart leer un mit vörnehme lüüd ordentlick sprehkn? oder na paster ** denn syn lütste deern dat hoogdüütsche al ganz läufig ist? so gesegt so gedan. Dat geef denn strohbloom un hoogdüütsch int Huus, int dorp torüg, uk parabeln, un charaden, un nerven..... (In platdüütschen is keen eegen eegendöömlich woort för nerven, so as in de hoogdüütsche eegentlig auk nig) de leidige Hoogfaart!« ꝛc. Aehnliche Bemerkungen dürften wohl überall an ihrem Platze seyn, wo das Landvolk untreu seiner ländlichen Lebensweise, väterlichen Sitten, und natürlicher Bestimmung, nach den Aeußerlichkeiten der städtischen Kultur hascht, ohne jenen Standtpunkt selbstständiger Bildung und ländlichen Reichthums erlangt zu haben, auf welchem es ihm möglich wäre, mit den ehrwürdigen Beschäftigungen des Landbaues im Großen alle jene Verfeinernng, als untergeordnetes Beywerk und passende Zierde, zu dem Ganzen einer adeligen Bildung zu gestalten.

Wir kommen auf den politischen Inhalt des vorliegenden Bandes zurück. Besonders bemerkenswerth ist Manches über die den Bauernstand betreffenden Gesetze, und über das Armenwesen in dem Aufsatz des Professors Hegewisch. »Nicht die Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit,« sagt der Verfasser, »zunächst, auch nicht die umsichtige und blühende Kultur des Bodens, sondern mehr die Art und Weise, wie der Acker besessen wird, und wie das Verhältniß zwischen Grundherrn und Arbeitenden bestimmt ist, gibt ein vorzüglich wichtiges Moment zur innern Wohlfahrt des Staats. In den Sammlungen der Grundgesetze der europäischen Staaten findet man meistens ziemlich vorne die Statuten über Decorationen, aber die folgenreichsten Bestimmungen, wie die Ackerloose besessen werden, findet man nicht. Es wäre zu wünschen, daß ein kundiger Mann die Agrargesetze, im weitesten Sinne des Wortes, aus verschiedenen Zeiten und Ländern sammeln, vergleichen und in ihren Wirkungen, nicht blos ökonomisch, sondern moralisch und politisch beurtheilen möchte. Alle Arten des Besitzthums und des Verhältnisses zwischen Grund-

herrn und Bebauer scheinen versucht zu seyn; es ist Zeit, Resultate zu sammeln.« — Mit voller Ueberzeugung erkennen wir den Werth von Bemerkungen, wie folgende, an: »In einem Lande, wie unsere Herzogthümer, wo weit über die Hälfte des Bodens in den Händen freyer Bauern ist, welche auf eignem Boden die Früchte ihres Fleißes gewinnen, welche patriarchalisch mit den Ihrigen und den Angehörigen leben, und gemäß ihrer Anstrengung oder ihrer Trägheit vorwärts oder rückwärts gehen ——— muß nothwendig, wie auch übrigens Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung seyn mag, viel mehr tüchtige Kraft und freye Gesinnung herrschen, als in vielen andern Ländern, wo auf demselben Raum nicht ein Drittel so viel freye Landeigenthümer sind.... Unsere Hufener sind der Kern des Landes, in ihnen ist Lebenskraft; in ihnen ist öfter als anderswo: mens sana in corpore sano. ——— Daß unser Land in Hufen liegt, und daß die Hufen untheilbar sind, ist die Ursache, welcher hier eine ungewöhnliche Summe menschlichen Glückes zu danken ist u. s. w.« An einer andern Stelle bemerkt der Verfasser, daß in neuern Zeiten der merkantilen und militärischen Gesetzgebung allzuviel Aufmerksamkeit zugewendet worden sey, da doch die Ackergesetze immer die wahren Grundgesetze des Staats bleiben. Zur Bestätigung vergleicht der Verfasser beyspielsweise den Nationalwohlstand im Römischen mit jenem im Toskanischen, in welchem letztern Lande die Agrargesetze von einem wohlwollenden deutschen Fürsten zum Zwecke der allgemeinen Wohlfahrt festgestellt worden seyen. »Warum ist Unfleiß und Armuth in Sizilien, warum darbt der genügsame Fleiß nicht selten in Würtemberg? Weil übermäßige Größe und Unbeweglichkeit der Besitzthümer, und allzuweit getriebene Zerstückelung auf gleiche Weise schädlich wirken. Warum haben die französischen Heere das Volk in den deutsch-österreichischen Provinzen gar nicht geeignet gefunden, sich revoluzioniren zu lassen? Wahrscheinlich am meisten deßwegen, weil durch weise Dazwischenkunft der Obrigkeit die Leistungen der Bauern an die Grundherrn in unabänderlichen Urbarien bestimmt worden sind« u. s. f. Der Verfasser erkennt ferner an, daß es mit den Formen der englischen Verfassungen allein doch nicht gethan sey, und behauptet, daß die parlamentarische Verfassung ihre Grundlage und Stütze erst in guten Municipal-Verfassungen finden könne. Ohne dieselbe stehe Frankreichs Repräsentativ-Verfassung auf Füßen von Thon. Und so wenig die parlamentarische (ständische) Verfassung ohne gute Commune-Verfassung seyn könne, eben so wenig könne diese existiren ohne zweckmäßige Vertheilung der Ackerloose.« Der Verfasser hat Umfang und Billigkeit des Urtheils genug,

um einzusehen, daß eine einfache Methode der Ackervertheilung nicht hinreiche, sondern, daß verschiedene Besitzarten gleichzeitig vorhanden seyn müssen, um sich gegenseitig zu korrigiren. Er wünscht eine Menge freyer Bauern, die Eigenthümer und Arbeiter seyen auf eigenem Felde, aber dazwischen auch größere Güter, deren Besitzer ihren Kindern eine liberale Erziehung und eine zur Behauptung eines unabhängigen Charakters meistens erforderliche Mitgift für das öffentliche Leben geben können. Er ist nicht entgegen, daß ein Theil des Bodens (doch dürfe dieser, wie er meint, nicht über den Betrag eines Viertheils gehen) Fideikommiß sey; der größere Theil aber müsse freyes Eigenthum seyn. »Es möge viele feste Hufen im Lande geben, aber mancher Boden müsse auch zerstückelt werden können in kleine Loose, die wiederum zusammen wachsen können.«

Nicht genug zu loben ist die Gesinnung, welche der Verfasser in Betreff der anzuwendenden Mittel, und der Art und Weise, um in dieser Beziehung einen für erwünscht gehaltenen Zustand herbeyzuführen, an den Tag legt. Möge auch irgendwo die Konstruktion der Ackerverhältnisse noch so ungünstig seyn, so dürfe dennoch nie eine gewaltsame, schnelle Aenderung geschehen. Niemals dürfe die Achtung vor dem Eigenthumsrechte, welches der Grundstein der Gesellschaft sey, verletzt werden. »Wenn man nur das Ungerechteste wegnimmt, den Kräften Spielraum zum Guten gibt, so wird allmählich der Fleiß sich etwas erarbeiten, und zum Besitz gelangen, größtentheils durch Verbesserung des Bodens, durch wahre Vermehrung des Nazionalreichthums.« »Gott behüte uns«, heißt es an einer andern Stelle, »vor jeder gewaltsamen Umwälzung des Eigenthums, vor allen verbrecherischen und thörichten Handlungen, welche wissentlich oder unwissentlich eine revolutionäre Tendenz haben, wie verschieden auch die Farbe ist, welche sie annehmen können.«

Nur vorzüglich in einem Stücke finden wir das, was der Verfasser über diesen überaus wichtigen Gegenstand sagt, mangelhaft und von vorgefaßtem Urtheil nicht völlig frey, womit auch vielleicht die vorkommende erbitterte und unbillige Beurtheilung einiger verdienstvoller und ausgezeichneter Schriftsteller zusammenhängt. Wir meinen das eigenthümliche, wechselseitige Verhältniß des größern Grundherrn zu den kleinern Eigenthümern. Dieser Gegenstand ist, wie es scheint, wohl noch nicht nach allen Seiten hin umfassend genug untersucht worden; er darf aber nicht übergangen werden, erfordert vielmehr die gründlichste Erörterung, wenn über diese Verhältnisse etwas Haltbares und Genügendes aufgestellt werden soll. Es leuchtet zwar ein, daß Ein Grundherr und Tausend Sklaven keine Kommune bilden

können; aber es ist keineswegs ausgemacht, daß eine Anzahl völlig von einander getrennter, gleicher, kleiner Eigenthümer das einzig angemessene Element einer ländlichen Kommune seyn müsse. Es scheint vielmehr dem natürlichen Verhältniß angemessen zu seyn, daß die gemeinsamen Angelegenheiten der Gesellschaft in der Stellung des ersten unter ihnen einen Mittelpunkt und dauernde Haltung finden; ja es läßt sich mit der geschichtlichen Entwickelung kaum anders vereinbar denken, daß die Grundherrschaft mit den kleinern Landeigenthümern in irgend einer Art von gesellschaftlichem Verbande stehe, wenn es nicht wenigstens in der Stellung des primus inter pares geschehen sollte. Es lassen sich hier aber noch weit mehr Gesichtspunkte auffinden. Es ist jetzt nicht unsere Aufgabe, genauer zu untersuchen, in wie weit die verschiedenen Abstufungen und Bestimmungen der deutschen Hörigkeit an sich selbst mit dem Vortheil, dem Gedeihen und persönlicher Würdigkeit vereinbar oder nicht vereinbar waren; auch nicht, in wie weit in dem Zustande der Bauern in vielen Gegenden Deutschlands bis auf die neueste Zeit aus der alten strengen germanischen Territorial-Servitus, oder auch aus juristischem Mißbrauch der römischen Begriffe von servitus unleidliche Wirkungen und drückende Härten anzutreffen waren. Es ist von einer Seite einleuchtend, daß manche Rechte der Gutsherren zu drückend waren, und der Willkür zu großen Spielraum ließen, und daß, im Allgemeinen genommen, auch daraus, daß der Bauernstand heut zu Tage mehr vom Staate zu Leistungen mit Gut und Blut unmittelbar in Anspruch genommen wird, die Nothwendigkeit und Billigkeit von Erleichterungen desselben sich ergeben. — Immer aber bleibt zu untersuchen, ob nicht die Natur des Ackerbaues selbst irgend eine Unterordnung und Abhängigkeit des kleinen Landguts vom größeren empfehle, damit nämlich die kleine Landwirthschaft sich wiederum einer mächtigen Unterstützung und Belebung aus der großen erfreue, von dieser nicht auf dem Wege der freyen Konkurrenz unterdrückt werde, und in sich selbst zerfalle. Hierüber dürfte wohl ohne vielfache praktische Erfahrung, und ohne Vergleichung der Resultate aus mehreren Dezennien nichts ganz Sicheres und Vollgültiges festgestellt werden können. Es scheint indeß auch von selbst einzuleuchten, daß derjenige Besitz, der nicht die nöthige innere Suffizienz hat, um den einen Zweig des Landbaues aus dem andern zu erhalten, und zugleich um ungünstige Verhältnisse, z. B. Mißwachs, Theuerung, Mißverhältnisse in den Preisen der Dinge u.s.f., die auf den einen Zweig desselben drücken, durch die Kräfte des Ganzen zu übertragen, ja auch ungünstige Jahre im ganzen aus dem Überschuß an-

derer Jahre zu ersetzen, keineswegs wirklich unabhängig seyn kann, sondern entweder in eine rechtlich geordnete Abhängigkeit vom größern Landbesitz, oder in eine ungeordnete, nach dem Bedürfniß der augenblicklichen Noth erwachsende, und sehr leicht in steigendem Verhältniß zunehmende Abhängigkeit vom Geldreichthum fallen muß. Die letztere ist aber von ganz anderer, und vielleicht auch für den Landbau selbst, gewiß aber für das Glück und den Wohlstand der Landleute mehr zerstörender Art, als die in der Natur, wie es scheint, in gewissem Maße begründete Abhängigkeit vom größeren Gutsbesitze. Der mit drückender Verpflichtung zu Zinszahlungen beladene Bauer, der Gläubiger, welcher zur Auspfändung schreitet, oder die zur Hypothek gegebene eigene Benutzung des Grundstücks unternimmt; der Käufer endlich, welchem der verschuldete Bauernhof ganz oder zum Theil veräußert werden mußte, und der ihn im günstigeren Falle zur Ausrundung einer größeren Besitzung benutzt, oft aber auch bloß sucht, aus dem Grundstück den Kaufpreis schnell wieder einzubringen, oder das Erkaufte ganz als Waare wieder an andere zu veräußern; alle diese werden nach schnellem Gewinn haschen, und den Landbau in allen den Theilen zu Grunde richten, die eine bleibende Pflege und liebevolle Vorsorge erfordern. Keineswegs ist aber das Schicksal der Landleute selbst bey einem solchen Gang der Dinge gebessert. Die Familie, die Schulden halber ihren väterlichen Besitz veräußern muß, verfällt offenbar in die beklagenswertheste Abhängigkeit und Armuth; die Kinder dessen, der nur nach dem schnellsten Gewinn hascht und die Ertragsfähigkeit des Gutes für die Zukunft mindert, sind übel bedacht; und die Zeitpächter, welchen der, das Gut wie eine Waare betrachtende Käufer, die Benutzung desselben einräumt, können aus demselben zwar wohl für den Augenblick ihr tägliches Bedürfniß ziehen, haben aber offenbar kein bleibendes Eigenthum für sich und ihre Kinder. Freylich könnte man auf eine Feststellung eines bäuerlichen Verhältnisses zurückkommen, wobey irgend ein Käufer, der mehr als Handelsmann wäre, den Kolonien unter gegenseitig billigen Bedingungen ein wirkliches und gesichertes Eigenthum einräumte; aber was wäre damit gewonnen, was man nicht unmittelbar durch weise und gerechte Anordnung der vorhandenen, aus früherer Zeit herrührenden Verhältnisse, glücklicher und kürzer hätte erreichen können?

Die hier ausgeführten Erwägungen finden mehr und minder bey allen Bauerngütern Anwendung, die nicht Suffizienz genug haben, um mit eigenen Kräften unabhängig und schuldenfrey fortbestehen zu können. Sie thun dieß aber in desto höherem

Maße, je mehr sie bey fortgesetzter Theilung und Vervielfältigung, jener reellen Selbstständigkeit entbehren *). Auf die schönen Seiten eines patriarchalischen, gleichsam väterlich-beschützenden und wohlthätigen Verhältnisses des großen Gutsbesitzers

*) Daß die zu große Kleinheit der Güter schädlich sey, wird häufig eingesehen und nachgewiesen. Das verdienstliche neuere Werk: »Ansichten der Volkswirthschaft mit besonderer Beziehung auf Deutschland, von K. H. Rau, Professor der Kameralwissenschaften zu Erlangen,« enthält hierüber unter andern folgende Bemerkungen: »Den Pachter, der nur kaum seinen Unterhalt, neben dem hohen Pachtzinse erübrigen kann, oder, was ungefähr dasselbe sagt, den hochverschuldeten Eigner, der mühsam die Zinsen aufbringt, so wie den kleinern, wenn gleich schuldenfreyen Eigenthümer, der in gewöhnlichen Jahren nur noch gerade leben kann, wird ein Mißjahr in die traurigste Lage versetzen. Selbst abgesehen von der Gefahr solcher Unfälle, die doch unvermeidlich von Zeit zu Zeit eintreten, ist das Daseyn einer Menge von landwirthschaftlichen Hauswesen, die beständig ganz nahe an der untersten Gränze des Auskommens stehen, die eine Krankheit oder sonst ein häusliches Unglück zu Boden wirft, die von den Segnungen des Wohlstandes keine genießen und zur Kraft ihres Standes, wie des Staates nichts beytragen können, auf keine Weise wünschenswerth.« — Ferner wird erzählt, daß die königl. baierischen Kreisregierungen das Zertheilen der Bauerngüter nach vorherigem Gutachten der Polizeybeamten und zugezogener Wirthschaftsverständiger in neuerer Zeit häufig gestattet hätten. Dabey habe sich aber der unvermuthete Nachtheil gezeigt, daß gewinnsüchtige Geldbesitzer das Theilungsgeschäft zu ihrem Nutzen in der Art durchzusetzen gewußt hätten, daß sie dem Bauer, den oftmals eine Geldverlegenheit drückte, nur wenig von dem Nutzen des Geschäftes zufließen ließen; oder sie hätten das Gut ganz für sich gekauft, und dann zerstückelt wieder veräußert, zum Nachtheil für den Bauer. Die Ausschließung der Juden vom Güterhandel habe diesen Übelstand nicht verbessern können, weil es nicht an Christen fehlte, die ganz in demselben Geiste handelten u. s. f. — »Die Zerstückelung, und die mit ihr gleichen Schritt haltende Bevölkerungszunahme,« sagt der Verfasser weiter, »können zu weit gehen. So hört man in Frankreich klagen, daß zwey Drittheile der kleinern Bauern in der schlimmen Lage sind, die Wirthschaftskosten von Jahr zu Jahr borgen zu müssen, und daß Güter von 150 Magdeburger Morgen in achtzig, ja in hundert Theile zerstückt werden. Dieß macht, daß sehr viele Menschen leben können; aber ohne Freuden und ohne Nothpfenning.« — Der Verfasser thut nun den, allerdings gewiß beachtenswerthen Vorschlag, daß für jede einzelne Gegend, oder auch Gemeinde, diejenige Gutsgröße ausgemittelt werden möge, auf der sich ein Hauswesen, ohne Nebenverdienst, noch gerade sicher ernähren könne, und wenn eine Zerstückelung unterhalb dieses Maßes beabsichtiget würde, so müßte dann eine besondere Untersuchung und Genehmigung vorhergehen, welche z. B. begründet werden könne, durch die erweisliche Leichtigkeit des Nebenerwerbs. Wein- und

zu dem ihm untergeordneten, und von ihm abhängigen kleinern Besitzer wollten wir uns hier nicht berufen. Denn wenn man auf diesem Wege die Wünschenswürdigkeit und Nothwendigkeit bäuerlicher Abhängigkeitsverhältnisse begründen wollte, so würde dem ohne Zweifel mit gutem Grunde zweyerley entgegen gestellt werden können. Zuerst der mächtige Einwurf, daß jene Verhältnisse zu einem großen Theil an sich schon mehr knechtisch als väterlich genannt werden können; dann auch, daß die Gutsherren ihrer Bestimmung oft sehr entgegen handeln. Und ist eine naturgemäße und wohlgeordnete Abhängigkeit gleich achtungswerth, und zeigt sie schöne Seiten durch wechselseitiges Bedürfniß, Fürsorge und Wohlthat auf einer, Dankbarkeit und Dienstleistung auf der andern Seite, so läßt sich dennoch auch nicht läugnen, daß die wohlhabende Selbstständigkeit vieler Familien, die in solchen Sozialverbindungen stehen, welche mehr auf gegenseitiger Gleichheit der Berechtigung beruhen, und freywilliges Befördern des gegenseitigen Wohls bezwecken, ebenfalls naturgemäß, achtungswerth und von edler Art seyn können. Außerdem aber fällt auch bey größerer Unabhängigkeit oder völliger Freyheit vieler kleineren Grundbesitzer jenes schöne Verhältniß eines gleichsam väterlichen, beschützenden und wohlthätigen Einflusses, jene wahrhaft edle Stellung des Adels keinesweges gänzlich hinweg, wo derselbe in dem Verhältniß des Ersten unter Gleichen inmitten des freyen Bauernstandes lebt. Der Fälle und Bedürfnisse sind genug, wo er durch größere Bildung, Erziehung und Reichthum eine Quelle erhöhter Wohlfahrt für die kleinern Besitzer werden kann; woraus sich denn von der andern Seite Ehrerbiethung und Anhänglichkeit zu ergeben pflegen, dort wo die Sitten noch hinlänglich unverdorben sind.

Ueber einen mit der glücklichen Ackervertheilung in einem Staate nahe zusammenhangenden Gegenstand, das richtige Verhältniß der Bevölkerung nämlich, enthält der oben erwähnte Aufsatz des Professors Hegewisch ebenfalls mehrere treffende Bemerkungen. Nachdem derselbe zuvor auf die Wichtigkeit des Werks von Malthus aufs neue aufmerksam gemacht hat, »weil

---

Gartenbau machten von jener Vorsichtsmaßregel eine Ausnahme u. s. w.« — Aber auch hier vermissen wir es, daß durchaus keine Rücksicht auf jene andere Ausgleichungsart genommen ist, vermöge deren die persönlich freyen, und mit einem erblichen jure in fundo betheilten Besitzer eines an sich selbst zu kleinen Grundstücks dadurch, daß es zugleich einem größeren Gute mit angehört, Sicherstellung gegen Unglücksfälle und Andrang von Noth erhalten können; eine Sicherstellung, die sie durch gehörig ermäßigte Leistungen ꝛc. wohl nicht zu theuer erkaufen dürften.

es in dieser Zeit der Unzufriedenheit der Völker gegen die Regierungen, und des vielen Regierens gewiß nicht unpassend sey, aufmerksam darauf zu machen, wie tief die Schwierigkeiten liegen, an welchen diese oft scheitern, und jene oft Anstoß nehmen, als seyen es Uebel, die den Obrigkeiten angerechnet werden dürften« — weißt er an einem einzelnen Beyspiele die ungeheure Fortschreitung der Bevölkerung seit achtzig Jahren nach, und macht es in näherer Erörterung deutlich, daß eine höchst verderbliche Volksvermehrung auch dann möglich sey, wenn die Agrikultur noch auf einer unvollkommenen Stufe stehe, und lange nicht aller Boden kultivirt sey. »Wenn man einem Menschen,« wird gesagt, »der kein Ackergeräth, kein Vieh, kein Saatkorn, keinen gesammelten Vorrath besitzt, um bis zur nächsten Ernte zu leben, den Rath gibt, wandere aus, und baue dich an in wilden Ländern, in unbewohnten Steppen; so ist das gerade das nämliche, als ob man einem Schiffer, der kein Schiff hat, den guten Rath gibt: fahre zur See!« — »Wer mit dem Taglohn, was nur hinreicht, ihn selbst zu ernähren, oder vielleicht höchstens ein Kind noch, heirathet, und nun Vater mehrerer Kinder wird, der wird in der Regel seine Kinder in Elend versinken und umkommen sehen, wie er hätte voraus wissen können. Es ist physisch unmöglich, daß eine Taglöhnersfrau ohne alle Hülfe zwey Kinder, die beyde noch beständiger Wartung bedürfen, zu gleicher Zeit gehörig pflegen könne. — — Wenn die Mutter oder der Vater krank wird, so ist gleich, wenn kein Sparpfenning da ist, die ganze Familie im Unglück, woraus nicht etwa Arzney allein empor helfen kann, sondern welches geradezu der Familie den Untergang droht. Wer nicht die Mittel hat, ein guter Vater zu seyn, wie kann er das Recht oder gar die Pflicht haben, Vater zu seyn? Wer Kinder in die Welt setzt, ohne für sie zu sorgen, der vermehrt höchst wahrscheinlich das Elend in der Welt u. s. w. Es wird vielleicht eine Zeit kommen, wo es zu den unerläßlichen Pflichten der Prediger gehören wird, dem Volke wieder und wieder die Nothwendigkeit derjenigen Vorsicht vorzustellen, ohne welche die Ehe zur Quelle menschlichen Elends wird.« — Dann wird als eine Hauptursache, aus welcher die Wohlfahrt Großbrittaniens gefährdet werde, die unverhältnißmäßige Vermehrung der eigenthumslosen Menge angeführt, welche der übermäßigen Anhäufung von Reichthümern in wenigen Händen, der übertriebenen Erweiterung der Fabriken, welche die Fortschritte der Agrikultur weit überflügelt haben, ganz vorzüglich aber auch einem irrigen System der Gesetzgebung über Armenunterstützung zuzuschreiben sey. Das Statut aus dem zwey und vierzigsten Regierungsjahre der Königin Elisabeth, in welchem mehr gu-

ter Wille als Einsicht vorherrsche, sey höchst wahrscheinlich eine Hauptursache von der ungeheuren Zunahme der Armen in England. Noch immer seyen die gesetzlichen Armentaxen in England im Steigen, und haben bekanntlich schon jährlich mehr als acht Millionen Pfund, also fast so viel, als die gesammten Staatsausgaben in Preußen betragen, und dennoch haben die, welche die Armentaxe bezahlen, keine Sicherheit vor den Eigenthumslosen. »Was in England im Großen geschieht,« fährt der Verfasser fort, »erfahren wir im kleineren Maßstabe auch bey uns; die Summen, die an die Armen verwandt werden, vergrößern sich, aber die Zahl der Armen steigt noch schneller. Ehemals hatten die Grundherren die Pflicht, alle Leibeigenen zu ernähren, und das Recht, die Einwilligung zur Heirath zwischen Leibeigenen zu geben, oder zu verweigern. Eingriff in das innerste Verhältniß des Lebens ist das Härteste, Ungerechteste, was seyn kann. Aber allerdings muß zugegeben werden, daß, wenn dem Grundherrn, oder der Commune die absolute Pflicht verbleiben, oder auferlegt werden soll, alle Armen zu versorgen, in dieser Verpflichtung auch das Recht, die Ehen zu reguliren, zu erlauben oder zu verbieten mit enthalten ist.«.... »Wenn etwas uns,« meint ferner der Verfasser, »die Leibeigenschaft, die Sclaverey zurückführen könnte, so sind es eben die irrigen Gesetze über Armenversorgung, die blind gutmüthigen Eiferer für Verpflegung der Armen, welche nicht begreifen wollen, daß die Aufgabe nicht darin besteht, eine bestimmte Anzahl von jetzt existirenden Armen zu verpflegen, sondern in Versorgung einer immer zum Anwuchs geneigten Menge von Armen, der ganzen Nachkommenschaft, die eine unvorsichtige, zügellose, sträfliche Fortpflanzungslust der Armen in die Welt setzen könne«.... Das beste Mittel aber, die eigenthumslose Menge in Zaum zu halten, werde immer bestehen, weder in Austheilung von Rumford'scher Suppe, noch auch in dem unmöglichen Bemühen, jeder armen Familie eine Kuh zu verschaffen, noch auch in Zwangsmaßregeln, sondern darin, daß jeder Arme den Weg zum Fortkommen offen sehe, falls ihn Talent, Fleiß, Glück vorwärts treiben.« »Wenn nur der Arme keine künstliche, von der Willkür des Reichen erbaute Hindernisse seines Fortkommens vor sich sieht, so wird er diese nicht als seine Feinde ansehen, noch ihnen feind seyn, sondern eben, weil er Verlangen nach Eigenthum hat, das Eigenthumsrecht des Reichern achten, damit auch seine Hütte sicher sey vor dem Einbruch des Aermsten.«

Die Erfahrung, daß die Armen in ungeregelter Fortpflanzung sich um vieles stärker vermehren, als die Hülfsmittel zu ihrer Versorgung im bessern Anbau des Bodens, oder in größe-

ren Beyträgen und Armentaxen von Seiten der Vermögenden irgend vermehrt werden können, verdient offenbar die größte Beachtung, und ist ein starker Beleg zu dem Satze, daß die christliche Menschenliebe auch durch eine gute Gesetzgebung über Eigenthumsverhältnisse in einem wesentlichen Punkte erfüllt werden solle. Es ist offenbar, daß das bloße Almosengeben von Seiten der Einzelnen, selbst wenn diese erhabene Pflicht viel allgemeiner, und in größerem Umfange geübt würde, als meistens der Fall ist, hier nur ein Tropfen im Strome sey; es wäre denn, daß eine wahrhaft christliche Gesinnung den bey weitem größeren Theil der Reichen sowohl, als der Armen ganz erfüllte, wo durch die Wirkungen der Tugend von selbst alle Forderungen und Bedingungen erfüllt seyn würden; ein Fall, der seit den christlichen Erstlingsgemeinden in der Weltgeschichte schwerlich je wieder vorgekommen ist. Das Christenthum begünstigt gar nicht die schrankenlose Vermehrung des menschlichen Geschlechts; nicht, daß unermeßlich viele Menschen vorhanden seyn, sondern daß die Vorhandenen zur höchsten Bestimmung hinangehoben werden, und daß auch von zeitlichen Gütern niemand des Nothwendigen entbehre, Niemand ohne Hülfe und ohne das tägliche Brot bleibe, und daß Alles ein Mittel für jene höchste Bestimmung werde, stimmt mit den Lehren des Christenthums überein. So lange nun also die Religion die Menschen nicht abhält, einerseits die Zahl der Nachkommen nach wilden, thierischen Trieben zu vermehren, ohne die Bedingungen, auch nur die äußern, zu beobachten, unter denen ihnen möglich wäre, die christlichen Vaterpflichten zu erfüllen; — so lange ferner auf der andern Seite dieselbe Religion das oft felsenharte Herz und den Eigennutz vieler Reichen nicht erweichen, und dahin zu stimmen vermag, daß sie das Ihrige zur Unterstützung der wirklich vorhandenen Nothleidenden und Armen reichlich beytragen, so scheint allerdings eine weise Staats- und Communalgesetzgebung in beyden Beziehungen eintreten zu müssen. Von der einen Seite müssen wohl die Städte und Gemeinden Befugnisse haben, wodurch die Aufnahme und Vermehrung solcher Menschen, die völlig ohne Heimath und Eigenthum sind, beschränkt wird; — auf der andern Seite muß Fürsorge getroffen werden, einmal, daß durch gute Agrargesetze, wie oben ausgeführt wurde, und analog hiemit durch gute Gesetzgebung über die Gewerbe, die Möglichkeit zur Begründung vieler kleinen Haushaltungen von mittelmäßigem, aber zugleich gesichertem Wohlstande vorhanden sey; dann aber auch, daß in so fern die freywilligen Beyträge, die Armenfonds, der entsprechende Antheil des Kirchenguts u. s. f. nicht zureichen, die wirkliche Noth durch Communal-Beysteuern, Armentaxen u. s. w. gemildert werde. Wenn aber auch in allen diesen Beziehungen das Nöthige

geleistet würde, so würde doch noch vielleicht, wegen der vielen dadurch nicht zu stillenden Quellen des Uebels, Elend und Mangel genug übrig bleiben, daß anwendbar bliebe, was irgendwo der heil. Hieronymus in seinen Briefen sagt: »daß selbst auch des Crösus Reichthümer noch nicht hinreichen würden, um allen Armen zu helfen.«

Im Vergleich mit manchen andern Ländern scheint unser deutsches Vaterland auch in dieser höchst wichtigen Angelegenheit des Armenwesens sich im Ganzen noch glücklich schätzen zu können. Die ältern Munizipal- und Gemeindegesetze, in Verbindung mit einer großen Anzahl von frommen Stiftungen und wohlthätigen Anstalten, erfüllten in einem gewissen Maße die oben entwickelten Forderungen; die reichen Kirchengüter und der Religionsfond halfen außerdem manchem Dürftigen aus. In neueren Zeiten ist zwar Manches anders geworden, doch haben sich auch neue Hülfsmittel gebildet. Das Erwerben eines kleinen Eigenthums, welches doch oft Sicherheit des Bestandes haben kann, ist in den neuern Zeiten durch die Umstände an manchen Orten mehr, als vielleicht früher begünstigt worden. Stiftungen, Vereine und Sammlungen mancher Art werden fortwährend gebildet und veranstaltet; und es ist nicht leicht irgendwo eine ganz eigenthumslose Masse von Menschen vorhanden, welche bey revolutionären Umwälzungen ein allzeit bereites Werkzeug der Zerstörung darböte. Aber wie Vieles könnte darin auch in unserm Vaterlande besser seyn, als es wirklich ist, und das ist wohl einer von den Punkten, wo der patriotischen Wirksamkeit und auch der wissenschaftlichen Erforschung und Belehrung noch ein eben so weites als würdiges Feld geöffnet ist.

Was den ferneren Gegenstand der Stellung der Universitäten in Bezug auf die öffentlichen Angelegenheiten anbelangt, so finden wir in vorliegender Schrift keinen genügenden Anlaß, denselben umfassend abzuhandeln; weil darüber nur einzelne Andeutungen bey Gelegenheit der Vertheidigung der Universitäten gegen die Verhandlungen am Bundestage vorkommen, welche letztere zu prüfen, zu würdigen oder zu rechtfertigen hier weder Aufgabe noch Beruf für uns ist. Wir können aber nicht unerwähnt lassen, was in Bezug auf jene Stelle des Vortrags am Bundestage gesagt wird, in welcher als die erste Bestimmung der Universitäten bezeichnet wurde, »die ihnen anvertrauten Jünglinge zu dem Staatsdienst, zu welchem sie berufen wären, zu erziehen, und die Gesinnung in ihnen zu wecken, von welcher das Vaterland, dem sie gehörten, sich gedeihliche Früchte versprechen könnte.« Hierüber nämlich bemerkt der Aufsatz des Professors Pfaff, »man habe das Wesen der deutschen Universitäten verkannt, wenn man ihren glorreichen Stiftern als Hauptzweck zu-

schriebe, daß die Jünglinge auf denselben für den Staatsdienst im engern Sinne erzogen und gebildet werden sollen; das höhere Interesse der Kirche sey vielmehr das eigentliche Ziel, was wenigstens in früherer Zeit ihre frommen Stifter vor Augen gehabt hätten. — Zur Ehre Gottes sollte die wahre Religion durch alle Hülfsmittel der Gelehrsamkeit und Wissenschaft, von den Universitäten aus, ihre wichtigsten Stützen erhalten.« Ohne hier dabey zu verweilen, daß jene Stelle nicht bloß vom Staatsdienst im engern Sinne, sondern überhaupt von der für das Vaterland gedeihlichen Gesinnung redet, können wir übrigens nicht anders als diesem Gedanken an sich selbst den aufrichtigsten Beyfall zollen. Dann aber wird hinzu gesetzt: »Insbesondere gilt dieß von den protestantischen Universitäten, die bald nach der Reformation gestiftet wurden. Den frommen evangelischen Regenten war die höchste Angelegenheit ihres Lebens, das reine Licht des Evangeliums ungetrübt, und so weit als möglich unter ihren Unterthanen zu verbreiten, und auf den Universitäten sollten daher tüchtige Gottesgelehrte und wohl ausgerüstete Kämpfer gegen die immer auflauernden Feinde des Evangeliums, die blinden Zeloten für die allein seligmachende Kirche, und den Geister fesselnden Praxismus gebildet werden.«

Wir wollen hier nicht die aus diesen Worten hervorgehende, unermeßliche Verwechslung und scheußliche Entstellung in Beziehung auf die katholische Kirche selbst genauer und ausführlicher nachweisen; und betrachten die hier beschriebene Richtung vielmehr, in so fern sie in den allgemeinen Begriff eines offenen Widerstandes gegen eine Autorität, Gewalt und Lehre fällt, die für geheiligt und höchst heilsam gehalten wurden. Das, was kurz zuvor Unterstützung der wahren Religion durch alle Wissenschaften genannt wurde, erscheint im Verfolg der obigen Darstellung mit einem Male als unendliche Kraftanwendung, um auf jede, auch noch so große Gefahr, und in der rücksichtslosesten Art etwas zu bekämpfen, was man für schlecht und unheilig ausschreyet. Diese Darstellung bezeichnet den Bestandtheil und jene Eigenschaften der Reformation, vermöge deren sie wegräumte ohne zu begründen. Indem man sich nicht auf das Bemühen beschränkte, einzelne Irrthümer und Ausartungen dadurch zu entkräften, daß man die Religionslehre selbst in einem ungetrübteren und vollern Lichte zeigte, oder auf ruhigem, bescheidenen und gesetzmäßigen Wege für reinere Befolgung der ursprünglichen Grundsätze zu wirken; — indem man vielmehr der wirklichen oder vermeintlichen Aergernisse und Mißbräuche wegen nach Vernichtung der Kirche selbst zu streben wagte, gab man offenbar nicht selbst eine Stütze, sondern man riß vielmehr ein, so weit man es konnte, die

stärkste Stütze und mächtigste Grundfeste, auf welchen durch so viele Jahrhunderte, für so viele Nationen und Individuen die Religion geruhet hatte und wirklich ruhete. Man trat auf, um zu läugnen, was Andere glaubten; um etwas als schlecht und würdelos darzustellen, was Große und Geringe, Erleuchtete und Ungelehrte für groß und heilig achteten; um die Quellen zu verschließen, aus denen so Manche religiöse Erhebung geschöpft hatten, und von einem Wege abzurufen, auf welchem die Welt der Wahrheit nachforschte. Und indem man das that, war man außer Stande, neue Quellen zu öffnen, andere sichere Wege zu zeigen; welche bis dahin unbekannte Wahrheiten und Offenbarungen, welche verborgen und geheim gebliebene Größe und Göttlichkeit konnte man an die Stelle des Weggeräumten setzen? — Der Verfasser hat in der erwähnten Stelle nach unserm Dafürhalten eine der wichtigsten Quellen des Mißverhältnisses berührt, in einem andern Sinn jedoch, als er es selbst zu thun glaubt. Gerade darin, daß der tiefe Geist der Nation Unterstützung und Verdeutlichung der Religion als den obersten Zweck der Gelehrsamkeit anerkannte, und daß die großen Lehranstalten ohne eine religiöse Beziehung keineswegs gegründet werden konnten, lag die Ursache, daß das gestörte Gleichgewicht um so schädlicher wurde, sobald man niederriß, ohne aufzubauen; weil dieses Mißverhältniß sich nun auch auf die religiösen Ideen erstreckte, welche die festeste Grundlage für alle übrigen Verhältnisse und Einrichtungen bilden.

Analog mit obiger Darstellung wird in einer bald darauf folgenden Stelle als die wahre Bestimmung der Universitäten bezeichnet, Kämpfer gegen eine sogenannte alles fesselnde Oligarchie zu seyn. »Eine Masse von richtiger Erkenntniß ist gewonnen,« wird gesagt, »die nicht mehr eine todte unfruchtbare Gelehrsamkeit ist, sondern den ganzen Menschen und seine edelsten Kräfte in Anspruch nimmt, und im Geiste der Reformation, die zuerst die Glaubensfesseln gebrochen, keine Art von Tyranney duldend, einer engherzigen und eigensüchtigen Partey von Söldnern der Willkür, und Autoritätskrämern, ein Heer von rüstigen Kämpfern für Vernunft und Wahrheit, für Licht und Recht entgegengestellt. Solche Kämpfer haben nun in Deutschland zu allen Zeiten vorzüglich die Universitäten gebildet, und zu dem heiligen Kampfe gestärkt« u. s. f. Also überall wird Kampf, Opposition, Angriff gegen das, was entweder wirklich nicht seyn soll, oder gegen irgend etwas, was man für schlecht erklärt, als Bestimmung angegeben; und auch selbst noch insbesondere von Göttingen heißt es in dem oben erwähnten Aufsatz über diese Universität: es sey in einem Geiste der Opposition gegen die kaiserliche und oberherrliche Macht gestiftet. »Hier sollten zunächst die

Anmaßungen des Wiener Hofes durch wissenschaftliche Begründung eines deutschen Staatsrechts bestritten werden. Der Geist der Opposition gegen alles, was in den Wissenschaften und namentlich in dem Staats- und Regierungsrecht als eine Verfinsterung erscheint, hat sich in Göttingen aufrecht erhalten« u. s. f. Wie ganz anders erscheinen in dieser Darstellung, die Vertheidigung und Lob seyn soll, die Universitäten, als man sie nach der ersten Einfachheit des Begriffs sich vorzustellen geneigt ist. Als große Hülfsmittel zur Begründung der positiven Wahrheit durch alle Schätze der menschlichen Erkenntniß, als ein Zusammenwirken aller Wissenschaften, um sich von dort belebend, stärkend, mit segnender und fruchtbringender Kraft nach allen Seiten hin zu verbreiten; als Friedensanstalten, wenn es je solche gibt, weil die Wahrheit den Quell des wahren Friedens in sich enthält; freylich nicht, als ob Kampf gegen Irrthum und Lüge ausgeschlossen werden sollte, aber vor allem doch um das Rechte zu lehren und einleuchtend zu zeigen, worin das Heil beruhe; um dasjenige darzustellen, welches Einheit geben, Ordnung begründen, Frieden gewähren kann; so wird jeder Unbefangene sich zunächst die Bestimmung großer Lehranstalten denken. In der obigen Darstellung erscheinen sie nun aber vielmehr als große Arsenale zum Kampfe, als eine Concentrirung geistiger Kräfte zum Angriff und Abwehr. Kann eine solche Darstellung, so fern sie richtig ist, wohl beruhigen? Gesetzt einen Augenblick, wovon aber das Gegentheil jedem Unbefangenen einleuchten muß, die Reformation und spätere bis auf die neuesten Zeiten hinab reichende Bestrebungen des Widerstandes und Angriffs, die allerdings von den Universitäten starke Waffen erhielten, und worin nach dem Verfasser nun gar die hauptsächliche Bestimmung der Universitäten liegen soll, hätten in ihrer Haupttendenz und innern Meinung nur solches angegriffen, was wahrhaft übel gewesen wäre: nur den abgestorbenen Buchstaben, nie den lebendigen Geist; nur Pfaffenthum und Simonie, niemals göttliche Einrichtung und Kraft; — nur menschlichen Zusatz, nie die wesentliche Wahrheit; — oder im Weltlichen nur die tyrannische Willkür, nie die wahre Obrigkeit; nur den unterdrückenden Zwang, und nie die gesetzliche Autorität; — gesetzt die Opposition und der Kampf seyen immer gegen das wirklich Unleidliche gerichtet gewesen, würde nicht auch selbst alsdann noch in einer solchen von dem wirklichen Gange der Begebenheiten sehr weit abweichenden Voraussetzung ein großes und bedauernswerthes Mißverhältniß haben entstehen müssen, wofern sich die ganze Kraft des Wissens auf die eine Seite des Angriffs und Kampfs gewendet hätte, und nicht mit eben so großer, ja mit größerer und in allen Stücken überlegener Macht der Einsicht, der Sprache und wissenschaftlichen Begründung nun auch

die Wahrheit selbst dargestellet, und mit ruhigem Ernst ihr unsterbliches Gebäude aufgeführt worden wäre? Dort, wo vor allem andern, und wesentlich nur gekämpft und Streit geführt werden soll, da werden auch sehr leicht die Dinge nicht sowohl nach dem, was sie an sich selbst sind, sondern nach ihrem Verhältniß zum Streit, den man führen will, betrachtet. Alles, was sich als Macht oder fortreißende Gewalt geltend macht, wird leicht gerühmt und gepriesen, wäre es auch in höchst gesetzlosen Richtungen befangen, wofern es sich als nützlichen Bundesgenossen zum Niederwerfen der gefürchteten und verschrieenen Obergewalt darbietet, und dagegen angefeindet und verleumdet, wenn es sich nicht als Waffe des Angriffes benutzen läßt, oder gar als ein starker Damm sich darstellt, um dem wilden Strome des Läugnens und Angreifens Ziel, Maß und Schranken zu setzen. Daraus würde also, wofern die ganze geistige Kraft der Wissenschaft nur auf Seiten der Opposition wäre, ein sehr schwankendes und schiefes Verhältniß in der öffentlichen Meinung entstehen, so weit sie von der Wissenschaft und Literatur geleitet wird. Ferner würde alles, was auf positives Lehren und Aufrechthalten, auf Handhaben der wahren Autorität, auf feste Dauer und Ordnung gerichtet wäre, und pflichtmäßig gerichtet seyn muß, sich in einem leidigen und unnatürlichen Verhältniß zur Wissenschaft befinden. Selbst nicht durch gelehrte Einsicht und beredte Verkündigung vertheidigt, unterstützt und gehoben, vielmehr vielfach verkannt und verlästert, würden alle in der bezeichneten Richtung des positiven Begründens, des gläubigen Bekennens, des Aufrechthaltens und Feststellens wirksamen Kräfte gegen die Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit ein natürliches Mißtrauen empfangen; und entweder schüchtern, scheu und ängstlich sich verbergen und in ihren Maßregeln selbst unsicher hin und her schwanken; oder wofern sie ihres eignen Werthes, Rechtes und hoher Bestimmung sich bewußt, sich wesentlich verletzt und gefährdet glauben durch eine von zügelloser Kampfbegier beseelte Gelehrsamkeit, dann leicht zu weit greifen und nach heilsam scheinenden Fesseln sich umsehen, worin sie dieselbe schlagen möchten.

Wir glauben keineswegs, daß die oben ausgehobene Darstellung des Verfassers, welche besonders von den durch protestantische Fürsten gestifteten Universitäten gelten soll, die Stimmen derer vereinigen wird, die für ihren Ruhm und ihren Werth mit Enthusiasmus erfüllt sind. Sie werden die wesentlichste und nächste Bestimmung aller Universitäten vielmehr in Erforschung und Begründung der Wahrheit, als im Läugnen, Streitführen und Angreifen setzen; und den größten Vorzug jeder Lehranstalt darin suchen, was sie für jenen Zweck wirklich beygetragen und geleistet hat. Auch wir sind weit entfernt, das, was viele be-

rühmte Männer auf protestantischen hohen Schulen im Vaterlande geleistet haben, bloß als Erweise einer angreifenden Polemik anzusehen; ganz anderer Natur und von ganz anderer Bestimmung und Verdienst muß alles dasjenige seyn, was wahrhaft Achtungswürdiges und Wichtiges geleistet werden soll. Ueberhaupt haben wir mit unserer Schilderung nicht den wirklich statt gefundenen Gang der Begebenheiten vollständig darstellen wollen, da ja auch in keinem Fall Glanz und Kraft der Wissenschaft im deutschen Vaterlande in solchen Lehranstalten sich allein gefunden hat, die im Geiste irgend einer Opposition wirksam waren. Hievon abgesehen mußte aber allerdings, in so fern die Darstellung des Verfassers richtig ist, und einen wirklichen Gegenstand hat, auch ein solches Mißverhältniß, wie wir es zu bezeichnen suchten, in der That entstehen, und allerdings scheint uns da, wie schon gesagt, der wahre Sitz und die Hauptquelle aller Hindernisse und Reaktionen zu liegen, ohne daß jedoch überall deutliche Erkenntniß in den ursprünglichen Quell des Uebels vorhanden wäre, welches überdem von der Art ist, daß die Regierungen, auch vereinigt, denselben mit einem Male zu verbessern keineswegs vermögen würden, und äußere Maßregeln allein, auch die besten und weisesten, dazu in allen Fällen nicht genügen könnten.

Was nun die Frage betrifft, ob öffentliche Lehrer sich mit Erforschung der großen Grundsätze, worauf die öffentliche Verwaltung sich stützen soll, der Natur des Staates und seiner Bestandtheile u. s. w. zu befassen haben, so sollte man kaum glauben, daß sie im Ernste irgendwo könnte gethan werden. Es ist nicht nothwendig, auf Plato's und Aristoteles Politik, auf Cicero's Darstellung von dem Verhältniß der Philosophie zur Staatsführung, oder auf die idealen Staaten hinzuweisen, welche Thomas Morus und Albrecht von Haller in ihren Schriften ausgeschmückt haben; die Sache spricht für sich selbst, daß im Allgemeinen genommen die Staatswissenschaft, da es eine gibt, von den berufenen Pflegern der Wissenschaft allerdings bereichert und begründet werden soll. Daß es aber keine Kleinigkeit sey, in dieser Wissenschaft alle gerechten Forderungen zu erfüllen, leuchtet von selbst ein. Wie groß und schwer die Aufgabe sey, darüber wird einen jeden Erfahrung und eigenes Nachdenken leicht belehren; wenn es auch die hohlen Deklamationen und bis zum Ekel ermüdenden Wiederholungen halb oder falsch verstandner Begriffe bey manchen Parteyschriftstellern und Rednern unserer Tage nicht von selbst schon sollten gethan haben. Die bescheidne Forschung soll jedoch vielmehr geehrt und ermuntert, als zurückgehalten werden, und einzelne Theile des großen Ganzen aufzuhellen mag bey redlichem Willen und genügender Geschäfts- und Lebenskenntniß manchem achtenswerthen Manne gelingen. So viel aber leuch-

tet zunächst ein, daß ganz besonders auch diese Wissenschaft als eine wesentlich praktische nicht bloß polemisch behandelt werden darf, da es vor allem darauf ankommt, dasjenige ins Licht zu setzen, wohin als auf das Wahrhafte und würdige Ziel alle Wirksamkeit und alle Bestrebungen gerichtet seyn sollen. Was würde es nützen, den Hauptinhalt dieses Studiums darin zu setzen, sich schlechte Regierungsgewalten vorzustellen, Tyranney, Oligarchie und eine unheilige gottlose Verbindung zwischen geistlicher und weltlicher Willkür zur Unterjochung des menschlichen Geschlechts; diese sich überall aus der Geschichte zu vergegenwärtigen, ja sie in viele Theile der Geschichte, auch wo sie nicht waren, hineinzutragen, und nun mit diesen Schreckbildern Kampf zu führen und auf Waffen und Formen zu sinnen, die zwingender Gewalt einen heftigen Widerstand entgegen setzen könnten; — was würde ein solches Streben helfen, wenn nicht zuerst und vor allen Dingen gezeigt würde, wo denn die Quellen der wahren Weisheit, die Bedingungen aller echten Glückseligkeit zu finden seyen? wenn nicht darnach gefragt würde, wie die sichern Unterscheidungszeichen des Bösen vom Guten, des Unrechts und Unheils vom Gerechten und Heilbringenden erkannt werden können, und wie das Unglück zu vermeiden sey, etwas Gutes als etwas Schlechtes herabzuwürdigen, und dagegen einem wahrhaft Schlechten dienstbar zu werden, und anheim zu fallen; in welcher Art und nach welchen Gesetzen dem Bösen entgegen gearbeitet, und dem Guten gedient werden solle, damit nicht durch verfehlte Handlungen nur etwas Verderbliches oder Strafbares geschehe? Es muß gezeigt werden, was man lieben, wornach jeder auf seinem Standpunkte streben, und was für Erkenntnisse er dazu erwerben und einsammeln müsse, um dasselbe glücklich zu erreichen. Mit einem Worte, das Bestreben der Politik muß vor allem dahin gehen, daß ein jeder aus lichtvollen Darstellungen und Untersuchungen richtiger ahnen und deutlicher verstehen lerne, worin die ihm von Gott und Natur gegebene Bestimmung bestehe, und auf welchen Bahnen er dieselbe erreichen könne; und dieß sowohl, in so weit jeder Mitglied des Ganzen ist, als in so fern er eine ihm eigene und seiner eignen Freyheit anvertraute Lebensaufgabe hat; und erst als Folge hievon, als schmerzvolle Empfindung von Verletzung eines mit Liebe und begeisterter Hingebung ergriffenen Berufs, ist der Haß gegen widerrechtliche Unterdrückung an seiner rechten Stelle und kann sich als heilsam erweisen, weil er Richtung und Maß in sich selbst findet. So lange dagegen der Mensch, ohne noch mit Klarheit und Festigkeit zu wissen, was er will, noch was er wollen soll, sich mit blindem Ungestüm jeder Gewalt und allen Umständen, die ihn beschränken, widersetzt, was kann da,

selbst bey edleren Naturen und Motiven, die Folge seyn, als eine desto größere Unordnung?

Damit nun aber die Staatswissenschaft ihre im Vorstehenden angedeutete hohe Bestimmung erfüllen könne, dazu ist vor allem nöthig, am meisten wenn sie nicht in idealen Kunstwerken, und in dem Gebiete der bloßen seelenergötzenden Spekulation sich aufhält, sondern ihre Resultate als Forderungen aufstellt, die jeder im wirklichen Leben, und besonders jeder Regierende nicht schnell genug zur Ausführung bringen könne — am meisten bey allen auf die unmittelbare und eingreifende Anwendung berechneten Lehren ist umumgänglich nöthig, daß der Lehrende den Gegenstand, wovon er spricht, recht kenne. Vor allem muß ihm die Natur des Menschen, denn Menschen sind die lebendigen Steine des Staatsgebäudes, wahrhaft bekannt geworden seyn, und dann muß er die einzelnen Lebensaufgaben, wovon es sich handelt, gründlich verstehen, und gediegene Kenntnisse darüber besitzen. Wer könnte also ein großer politischer Lehrer seyn, als nur der, welcher selbst vom wahrhaften Religionsglauben erleuchtet, und von einer göttlichen Philosophie unterwiesen, alle Anlage und Kräfte der Völker und Menschen zu würdigen vermag, und der zugleich aus den Tiefen der Geschichte und einer reichen Lebenserfahrung die echte Kenntniß der Gegenstände, um die es sich handelt, geschöpft hat, und sie in wahrhaft praktischem Geiste beurtheilen kann? Es gilt von allen Politikern mehr oder weniger, was Cicero von seinem Orator sagt, unter dessen Bilde er sich bekanntlich einen vollendeten Staatsweisen denkt: »daß nämlich derselbe das ganze menschliche Leben, denn das sey sein wahres Gebiet, und das sey der ihm unterworfene Stoff, müsse erforscht, darüber andere gehört, und gelesen, es aus streitiger Erörterung, aus eigner Behandlung, aus wirklicher Erlebung müsse kennen gelernt haben; — denn die Beredsamkeit,« so fährt er fort, »sey eine von den höchsten Tugenden; eine von denen, welche, obgleich alle Tugenden unter sich gleich und gleichen Ranges seyen, doch durch Schönheit und Glanz mehr als andere hervorleuchteten, als diejenige Kraft nämlich, welche die Erkenntniß der Dinge in sich fassend, die im innersten Gemüthe und Sinn der Menschen verschlossenen Rathschläge in solcher Art durch Worte enthülle, daß sie die Zuhörer, wohin sie immer sich mit Anstrengung richte, zu lenken und anzutreiben vermöge, und welche daher, je gewaltiger sie selbst sey, um so mehr mit Tugend und höchster Weisheit innig verbunden seyn müsse; dort aber, wo sie solchen gegeben werde, die diese Tugenden nicht besäßen, sey sie nicht Beredsamkeit zu nennen, sondern ein Schwert in der Hand der Wüthenden.«

Bevor wir diese Reflexionen enden, wodurch nichts anderes

bezweckt werden konnte, als die Aufmerksamkeit auf Betrachtung einer Seite der berührten Angelegenheiten zu lenken, welche viel zu wenig erwogen zu werden pflegt, sey es nun auch erlaubt, mit Anwendung des Gesagten, auf einen bestimmten unendlich viel besprochenen politischen Gegenstand fortzufahren, dessen gründliche Erörterung indessen ebenfalls andern Anlässen vorbehalten werden muß, wir meinen die Formen der englischen Verfassung. Außerordentlich viele Zeitgenossen legen auf sie, als auf unfehlbare Beförderungsmittel von Volksglück, geistigem Leben und Fortschritt der Nationen einen unermeßlichen Werth; manche auch Bessern halten sie für untrügliche Mittel, die wahre Freyheit mit der Kraft der Monarchie zu verbinden; Andere, die mehr von einem blinden Glauben an einen sogenannten Zeitgeist getrieben werden, der eben so gewiß mehr Gerechtigkeit auf die Welt bringen soll, als er ungestüm, angreifend, umwandelnd und mit unwiderstehlicher Gewalt niederwerfend erscheint, sehen in jenen Formen doch wenigstens einen Schritt weiter zur vermeintlichen Weltbeglückung. Ein Theil des deutschen Vaterlandes, der südwestliche, scheint hiebey im Allgemeinen mehr von Frankreich, der altsächsische nordwestliche aber mehr unmittelbar von England Begriffe und Ansichten in sich aufgenommen zu haben, wie es zum Theil auch schon aus der geographischen Lage, und andern Verhältnissen begreiflich ist. Im Ganzen genommen dürfte diese Hinneigung zu den englisch-französischen Verfassungformen in jenem nördlichen Theile mit einem achtungswürdigeren Gefühl für Recht, und geschichtlich gebildete Lebensverhältnisse verbunden seyn, als in verschiedenen Gegenden am Rhein, wo alles mehr umgebildet und verändert worden ist, und der Einfluß der französischen Revolution meistens näher und allgemeiner eingewirkt, und die Masse mehr durchdrungen hat; wenn gleich auch dort unter allem Neuen noch viel vom ehrwürdigen deutschen Gemüthe und Denkart sich erhalten hat. In jenen nordwestlichen Ländern aber scheint ein gewisses Bewußtseyn von der nationellen Verwandtschaft mit England, und das Gefühl einer gewissen Ungunst der Schicksale in Absicht auf politischen Glanz und Auszeichnung der dießseits des deutschen Meeres wohnenden Völkerschaften von altsächsischem Stamme einen großen Antheil an jener Vorliebe für die englischen Formen zu haben. Durch friedlichen Bestand und rechtliche Ordnung in mancher Beziehung überaus glücklich, in vielen Theilen sehr wohlhabend und blühend, durch weise Verwaltung und durch die Wirksamkeit großer Männer beglückt, sind dennoch diese von den Nachkommen des ehrwürdigen sächsischen Volksstammes bewohnten Länder schon seit vielen Jahrhunderten noch mehr, als bey andern deutschen Hauptstämmen der Fall war, in sich selbst getheilt, und ohne eine gemeinsame, größere, poli-

tische Verbindung gewesen; wodurch denn geschah, daß viele Kräfte gleichsam schlummerten, und manche große und treffliche Anlagen der wohlthätig anregenden Kraft eines lebendigen Gemeingeistes und Vaterlandsgefühls entbehrten, vieles zu sehr abgeschlossen, isolirt, und scheinbar selbstsüchtig blieb. Das alles müssen nachdenkende Männer fühlen, und aus diesem Gefühl können sich manche wohlgemeinte Wünsche für andere als möglich und zuläßig erscheinende Verhältnisse entwickeln. Und nun befindet sich jenseits des nämlichen Meeres, welches mit seinen Wellen die alten Wälder des heimischen Bodens benetzt, in mäßiger Entfernung jenes hochberühmte Inselvolk, welches in einem seiner ursprünglichen Hauptbestandtheile gleichen Stammes ist mit den dießseitigen Bewohnern, mit welchen immerwährender Verkehr durch Handel und Schiffahrt Statt findet, und welches noch außerdem seit mehr als einem Jahrhunderte dem nämlichen Fürstenhause gehorchet, welches den größten Theil Niedersachsens beherrschet. Dieses Volk nun, im Besitz des Welthandels, und der Herrschaft über die Meere, beyde I n d i e n umfassend, an dessen Flotten und Waffen so vielfacher Kriegesruhm sich knüpft, welches durch große Staatsmänner und Redner glänzet, in Kriegen die ehrenvollste Ausdauer zeigte, in den mechanischen Künsten eine gefürchtete Ueberlegenheit hat, in Geisteswerken und Wissenschaften manches Verdienst aufweisen kann, scheint nun diese Erfolge in dem Auge mancher nicht tief eindringenden Beobachter — den Formen seiner Verfassung zu verdanken, als welche Opposition, Widerstand gegen ungerechte Gewalt und höchste Oeffentlichkeit begünstigen, und auch die Regierung nöthigen, sich mit entgegenstehenden Parteyen in eine Art von Kampf einzulassen, und sich mit oratorischen Talenten zu bewaffnen. Die Folge ist, daß man diese wunderkräftigen Formen auf den vaterländischen Boden verpflanzet wünschet, um zwar nicht Flotten, Welthandel, unermeßliches Kapital, politische Macht und Selbstständigkeit zu erlangen, aber um doch in entfernter, unbestimmt gedachter Aehnlichkeit an dem Ruhm der englischen Größe Theil zu nehmen.

Hierbey wird nun von unendlich Vielen, die mit einem ungestümen Verlangen die englisch-französische Form auf vaterländischen Boden verpflanzt zu sehen wünschen, oder in so weit das seither Statt gefunden hat, sich darüber, als über das untrüglichste Kleinod der allgemeinen Verbesserung erfreuen, dasjenige übersehen, was wir im Obigen als die wichtigste Forderung an einen Politiker erkannten. Sie denken nämlich und reden so, als wenn das ganze Heil recht eigentlich in der Kraft des Widerstandes und Angriffs begründet wäre; in den formellen Mitteln nämlich, um sich dem, was nicht seyn soll, entgegen zu

setzen. Was und wie viel in dem Werthe, den man auf dieselben legt, als wahrhaftes Resultat übrig bleibt, wenn man den Nachtheil, der durch die unrichtige Anwendung dieser Mittel entsteht, gegen den in die Wagschale bringt, der durch ihren heilsamen Gebrauch hintertrieben wird, kann hier nicht untersucht werden. Gewöhnlich möchte man diesen Werth wohl zu hoch anschlagen: gesetzt aber auch, man denke ihn nach seinem vollesten Maße, so ist doch sicher, daß derselbe nur dadurch hervorgebracht werden könne, daß Leben und Tugend vorhanden sind, die sich ihrer zur eigenen Vertheidigung bedienen. Nur da, wo es wirklich einen organisirten Staatskörper gibt, und wo er in Gesundheit und Stärke blühet, würden die Mittel zur Abwehr der Unterdrückung einen wirklichen Gegenstand haben, für den sie in Anwendung gesetzt werden. Daß ein festgewurzelter Sinn für das Beste der Gesellschaft in jedem Theil des Ganzen vorhanden sey, in vielen besondern Gesellschaften und Verbindungen der Gemeingeist und die Unterscheidung des Rechten und Heilsamen von dem, was unrecht und gemeinschädlich ist, ihren wahren Sitz und Quelle haben, und so, indem in allen einzelnen Theilen politische Weisheit und Beförderung der Nationalwohlfahrt geweckt werden, auch auf den Mittelpunkt durch die Wahlen solche Kräfte vereinigt werden, die im Stande sind, der gesetzlichen Vertheidigungswaffen sich im Geiste des Ganzen erhaltend, und zum Heil aller seiner Theile, zu bedienen, und wodurch die vorhandenen reellen Interessen wirksam werden. — Das scheint die wahre Quelle zu seyn, aus welcher in jener Verfassung sich manche wirkliche Segnungen ergossen haben. Man würde also besser thun, dieselbe mehr in Beziehung auf ihre positiven Zwecke zu erforschen, und nach ihrem wahren innern Leben zu betrachten. Bey der Freyheit kommt stillschweigend alles darauf an, welche Kräfte es sind, welche frey werden, oder vielmehr eine wahre und dauernde Freyheit ist nur für gute Kräfte möglich, und Rechtsformen sind offenbar todte Buchstaben, wenn nicht dasjenige vorhanden ist, was durch das Recht geschützet werden soll. Hierauf kommt also alles eigentlich an; die Mittel, Unrecht und Fehlgriffe aufzudecken und zu vereiteln, können nur Werth haben, wenn ein kräftiges und wohlgeordnetes Daseyn in allen Bestandtheilen des Staats vorhanden ist, und dem naturgemäßen Drange, sich zu äußern und geltend zu machen, sich die Befugnisse des Widerspruchs nur gleichsam als untergeordnete, nebenbey auch nothwendige Hülfsmittel zugesellen. Der Hauptzweck der Verfassungen ist überall, daß dasjenige Mittel, sich zu äußern, erhalte, was wahrhaft politisch mündig ist, und die Mittel zur eigenen Vertheidigung können nur dem nützen, der wirklich Gesundheit und Leben hat. Es ist also von selbst erwiesen, daß nicht dadurch, daß man ein möglichst allge-

meines Widerspruchsrecht für alle Kräfte einführet, der Zweck einer guten Verfassung erreicht werden kann, der ganz andere positive Kräfte und Tugenden voraussetzt.

Würde man die englischen Verfassungsformen von dieser Seite immer erforschen, so würde man sie besser anwenden können, ohne in eine todte und unrühmliche Nachahmung derselben zu verfallen. Man würde die große Hauptsache aller Verfassungen, die Elemente des wahren Volkslebens, und die vorhandenen reellen Interessen auf dem eigenen Boden aufsuchen, und nur in solchen Fällen die fremden Formen als Nebensache und Beywerk benutzen, wo die einheimischen Formen nicht zureichen möchten, den vaterländischen edeln und gesunden Kräften die nöthigen Mittel zur freyen Aeußerung und Erhaltung zu geben. Es wäre fürwahr sehr niederschlagend für den Nationalstolz, wenn das mehr als tausendjährige Deutschland, in dessen fruchtbarem Schooß sich so viele Staatsverhältnisse entwickelt und ausgebildet haben, und welches eine solche Fülle von Formen in sich vereinigte, wie sie die Weltgeschichte noch nirgendwo vereinigt gesehen hat, des mächtigen neuen Aufschwungs seiner Stärke nach außen hin ungeachtet, auf einen solchen Grad politischer Unmündigkeit herabgesunken wäre, daß es sein Heil in einer zufällig beliebten, und mit einer Art von Aberglauben verehrten fremden Modeform lediglich finden könnte. Es ist immer eine traurige Wirkung des Parteygeistes, oder einer gefaßten Vorliebe und Neigung für dieses oder jenes einseitige System gewesen, daß es auch gegen die ursprüngliche und eigenthümliche Größe des Vaterlandes gleichgültig macht, und daß man demselben am besten zu dienen glaubt, wenn man vom fremden Boden dasjenige ohne weitere Forschung und Vorsicht herbeyruft, was der einseitigen Gewöhnung des Urtheils und der vorgefaßten Zuneigung entspricht. In dem nämlichen Aufsatze, aus dem wir oben mehreres Gutgedachte ausgehoben haben, heißt es am Schlusse — und es ist kein Zweifel, daß sehr Viele in ähnlicher Art sich ausdrücken würden: »Die Verfassungen in Deutschland können keineswegs begründet werden bloß auf die ehemaligen, größten Theils ausgestorbenen ständischen Institutionen. Es ist allerdings etwas Neues, was gewünscht wird. . . Gesetzt es wären bisher nur hölzerne Brücken gewesen, und es kämen Reisende aus einem Lande, wo seit Jahrhunderten steinerne gewölbte Brücken sind, und erzählten davon, und empföhlen diese zu erbauen. Vielleicht würde man sie verspotten als thörichte Neuerer, die nicht auf dem alten Fundamente bauen, die Steine schwebend erhalten wollten. Und doch ist es wahr, daß gewölbte Steinbrücken besser sind, als hölzerne u. s. f.« Hierauf antworten wir, daß es eine wesentliche Unbekanntschaft mit der

Größe und dem Werth des Vaterlandes voraussetzt, seine politischen Einrichtungen in ihrer wahren Bedeutung und Anlage in Vergleich mit irgend einer ausländischen Form mit Geringschätzung herabzusetzen. Erstorbenes kann durch Lebendiges ersetzt, Altgewordenes verjüngt werden. Die wahre Reform besteht darin, daß man die Dinge auf ihre wesentlichen Grundsätze zurückführe; und man kann gar wohl ein durch Alter verstümmeltes Gebäude mit einem großen Theils neuen Material, und nach einer großartigen Erweiterung des früheren, an sich selbst ehrwürdigen Bauplanes herstellen. Es zeigt eine große Unkunde, wenn geglaubt wird, Deutschlands reiche und umfassende Geschichte zeige irgend eine politische, oder andere Richtung in ausschließender Einseitigkeit; in den Bauplanen, die aus ihr geschöpft werden können, finden alle Theile ihr vollestes Recht. Sollen wir die Größe des Vaterlandes, und den unermeßlichen Reichthum seiner Entwickelungen und Schöpfungen hier erweisen? Es sey uns vielmehr erlaubt, das Studium des Vaterlandes mit patriotischem Wohlwollen allen denen zu empfehlen, die über die öffentlichen Angelegenheiten desselben reden und schreiben, und zwar ein solches Studium, welches nicht bloß in einer einseitigen und beschränkten Richtung fortgesetzt wird, um für eine vorgefaßte Meinung vom Daseyn wesentlicher Grundfehler bestätigende Angaben aufzufinden, sondern ein Studium mit Umfang und Empfänglichkeit des Geistes. Wo sich reifes Urtheil mit gründlicher Kenntniß des Vaterlandes verbindet, da wird, wie wir glauben, die Ueberzeugung vorhanden seyn, daß Deutschland der fremden Formen höchstens nur zur ausfüllenden Ergänzung einzelner Theile bedürfe, und die politischen Bedürfnisse des Vaterlandes am glücklichsten durch Fruchtbarmachung und Erweiterung seiner eigenthümlichen Einrichtungen und historisch-begründeten Formen erreicht werden können. Möchte ein eifriges und liebevolles Bestreben in allen Theilen des Vaterlandes recht auf Erforschung der vorhandenen Bedürfnisse, Kräfte und Eigenschaften gerichtet seyn, so würde sich auch zeigen, durch welche Mittel und Formen die reellen Interessen, die wahren Rechte im Staate am besten geltend gemacht und erhalten werden können. Allerdings hat im Vaterlande niemals starrer und todter Stillstand Statt gefunden; vielmehr wird demselben Entwickelung, Gestaltung, Wachsthum aller natürlichen Keime und guten Grundkräfte allezeit Bedürfniß seyn. Möchte aber diese Entwickelung von einer todten und abergläubischen Nachahmung fremder Vorbilder und Formeln sich frey erhalten, und nur aus dem eigenthümlichen, und richtig verstandenen Lebensbedürfnisse hervorgehen!

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. XV.

Literarische Notizen.

Englische Literatur.

Quarterly Review Nro. XLV.

Memoirs of John Duke of Marlborough, with his original Correspondence; collected from the Family Records at Blenheim, and other authentic sources: illustrated with Portraits, Maps and Military Plans. By William Coxe, Archdeacon of Wilts. Second edition. Six Volumes. 8.

Hätte Herr Coxe durch sein Werk der historischen Literatur auch keinen anderen Dienst geleistet, als den, Marlboroughs Charakter gegen die schweren Beschuldigungen siegreich in Schutz zu nehmen, welche wider diesen großen Mann erhoben worden, so hätte er sich schon auf jedes gutgesinnten Britten Dank vollen Anspruch erworben. Durch ein ganzes Jahrhundert vereinigten sich Schriftsteller in und außer England, Marlborough zwar als einen vortrefflichen Feldherrn, aber als einen ränkevollen Mann ohne Ehre und Grundsätze, selbst als einen Verräther und treulosen Verwalter der Staatsgelder darzustellen, auf dessen Gemüth die Leiden der Menschheit so wenig Eindruck machten, daß er blos um seines niedrigen Vortheiles und Geizes willen muthwillig einen Krieg verlängerte, der sonst viel früher beendigt worden wäre. Diese abscheulichen Beschuldigungen wurden von Personen vorgebracht, welche wohl wußten, daß sie falsch seyen, von Männern sogar, die er selbst empor gebracht, und für die er sich so uneigennützig verwendet hatte, daß er dadurch seine eigene Partey im Kabinette beleidigte. Diese Verleumdungen fanden bis auf den heutigen Tag Glauben, da sie aus Schmähschriften in geschichtliche Werke übergingen, und selbst Swift sie durch seine Schriften in der Welt verbreitete. Swift war ohne Zweifel der talentvollste Schriftsteller dieser Zeit: allein sein Betragen in Bezug auf Marlborough, so wie manche andere seiner Handlungen, läßt sich nur durch die Voraussetzung erklären, daß die Krankheit, welche ihn zuletzt zu einem beklagenswerthen Muster menschlicher Schwachheit machte, schon viel früher sein Herz ergriffen hatte, als sie seinen Verstand zerrüttete.

Die Verleumdung eines so ehrenvollen Namens durch so lange Zeit ist ein Unrecht, welches die Lebenden nicht weniger belastet, als den vorlängst Verstorbenen. Denn der Ruhm von Männern, wie Marlborough, Nelson und Wellington, gehört ihrem Vaterlande an. Auf solchen Namen beruht der dauernde Ruhm von Nationen, und ein nicht geringer Theil ihrer Macht. Der Verleumder demnach, der das Andenken solcher Männer entwürdigt, macht sich eines moralischen Verrathes schuldig, und schlägt, in so fern sein Unternehmen gelingt, seinem

Vaterlande eine Wunde. Aber früher oder später sieget die Wahrheit, und die Schande des verleumderischen Schriftstellers wächst dann durch die Größe des verläumdeten Verdienstes. Wenn nicht Parteygeist das Gefühl für Schande eben so abstumpfte, als jenes für Wahrheit und Recht, und wenn er die Menschen nicht in eben dem Grade bethörte, als er sie verschlechtert, so müßte diese Darstellung des Lebens Marlboroughs jedem Verleumder aufs deutlichste zeigen, welchen Ruf er sich selbst bereite.

Marlboroughs Charakter liegt nun, durch unbestreitbare Urkunden bewährt, offen vor den Augen der Welt da. Seine eigenen Briefe in öffentlichen, diplomatischen und Privatangelegenheiten geschrieben, die Briefe Godolphins, an Zahl und Interesse denen Marlboroughs gleich zu setzen, viele Briefe verschiedener Monarchen in Europa, und ihrer ersten Minister, die von der Herzogin Sarah von Marlborough, dieser außerordentlichen Frau hinterlassene Schriften, und die Sunderlandsche Sammlung, dieß sind die schätzbaren Quellen, aus denen diese Biographie genommen ist.

Seine frühere Korrespondenz mit Jakob ist der einzige Flecken in Marlboroughs Charakter, und selbst dieses Fehlers wegen verdient er bey billiger Erwägung aller Umstände Entschuldigung; wenigstens versagte sie ihm Wilhelm, der die Verhältnisse am besten kannte, und durch diese Verbindung am meisten beleidigt war, so wenig, daß er ihm selbst sein Vertrauen schenkte, und ihn seiner Nachfolgerin nachdrücklichst empfahl. Herr Coxe gesteht, daß er sparsam war. Es war ihm dieß in dem ersteren Theile seines Lebens eine nöthige Tugend, und in der Folge, als sie ihm nicht mehr Bedürfniß war, blieb sie ihm aus Gewohnheit. Dieß ist alles, was sich in dieser Beziehung zu seinem Tadel sagen läßt. Er war nicht verschwenderisch, sparte aber nie, wo Aufwand an seinem Platze war. In den Anleihen, die er dem Staate machte, in seinen Bauführungen und Verbesserungen, und in allen Verhandlungen, die einen öffentlichen Charakter hatten, zeigte er die größte Freygebigkeit. Der Soldat würde gewiß nicht einen kargen Mann geliebt haben, und doch ist es gewiß, daß nie ein Feldherr die Liebe und das Zutrauen seiner Armee in höherem Maße besaß, als er. Ein Pensionist von Chelsea wurde bey der Wahl im Jahre 1707 mit dem Verluste seiner Pension bedroht, wenn er nicht für Lord Vere zu Windsor stimmte. »Ich will mich lieber,« antwortete er, »der Gefahr aussetzen, Hungers zu sterben, als gegen einen Enkel des Herzogs von Marlborough stimmen, nachdem ich seinem Großvater so viele hundert Meilen gefolgt bin.«

Selbst sein hartnäckigster Feind, Bolingbroke, gestand nach seinem Tode, daß er der größte Feldherr und Minister war, den nicht blos England, sondern irgend ein Land hervorbrachte. In der That war er die Quelle, das Leben und die Triebkraft der gesammten Konföderation. Dieß hat die Geschichte kund gethan. Aber nicht so allgemein bekannt wurde die Reinheit seines Privatlebens, welche als Muster hätte aufgestellet werden sollen. Er war ein treuer und liebender Gatte. Kein ungeziemendes Wort kam je über seine Lippen, und wenn Jemand sich in seiner Gegenwart derley erlaubte, so betrachtete er dieß als eine persönliche Beleidigung, und eine Handlung gegen die öffentliche Moralität. Sein Feldlager war nicht wie jenes des Cromwell; denn er war weder Schwärmer noch Heuchler. Ein Offizier, der in seiner Armee diente, beschreibt dasselbe als eine ruhige wohl geordnete Stadt, und bemerkt als eine Wirkung seiner Befehle, so wie seines Beyspieles, daß Fluchen und Schwören selten von den Offizieren gehöret wurde, und daß selbst der ge-

meine Soldat, oft aus den Hefen des Volkes genommen, nach einem oder zwey Feldzügen ein sittlicheres und edleres Aeußere gewann. Aus dieser Lebensgeschichte, welche das erste Mal ein vollendetes Bild dieses bewundernswerthen Mannes liefert, gehet hervor, daß er, so sehr es die menschliche Natur nur immer gestattet, das Ideal eines vortrefflichen Bürgers, eines echten Staatsmannes und vollendeten Feldherrn erreichte.

Proceedings in Parga, and the Jonian Islands; with a Series of Correspondence and other justificatory Documents. By Lieut. Colonel C. P. de Bosset. 1819.

Exposé des faits qui ont précédé et suivi la cession de Parga; ouvrage écrit originairement en Grec par un Parganiote et traduit en Français par un de ses compatriotes; publié par Amaury Duval, Membre de l'Institut Royal de France. Paris 1820.

Die beyden hier angezeigten Schriften veranlassen das Quarterly Review, zur Widerlegung derselben nach dem Zeugnisse unverdächtiger und ehrenwerther Augenzeugen den wahren Hergang der Dinge über die Abtretung Pargas an die Pforte darzustellen, und diese Darstellung mit der früheren Geschichte dieser Stadt in Verbindung zu bringen. Ein kurzer Auszug aus diesem durch Gründlichkeit ausgezeichneten Aufsatze der genannten Zeitschrift wird für jeden Theilnehmer an den neuesten Ereignissen der Zeit nicht ohne Interesse seyn.

Die Geschichte der heutigen Parganioten läßt sich blos bis zum Einfalle Mahomet des Zweyten in Griechenland zurückführen, wo die Bewohner dieses Theiles der Küste und der benachbarten Dörfer sich in der haltbarsten Stellung gegen die Türken festsetzten, und, sobald die erste Gefahr vorüber war, die Stadt auf dem Felsen, auf welchem sie noch steht, der Südspitze von Korfu und der Nordspitze von Paxo gegenüber, erbauten. Der Löwe von St. Markus beschützte damals die Küste und die Inseln des adriatischen Meeres so wie des Archipelagus. Die Parganioten, um der türkischen Herrschaft zu entgehen, begaben sich auch im Jahre 1401 unter Venedigs mächtigen Schutz, durch welchen ihr Gebiet allmählich seine gegenwärtige Ausdehnung erhielt. Nach dem Falle der venetianischen Republik nahmen die Franzosen die jonischen Inseln sammt Parga, Butrinto, Vonitza und Prevesa in Besitz. Als aber im folgenden Jahre England, Rußland und die Pforte eine Koalition gegen Frankreich bildeten, so ergaben sich die jonischen Inseln der vereinigten russisch-türkischen Flotte. Butrinto, Vonitza und Prevesa fielen in die Hände des Ali Pascha; Parga aber, von außen durch die Sulioten, von innen durch eine französische Besatzung unterstützt, behauptete sich gegen Ali Pascha, bis die Einwohner Gelegenheit fanden, sich Rußland in die Arme zu werfen, welche zu ihrem Schutze eine Besatzung in die Stadt legten. Im Jahre 1800 wurden durch einen zwischen Rußland und der Pforte geschlossenen Vertrag die sieben Inseln zu einer unabhängigen Republik unter russischem Schutze erhoben, Butrinto, Parga, Vonitza und Prevesa aber wurden unter einigen günstigen Bedingungen, für deren Erfüllung Rußland die Gewährleistung übernahm, an die Pforte abgetreten. Die Parganioten weigerten sich zwar bis zum Ende des Jahres 1800, die türkische Herrschaft zu erkennen, dann aber gaben sie den Vorstellungen Rußlands Gehör, nahmen den Bey auf, und genossen durch sechs Jahre ruhig un-

ter türkischer Oberherrschaft die ihnen zugesicherten Vorrechte. Als im Jahre 1806 der Krieg zwischen Rußland und der Pforte ausbrach, bemächtigte sich Veli Pascha, der Sohn des Ali, Butrintos, Vonitzas und Prevesas, und behandelte diese Städte gegen den Inhalt des früheren Traktats, weil Prevesa die Waffen gegen die Pforte ergriffen hatte; Parga aber gelang es, ein russisches Truppenkorps zu seinem Schutze zu erhalten. Als darauf im Jahre 1807 die jonischen Inseln durch den Frieden von Tilsit an Frankreich kamen, und Berthier als General-Gouverneur nach Korfu geschickt wurde, legte er auch nach Parga eine Besatzung von dreyhundert Mann. Allein Ali Pascha, welcher wußte, daß Berthier durch seine geheimen Instruktionen blos zur Besetzung der sieben Inseln ermächtigt war, forderte von ihm die Räumung Pargas, und dieser kündigte den Bewohnern an, daß er den Platz der Pforte übergeben müsse Nur die flehenden Bitten einer Deputation der Parganioten, welche von der erzürnten Pforte sicheres Verderben zu erwarten hatten, bewogen den General, die Besatzung in der Stadt zu lassen, und sie als einen Theil der jonischen Inseln zu behandeln. In diesem Zustande blieb Parga bis zum Jahre 1814, wo Ali Pascha, da er bemerkte, daß das Glück Napoleon den Rücken kehrte, an die Gränze des Gebietes von Parga rückte, und ein zu demselben gehöriges Dorf, Aja, besetzte, ein Unternehmen, bey dessen Ausführung ein Liebling und Neffe Alis von einem im Hinterhalte liegenden Parganioten getödtet wurde. Nachdem nun im März 1814 alle jonischen Inseln mit der Ausnahme von Korfu in die Hände der Engländer gekommen waren, jede Unterstützung der französischen Besatzung in Parga durch die enge Blokade der Engländer fast unmöglich ward, ja zu besorgen stand, daß die Franzosen damit umgingen, die Festung an Ali Pascha zu übergeben, so schickten die Parganioten an den brittischen Befehlshaber auf der Insel Paxo eine Deputation, mit der Bitte um Beystand und dem Erbieten, das Fort den Engländern zu übergeben. Zwey Fregatten gingen hierüber mit einem Theile der Besatzung von Paxo nach Parga, wo sie von Seite der Franzosen nur wenig Widerstand fanden. Die Parganioten rühmen sich, daß damals ein altes Weib aus Parga die englische Flagge unter ihrem Rocke in die Festung brachte, in der That waren es vier handfeste Männer in Weiberkleidern, welche die französische Schildwache über den Haufen warfen, einen Kommissair tödteten, und die englische Fahne aufpflanzten. Den Parganioten wurde bey dieser Gelegenheit von Seite der brittischen Regierung nichts zugesagt, als die Dauer ihres Schutzes, so lange die brittische Flagge auf dem Fort von Parga wehen würde. Das Begehren der Deputirten von Parga, daß ihre Stadt mit den sieben Inseln gleiches Schicksal haben solle, wies General Campbell mit Bestimmtheit zurück, indem er erklärte, daß der allgemeine Friede über Parga entscheiden würde. In demselben Sinne erklärte sich die brittische Regierung, als ihr General Campbell seine aus Menschlichkeit und Politik zu Gunsten der Parganioten ergriffenen Maßregeln berichtete. In Folge der Beschlüsse des Wiener-Kongresses wurde hierauf im November 1815 ein Traktat unterzeichnet, welcher die jonischen Inseln mit ihren Dependenzen nach dem Umfange, den der im Jahre 1800 zwischen der Pforte und Rußland geschlossene Traktat bezeichnet hatte, unter englischen Schutz stellte.

Da nun jener frühere Traktat Parga sammt Prevesa, Vonitza und Butrinto an die Pforte übergeben hatte, so konnte England auf keine Weise die Zurückgabe dieser Stadt verweigern, und für

sie ein mit den jonischen Inseln gemeinschaftliches Los ansprechen. Dennoch geboten Rücksichten der Menschlichkeit, die Parganioten nicht ihrem Schicksale zu überlassen, und eben so wenig wollte sich England auf die Uebernahme des durch den Traktat von 1800 an Rußland übertragenen Schutzrechtes beschränken, da dieser Schutz sich schon in Hinsicht Prevesas, Vonitzas und Butrintos gegen das grausame und willkürliche Benehmen des Ali Pascha als fruchtlos bewiesen hatte. Die brittische Regierung that sonach das Einzige, was in dieser Lage für die Parganioten zu thun möglich war. Sie erwirkte denjenigen, welche vor der türkischen Besetzung auszuwandern wünschten, die Bewilligung der Pforte, und Entschädigung für ihr zu verlassendes Eigenthum, sie bot ihnen Niederlassungen in den jonischen Inseln an, und verwendete sich bey der Pforte für die Aufrechthaltung der Vorrechte, und die Erfüllung der Bedingnisse, welche der Traktat von 1800 zu Gunsten der genannten vier Städte festgesetzt hatte. Bey der Schätzung des Grundes und Bodens verwendete die brittische Regierung vier achtbare Edelleute von Korfu, welche den Werth der Ländereyen in Korfu selbst zum Maßstabe ihrer Preisbestimmung machten, und durch die sorgfältigste Erhebung einen Bevölkerungsstand von 2700 Seelen, 852 Wohngebäude, 80,447 edle und 9486 wilde Oelbäume, 23,082 Citronen und Orangen=, und 13,012 andere Obst= und 513 Eichenbäume fanden, auch Weingärten und kulturfähiges Land genau vermaßen. Sie schätzten den Werth des liegenden Eigenthums, welches die Parganioten auf 500,000 Pf. angesetzt hatten, auf 280,000 Pf., die Abgeordneten der Pforte aber blos auf 56,756 Pf. Dennoch wußte Sir Thomas Maitland durch beharrliche Negotiationen diese Entschädigungssumme, welche die Pforte den Parganioten zu zahlen übernahm, auf 150,000 Pf. zu steigern, ja sogar, da der türkische Bevollmächtigte, Hamed Bey, die Zahlung in türkischen Piastern, einer schlechten Münzsorte, leisten wollte, zu bewirken, daß sie ganz in spanischen und kaiserlichen Thalern geleistet wurde. Die Vertheilung geschah nach strengstem Rechte, und jedem Parganioten wurde bey der Uebergabe der auf seinen Antheil fallenden Geldanweisung angezeigt, daß es blos von seiner Wahl abhänge zu bleiben, oder die Stadt zu verlassen. Sie drückten sämmtlich ihre Zufriedenheit mit dem, was die brittische Regierung für sie gethan hatte, auf das Unzweydeutigste aus, wie das Zeugniß des Civil=Gouverneurs, Oberstlieutenant Gubbins bewährt, verließen aber, mit Ausnahme einer einzigen Familie, die Stadt. Die herzergreifenden Auftritte, welche das Edinburgh Review und viele Zeitschriften nach ihm vor dem Auszuge der Bewohner Pargas vorfallen lassen, sind nach dem Zeugnisse des erstgenannten Civil=Gouverneurs, eines höchst achtbaren Mannes, und des Generalmajors Sir Friedrich Adam, welche beyde den Platz an die Bevollmächtigten der Pforte übergaben, nichts als Erfindung. Der Leser vermag aus diesem kurzen Auszuge die Vorwürfe zu würdigen, welche der brittischen Regierung wegen der Behandlung Pargas gemacht wurden.

The Fall of Jerusalem, a Dramatic Poem. By the Reverend H. H. Milman, Vicar of St. Mary's Reading; and late Fellow of Brazenose College, Oxford. 8. *London* 1820.

Es gibt vielleicht in der ältern sowohl als neueren Geschichte keinen Gegenstand von so hohem und furchtbaren Interesse, als der letzte jüdische Krieg, und die Zerstörung Jerusalems durch Titus. Das Gemälde

einer kleinen in sich getheilten Nation, ohne Verbündete, ohne militärische Disziplin oder Ausrüstung, welche der Macht eines großen Reiches die Spitze bietet, jedes Dorf und jede Mauer vertheidigt, und in jeder Niederlage, die sie erleidet, auch dem Sieger Verderben zu bereiten weiß, die endlich, in die Wälle einer einzigen Stadt zusammen gedrängt, wie das Wild einer Treibjagd, auch dann noch kämpft, als kein vernünftiger Grund mehr da ist, zu kämpfen, mit gleicher Wuth gegen ihre Brüder, wie gegen ihre Feinde losbricht, unter Kampf, Raub, Mord, Noth und Gotteslästerung doch immer mit vollem Vertrauen zu ihrem Gotte ruft, sie, sein erwähltes Volk, anzuerkennen durch wunderbare Befreyung, dieses Gemälde ist ohne Zweifel eines der schrecklichsten, das die Geschichte aufstellt Betrachtet man ferner, daß diese Hartnäckigkeit, dieser Fanatismus, diese Leiden und diese Wunder von dem Stifter der christlichen Religion voraus gesagt waren, voraus gesagt waren als eine furchtbare aber angemessene Strafe, und zugleich als eine Bewährung seines göttlichen Ansehens, so kann man sich nicht verwundern, daß die Zerstörung der Stadt Gottes mit ihrem Tempel als eine der merkwürdigsten Epochen in der Geschichte des menschlichen Geschlechtes, und als ein Ereigniß betrachtet wird, über welches die Seele sich in ehrfurchtsvollem Erstaunen verliert. Es muß daher befremden, daß der Fall Jerusalems ein Gegenstand ist, der bisher so selten von Malern *) oder Dichtern zur Behandlung gewählet worden. Von den letztern insbesondere ist außer einer vergessenen Tragödie Crowns nur im Vorübergehen dieser schrecklichen Scenen Erwähnung zu finden. Freylich hatte aber der Fall Jerusalems, als Gegenstand eines Gedichtes von größerer Länge, Schwierigkeiten, die nur ein Dichter von so viel Talent und gutem Geschmacke, als Herr Milman, zu überwinden im Stande war. Die Thatsachen dieser schrecklichen Geschichte sind einmal schon bis auf den kleinsten Umstand bekannt, und machen es daher dem Dichter unmöglich, den von Aristoteles als wesentlich erklärten Effekt eines unbekannten zweifelhaften Ausganges zu benützen. Diese Thatsachen haben dazu noch einerseits eine religiöse Wichtigkeit, welche jede dem Dichter bey einem andern Stoffe gestattete Veränderung zu einer wahren Entstellung stempeln würde, andererseits nicht selten eine Erhabenheit, welche jede dichterische Verschönerung eben so unzulässig machte, als eine Perlenschnur um den Nacken des farnesischen Herkules. Das fünfte Kapitel im sechsten Buche des Josephus ist weit erhabener als jede Dichtung, und das Aufspringen der Tempelthore ohne eine sichtbare Hand, und das μεταβαινωμεν εντευθεν, welches durch das Allerheiligste ertönt, würde durch einen Versuch, das Erklingen der ehernen Thorangeln, und die Donner der das Haus verlassenden Gottheit zu beschreiben, nicht gewinnen, sondern nur entheiliget werden. Noch größere Schwierigkeit liegt aber in dem Empörenden und Schrecklichen, welches diese ganze Geschichte mit allen einzelnen Umständen derselben durchgreift. Da ist vom Anfange der Belagerung bis zum Ende auch nicht eine Begebenheit, bey der der Leser mit einiger Befriedigung zu verweilen im Stande ist.

Eine That blutiger Grausamkeiten und ein Gemälde unerträglicher Leiden folgt in ununterbrochener Reihe dem andern. Man kann sich nicht für die Römer interessiren, welche als wilde Unterdrücker da stehen, und deren Feldherr Titus mit seinen langen Reden — Suetonius und manche

*) Ein treffliches Gemälde des Poussin, die Zerstörung des Tempels von Jerusalem, scheint der Verfasser dieses Aufsatzes nicht zu kennen.

christliche Theologen mögen ihn noch so sehr preisen — verhaßter ist, als ein weniger philosophischer Unterdrücker seyn würde, und der verzweifelte Muth der Juden, der unter anderen Umständen erhaben gewesen wäre, erhält, da keine edle Gesinnung und keine vernünftige Triebfeder ihm zum Grunde liegt, das Gepräge wahnsinniger Halsstarrigkeit. In Prosa liest man alle diese Dinge mit Interesse, weil sie so wahr, als außerordentlich sind, aber in der Dichtung, welche nicht nach Wahrheit, sondern allein nach dem Scheine derselben strebt, findet eine Anhäufung blos schrecklicher Thatsachen keinen Beyfall. Die Form, in welche Herr Milman sein Werk brachte, bot ihm große Mittel an, diesen Schwierigkeiten zu begegnen. Denn, da es weder ein beschreibendes Gedicht, noch ein regelmäßiges Drama, sondern eigentlich eine in Gesprächen vorgetragene Geschichte ist, so gewann er den größtmöglichen Raum zur Auswahl und Zusammenstellung seiner historischen Thatsachen, ohne doch an die ununterbrochene Erzählung aller Begebenheiten und Schilderung aller Charaktere gebunden zu seyn. An die historischen Thatsachen, welche seinem Zwecke entsprechen, knüpft er dann solche Dichtungen an, welche den geschichtlich bewährten Umständen nicht widersprechen. Der Charakter des Titus war leicht zu zeichnen; er ist ungefähr so dargestellt, wie ihn Suetonius und Josephus schildern. Von den jüdischen Tyrannen Johannes und Simon hatte die Geschichte nur die allgemeinen Charakterzüge von Stolz, Grausamkeit und verzweifeltem Muthe aufgezeichnet; es stand sonach dem Dichter frey, jede analoge Gesinnung an diese Grundzüge zu knüpfen. Der Dichter legt in den Mund des Johannes die Sophismen der saduzäischen Schule, und stellet des Kontrastes wegen Simon als einen strengen enthusiastischen Pharisäer dar. Als einen Fehler in der Zeichnung dieses Charakters muß man es aber betrachten, daß er zuletzt nicht, wie man erwartet, an der Spitze der Truppen, als der tapferste Beschützer des Heiligthums, sondern unbewaffnet und unthätig erscheint, und in stetem Vertrauen auf übernatürliche Rettung sich widerstandlos von den Römern gefangen nehmen läßt, dann aber seine letzte Hoffnung auf Israels Befreyung mit Pathos aufgibt, als er gewahr wird, daß der Donner verstummt, und daß die von den Heiden gelegte Flamme den Tempel ergreift. An diese historischen Charaktere schließt sich ein erdichteter an, welchen Herr Milman mit aller seinem Zwecke entsprechenden Zartheit, Schönheit und Frömmigkeit ausstatten konnte, und dem in der That alle Schrecknisse der Belagerung und Zerstörung nur zum Hintergrunde und als Verzierung des Gemäldes dienen. Es ist dieses der Charakter der Miriam, einer Tochter Simons, welche, eine heimliche Christin, und Geliebte eines israelitischen Jünglings im Heere der Römer, die feste Anhänglichkeit an ihren neuen Glauben mit der reinsten Kindesliebe auf das Rührendste paart. Ein Gesang derselben an den Messias, in dem sie um Erhellung der dunkeln Seele ihres Vaters fleht, ist von hinreißender Schönheit, und erinnert an Miltons Siegeshymne auf die Geburt des Heilands. Diesem himmlischen Charakter gegenüber steht der ihrer Schwester Salome, einer schwärmerischen Anhängerin an Moses Gesetz, mit nicht geringerem dichterischen Reize ausgestattet. Kühne Träume vom nahen Ruhme Israels decken in der begeisterten Jungfrau die geheimen Triebe einer irdischen Liebe, und die sanften Töne brautlicher Gesänge mischen sich unter die erhabne Sieg verkündende Hymne. Ihr Ende, wie sie, kurz vor Erstürmung der Stadt, Amariah, dem Sohne des Johannes, angetraut, von ihrem Gatten, den der neu angelegte Sturm aus dem Brautgemache aufschreckt, und der um den unausweichlichen Un-

tergang seines Volkes sieht, zu Tode verwundet, blutend, den Brautkranz im fliegenden Haare, erscheint, ist innigst ergreifend. Sie erzählt:

He came back, and kissed me, and he said
I know not what he said — but there was something
Of Gentile ravisher and his beauteous bride —
Me, me he meant, he call'd me beauteous bride!
And he stood o'er me with a sword so bright
My dazzled eyes did close. And presently,
Methought, he smote me with the sword, but then
He fell upon my neck and wept upon me,
And I felt nothing but his burning tears.

Die im ganzen Gedichte herrschende Sprache ist mit Ausnahme weniger Stellen, die man schwerfällig und schwülstig nennen könnte, erhaben und edel, und mit warmer Theilnahme und schönen Hoffnungen für seine künftige dichterische Laufbahn sieht man die Erwartungen gerechtfertigt, die Herrn Milmans frühere poetische Versuche erregt hatten.

Literarische Nachrichten aus Schweden 1820.

Der Sinn und Eifer für ein gründliches Studium der ältesten skandinavischen Geschichte, Dichtkunst und Götterlehre befestigt sich in Schweden immer mehr und mehr, und man arbeitet dort fleißig für diesen Zweck. Der bekannte nordische Sprachgelehrte Rask, welcher bey seiner Anwesenheit in Schweden verschiedene Schriften in schwedischer Sprache herausgegeben hat, vereint mit dem Sammler der schwedischen Volkslieder, dem königl. Hofprediger Afzelius, eine vortreffliche Ausgabe der Edda-Lieder, und der prosaischen oder jüngeren Edda sammt der Skalda, veranstaltet, welche letzte nun zum ersten Male gedruckt erschienen ist. Rask hat bey dieser Arbeit die beyden bekannten Kopenhagener Handschriften, den Codex Regius und Codex Wormianus, mit der Upsaler Handschrift, oder Codex de la Gardiensis, verglichen. Die eben so wohl durch den Druck ausgezeichnete Ausgabe ist versehen mit zahlreichen Lesarten, mit einer isländischen Vorrede und einigen, doch nicht häufigen, erklärenden Anmerkungen in derselben Sprache. Jede der beyden Edda's besteht aus einem Oktavbande, und ist begleitet von einer schwedischen Uebersetzung in demselben Format. Der Uebersetzer der poetischen Edda ist der vorgenannte Afzelius, und seine Arbeit ist von ausgezeichnetem Werthe: die Uebertragung ist eben so poetisch, wie treu. Der Uebersetzer der prosaischen Edda heißt Enattingius, ein junger Prediger in Stockholm, von vielversprechenden Anlagen für die fernere Beforderung der nordischen Alterthumsforschung. Anerkannt ist die große Wichtigkeit beyder Edda's für den gesammten Norden, und auch für Deutschland, insonderheit durch die Edda-Lieder von den Nibelungen, und aus den dem großen gemeinsamen Sagenkreise des Heldenbuchs; welche letzten daher auch zuerst in Deutschland durch van der Hagen in Urschrift und Uebersetzung (1812 bis 1814) und dann von den Brüdern Grimm (1815) erschienen (zu welcher letzten Ausgabe Rask auch schon beytrug): worauf sie auch im zweyten Bande der großen Kopenhagener Ausgabe der rhythmischen Edda (1818) folgten.

Eine Gesellschaft von Gelehrten hat sich in Stockholm vereinigt zu einer neuen tüchtigen Ausgabe von Snorri Sturlasons

Heimskringla mit schwedischer Uebersetzung. Zwey Theile, in Oktav, sind bisher von der Urschrift herausgekommen, und eben so viele, in demselben Formate, von der Uebersetzung, welche hauptsächlich von zween Stockholmer Gelehrten, Liedgen und Richert, gemacht ist. Zum Schlusse soll König Sverris Saga beygefügt werden, vom Magister Schröder, Docenten in der Geschichte der Gelehrsamkeit und Amanuensis an der Universitäts-Bibliothek zu Upsal, welcher sich schon durch die erste Ausgabe des Hattalykill oder Wortschlüssels von Lopt Guttoras Sohn mit lateinischer Uebersetzung und Erklärung (Upsal 1816) rühmlich bekannt gemacht hat.

Rask, welcher, obwohl ein geborner Däne, doch die schwedische Sprache nicht blos spricht, sondern auch mit großer Fertigkeit schreibt, hat während seines Hierseyns in Schweden auf eine in vieler Hinsicht verbesserte Schwedische Bearbeitung seiner zuerst 1811 zu Kopenhagen dänisch erschienenen Anleitung zur isländischen Sprache, oder isländischen Sprachlehre herausgegeben, sammt einem isländischen Lesebuche, bestehend aus verschiedenen leichteren und schwereren Stücken der älteren und neueren isländischen Literatur; zu welcher Auswahl auch mehrere Bruchstücke aus bisher unbekannten Saga's der königl. Bibliothek zu Stockholm benutzt sind *). Seine angelsächsische Sprachlehre mit einem A. S. Lesebuche dahinter, ebenfalls während seiner Anwesenheit in Schwedens Hauptstadt 1817 gedruckt, kann, weil sie dänisch verfaßt ist, nicht zu den schwedischen Literatur-Erzeugnissen gerechnet werden. Dagegen kann man hinzufügen, daß derselbe durch kernvolle Recensionen fleißig zu der in Upsal herauskommenden schwedischen Literaturzeitung beygetragen hat.

Der Professor Liljegren, aus Lund, hat auch angefangen, eine Sammlung von altnordischen Heldensagen (Nordiska Fornaldrens Hjeltesagor) herauszugeben; die zwey Bände, welche in diesen Tagen davon erschienen sind, enthalten schwedische Uebersetzungen von Gånge-Rolfs-Saga, Orvar Odd's-Saga, und Hermans- und Jarlmans-Saga, mit ziemlich weitläuftigem Kommentare.

Von Professor Geyer zu Upsal und Afzelius ist unlängst auch die obgedachte Sammlung altschwedischer Volkslieder vollendet: Svenska Folk-Visor från Forntiden, Stockholm 1814 bis 1816, 3 Bände, in gr. 8., dazu ein Band in 4., in Kupfer gestochene Singweisen aus mündlicher Mittheilung, mit Klavierbegleitung vom Kapellmeister Häffner. Es ist die erste Sammlung dieser Art in Schweden, aber zugleich eine der besten. Die Lieder sind auch meist mündlich aufgenommen, zum Theil aus älteren handschriftlichen Sammlungen, oder mit diesen verglichen. Eine geschichtliche Einleitung über den Geist und die Eigenheiten der schwedischen Volkslieder eröffnet die Sammlung, und eine Abhandlung über den Kehrreim (Ompräd, — refrain) beschließt sie, beyde von Geyer. Geschichtliche und literarische Anmerkungen begleiten jedes Lied. Die Wichtigkeit der Sammlung für die gesammte nordische Poesie ergibt sich aus ihrem mannigfaltigen Zusammenhange mit den dänischen, schottischen, englischen und deutschen Volksliedern; zunächst mit den dänischen, von welcher kurz vorher (1812 bis 1814) die treffliche neue Ausgabe von Rahbek und

---

*) Ich finde auch in einem ganz neuen Buche angeführt: Synishorn af fornum og nyjum noreaenum ritum. Ed. E. C. Rask. Holmiae, 1819.

Nyerup erschien, und über deren Zusammenhang Nyerup im Jahre 1815 zu Kopenhagen eine besondere kleine Schrift herausgab: Kort Udsigt over de af A. A. Afzelius og F. G. Geyer udgivne Svenske Viser fra Middelalderen, wed Hänwising til de, til dem modsvarande danske. (Kurze Uebersicht der von Afzelius und Geyer herausgegebenen schwedischen Volkslieder des Mittelalters, mit Hinweisung auf die ihnen entsprechenden dänischen.) Im dritten Theile sind auch Uebersetzungen der entsprechenden schottischen Lieder, aus Percy's, Jamiesons und Walter Skotts Sammlungen beygefügt. Auffallend ist aber, daß hier, bey der langen Reihe dänischer Lieder aus dem gemeinsamen Kreise des deutschen Heldenbuchs, gar kein schwedisches aus demselben erscheint. Dem Schreiber dieses ist sonst aus einer handschriftlichen Sammlung auch nur ein schwedisches Lied dieser Art bekannt, Wittigs, Wielands Sohns Kampf mit dem Riesen Hochbein, welches ganz dem dänischen Liede von Wittig und dem Riesen Langbein entspricht. Es scheint, daß die frühere und uralte Gemeinschaft der südwestlichen Küstenländer des jetzigen Schwedens (Schonen, Halland) mit Dänemark und deren Absonderung von Schweden, auch auf die Sagen- und Heldenkreise der Volkslieder eingewirkt hat, so wie auf die Sprache, welche in diesem alten gesammten Dänemark, Norwegen mitbegriffen, auch der deutschen viel näher verwandt ist, als die schwedische. Vielleicht findet sich aber, bey weiterer Nachforschung, noch mehr dergleichen Gemeinsames.

Auch das Feld der neueren schwedischen Geschichte wird gegenwärtig mit Fleiß und Erfolg bearbeitet, und mancherley zu ihrer Aufklärung dienende unbekannte Urkunden und Aktenstücke werden so eben ans Licht gezogen. Unter diesen verdienen zuvörderst genannt zu werden, die Handlinger till Skandinaviens Historia (Urkunden zur skandinavischen Geschichte), von welchen sieben Oktavbände herausgekommen sind: Sie werden in Stockholm von einigen Freunden der Geschichtforschung herausgegeben, welche damit stätig fortzufahren gedenken. Sie verbreiten über das Schicksal des Wasa-Geschlechts großes Licht, und enthalten unter andern auch besonders merkwürdige Beyträge zu einer vollständigen Kenntniß der Zeit unter und zunächst nach Karl XII. — Dieser König ist fortdauernd der Lieblingsheld des schwedischen Volkes, welches sich auf mannigfaltige Weise mit seinem Andenken beschäftigt. Daher haben auch die allein seinem Gedächtnisse gewidmeten Handlingar til Karl XII's Historia (Urkunden zur Geschichte Karls XII) große Aufmerksamkeit erregt. Der erste Band dieser Urkunden erschien nicht lange nach seinem über ganz Schweden mit so großem Enthusiasmus gefeyerten Todesfest. Eben so hat Professor Geyer in Upsal, in Dissertationsform, eine Menge von Aktenstücken mitgetheilt zur Aufklärung verschiedener Umstände, welche theils diesen König angehen, theils die nach seinem Tode erfolgte Regierungsveränderung; derselbe gedenkt auch in dieser Hinsicht seine Forschungen fortzusetzen.

Der schwedische Reichsgeschichtschreiber Hallenberg hat den ersten Theil einer merkwürdigen und gründlichen, aber in ihrem Tone etwas zu harten und bitteren Granskning ofver Lagerbrings Svea Rike's Historia (Untersuchung von Lagerbrings schwedischer Reichsgeschichte) herausgegeben; desgleichen ein genialisches und tiefsinniges Werk: *De nominibus in lingua Suigothica Lucis et Visus* cultusque solaris in eadem lingua vestigiis (*Stockholm* 1816. 2

Vol. 8.); und zwey spätere antiquarische Aufsätze über kürzlich in der Erde gefundene Alterthümer, von welchem das eine in einer römischen Metall-Urne bestand, und in Westmanland gefunden wurde. Von den Nordiska Fornlemningar (Nordische Alterthümer), herausgegeben von Liljegren und Brunnius, sind drey Hefte herausgekommen, in Steindruck mit beygefügten Beschreibungen *).

Das Wichtigste von allen in Arbeit stehenden Werken über die schwedische Geschichte ist jedoch die große in Upsal herauskommende Sammlung von Urkunden, welche heißt: *Scriptores Rerum Suecicarum medii aevi.* Diese soll im Ganzen drey Foliobände ausmachen, und davon hat der erste, hundert und sechzig Bogen stark, auf schönes Papier schön gedruckt, schon vor längerer Zeit die Presse verlassen. Derselbe wurde von dem verstorbenen Professor und Geschichtschreiber Fant besorgt; die beyden folgenden sollen von seinem Nachfolger Geyer und Magister Schröder besorgt werden. Das Werk wird mit königlicher Unterstützung herausgegeben, wird aber auch von dem Volke mit lebhaftem Wohlwollen aufgenommen. Der erste Band enthält, außer vielem Anderen von großer Wichtigkeit und Merkwürdigkeit, auch eine neue Ausgabe von lilla und stora Rimkrönikan (kleine und große Reimchronik), die erste nach Vergleichung von sechs, die letzte von funfzehn Handschriften; wodurch diese Ausgabe bedeutend abweicht von der alten bekannten, und seltenen von Stiernhjelm. Desgleichen ist hier Olai Petri bisher noch nie gedruckte Svenska Chrönika (Schwedische Chronik) bekannt gemacht.

Folgende neulich herausgegebene Beschreibungen von Landschaften und Oertern verdienen genannt zu werden. Eine über Halland, in drey Oktavbänden, von einem Probst Blexell; besonders ausführlich in geschichtlicher und alterthümlicher Hinsicht. — Der fünfte Band von Lindskogs Beschreibung von Westgothland ist herausgekommen, und beschließt diese Arbeit. — Von einer ähnlichen Beschreibung von Ostgothland sind die zwey ersten Theile erschienen; der Verfasser heißt Widegren. Von dem merkwürdigen Schlosse Skokloster, einem herrlichen Denkmale aus der Zeit des dreyßigjährigen Krieges, welches jetzo dem Brahe'schen Geschlechte zu Eigen gehört, hat ein Rothlies neulich eine Beschreibung mit Kupferstichen herausgegeben. Nennen muß man hier auch Thersners Skåniska Vuer (Aussichten von Schonen), von welchem sechs Hefte erschienen sind; sie liefern einen Beytrag zur Fortsetzung von Dalbergs berühmtem Prachtwerke, Suecia antiqua et hodierna.

In den schönen Wissenschaften und in der Kunstlehre verbreiten sich immer mehr und mehr höhere Ansichten, und der französische Geschmack dürfte nächstens blos noch unter den Literatoren und in den Gesellschaftskreisen der Hauptstadt einige Vertheidiger finden. Die von Upsal ausgegangene intellektuelle Revolution hat im Allgemeinen gesiegt. Ihre prophetischen Vorgänger, Ehrensvärd und Thorild, unbegreifliche Räthsel für ihre Zeitgenossen, werden nun immer mehr und mehr gelesen und verstanden. Von des ersten kurzen, aber äußerst inhaltsreichen ästhetischen Schriften sind seit dem Jahre 1812 drey Aufla-

---

*) Einen andern ausgezeichneten Alterthumskenner und Orientalisten hat Schweden in dem Professor Norberg zu Lund, welcher kürzlich seine Ausgabe des Liber Adami, mit dem Wörterbuche, 3 Bde. in 4., vollendet hat.

gen erschienen, unter welchen eine Prachtausgabe mit ausgemalten Original-Handzeichnungen. Die Aufmerksamkeit auf diesen großen, aber beynahe vergessenen schönen Geist ward in neueren Zeiten zuerst durch eine, in der Zeitschrift Phosphoros, von Atterbom verfaßte Charakteristik, erweckt. Eine genaue deutsche Uebersetzung, welche gleichwohl in Rücksicht auf Ehrensvärds höchst eigenthümliche und absonderliche Schreibart beynahe unmöglich zu bewerkstelligen ist, würde beweisen, daß dieses Verfassers Schriften: Resa till Italien; de fria konsters Philosophi, und Bref till K. Gustaph III. (Reise nach Italien, Philosophie der freyen Künste, und Brief an König Gustav III.) mit Recht unter das Genialischste gerechnet werden müssen, was in irgend einer Zeit und bey irgend einem Volke über Natur und Kunst, und beyder Verhältniß zu einander, gesagt ist. Von Thorilds gesammelten Schriften, welche Geyer herausgibt, hat neulich der erste Theil die Presse verlassen. Dieser enthält poetische Versuche in verschiedenen Dichtarten. Thorild war der erste, welcher sich auflehnte gegen die, in seiner Zeit, durch Gustavs III. Mitwirkung triumphirende französische Geschmacks-Herrschaft. Als Dichter betrachtet, hatte er freylich mehr poetischen Sinn denn poetische Kunst, und seine Prosa ist weit interessanter, als seine Verse. Die folgenden Theile der Sammlung werden seine kritischen Arbeiten enthalten; sammt seinen republikanisch-politischen und ästhetisch-pantheistischen Philosophemen: merkwürdige Aeußerungen der Opposition eines tiefsinnigen und kühnen nordischen Geistes gegen die Richtung seiner Zeit und deren enge Fesseln. — L. Hammarsköld, einer von den Schriftstellern, welche am eifrigsten beygetragen haben zur Befreyung der schwedischen Literatur (auch durch seine 1813 zu Stockholm gedruckten Poetiska Studier (poetische Studien), hat neulich herausgegeben, einen Försök till de bildunde Konsternas Historia (Versuch einer Geschichte der bildenden Künste), und einen anderen geschichtlichen Versuch über Svenska Vitterhetens Öden (das Schicksal der schönen Wissenschaften in Schweden). Beyde sind nicht frey von mancherley Unvollkommenheiten, haben aber unter vielen Verdiensten das ausgezeichnete, die erste ausführlichere Arbeit ihrer Art in schwedischer Sprache zu seyn. — Des Bauern und Malers Hörbergs von ihm selber verfaßte Lebensbeschreibung, nach seinem Tode herausgegeben von Atterbom, ist durch ihre Einfalt, Herzlichkeit und ihr ungeschminktes skandinavisches Nazional-Gepräge, eine der lesenswürdigsten Selbstbiographien, so jemals geschrieben sind. Der Herausgeber hat dieselbe mit einer langen Vorrede begleitet, welche verschiedene sinnreiche Betrachtungen über die Kunst und Kunstanschauung enthält, aber in ihrer Form allzu gelehrt, gekünstelt und oratorisch ist für ihren eigentlichen Gegenstand. — Von Atterboms poetiska Kalender (Musen-Almanach), welchen er im Jahre 1812 herauszugeben begann, ist nun der neunte Jahrgang, oder der für 1820, erschienen. Der Herausgeber, welcher unlängst erst von einer zweyjährigen Reise in Deutschland und Italien heimgekommen ist, hat hier eine Reihe Erinnerungen von dieser Fahrt eingeführt, in einem Cyklus von Gedichten, unter dem Namen von Vandrings-Minnen (Reise-Erinnerungen). Unter diesen scheinen insonderheit der Besuch in Sorrento, die Guitarrespielerin auf dem Markte, ein sizilisches und ein venedisches Lied, nebst dem Gedichte*)

*) Es ist, wie das Geburtstags-Lied an Schelling, am 27. Januar 1818 zu München, ursprünglich deutsch gedichtet, und mit Vergnügen

an Steffens zu seinem Geburtstag, am 2. May 1819, zu Hochkirchen bey Breslau, — allgemeinen Beyfall gewonnen zu haben. Unter den übrigen guten Stücken in dieser Sammlung verdienen genannt zu werden Regobäcken von Hedborn, und ein Paar Romanzen von der anmuthigen und zierlichen Dichterin Euphrosyne. — Atterbom, sagt man, ist gegenwärtig mit der Ausarbeitung eines großen Werkes über seine Reise beschäftigt. Bekanntlich ist er Lehrer und Vorleser in der deutschen Literatur bey dem Kronprinzen Oscar, welcher bey seinem Aufenthalte zu Upsal, als Studierender, allgemeine Begeisterung erregte, und auch für die Vorzeit Schwedens und das nordische Alterthum die schönsten Hoffnungen gibt.

Von der guten Zeitschrift Iduna, welche im Jahre 1811 eine Gesellschaft in Stockholm herauszugeben begann, die sich Göthiska Förbundet (der gothische Bund) nannte, sind bisher nur sieben Hefte erschienen; das achte wird aber auch nächstens die Presse verlassen; und man vermuthet, daß diese Zeitschrift fortan mit verdoppelter Wirksamkeit wird fortgesetzt werden. Ihre ausgezeichnetesten Mitarbeiter sind die Professoren Geyer und Segnér, der Hofprediger Afzelius, der Freyherr Adlerbeth (der ungenannte Uebersetzer der prosaischen Edda, 1811, aus Nyerups dänischer Uebersetzung: und der Hervarar-Saga aus dem Isländischen, 1811), Hammarsköld, und Magister Schröder. — Da die Iduna eigentlich der nordischen Vorzeit und den damit zusammenhangenden Forschungen gewidmet ist, so ist daneben für eine andere Zeitschrift ein mehr umfassender und mannigfaltiger Plan entworfen, der sich durch den Titel selber ausdrückt: Svea; Tidskrift för Vetenskap och Konst (Svea; Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst), welche vor Kurzem erst ins Leben getreten ist. Dieselbe wird in Upsal herausgegeben, durch eine Gesellschaft von Gelehrten und Dichtern, unter welchen die bekanntesten sind: der Professor der Geschichte, Geyer; der Professor der theoretischen Philosophie, Grubbe; der botanische Demonstrator Dr. Wahlenberg, der Graf und Propst Schwerin, der Universitäts-Buchdrucker Magister Palmblad, nebst Magister Schröder und Dr. Atterbom. Zwey Hefte sind schon erschienen *), und das dritte wird binnen kurzem die Presse verlassen. In diesem letzten wird der Anfang eines Heldengedichts über den großen Gustav Adolf mitgetheilt, von Professor Franzén. Höchst merkwürdig sind in den bereits gedruckten Heften, Wahlenbergs Abhandlung über die Erdbildung Schwedens, und eine noch unvollendete von Geyer, über Feudalismus und Republikanismus.

Die schwedische Literaturzeitung, welche seit dem Jahre 1813 in Upsal herausgegeben wird, fährt fort, wie sie bisher kräftig beygetragen hat, zu der neuen in Schweden herrschenden intellektuel-

---

rechnen wir den Dichter, auch aus andern Gedichten (z. B. der Zueignung vor Hörbergs Leben), zu unsern Deutschen, deren Sprache er eben so gut schreibt wie spricht.

*) Das erste 1818, das zweyte 1819, 228 und 326 S. in gr. 8., mit zwey Umrissen, Psyche vor Amor knieend, und ein liegender Faun, beyde nach Bildsäulen von Sergell, über welche eine Abhandlung von Grafström folgt. Der übrige Inhalt ist: über die Erdbildung Schwedens, von Wahlenberg); über die altnordische Musik, von Häffner (in Beziehung auf die Einleitung und Sangweisen der altschwedischen Volkslieder-Sammlung; über der alten Skandinavier Entdeckungsreisen nach Nordamerika, von Schröder; über Feudalismus und Republikanismus, von Geyer; über die indische Urgeschichte, von Palmblad.

len Richtung. Unter ihre Mitarbeiter zählt sie auch zwey ausländische Gelehrte, einen Dänen und einen Deutschen, die beyde gut Schwedisch schreiben: der erste ist der oftgenannte Rask, der andere aber ein Dr. von Schröter, welcher sich eine Zeit lang in Schweden aufhielt, so wie er auch die finnische und lappische Sprache lernte. Er hat hier in Upsal eine Reihe finnischer Volkslieder mit beygefügter deutscher Uebersetzung drucken lassen *), welche den Beyfall aller Kenner gewonnen haben. Von lappischen Liedern und Sagen gedenkt derselbe eine ähnliche Sammlung heraus zu geben. — Allmänna Journalen (die allgemeine Zeitschrift), herausgegeben in Stockholm vom Kanzelleyrath Wallmark, beschäftigt sich nunmehr beynahe einzig mit Politik, und übersetzt den größten Theil seiner Aufsätze aus französischen Tagblättern und Flugschriften. Auf die eigentliche Entwickelung und Richtung der Literatur hat dieses Zeitungsblatt ganz und gar aufgehört einigen Einfluß zu haben.

Die ausgezeichnetsten unter Schwedens bildenden Künstlern sind jetzo, die Bildhauer Byström und Fogelberg, die Geschichtsmaler Sandberg und Breda, nebst dem trefflichen Landschaftmaler Fahlcrantz. Der zuletzt genannte ist einer von den tiefsten und reichsten Kunstgeistern, so Europa jemals hervorgebracht hat. Byström lebt in Rom, und hat sich insonderheit bekannt gemacht durch seine vortreffliche Gruppe: Juno, welche den Herkules säugt. Von dieser Gruppe hat Atterbom in seinem letzten Musenalmanach eine eben so genaue wie poetische Beschreibung gegeben. Fogelberg, ein junger genialischer Künstler, hat glückliche Versuche gemacht, aus dem Marmor die Gestalten verschiedener einheimischer Gottheiten Skandinaviens hervorzurufen. Er wird binnen kurzem eine Reise nach Rom antreten. Eben so wählen Sandberg und Breda gern ihre Gegenstände aus der alten Götterlehre und Sage des Nordens. Wohl kann man die Möglichkeit bezweifeln, auf diesem Wege eine nationale Kunst hervor zu bringen, — und gewiß ist, daß das Christenthum der einzige Grund ist, auf welchem die Malerey mit wahrhaftem Vortheile sich erheben kann: — aber der Künstler Genie wird von keinem bezweifelt.

A. und v. d. H.

Finnische Sprache und Literatur.

Aus Briefen des Professors Rask an den Professor Nyerup zu Kopenhagen.

Nachdem R. K. Rask aus Fühnen im Jahre 1811 zuerst seine isländische Sprachlehre, dann das biörn Haldorsen'sche isländisch-lateinische Wörterbuch herausgegeben (Kopenhagen 1814 in 4.), eine Reise nach Island gemacht, dort im Jahre 1814 die Preisschrift über den Ursprung der altnordischen Sprache (Kopenhagen 1818) ausgearbeitet, hat er bekanntlich die große Reise nach dem Urlande dieser Sprache, und aller germanischen

---

*) Finnische Runen, finnisch und deutsch. Mit einer Musikbeylage. Herausgegeben von J. R. von Schröter. Upsala, bey Palmblad, 1819. 8. Auszüge daraus liefert die Isis, 1820. Runot ist auch der finnische Name für ihre Allitterations-Lieder. Vergleiche Rühs, Finnland und seine Bewohner.

Sprachen und Stämme, in Asien angetreten, — gleichsam zurück nach dem alten Asgard, von wo einst der Schwedenkönig Gylfe die Asen oder Götter und ihre Sprache nach Schweden zog, wo sie in Sigtun oder Upsala ihr altes Asgard im Morgenlande erneuten. — Wie Rask auf der Durchreise in Schweden im Jahre 1818 eine angelsächsische Sprachlehre und Lesebuch geschrieben, seine isländische Sprachlehre auf ähnliche Weise erneuert und vermehrt, die beyden Edda's verbessert herausgegeben, und noch manche andere Gastgeschenke dieser Art in Stockholm und Upsal zurückgelassen hat, erzählt der vorstehende Literaturbericht aus Schweden. Jetzt begleiten wir den gelehrten Reisenden zunächst zu einem anderen Sprach- und Volksstamme, dem finnischen, welcher für den nordischen und germanischen, als Mittelglied so wichtig, und auf welchen kürzlich auch bey uns, durch Rühs Schilderung Finnlands und seiner Bewohner von Schröters finnische Runen die Aufmerksamkeit gerichtet worden ist.

Viborg in Finnland, den 24. März 1818.

Endlich bin ich über zehn Meilen östlich von Schwedens voriger Gränze. Hier werden allerhand Sprachen und Mundarten geredet, so daß ich nun bald über zehnerley Sprachen reden kann »a maa la mej te« rc. *). In dem Hause, worin ich wohne, spricht das Mädchen finnisch, der Hausknecht schwedisch, ein Markör, der zugleich Diener ist, deutsch, und mein Wirth ist ein Italiener! Und wenn diese zusammen kommen, so gibt das doppelte Lust. Viborg ist übrigens eine kleine schmutzige Stadt, die man mit Korsör vergleichen kann, obwohl sie viel größer und nicht so eng gebauet ist: hier ist ein Gymnasium und ein altes Schloß, welches zum Gefängnisse gebraucht wird. Es würde Sie nicht sehr unterhalten, eine Beschreibung der übrigen Herrlichkeiten der Stadt zu lesen, eben so wenig wie von meiner letzten Schnellreise von Åbo hieher, wo ich vier Stunden über dritthalb schwedische Meilen zubrachte, ungeachtet ich in Åbo mich selber weislich mit einer Peitsche versehen hatte. Uebrigens war die Reise durch Finnland im höchsten Grade behaglich und interessant. Ich nahm den Weg über Tavastehus und Wilmansstrand, um die recht echten Finnen zu sehen und zu hören, ungeachtet viele mir riethen (sogar in Tawastehus), den Weg an der Küste zu reisen, wo die meisten Schwedisch können. Aber ich habe meinen Entschluß nicht bereut, obschon ich leicht hätte dazu kommen können: denn eines Abends spät, da ein kleiner ungeübter Bursche, welcher der einzige Sohn war, mich fuhr, ward das Pferd scheu, warf den Wagen um und lief fort. Mein Koffer fiel auf mein linkes Knie, welches so geschlagen und verstaucht wurde, daß ich glaubte, der Fuß wäre gebrochen; ich war zehn schwedische Meilen von Tavastehus, und funfzehn von Viborg, und kein Mensch in der Gegend konnte ein Wort schwedisch oder deutsch; aber zum Glücke war der Schaden nicht so groß, wie ich mir vorstellte. Den nächsten Tag reiste ich zehn schwedische Meilen weiter, und nun befinde ich mich fast ganz wieder im vorigen Stand.

Ich studierte in Åbo aus allen Leibeskräften Finnisch, und die

*) Scheint jütische oder fühnensche, des Verfassers heimische Mundart, und sprüchwörtlich oder Anfang eines Liedes. Ich muß mich daran legen, daran gewöhnen rc.

Bauern bewundern meine Fertigkeit in ihrer Sprache (die übrigens nicht sehr groß ist), besonders wenn sie hören, daß ich ein Däne bin, was ich ihnen übrigens schwer begreiflich machen kann, da sie nicht wissen, was Dänemark ist: sie sagen anstatt dessen Juutin-maa, d. i. Jütland. Eines Abends, da ich meiner Wirthin, einer gesprächigen und ehrbaren Frau, berichtete, was für ein Landsmann ich wäre, und fragte, ob schon mehrere Dänen (Jüten) vor mir bey ihr eingekehrt wären, antwortete sie auf Schwedisch: »äh, jo visst kommer här ibland tocke der Jundar och Italienare.« (Ach ja freylich kommen mitunter auch Jüten und Italiener her.) Ich bewunderte ihre Fertigkeit im Schwedischen, und fragte, ob ihr Mann ein Schwede gewesen wäre; worauf sie antwortete: »Ja min man var tysk i världen, han var från Småland.« (Ja mein Mann seliger war ein Deutscher, er war aus Småland.) Die Gelehrten selbst sind keine starke Geographen, z. B. ein Prediger, den ich fragte, wie weit Finnisch gesprochen würde, und die Finnen sich gen Osten erstreckten; und ob es Finnen oder Lappen oder Russen wären, welche zwischen Finnland und dem weißen Meere rc. wohnten? antwortete mir: »dag vet ikka, svem det är, som bor der borta vid Kamtschatka.« (Ich weiß nicht, wer die sind, die dort hinten an Kamtschatka wohnen.) Aber sonst sind die Finnen ungemein ehrlich, gut und genügsam. In Åbo traf ich auch einen Mann, der sehr stark im Finnischen war, nämlich den Lector Renvall, er gab mir Unterricht, binnen vierzehn Tagen jeden Abend von fünf bis neun oder zehn. Es schmeichelte mir unendlich, das finnische Deklinations- und Konjugations-System, welches ich in meiner Preisschrift [1]) vorgeschlagen habe, ganz und gar angenommen und ausgeführt wieder zu finden, in einem handschriftlichen Entwurfe zu einer neuen Sprachlehre, welchen er mir zeigte und lieh. Ich studiere der Finnen Sprache und Sitte so genau, theils wegen der finnischen Stämme in Rußland, theils und insonderheit wegen des Ursprungs der grönländischen Sprache, worüber ich vielleicht mit der Zeit eine Abhandlung schreiben könnte. Sie erinnern sich vielleicht meiner Idee darüber in jener Preisschrift [2]): ich bin hier sehr darin bestärkt worden.

N. S. Da ich in Viborg keine Gelegenheit fand, meinen Zweck zu erreichen, oder weiter Finnisch zu studieren, eilte ich, nach dreytägigem Aufenthalte weiter aus dieser theuren und unbehaglichen Stadt; ich konnte deßhalb diesen Brief nicht absenden, und kann nun berichten, daß ich glücklich in Petersburg angekommen bin, wo ich am Schreibtische im Russischen sitze bis über die Ohren.

Petersburg im März 1819.

(Den hier zu Anfang nachgeholten Aufenthalt in Kalmar, welcher über den eigentlichen Zweck der Reise nichts darbietet, übergehen wir.) — Um diesen Zeilen etwas mehr Interesse zu geben, will ich hier einige Literar-Notizen aus Finnland beyfügen, welche in Dänemark noch unbekannt seyn möchten.

Die Finnen sind nämlich seit der Vereinigung mit Rußland, welche sie gewissermaßen zu einem eigenen, selbstständigen Staate machte, gleichsam aus einem Schlummer erwacht, und haben einen neuen Zeitraum

---

1) Ueber den Ursprung der altnordischen Sprache, S. 97 bis 102.

2) Am a. O., S. 112 ff.

in ihrer Literatur begonnen. Man kann übrigens nicht läugnen, daß die Behandlung der Finnen unter den Schweden diesen ewig Ehre macht; mag auch Politik der Beweggrund gewesen seyn, so muß man doch mit Recht die Politik segnen, welche eines freyen und edlen Volkes Bildung zur Wirkung hat; und diese Wirkung hat sich nicht blos auf die intellektuelle Ausbildung geäußert, sondern auch auf den bürgerlichen Wohlstand und auf den ganzen Volkscharakter: die Finnen sind sittlich, still, arbeitsam, mäßig, besonnen, gastfrey und redlich im höchsten Grade; und daß diese Eigenschaften wirklich der schwedischen Regierung zur Ehre gereichen, mindestens in so fern als sie dieselben genährt und gepfleget hat, beweiset sich durch den geringsten Blick auf die Finnen in Ingermanland, welche dasselbe Volk sind und dieselbe Sprache reden, wie die eigentlichen Finnen. Auch die geringste Vergleichung mit den Esthländern, die von demselben Stamme, aber durch die Deutschen niedergedrückt sind in die fürchterlichste Knechtschaft, Elendigkeit und Unwissenheit, kann dazu beytragen, diese Sache in ihr verdientes Licht zu setzen.

Aber was insonderheit auf die Finnen gewirkt hat, ist nun ohne Zweifel die Edelmüthigkeit der gegenwärtigen russischen Regierung, sowohl in anderen Hinsichten, als besonders darin, daß das sogenannte alte Finnland (das Viborgische Gouvernement) mit dem übrigen (neuen) Finnland unter eine und dieselbe Regierung und Ein Gesetz vereinigt ist, nämlich unter das schwedische Gesetz, welches man auch in einer schönen finnischen Uebersetzung hat: so daß die Inwohner des gesammten Finnlands, gleich bis ein Paar Meilen von Petersburg, wo das Petersburgische Gouvernement oder Ingermanland beginnt, derselben bürgerlichen Freyheit und milden Behandlung genießen, wie während der Vereinigung mit Schweden, ja sogar noch größere, da ihre Freyheiten vom Kaiser Alexander erweitert sind.

Diese Vereinigung des ganzen Landes hat die vortheilhaftesten Folgen gehabt. Zuvor war das Gymnasium in Viborg der Universität Dorpat in Esthland untergeben; welches die Folge hatte, daß das ganze Unterrichtswesen im Viborgischen deutsch wurde; aber das Schwedische war allbereits von den höheren Ständen angenommen, und das Finnische vom gemeinen Mann behalten, und mit dem Kriegsvolke wurde nun auch noch das Russische eingeführt: so daß vier Sprachen in dieser Provinz einander zu verdrängen suchten, und alle zumal schlecht und geschmacklos gesprochen und geschrieben wurden. Jetzt sind dagegen das Gymnasium und die Schulen im Viborgischen wieder mit der Universität Åbo vereinigt, und die schwedische Sprache hat von neuem die Oberhand gewonnen, da sie zugleich die finnische Regierungs-Sprache ist. Auf solche Weise setzen die Finnen wieder ihre begonnene Bahn in Vereinigung mit einander und mit den Nordländern fort. Die Früchte haben sich auch bereits gezeigt.

Im Viborgischen wurde zuerst eine finnische Sprachlehre verfaßt, von Johann Strahlmann (sonst Strålman), St. Petersburg 1816; welche jedoch ziemlich verwickelt, fehlerhaft und nicht im besten deutschen Style ist. Aber zur selben Zeit stand ein finnischer Dichter und Gelehrter auf, Sekretär J. Judén in Viburg, welcher durch mannigfaltige kleine Gedichte und Aufsätze für das finnische Volk, die Leselust und das Nachdenken bey seinen Landsleuten aufrecht erhielt. Sein größtes Werk ist Försök till Utredanda af Finska Språkets Grammatik (Versuch zur Entwickelung der Grammatik der finnischen Sprache), Viburg 1818, welche kurz und

deutlich ist, und alle früheren Versuche weit übertrifft. Außerdem hat er eine Sammlung altfinnischer Sprüchwörter herausgegeben, und ungeachtet neidischer Verfolgungen, seine ehrenvollen Arbeiten getreulich bis nunher fortgesetzt. Sein letztes kleines Gedicht ist in Viborg 1819 herausgekommen, unter dem Titel: Lächtölaulu eli Hyvästi-Jätlö Wäinämöiselle, d. i. Abschiedsgesang oder Lebewohl an Wäinämöinen (der Finnen Bragi, oder Gott der Skaldenkunst): doch will ich, um des Volkes willen, hoffen, daß dieses nicht seine letzte Arbeit bleibe; denn die Finnen haben vielleicht wohl größere Gelehrte, aber keinen verdienteren und unentbehrlicheren, da da Volk nichts nöthiger bedarf, als leichte geistige Nahrung, um sich zu gewöhnen zu denken, zu lesen, und seine eigene Sprache zu verstehen.

Auch hat in Åbo die Literatur bedeutende Fortschritte gemacht, die Universität hat mancherley Erweiterungen und Verbesserungen erhalten, und zählt mehrere gelehrte und vortreffliche Professoren, die wohl bekannt sind in der Literatur, z. B. Gadolin, u. a. Doch sind die meisten von diesen älter, als die Vereinigung mit Rußland; ich will mich daher auf die jüngeren Arbeiten im Weingarten einschränken, die nicht minder versprechen [1]). Von den Dr. und Mag. Ehrström und Ottelin hat man eine Rysk Språklära för begynnare (Russische Sprachlehre für Anfänger), Petersburg 1814. Der letztgenannte ist gegenwärtig Lector an dem Gymnasium in Borgå; der erste aber ist bey der Universität Åbo angestellt, wo er eben im Begriffe ist, ein russisches Lesebuch zu vollenden. Derselbe arbeitet auch mit öffentlicher Unterstützung ein russisches Wörterbuch schwedisch aus, welches er neulich begonnen hat. Der gelehrte Lector Renvall arbeitet, auf Kosten des berühmten russischen Reichskanzlers Grafen Romanzov, ein vollständiges finnisches Wörterbuch aus, mit lateinischer und deutscher Uebersetzung, wovon bereits die Hälfte in der Handschrift fertig ist. Mit dem Jahre 1819 begann eine geschmackvoll und schön gedruckte schwedische Zeitschrift in Åbo unter dem Namen Mnemosyne; sie wird von einem jungen hoffnungsvollen Gelehrten redigirt, welcher sich nicht auf eine der in Schweden herrschenden literarischen Parteyen [2]) einzuschränken scheint. Sie hat bereits interessante Abhandlungen und Recensionen, betreffend die finnländische Sprache und Literatur u. dgl. mitgetheilt, zum Theil veranlaßt durch die in Åbo niedergesetzte Kommission zur Verbesserung des finnischen Psalmenbuchs und andern ähnlichen Zwecken. Dieses ist sehr erfreulich für den, welcher die alte Åbo'sche Zeitung und die anderen finnischen Sagen kennt, die bey Frenkel gedruckt sind, und in vieler Hinsicht, was die Form angeht, zu den schlechtesten zu gehören scheinen, so jemalen in der Welt ans Licht gekommen sind.

---

1) Eine ganz neue merkwürdige Erscheinung ist hier auch eine schwedische Uebersetzung der Volsunga-Saga: Historia Volsungorum Svetice reddita. Cujus partem primam consensu facult. philos. Aboëns. publico examini modeste subjiciunt Mag. Adolph. Ivarus Arvidsson, histor. univers. Docens, et Axelius Adolph. Laurell, stipend. publ. Wiburgens. In audit. philos. die 7. Junii 1820. Aboae, in 8. In dem zwanzig Seiten langen prooemio sind auch mehrere der neuen deutschen Schriften über diesen grossen gemeinsamen Sagenkreis benutzt. Die Uebersetzung ist nach Biörners Ausgabe, und bricht im Kap. 7 ab. Ich verdanke die Mittheilung dieser Schrift Herrn Magister Schröder zu Upsala.

2) Man vergleiche den vorstehenden Literaturbericht aus Schweden.

Aber, außer der Hinsicht auf das Aeußere, ist dieser Eifer für die finnländische Sprache sehr erwünscht und erfreulich, sowohl für des Volkes eigene Aufklärung und die Ehre der Regierung, als für die Wissenschaften, insonderheit für die jetzo so fleißig betriebene Sprachkunde. Denn die finnische Sprache ist eine der ursprünglichsten, regelmäßigsten, bildsamsten und wohlklingendsten Sprachen auf Erden: sie hat die schönste Harmonie der Selbstlaute und Mitlaute, in deren Anzahl und Vertheilung in den Wörtern, worin sie mit dem Italienischen kann verglichen werden; sie hat keinen von den unangenehmen Zischlauten oder Hauch-Buchstaben in den lappischen und slavischen Mundarten, worin sie mit dem Dänischen übereinstimmt. Sie hat einen überall bestimmten Tonfall, gleichwie das Isländische (?) und Französische. Sie hat zwölf Kasus, aber nur zwey, höchstens drey Deklinationen, und äußerst wenig Unregelmäßigkeiten. Deßgleichen bey den Zeitwörtern hat sie mehr Formen, aber weniger Biegungsarten und Abweichungen, als das Lateinische, d. h. größere Vortheile bey weniger Unvollkommenheiten und Schwierigkeiten für das Gedächtniß und Verständniß. Sie ist unendlich reich an Ableitungswörtern und Zusammensetzungen, gleichwie das Griechische und Deutsche. Und auf solche Weise scheint sie aus allen anderen europäischen Sprachen das Beste ausgesucht und vereint zu haben; welches das Gegentheil von dem ist, was man von der englischen gesagt hat. Aber da nichts vollkommen ist unter der Sonnen, so fehlt auch der finnischen Sprache, was wichtiger zu seyn scheint, denn alle innere Vollkommenheiten, nämlich, eine bedeutende Literatur, weitere Ausdehnung, mehr Zusammenhang in sich selber (zwischen den Finnen, Olonesen und Ingern), nebst herrschender Anwendung durch einen glänzenden Hof. Jedoch wird sie ewig merkwürdig bleiben für den Denker, und, als der Schlüssel zu allen Sprachen der nicht-slawischen Stämme im Innern Rußlands und im nördlichen Asien, unentbehrlich für den Sprachforscher, und einen Jeden, welcher an der Bildung und Aufklärung dieser, größten Theils annoch sich selber überlassenen Völkerstämme arbeiten will.

Diese Sprache ist auch keinesweges von aller Literatur entblößt. Die Bibel, das Gesetzbuch, und einige Volkspoesien sind bereits angeführt. Außerdem hat sie eine Menge Kirchen- und Andachtsbücher, darunter Bugge's Predigten, zuerst ins Schwedische und darnach ins Finnische übersetzt, unter dem Titel: P. O. *Buggen* Postilla etc. Juutin kielellä ensin kirjoetetut, (zuerst in jütischer, d. i. dänischer Sprache geschrieben); Turnsa (d. i. Åbo) 1804. Auch *Erasmi Roterodami* de civilitate morum puerilium ist übersetzt 1670. Aber das Interessanteste von allem, was es auf Finnisch gibt, sind vielleicht doch die alten, zum Theil heidnischen Runen (Ronot, d. i. Gesänge), worauf Ganander seine Mythologia Fennica gegründet hat. Sie sind nunmehr wohl sehr entstellt, und da er keine ganze Runen (Gesänge) eingerückt hat, so mögen jetzt wohl manche auf ewig verloren seyn, die zu seiner Zeit noch bekannt waren; aber hie und da in Finnland gibt es doch geschriebene Sammlungen, welche nur eine unzeitige Furcht, dem Christenthum zu schaden und den Aberglauben zu befördern, die Besitzer herauszugeben hindert. Natürlicher Weise würde eine gedruckte Ausgabe die entgegengesetzte Wirkung haben, und diese Gesänge allewege ihr Ansehen als Zauberlieder verlieren, wenn jeder Bauer sich die ganze Hexerey für einen Reichsthaler Geld

kaufen könnte. Doch begannen auch die Finnen schon an die Rettung dieses Schatzes vom Untergange zu denken: in einer Beylage zur Mnemosyne, für März 1819, Nr. 3, findet sich solchergestalt eine Sammlung von zwanzig bis dreyßig Runen mit deutscher Uebersetzung angekündigt, welche ein reisender Deutscher, der Dr. Juris H. R. von Schröter, mit Hülfe von Eingebornen finnischen Gelehrten, in Upsal herauszugeben gedenkt, doch blos für die Subscribenten, wie es ausdrücklich in der Ankündigung heißt, wo eine dieser Runen, auf Finnisch und Deutsch, zur Probe eingerückt ist [1]). Auf solche Weise wird vielleicht bald eine neue (finnische) Edda ans Licht kommen, und sich eine neue Quelle eröffnen zur Kenntniß der alleraltesten Götterlehre, Aberglauben und Dichtkunst des Nordens. Ganander hat nämlich die gelehrte Welt nur schlecht zufrieden gestellt mit allen seinen Bruchstücken und alphabetischer Fabellehre, welche man ihm gern geschenkt hätte, wenn er alle Runen vollständig, mit schwedischer oder lateinischer Uebersetzung, herausgegeben hätte.

St. Petersburg, den 30. May 1819.

(Dieses sehr ausführliche Schreiben, dessen Anfang und Schluß hier mitgetheilt wird, geht so tief in die Kritik der sämmtlichen finnischen Mundarten, daß man dessen Hauptinhalt als einen Anhang zu des Verfassers Preisschrift über den Ursprung der nordischen Sprache ansehen kann Nyerup.)

Ihr werthes und freundschaftliches Schreiben habe ich empfangen: ich bin zwar jetzt noch nicht viele hundert Meilen weit weg, aber wäre der Brief eine Woche später gekommen, so hätte er mich vermuthlich nicht diesseit des Kaukasus angetroffen. Doch, da ich so oft auf dem Sprunge gestanden habe, weiter zu reisen, so will ich nicht mehr von der Reise reden, bevor ich wirklich zuspringe. Und da ich sehe, daß mein geringer Beytrag zu Ihrer Zeitschrift für Reisen [2]) nicht verschmäht worden ist, so will ich mich beeilen, Ihnen noch einige Kleinigkeiten zu senden, welche für neue gelten können, in so fern sie bisher noch keiner in einer annehmlichen Gestalt geliefert hat. Ich habe nämlich seit dem letzten Briefe durch glückliche Umstände Gelegenheit gefunden, mir einige auf Russisch verfaßte höchst seltene Hülfsmittel zu der sogenannten finnischen Sprache in dem Innern von Rußland zu verschaffen, und so mangelhaft und nachlässig diese noch sind, so kann man sich daraus doch einigermaßen einen Begriff machen von dem Verhältnisse all dieser Völker unter einander. Diese Schriften sind (mit Uebergehung der Hülfsmittel zu den finnischen und lappischen Mundarten, so wie zu dem Ungerschen, die als bekannt vorausgesetzt werden) folgende:

A. *Flërov's* Sirjänske (Zyränskaja) Grammatika (d. i. A. Flerov's Sirjänische Sprachlehre). Petersburg 1813 (44 Seiten in 8.).

Poczinenija prinadležaszczija k- Grammatike *Votskago* Jazyka

---

1) Diese Sammlung ist seitdem erschienen, wie man aus vorstehendem schwedischen Literaturbericht ersieht.

2) Magazin for Reiseiagttagelser (Reisebemerkungen), ist der Titel derselben, aus deren erstem Bande (Kopenhagen 1820) diese Briefe übersetzt sind.

(d. i. Abhandlungen gehörend zur Grammatik der Wotjakischen Sprache). Petersburg 1775 (113 Seiten 4.).

Soczinenija prinadlezasszczija k-Grammatike *Czeremiskago* Jazyka (Abhandlungen gehörend zur Grammatik der Tscheremißischen Sprache). Petersburg 1775 (136 Seiten 4.).

Soczinenija prinadlezasczcija k-Grammatike *Czuvasskago* Jazyka (Abhandlungen gehörend zur Grammatik der Tschuwaschischen Sprache). Ohne Ort und Jahrzahl, aber vermuthlich auch Petersburg 1775 (68 Seiten 4.).

Alle drey ohne Namen des Verfassers.

Opisanije zivuzczich v· *Kazanskoj* guberniji jazyczeskich narodov, jako to *Czeremis*, *Czuvasz* i *Votäkov etc.* soczinennoj G. Frid. *Millerom* (d. i. Beschreibung der heidnischen Völker, welche in der Kasanschen Statthalterschaft leben, als der Tscheremissen, Tschuwaschen und Wotjaken, verfaßt von G. Fr. Müller). Petersburg 1791 (101 Seiten 8. mit acht Kupfern). Dieses ist vermuthlich dasselbe Stück, welches sich auf deutsch findet, in Müllers Sammlung russischer Geschichte, Th. 3 S. 305 ff.; ich habe hier nicht Gelegenheit gehabt, eine Vergleichung anzustellen. Diese Beschreibung enthält zwar nichts Grammatisches, aber von S. 82 bis 99 ein Wörterverzeichniß auf Russisch, Tatarisch, Tscheremissisch, Tschuwassisch, Wotjakisch, Mordwinisch, Permisch und Sirjänisch; worauf das Vater unser Tscheremissisch und Tschuwaschisch folgt.

Aber bevor ich weiter gehe, diese Völkerschaften einzutheilen, muß ich die zur Eintheilung nothwendigen Kunstwörter bestimmen, ohne welche Sie mich kaum verstehen werden. Eine solche bestimmte Eintheilung ist ohnedieß eben so nothwendig in der Sprachkunde, wie in der Pflanzenlehre und in jedem anderen Lehrgebäude, weil man sonst ins Unendliche streiten kann: z. B. ob die Skandinavier und Germanen zu Einer Volksklasse gehören, oder zwey verschiedene ausmachen, kann unmöglich ausgemacht werden, wenn man nicht festsetzet, was unter einer Volksklasse zu verstehen ist: sonst kann nämlich der eine die Bedeutung so weit ausdehnen, daß nicht allein die Skandinavier und Germanen, sondern auch die Slaven, Letten, Thraken u.s.w. zu derselben Klasse gehören, und der andere kann sie vielleicht so sehr einschränken, daß nicht allein die Skandinavier und Germanen verschiedene Klassen ausmachen, sondern sogar die ober- und nieder-germanischen Völkerschaften für zwey entgegengesetzte Klassen angenommen werden. Das ist ein Hauptfehler in Adelungs Mithridates, daß er keine solche Eintheilung bestimmt hat; er hat gesucht ein System aufzustellen, aber vergessen, sich einen Rahmen oder ein Fachwerk zu bilden, worin er es einfassen konnte. Denn die Eintheilung nach den fünf Welttheilen ist wohl die unnatürlichste, so erdacht werden konnte, und hat z. B. Anlaß gegeben, daß alle die siberischen, malaischen, australischen und europäischen Sprachen bey ihm zwischen die permische, mogulische rc. und finnische, lappische rc. eingeschoben sind. Hierdurch ist ohnedieß durchaus keine Unterabtheilung bestimmt, also die Eintheilung nicht vollständig. Bey Adelung drehet sich das ganze System, wenn man es so nennen kann, um den Ortsbegriff: aber da der Mensch von allen lebenden Geschöpfen am wenigsten an irgend eine bestimmte Stelle gebunden ist, so ist das Ortsverhältniß der allerunbequemste Eintheilungsgrund, so erdacht werden kann.

Aber, um zu meiner Eintheilung zu kommen, so theile ich das ganze Menschengeschlecht,

1) in Rassen oder Geschlechter.

Derjenigen dieser Rassen, mit welcher ich hier zu thun habe, gebe ich den Namen des scythischen Geschlechts, entgegengesetzt, oder im mindesten deutlich unterschieden von dem serischen (welches einsylbige Sprachen redet), und dem sarmatischen (zu welchem ich uns selber rechne, sammt den meisten Europäern, zugleich mit den Persern und Indern).

Eine jede Menschen=Rasse (oder Sprach=Geschlecht) theile ich wieder,

2) in Volksklassen (oder Sprachklassen; eine jede solche Klasse,

3) in Stämme; einen jeden Stamm,

4) in Zweige; einen jeden Zweig,

5) in einzelne Völker oder Sprachen; und endlich eine jede Sprache,

6) in Mundarten oder Dialekte.

Diese Eintheilung in sechs einander untergeordnete Glieder, Sprachgeschlechter, Klassen, Stämme, Zweige, Sprachen und Mundarten darf man übrigens nicht überall ausgefüllt zu finden erwarten, da es möglich wäre, daß Kriege oder Naturumwälzungen ganze Menschenrassen zerstört hätten, so daß nur ein einzelner Zweig oder vielleicht blos ein einziges Volk davon der Vertilgung entgangen wäre; oder daß eine Rasse sich mehr zusammengehalten und später geschieden hätte, und auf solche Weise nicht so manche Unterabtheilungen erhalten hätte, als eine andere.

Um ein Beyspiel zu geben von der Anwendung dieser Eintheilung, erlauben Sie mir, unsere eigene Stelle in der sarmatischen Rasse anzuführen. Diese sarmatische Rasse, werden Sie leicht bemerken, ist bey mir dasselbe, was die sogenannte Kaukasische Rasse *); aber dieser letzte Name scheint mir durchaus unbrauchbar, indem beynahe alle Bewohner des Kaukasus zu einer anderen Menschenrasse gehören, nämlich zu der scythischen: da man aber doch einen Namen haben muß, hat mir kein besserer einfallen wollen, als der sarmatische, welcher bey den Alten ziemlich unbestimmt ist, doch wohl allezeit Völker von unserer Rasse bezeichnet, und den Scythen entgegengesetzt wird. Diese Sarmatische Rasse theilt sich nun weiter also ein:

1) Die sarmatische Rasse

2) Die indische, medische, thrakische, lettische, slavische, gothische., keltische Klasse.

3) Der germanische, und skandinavische Stamm.

4) Der ober= und nieder=germanische Zweig.

5) Die plattdeutsche, holländische u. englische Sprache. | Die isländische, schwedische und dänische Sprache.

6) Die bornholmische, jütische, bergensche rc. Mundart.

*) Uns scheint dieser einmal gangbare Name auch wirklich bedeutsamer, indem man ihn zugleich auf den indischen Kaukasus oder Hindu-Kusch, als das Urland dieses Geschlechtes bezieht.

Hieraus sieht man, daß die Nordländer und Germanen nicht allein zu derselben Menschenrasse, sondern auch zu derselben großen Volksklasse, nämlich der gothischen gehören, aber daß sie zwey verschiedene Stämme ausmachen, welche in mancher Hinsicht ungleichen, ja beynahe entgegengesetzten Charakter haben, und deßhalb keineswegs vermischt werden dürfen. Die zween Zweige des germanischen Stammes haben dagegen beynahe denselben Charakter, und unterscheiden sich nur in minder bedeutenden Umständen. Im Deutschen und Holländischen sind blos die Wortformen ein wenig verschieden, ihre Bedeutung und Stellung aber fast durchaus dieselbe, gleichwie im Dänischen und Schwedischen; dagegen im Holländischen und Dänischen, oder im Deutschen und Schwedischen, ist die Bedeutung oft sehr ungleich, und die Stellung fast entgegengesetzt, z. B. Matth. 2, 1:

Deutsch. Da Jesus geboren war zu Bethlehem im jüdischen Lande zur Zeit des Königs Herodis &c.

Holländisch. Doe (nu) Jesus geboren was te Betlehem im Judea, in de dagen des konings Herodis &c.

Dänisch. Da Jesus war födt i Bethlehem i Judäa i Kong Herodes Tid &c.

Schwedisch. När Jesus var födt i Bethlehem i Judiska landet i konung Herodes tid &c.

Hier sieht man deutlich, daß die nordische Wortfügung das Umgekehrte oder Entgegengesetzte von der germanischen ist; so wie, daß die nordischen Wörter ganz andere Bedeutung und Gebrauch haben, als die germanischen; z. B. til, schwedisch till, kann nicht gebraucht werden wie zu, holländisch te; man kann nicht sagen: Jesus var baaren til Bethlehem; was bedeuten würde: er war nach Bethlehem getragen, und wollte man dieses wieder wörtlich übersetzen: han var dragen (trukken) til Bethlehem, so wäre die Bedeutung abermals durchaus verschieden, nämlich: er war nach Bethlehem gezogen. Nicht zu gedenken der Verschiedenheit von nach (efter) und til (zu) u. s. w. Der skandinavische Stamm hat keine Abtheilung in Zweige. — Dieses mag genug seyn, um meine Eintheilung zu rechtfertigen, und deren Anwendung zu zeigen, so wie die Bedeutung der Wörter Geschlecht oder Rasse, Klasse, Stamm, Zweig, Sprache und Mundart.

Die skythische Rasse ist viel schwieriger einzutheilen, als die sarmatische, nicht blos weil sie minder bekannt ist, sondern auch weil sie viel weiter zerspreitet, und in uralten Zeiten mehr verbreitet gewesen, als irgend eine andere Menschenrasse auf Erden. Diese lange Absonderung hat den einzelnen Theilen Zeit gegeben, verschiedene eigenthümliche Charaktere anzunehmen, worin man zu unsern Zeiten kaum noch die mindeste Spur der ursprünglichen Einheit findet. Arndt (über die Verwandtschaft der europäischen Sprachen, 1819) hat sehr wahrscheinlich gemacht, daß das Waskische (in Spanien) zu demselben Geschlechte gehört, wie das Finnische und Samojedische, daß die keltische Sprache (in Großbritannien und Frankreich) manche Theile desselben Ursprunges enthalte. Klaproth (Archiv für asiatische Literatur) hat bewiesen, daß die Kaukasischen Sprachen (mit Ausnahme der Ossetischen und Dugorischen, welche zu der großen medischen Klasse gehören, also zu dem sarmatischen Geschlechte) sehr große Verwandtschaft haben mit der samojedischen und anderen nordasiatischen Sprachen; und ich glaube, daß man zu diesen Kaukasischen Sprachen auch noch die Georgische rechnen kann. In meiner Untersuchung über den Ursprung der

altnordischen Sprache habe ich (S. 112 bis 46) zu beweisen gesucht, daß die finnische Völkerschaft in den ältesten Zeiten über den ganzen Norden, und also auch Dänemark verbreitet gewesen, und (S. 116—118) bemerkt, daß die Grönländer zu demselben Geschlechte gehören. Nimmt man nun alles dieses zusammen, so sieht man, daß das scythische Geschlecht sich ununterbrochen, von Grönland über den ganzen Norden von Amerika, Asien und Europa bis Finnmark ausbreitet, und in den älteren Zeiten bis zur Eider oder Elbe, ja wieder in Britannien, Gallien und Spanien sich vorfindet, so wie vom weißen Meere bis jenseit des Kaukasus. Diese Menschenrasse scheint auf solche Weise dem allergrößten Theile von Europa seine ältesten Bewohner gegeben zu haben, und zerstreut worden zu seyn, zuerst durch die Einwanderung der keltischen Stämme, welche sich mit ihnen in Gallien und auf den brittischen Inseln vermischten, sodann durch die gothischen Stämme, welche auch in Skandinavien vor Odins Zeit und zum Theil lange nachher, sich mit ihr in Verwandtschaft einließ; endlich, durch die slavischen Stämme, welche jetzt den größten Theil von ihr beherrschen. Diese scythischen Völker haben also das ganze Nord- und Mittelasien ausgefüllt, welches ihre eigentliche Heimat gewesen zu seyn scheint; aber hier haben die mittelasiatischen Berge ihnen zur sicheren Vormauer gedient, und ihre unermeßliche Menge in der Heimat ihnen das Schicksal abgewehrt, welches in dem flachen oder offenen Europa ihre minder zahlreichen Geschlechtsbrüder traf. Doch sind sie von dieser Seite (Westen) her nunmehro beynahe alle unter russische Herrschaft gebracht; so daß diese ganze ungeheure Menschenrasse eigentlich nur noch zwey herrschende Völker zählt, nämlich die Mandschu's (in China) und die Türken.

Sie werden leicht einsehen, daß der alte Name Polarvölker beynahe eben so schlecht für die skythische Rasse paßt, wie der Kaukasische Name für die sarmatische. Er gründet sich nämlich auf eine fehlerhafte Ansicht des Ganzen. Die unendliche Ausdehnung von Spanien durch Lappland, und von Kaukasien bis Grönland, und die vielen verschiedenen natürlichen und politischen Verhältnisse, worin diese Völker seit den ältesten Zeiten sich befunden haben, und vielleicht noch mehrere Ursachen, haben sie nämlich so verschieden gemacht, daß man sie in zwey Menschenrassen getheilt, in die Polar-Rasse und die mogolische, ja sogar viele Volksklassen von dieser Rasse (z. B. die Tataren u. s. w.) zu der sarmatischen, oder sogenannten kaukasischen Rasse gerechnet hat. Das Fehlerhafte hierin, und die Nothwendigkeit, diese Völker alle zu einer einzigen Menschenrasse zu rechnen, läßt sich nichts desto minder, so weit ich es einsehe, deutlich aus der Sprache rechtfertigen. Genugthuende Beweise ist wohl unmöglich hier auszuführen; doch will ich bemerken, daß sich große Uebereinstimmung zwischen dem Türkischen und Finnischen findet, nicht blos in einzelnen Wörtern, sondern auch in den absonderlichsten Einrichtungen im Grundwesen der Sprache, z. B. der merkwürdige Gleichlaut oder die Uebereinstimmung zwischen dem Vokale des Wortes und der Endung; ja sogar zwischen dem Tatarischen und Grönländischen finden sich auffallende Gleichheiten. Daß die drey großen Volksklassen in Mittelasien (die Tataren, Mogolen und Tungusen) drey durchaus grundverschiedene sind, sehe ich, hat Klaproth angenommen, so wohl als Leontiev in seinen an Langlès gerichteten Lettres sur la Littérature *Mandschou, Paris*, 1815. 8., wo er sie die tatarische, mongolische und tungusische

Rasse (nicht Volksklasse) nennt; und dasselbe haben die gelehrtesten Kenner hier mich versichert: aber die Untersuchung der Sprachen selber, hat mich das Gegentheil gelehrt, und wird unzweiflich einen jeden überzeugen, der mit guten Vorkenntnissen im Finnischen und Lappischen ausgerüstet ist. Mannigfaltige Wörter sind dieselben, und zwar die nothwendigsten Grundwörter in jeder menschlichen Sprache. Mannigfaltige Endungen stimmen überein, und zwar ungeachtet noch keiner untersucht hat, welche Buchstabenübergänge hier gewöhnlich sind. Die Wortstellung ist durchaus dieselbe, ausgenommen, so fern die tatarische etwas arabisirt ist. Daß ich auch nicht ganz allein dieser Meinung bin, darüber will ich doch noch einige Beyspiele anführen. Professor Langlés nennt auf gleiche Weise sein Mandschuisches Wörterbuch Dictionnaire Tatare-Mantchou, und Bibliothekar Scherer hat diese Behauptung mit Gründen und Beyspielen unterstützt, im letzten Theile von Adelungs Mithridates, S. 509 bis 510. Doch dieses gilt nur von den Verhältnissen der drey mittelasiatischen Volksklassen unter einander, ihre Verwandtschaft mit der finnischen und den nordasiatischen ist also noch zurück: hierüber werden sie bey Arndt viele Winke finden; so auch bey Klaproth, in seinem Archiv und in seiner Reise nach dem Kaukasus, da er in Vergleichung der kaukasischen Sprache mit der finnischen und nordasiatischen mitunter auch die mittelasiatischen vergleicht, obwohl keineswegs so oft, wie er gesollt hätte: z. B. S. 21, bey dem Worte kver (Hand), welches auch von den alten Scythen ins Griechische (χειρ) gekommen ist, hat er richtig das morduische ked u. s. w. angeführt, aber das manduische gar u. s. w. vergessen, so wie das tatarische qol, qul (...), welches doch der Form koda (in Kabutsch) am nächsten von allen kömmt; eben so wenig hat er das lappische kát oder finnische kási angeführt, ungeachtet dieses sich am meisten von allen der andischen Form kaschu (Genitiv kaschi oder kase) annähert. Dieses Wort findet sich also, wiewohl in verschiedener Gestalt, überall von Lapplands äußerster Gränze bis zu dem Kaukasus und dem mandschuischen Hofe in China, und kann deßhalb für ein ziemlich gutes Beyspiel gelten *). Ein anderer Beweis für die Verwandtschaft des finnischen und tatarischen Volkes ist, daß Adelung und viele andere die Wogulen, Wotjakken, Tscheremissen u. s. w. für lauter Mischlinge der Finnen und Tataren angesehen haben. Dieses ist jedoch eine ungereimte Erklärung, da alle diese Volksstämme sehr abgesondert leben, und sich gar nicht mit anderen verheiraten wollen, ja einige von ihnen nicht einmal unter Fremden wohnen oder Fremde unter sich dulden; was sich wohl unmöglich mit der Annahme, daß sie Mischlinge wären, vereinbaren ließ. Die Sache ist, daß sie Mittelglieder aus-

---

*) Es ist aber zugleich ein Wort der allgemeinen Sprache: Hebräisch jod, jad (jada, erkennen und erzeugen: begatten?); Persisch joao-man; Slawisch jedden. In der anderen Form: Sanskrit kara, karam; Georgisch kirri; Carmen Saliorum kerus; Altrömisch hir; Samojedisch ohra; Sabinisch ouris (hasta, wie dieses vom Indischen kasli, Hand), und der als Lanze gebildete sabinische Mars Cures, Quiris. Persisch chodai, Gott. Daher die indischen Ringer-Götter Jadoo, Juda, die Idäischen Daktylen, die nordischen schaffenden Handriesen Jotur, Jotunnen (dänisch noch Jätten); die Asen auf dem Ida-Felde mit den Aepfeln der Idunna; der altdeutsche, dem Zeter und normänischen Haro ganz entsprechende Wehruf Jara-ja und Jodute! (Der Uebers.)

machen, aber keinesweges Mischlinge, gleichwie man z. B. in der Reihe a. b. c. d. keinesweges sagen kann, daß b. c. Mischlinge von a. und d. sind, ungeachtet sie unläugbar dazwischen liegen, und nothwendigerweise mitgerechnet werden müssen, wenn die Kette unabgebrochen und vollständig seyn soll. Die Alten, welche allen mittel- und nordasiatischen Völkern, sowohl wie den nordöstlichen europäischen Völkern den Namen der Skythen gaben, haben also wohl einen wichtigeren Begriff von ihrer Verwandtschaft gehabt, als man geneigt gewesen ist ihnen zuzugestehen; und dieser Name ist unbezweiflich der einzig passende, worunter sie alle befaßt werden können.

Ich bin genöthigt gewesen, etwas weitläuftig zu seyn über diesen Punkt, um deutlich zu machen, was hier mit dem skythischen Geschlechte gemeint ist, und damit Sie es nicht gleich für Rudbeckerei (vergleiche dessen Atlantis) ansehen möchten, wenn ich es wage, dieses Kunstwort wieder zu beleben. Sie sehen, daß ich es im mindesten nicht als einen neuen Titel für meine lieben Isländer anführe, sondern im Gegentheile sie und alle Skandinavier auf ewig von aller Theilhäftigkeit daran ausschließe. Und wenn Sie auch, wie billig, meine ordentlichen Beweise für alle damit zusammenhängende Aeußerungen abwarten wollen, bevor Sie Ihren vollen Beyfall geben, so hoffe ich doch, daß sie bis dahin meine neue Terminologie dulden werden, als nothwendig verbunden mit meinen Ansichten von der Vertheilung des Menschengeschlechtes, und von der Gleichheit oder Verschiedenheit und den übrigen Verhältnissen innerhalb dieser Theile oder Mittelglieder, zum Theil in einem vorgeschichtlichen Zeitraume des fernsten Alterthums.

Da im übrigen diese skythische Rasse so groß ist, so verschieden, und so schwierig einzutheilen, so würde ich wohl geneigt seyn, mir auf dieselbe Weise zu helfen, wie die Naturkundigen, oder gewisse natürliche Familien anzunehmen, außer der bereits aufgestellten streng-systematischen Eintheilung. Von solchen Familien sind besonders vier in die Augen fallend:

1) die nordasiatische;

2) die nordamerikanische, zu welcher auch die Tschuktschen, auf dem äußersten östlichen Ende von Asien, gehören;

3) die tatarische;

4) die mongolische, zu welcher auch die tungusische Volksklasse gerechnet wird.

Es ist möglich, daß man in dem nördlichen Amerika mehrere dergleichen skythische Familien finden wird, aber sie sind bisher wenigstens nur sehr wenig bekannt; die Sache ist hier auch minder bedeutend, wo ich keinesweges die ganze Rasse zu beschreiben beabsichtige, sondern blos eine Uebersicht der dazu gehörigen Völkerschaften zu geben, welche zwischen den Ural-Tataren, den Russen, der Ostsee und dem Eismeere wohnen.

Diese vielen Nationen können, so weit ich es einsehe, unmöglich zu jener einzigen Volksklasse gerechnet werden: womit jedoch deren Verwandtschaft keinesweges geläugnet wird: denn daß sie zu derselben Rasse oder Geschlecht, und, wenn man will, zu derselben natürlichen Familie gehören, ist unwidersprechlich. Hier kommen die angeführten Eintheilungsgründe uns zu Hülfe, ohne welche es für ewige Zeit unmöglich bleiben wird, sich einen deutlichen Begriff von ihren Verhältnissen und ihrer verschiedenen Verwandtschaft zu machen. —

Schluß des Briefes.

Ich sollte mich über die Länge dieser Abhandlung entschuldigen; aber wenn Sie meinen Versuch billigen, die Sprachkunde in ein System zu bringen, so wie meine Ansicht der großen finnischen Familie zugleich mit einem Paar Stiefkinder der tatarischen, und es Sie vielleicht interessirt, dieses mit des Fabricius Abhandlung über das Verhältniß zwischen dem Grönländischen und Labradorischen zu vergleichen, als einen zweyten Versuch, Ordnung in dieses große Chaos zu bringen, jeder von seiner Seite: so bin ich versichert, daß Sie meine Weitläuftigkeit vergeben werden. Und wenn sie denselben würdig und passend zum Einrücken in Ihr Magazin erachten, so wird es mir eine willkommene Gelegenheit seyn, allen Freunden und Gönnern im Vaterlande und Norden meinen letzten Gruß zu bringen, durch eine Art von Epistola catholica, und zugleich eine Art von Rechenschaft abzulegen, von der Anwendung der Zeit, welche ich hier in Petersburg zugebracht habe.

Die böhmischen Geschichtschreiber des ersten Zeitraumes. Von J. Meinert.

Ungefähr sechsthalb hundert Jahre nach ihrer Einwanderung in Böhmen, hundert und funfzig nach Errichtung des Prager Bisthumes, erhielten die Tschechen ihren ersten Geschichtschreiber.

I. Cosmas, im Jahre 1045 in Böhmen, ungewiß, wo? geboren, hörte zu Lüttich Beredsamkeit und Dialektik, und kehrte in sein Vaterland mit einer Bildung zurück, die hinreichte, ihm ein Lehramt an der Prager Domschule, und die Gunst dreyer auf einander folgender Bischöfe zu erwerben. Sie begleitete er auf Reisen in Staatsgeschäften nach Deutschland, Italien, Ungern, ward im vier und funfzigsten Lebensjahre Priester, und schrieb, als Dechant 1) der Prager Hauptkirche, im hohen Alter, ein Zeitbuch der Tschechen (Chronica Bohemorum), das die Zeit von der, mit der ersten Bevölkerung des Landes verwechselten Einwanderung dieses Slavenstammes bis auf 1125, Cosmas Todesjahr, in drey Büchern umfaßt. Die Quellen, woraus er seine unschätzbaren Nachrichten schöpfte, sind:

1. Sagen aus der vorchristlichen Zeit, die er aus dem Munde alter Leute gehört, und zwar selbst fabelhaft nennt, aber doch, und mit Recht, der Aufbewahrung würdigte. Sie machen den größten Theil seines ersten Buches aus; sind nicht gleichen Alters; haben unter der Hand des Darstellers viel von ihrer Eigenthümlichkeit und Einfalt eingebüßt; sind zum Theil Erklärungen alter Ortnamen; beschränken sich auf einen Theil des Landes und auf innere Angelegenheiten; athmen wohl jene asiatische Ueppigkeit des slavischen Unglaubens, aber nicht den kriegerischen Geist der Tschechen; verrathen Unterschied der Stämme und Stände, Streben der Prager Herzoge nach der Landeshoheit, Eifersucht und Zwiste der Großen unter einander, Liebe zum Ackerbau, Zunahme der Bevölkerung und Gesittung, Abscheu vor Meuchelmord, zumal der Fürsten 2) u. s. w.

2. Legenden von Wenzel und Adalbert — zweyen Landesheiligen, deren Leben und Leiden, und zwar des erstern kurz nach Errichtung des Prager Bisthums im zehnten Jahrhundert geschrieben wurde, um mit den Palmen ihres Ruhmes die Wunden zuzudecken, die Kaiser Heinrichs und Otto I. Schwert den Tschechen geschlagen hatte, und

um dem neubekehrten Volke Muster christlicher Tugenden in einem einheimischen Fürsten und in einem Bischofe vorzuhalten. Es gab schon zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts fünf verschiedene Legenden von dem heiligen Wenzel, die wir zum Theil in mehreren Bearbeitungen noch besitzen. Welche darunter mochte die älteste seyn — d. h. diejenige, aus der Cosmas höchst wahrscheinlich schöpfte? Man wird sagen: diejenige, die dem Inhalte nach die einfachste, und, weil vom zehnten Jahrhundert die Rede ist, der Schreibart nach, die barbarischste ist — folglich die sogenannte Ottonische. Allein so urtheilten nicht Balbin, nicht die Bollandisten und andere. Der Vorzug des Alters ward einem wunderreichen und sprachfertigen Machwerk eingeräumt, dessen herzloser Urheber für den Sohn des nämlichen Herzogs Boleslav gelten will, den er auf empörende Weise lästert. Man machte es aber zu einer Art von Ehrensache, die Reihe der vaterländischen Schriftsteller mit einem Neffen des heiligen Wenzels anfangen zu können, der die heiligsten Gefühle der Natur verläugnet haben müßte, und es gehörte ein Grad von Muth dazu, sich zu einer gesunderen, für das Christenthum wie für das Haus Premislav ehrenvolleren Ansicht zu bekennen. Der achtungswürdige Dobner brach hierin Bahn; allein auch er schlug das Alter und Ansehen des frommen Betrügers aus dem vierzehnten Jahrhundert, der sich Christann nennt, viel zu hoch an, und noch immer ruhte darauf ein wahrer babylonischer Thurm von geschichtlichen Irrthümern und Streitigkeiten. Er liegt im verdienten Schutte, seitdem Abbé Dobrowsky (s. die Versuche I. II. III. in den Abhandlungen der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften) mit gleichem Aufwande von Fleiß und Scharfsinn die verschiedenen Bearbeitungen der Wenzel-Legende unter einander verglichen, ihren Stammbaum entworfen, und die Wahrheit ihrer mehr oder weniger geschminkten Aussagen vor dem Richterstuhle der Geschichte geprüft hat. Cosmas benützte seine Legenden als unbedenkliche geschichtliche Quellen, er vermehrte überdieß die Ottonische mit einem Wunder, und brachte die ältere vom heiligen Adalbert (gedruckt hinter Frehers Cosmas vom Jahre 1607 und irrig diesem zugeschrieben) in lateinische Verse (gedruckt in Dobners Mon. Hist. Boh. T. II. Pragae 1768), jedoch nicht ohne einige willkürliche Veränderungen. Zum Beyspiel: seine Urschrift führt als zweyten Grund, der Adalbert bestimmte, sein Hirtenamt niederzulegen, die detestanda connubia clericorum an. Cosmas, der noch selbst verheiratet und Vater war, macht daraus:

> Altera (causa fuit) tum sacris altaris namque ministris
> Consimili more connubia multa licere.

3. Todtenbücher der Prager Veit- und Georgkirche, etwa des Brewnower Klosters und der Melniker Probstey — worin bekanntlich nur der Sterbetag, nicht das Todesjahr der betreffenden Personen bemerkt ist.

4. Urkunden, die noch nicht wiedergefunden sind, wie Privilegium Eccl. S. Georgii (vermuthlich in dem Belagerungsbrande des Jahres 1142 zu Grunde gegangen), Epilogus s. Epitome Moraviae et Bohemiae, Privilegium Moraviensis Eccl. (etwa noch in der Urkundey des Ollmützer Domstiftes — wenigstens in einem spätern Auszuge zu entdecken); andere sind dem Zeitbuche selbst einverleibt, wie das Privilegium Henricianum vom Jahre 1086, und ein verdächtiger Brief vom Jahre 967.

5. Denkmäler anderer Art, z. B. der Grabhügel der Kasi, die Trümmer der Burg Krokko; der sogenannte Scheiterhaufen Tyr's

— sonderbar genug aber, sonst kein Schlachtfeld des neunten Jahrhunderts, kein Grabmal eines der heidnischen Prager Herzoge, keine ihrer Münzen, die sie doch wahrscheinlich hatten, kein Götterbild u. s. w.

6. Mittheilungen älterer glaubwürdiger Augenzeugen, z. B. des polnischen Priesters, den Cosmas seinen *atavus* nennt, und Herzog Bretislaw als Kriegsgefangenen nach Prag gebracht.

7. Der eigene Wirkungskreis des Geschichtschreibers, der, als Gelehrter an den Staatsgeschäften, die lateinisch verhandelt wurden, Theil nahm.

8. Das Zeitbuch des Regino und seines Fortsetzers. Diesem dankt Cosmas, außer der erdbeschreiblichen Ansicht von Deutschland und dem, auf die Urtschechen angewandten Bilde der Ungern, seine ersten und meisten reingeschichtlichen Nachrichten vom Jahre 894 bis 960, in deren Auswahl wir ihn einiger Willkür beschuldigen müssen. Denn, um seine nach Jahren geordnete Geschichte mit Borziwoys Taufe anfangen zu können, übergeht er die ältern Nachrichten Reginos von Böhmen: daß Karl d. jüng. das Land verwüstet, und ein tschechischer Herzog in der Schlacht fällt — zum Jahre 806: daß Karl d. jüng. nach Besiegung der Serben, abermals in Böhmen einbricht und es größtentheils verheert. — Nachrichten, die den Rechtstitel des Zinses enthalten, den Karl der Große, wie zum Jahre 1040 gelegentlich gesagt wird, den Tschechen auferlegt. Aber noch mehr! Reginos Fortsetzer erzählt zum Jahre 928, daß König Heinrich I. Böhmen mit Krieg überzog, und bezwang (fortiter superavit), eine Thatsache, ohne deren Kentniß man nicht unter andern begreift, wie es zum Jahre 950 gleichfalls nach dem Fortsetzer, heißen könne: daß die Böhmen gegen Kaiser Otto I. sich empört haben (rebellarunt), was bey den deutschen Chronisten gewiß nicht den milden Sinn hatte, den Dobner (Ann. Hag.) darin findet. Cosmas opferte sie, wie es scheint, dem Ansehen der friedliebenden Legende, die nicht weiß oder wissen will, daß die Bekehrung der Tschechen gewaltsam geschah, und erzählt dafür zum Jahre 929 die Ermordung des heiligen Wenzels durch seinen Bruder — ein Fehler gegen die Zeitrechnung, worüber kritischer Versuch rc. III. nachzulesen ist. Was die Behandlung der entlehnten Nachrichten betrifft, so verflicht Cosmas damit zum Jahre 894 Einheimisches aus Sage und Urkunde; die meisten gibt er im Auszuge zum Jahre 950, das unbestimmte Bohemorum *princeps* verwandelnd in dux Bohemorum; zum Jahre 948 ist das unbeholfene XXX. numero der Handschrift aus XXXIV, wie Reginos Fortsetzer hat, entstanden. Außer diesem Zeitbuche scheint Cosmas nur wenige auswärtige gekannt zu haben, und einheimische gab es vor seiner Zeit nicht 3); von den ältern Einwohnern Böhmens (Bojern und Markmannen) weiß er nichts.

Für die Zeitrechnung seines mit dem Jahre 1038 geschlossenen Ersten Buches will Cosmas selbst nicht bürgen, und manche Hauptbegebenheit, die kaum ein halbes Jahrhundert älter ist, als Er selbst, z. B. die Regierung des polnischen Wladiboj in Böhmen kennt er gar nicht, manche Hauptpersonen jener Zeit nur verworren; z. B. die Söhne Boleslaws II. (so mangelhaft werden im kurzen die Ueberlieferungen der Völker). Der Geschichtschreiber muß sich hierüber und noch weiter herab an deutsche Quellen wenden, die zuerst Goldast (De Juribus ac Lib. R. Boh.) aufgedeckt, und Dobner an Viktorins lateinischen Hajeck mit einer Mühe und Genauigkeit verschwendet hat, die er zu weit mehr Gewinn für seinen Ruhm auf Abfassung einer vollstän-

digen Geschichte der Böhmen verwendet hätte. Cosmas eifert für die Ehre seines Domstiftes und seines Vaterlandes, dem auch er, um das kräftige Wort zu wiederholen, das er Seite 144 dem Kojata in den Mund legt, »sogar die Ströme der Fremde zuwenden möchte.« Dieser Eifer geht, wenn von Heiden, Juden und Deutschen im Allgemeinen die Rede ist, bis zu einer gewissen Einseitigkeit, die aber in der Offenheit, womit sie ausgesprochen ist, etwas Großartiges hat, und ihn nicht zur Ungerechtigkeit gegen Einzelne verleitet, wie sein Urtheil über die Pröbste Lanseck und Markus, geborne Deutsche, beweist. Er haßt Lüge und Schmeicheley, und, wo er das, was ihn Wahrheit bedünkt, nicht sagen darf, ergreift er die Partie des ehrlichen Mannes, zu schweigen. Dieß ist unter andern der Grund, warum er den mit seinem Bruder, Bischof Gebhard, zerfallenen, dem Kaiser Heinrich IV. und den Deutschen zugethanen König Wratislaw etwas obenhin abfertigt. Seine Schreibart ist zuweilen derb, z. B. in dem Freyergeschichtchen von Herzog Welf und der berühmten Gräfin Mathilde zum Jahre 1077 — durch eingeflickte Verse, Versglieder und Lesebrocken bunt, und nichts weniger als rein, aber im Ganzen ungesucht, klar und fließend. Er fühlt den Werth der Sachen, die er mittheilt, und gibt mit der Bescheidenheit oder Ironie des überlegenen Geistes seine Verstöße gegen die Sprachlehre dem Magister Gerwasius in einer Vorrede Preis. Handschriften sind:

1. Die Straßburger (des öffentlichen Bücherschatzes) aus dem zwölften, spätestens dreyzehnten Jahrhundert. Sie enthält blos die zwey ersten Bücher, die Cosmas zuerst herausgab — und auch diese nicht vollständig, da sie das zweyte, das mit der Thronbesteigung Herzog Bretislaws II. im Jahre 1092 schließt, mit der Königskrönung Wratislaws im Jahre 1086 abbricht. Wir lernten sie erst neuerlich aus dem Archiv der Ges. f. ä. d. Geschk. herausg. von Büchler und Dümge, B. I. S. 392 — 393 kennen. Ist aus ihr, wie dort mit Wahrscheinlichkeit vermuthet wird, der Text der ersten Freher'schen Ausgabe genommen; so muß sie den unechten Stiftungsbrief der Wissehrader Probstey zum Jahre 1070 (s. Dobners Ann. Hag.) enthalten, und dieß würde zugleich beweisen, daß sie ein Theil des verlornen Wissehrader Zeitbuches gewesen, oder aus ihm geflossen sey.

2. Die Stockholmer (des königl. Bücherschatzes) aus dem dreyzehnten Jahrhundert in drey Büchern — Bestandtheil jenes Riesenwerkes auf Pergament, das im dreyßigjährigen Kriege zugleich mit der Fabel nach Schweden kam, es sey vom Teufel geschrieben worden. Eine treue Abschrift derselben aus dem sechzehnten Jahrhundert, Papier 4. besitzt der Wiener k. k. Hof-Bücherschatz.

3. Die Dresdner (des königl. Hof-Bücherschatzes) aus dem dreyzehnten Jahrhundert, Perg. 4. nach der Bearbeitung des Mönches von Sasawa (s. III.).

4. Die Wiener (des k. k. Hof-Bücherschatzes) aus dem dreyzehnten Jahrhundert, Perg. 4. vermuthlich mit der voranstehenden, aus einer älteren Sasawer, wiewohl abweichend, abgeschrieben; einige Blätter fehlen (s. III.).

5. Die Prager (der Hauptkirche) aus dem vierzehnten Jahrhundert in drey Büchern — Bestandtheil des sogenannten Prager Zeitbuches, Perg. Fol. worin sie, hinter acht Legenden von dem heiligen Wenzel, Ludmilla und Adalbert, eine Reihe von meist gleichzeitigen Geschichtwerken anfängt.

6. Die Tribauer (jetzt des Franzens-Museums in Brünn) aus

dem funfzehnten Jahrhundert, Perg. Fol. in drey Büchern (s. Archiv für Geographie, Historie rc., herausgegeben von Freyherrn von Hormayr, Jahr 1819 Februar).

7. Die Brewnower (des Klosters), aus dem sechzehnten Jahrhundert, Pap. Fol. in drey Büchern, mit trefflichen Lesarten, deren auch aus andern Handschriften am Rande beygesetzt sind.

Ausgaben. Die erste Freher'sche der beyden ersten Bücher des Cosmas in SS. Rer. Boh. Hanau, 1602. Sie bricht mit dem Jahre 1086, und mit den Worten Vita, laus, victoria ab, und hat daher nicht einmal das Buch II. vollständig.

Die zweyte Freher'sche vom Jahre 1607 und, mit wahrscheinlich blos umgedrucktem Titelblatte, vom Jahre 1620 in drey Büchern vollständig, und zwar aus Handschrift 2, die Dobrowsky (Reise nach Schweden und Rußland. Prag 1796) an Ort und Stelle verglichen.

Die Menken'sche (SS. Rer. Germ. T. I.), ein Abdruck der vorgenannten, mit gelehrten Erläuterungen des Professors Schwartz.

Böhmen, mit Glaubenskriegen und Staatshändeln nur allzu sehr beschäftigt, hatte sich, wie man sieht, das Verdienst nehmen lassen, die erste Ausgabe seines Cosmas zu liefern; es blieb ihm vorbehalten, die in kritischer Hinsicht vorzüglichste zu besorgen, und diesen Ruhm haben sich die Herren Pelzel und Dobrowsky in SS. Rer. Boh. T. I. Pragae 1783 zu ihrem übrigen erworben. Sie legten den Text der Handschrift 5 zum Grunde; sie geben von ihren sämmtlichen Hülfsmitteln und ihrem Verfahren in einer lehrreichen Einleitung Rechenschaft, und haben keinen Wunsch übrig gelassen, als daß die Brauchbarkeit dieser Ausgabe durch einen erdbeschreiblichen Anzeiger erhöht, und ihre Sammlungen böhmischer SS. schon über den zweyten Band fortgerückt wäre.

Cosmas Beyspiel weckte vorzüglich dadurch den Geist der Geschichtschreibung in Böhmen und Mähren, daß das Domstift der Veitkirche mit seinem Werke den Grund seines, durch drey Jahrhunderte, obgleich mit Unterbrechung fortgeführten Prager Zeitbuches legte, und Probsteyen und Klöster mit ihm hierin wetteiferten. Mehrere Zeitbücher aus dem zwölften Jahrhundert, in denen Cosmas zum Grunde gelegt, fortgesetzt, oder auch für besondere Zwecke bearbeitet ward, haben sich, wie sich zeigen wird, erhalten; andere, wie das St. Georger, Bunzlauer, Melniker, Wissehrader, Kladrauer, Strahöfer sind blos dem Namen nach bekannt. Nach den vorhandenen zu urtheilen, drückte sie insgesammt jene, übrigens sehr begreifliche Einseitigkeit, womit einzelne das Stift, zu dem sie gehörten, dessen Stifter und Stiftsheilige zu verherrlichen suchen; und auch von einem unterschobenen Stiftungsbriefe gibt es ein Beyspiel; aber dieß hinderte diese Werke nicht, brauchbare Quellen der Geschichte, zumal in denjenigen Theilen zu seyn, deren Verfasser, wie oft geschah, zugleich als Staatsmänner an den öffentlichen Geschäften Theil nahmen; oder über deren Inhalt sich mehrere Zeugen aus ihren besondern und oft entgegengesetzten Standpunkten vernehmen, unter einander vergleichen, und wechselweise berichtigen lassen.

II. Der erste ungenannte Domherr an der Hauptkirche, der den Cosmas in dem Prager Zeitbuche bis auf das Jahr 1142 als Zeitgenoß und Anhänger jenes Sobieslaw fortsetzte, der den Thron mit weniger Rechte bestiegen, als mit Kraft und Klugheit behaup-

tete. Der Verfasser schrieb »von allen Geschäften entbunden« — am ausführlichsten von der noch durch die Feuerprobe weniger entdeckten, als gräßlich gestraften Verschwörung gegen den Herzog, in die auch sein Bischof verwickelt wurde, und man kann dem Domherrn nicht vorwerfen, daß er der Ehre desselben etwas vergeben. Dagegen erzählt er ohne Schonung, daß der Benediktiner Sylvester nach Sobieslaws Tode im Jahre 1140 das Bisthum »verloren,« und zeigt ihn uns mit Wohlgefallen wieder als Abt, wie er, nach einer Ueberschwemmung und zum Andenken derselben, mit seinen Brüdern und dem ganzen Gesinde, auf dem Trockenen Fische und Krebse fängt — ein Spott auf den würdigen Mann, der in den Augen der Nachwelt nur seinem Urheber schadet! Uebrigens bemerkt er fleißig, jedoch ängstlich, außerordentliche Himmelserscheinungen, und wirft seinen Blick mitunter auf die Kaiser und auf Deutschland. So weiß er von dem Brande zu Regensburg im Jahre 1132, der nur vierzig Häuser dieser Stadt verschonte, und von einem ungeheuren Meteorsteine, der 1135 in Thüringen zur Erde fiel, nachdem man drey Tage hinter einander ein Krachen in der Luft gehört, und der »heiß war, wie glühendes Eisen, daß man ihn erst am »dritten Tage anrühren und ausgraben konnte.« Zum Jahre 1129 scheint der Verfasser den unterschobenen Wissehrader Stiftungsbrief vor Augen gehabt zu haben; aber es scheint nur, denn die Stelle ist selbst eingeschoben. Der Text hat sich vollständig, wiewohl fehlerhaft, blos in dem Prager Zeitbuche erhalten, so liefert ihn die Wiener Ausgabe vom Jahre 1752 (s. VII.). Ein großes Bruchstück enthält die Handschrift 7, dessen bessere Lesarten die Herausgeber der Prager SS. T. I. in den Text aufgenommen.

III. Der Mönch von Sasawa — eigentlich der Urheber des Zeitbuches der Benedikt-Abtey Sasawa, der den Cosmas erweiterte und fortsetzte; indem er Vieles, häufig seinen Orden Betreffendes, mitunter Irriges, vorzüglich in das Erste Buch einschob, und ein viertes anfing, das vom Jahre 1126 bis 1166 geht, und nicht nothwendig von Einem Verfasser, wiewohl immer von einem gleichzeitigen herrührt. Es ist anziehend, diese Fortsetzung des Mönches, mit der ihm nicht bekannten des Domherrn (s. II.), so weit sie reicht, zu vergleichen. So erzählten beyde zum Jahre 1126 Sobieslaws Sieg bey dem nämlichen Kulm, wo Vandamme geschlagen wurde, über Kaiser Lothar. Den Domherrn beschäftigen am meisten die Zeichen des über dem Sachsenheere schwebenden Adlers, und des heiligen Wenzels, der auf einem weißen Rosse gesehen ward, wie er ob der Heerfahne, seiner Lanze, die Feinde bekämpfte. Der Mönch weiß davon nichts; er entwickelt uns aber deutlich den Anlaß des Krieges, die Gestalt, die ihm Sobieslaw in den Augen der Nation zu geben wußte, die Haltung, womit er die Gebirgsgegend der Schlacht zum Siege — den Sieg zur schnellen Aussöhnung mit dem Reichsoberhaupte, seinem nachmaligen Gevatter, benützte. Man sieht, der eine Berichter hat das Gemälde — der andere die bloße Einfassung geliefert. Zum Jahre 1159 lernt man den Mönch als warmen Verehrer jenes Bischofs Daniel, der die Erwählung des Papstes Victor IV. betrieben, und als Anhänger Kaiser Friedrichs I. kennen (s. Anmerkung 6). Von den Handschriften ist oben geredet worden. Aus Nr. 3 ließ Menken SS. T. III. die abweichenden Lesarten und Zusätze des Mönches, unter Cosmas Namen besonders abdrucken. Aus eben derselben nahmen die Herausgeber der Prager SS. alles Brauchbare, um es, mit Lesarten der Handschrift 4 be-

reichert, und durch Klammern und Anführungszeichen gehörig unterschieden, in den Text des T. I. gehörigen Ortes einzuschalten — eine Anordnung, die viel Nachschlagen erspart.

IV. Der Mönch von Hradischt — eigentlich der Urheber des Zeitbuches der Benedikt-Abtey Hradischt in Mähren, das bisher noch nicht die verdiente Aufmerksamkeit erregt hat. Der Verfasser erhob sich zu dem glücklichen Gedanken, die böhmisch-mährische Geschichte an die allgemeine anzuschließen, und trug diese aus guten auswärtigen Quellen zusammen, in denen er untern andern nicht die Nachricht vom Jahre 805 übersah: Imperator misit filium suum, *Carolum* cum exercitu in Boemiam qui depopulatis omnibus, ducem terrae illius, nomine *Leckonem*, occidit, indeque regressus ad patrem, in *Vosego* silva venatui studentem invenit. Mit diesem allgemeinen Theile verband er, von Borwojs angeblichem Taufjahre 894 angefangen, einen Auszug aus Cosmas — aber nicht ohne Abweichungen und Zusätze, von denen folgende zunächst Böhmen angehen. Aus dem Bohemus und Krok macht er Eine Person mit zwey verschiedenen Namen; den Feldzug Kaiser Heinrichs I. nach Böhmen übergeht er nicht (Dobner irrt also Ann. Hag. a. 928), setzt ihn aber, um sich mit Cosmas abzufinden, auf das Jahr 931; er kennt einen ältern Bruder Boleslaw's III. (Wenzel), und von Bretislaw behauptet er, daß ihn Herzog Othelrich nicht mit seiner eigenen, sondern mit der Gemahlin eines Andern erzeugt habe. Reichhaltiger sind des Mönches Beyträge zur mährischen Geschichte, die er indeß aus Irrthum oder Vorliebe mit einer Unrichtigkeit anfängt, da er den slavischen Swatopluk, König von Mähren und Böhmen, zu dem gleichnamigen Sohne Kaiser Arnulfs macht. Zum Jahre 900 erzählt er von einem Siege der Mähren über die Ungern, dessen auch Herman. Contr. zum Jahre 902 gedenkt. Dithmar von Merseburg kannte er nicht, sonst würde er von dem Zinse geredet haben, den Swatopluk in der Lausitz bezog — von dem Siege der Mährer über die Bayern im Jahre 910 und von der großen Stadt, die sie damals in Böhmen eroberten. Von dem Stiftungsjahre seines Klosters 1077 anzufangen, verarbeitet er fortlaufende Haus- und Landesnachrichten, wiewohl noch immer fremden Stoff, in seinem Auszuge. Aber vom Jahre 1126 angefangen, spricht er als gleichzeitiger, und, was höchst merkwürdig ist, er verflicht seine mährischen Nachrichten mit böhmischen, die er aus dem Domherrn (vermuthlich der Brewnower Handschrift) und aus dem Sasawer Zeitbuche geschöpft hat. Dieß letztere kannte er bis zum Jahre 1142 (man darf hieraus schließen, daß es in der ersten Ausgabe nicht weiter reichte) und, von nun an eingenthümlich, erzählt er, jedoch einige Jahre überspringend, bis auf die Aufhebung der Belagerung von Mailand im Jahre 1158, mit welchem er schließt, und die Muse der Geschichte in Mähren auf lange verstummt. Schon im Jahre 1161 war das Kloster Hradischt von den polnischen Hülfsvölkern Sobieslaws zerstört, und seine Bewohner zerstreuten sich, ohne je dort wieder versammelt zu werden. Glücklicher Weise kam ihr Zeitbuch mit ihnen nach Opatowitz, rettete sich durch ein zweytes Wunder, auch aus den Flammen dieses berühmten, und von den Hussiten zerstörten Klosters, über dessen Grundmauern seitdem die Elbe ihren Lauf genommen, und befindet sich jetzt in dem kaiserl. königl. Bücherschatze zu Wien. Die Handschrift ist aus dem zwölften Jahrhundert, Perg. Fol., und enthält vornhinein 1) einen Unterricht über das Kalenderwesen, 2) einen

Märtyrer=Kalender mit einem böhmisch-mährischen Todtenbuche, worin XII. Cal. Nov. auch Cosmas, Dechant der Prager=Kirche genannt wird (gedruckt in Mon. Hist. Boh. T. III.); 3) ein Bruchstück der Aachner Regula Canonicorum vom Jahre 816; 4) einen lateinischen Auszug aus dem Leben Alexander des Großen, und hierauf den Roman, wornach jene Alexandreis in deutschen Reimen bearbeitet ist, die eine irrige Nachschrift dem Eusebius beylegt, 5) endlich: das Zeitbuch — alles von einer geübten Hand, die vier letzten Blätter ausgenommen, die, bey weniger Regelmäßigkeit der Züge, auch mehrere Schreibfehler haben. Aus dieser Handschrift lieferte Pitter (Vita Gunteri p. 86) die Reihe der Hradischter Benediktter=Aebte, und Dobner Mon. Hist. Boh. T. III. Pragae 1774 ein, auch in den Jahrszahlen verworrenes Bruchstück, dessen Abschrift ihm von Wien mit der Versicherung zugekommen war, daß es alle böhmisch=mährischen Nachrichten des Zeitbuches enthalte. Dieser Fund mußte indeß zum zweyten Male gemacht werden. Man verdankt ihn einer mündlichen Mittheilung des Abbé Dobrowsky, der sich aus Fortunat Durichs Papieren, die er aufbewahrt, erinnerte, daß in der Handschrift des Mönches von Hradischt noch einige Nachlese zu halten sey. Sie betrug nicht weniger als vier volle, und gerade die letzten Blätter, die den Mönch zum Vater der mährischen Geschichte, in wie fern sie sich von der böhmischen trennen läßt, machen, und die zweyte Quelle dieser Art sind, die ich das Glück hatte (s. Archiv für Geographie, Historie u. s. w., Februar 1819), in Mähren zu entdecken. Sie werden bereits für den Druck bearbeitet.

V. Vincenz, ein Deutscher von Geburt, 4) Domherr und Notar der Wissehrader Kirche, wohnte mit Bischof Daniel, aus dem Hause Lippa, der seiner Anhänglichkeit an Kaiser Friedrich I. den Beyfall seines Domstiftes, die Gunst des eigenen Königs, und zuletzt sein Leben zum Opfer brachte, den wälschen Feldzügen vom Jahre 1158 und 1159 bey, war Augenzeuge der tapfern Thaten seiner Landsleute vor Mailand, und ging mit den kaiserlichen Abgeordneten in diese Stadt, um den Konsuln, mitten unter dem Mordgeschrey des aufgebrachten Volkes, die Haltung der beschwornen Friedenspunkte, die er selbst niedergeschrieben, an das Herz zu legen. Im Jahre 1161 begleitete er seinen Bischof auf der Gesandtschaftsreise nach Ungern, und im Jahre 1166 zum zweyten Male nach Italien, wo dieser im Jahre 1167 als kaiserlicher Richter angestellt ward, und an einer Seuche starb. Vincenz scheint schon früher die Halbinsel verlassen zu haben, die er bis nach Apulien hinab kennen gelernt, und wo er unter andern »allerhand Bücher« zusammen gekauft hatte. — Er schrieb zunächst für das Wissehrader Zeitbuch, jedoch mit Rücksicht auf den darin aufgenommenen ersten Fortsetzer des Cosmas (II.), die inhaltreiche und dießmal nicht blos die Alpen überschreitende, sondern nach Griechenland und Palästina fortziehende Geschichte seines Landes und seiner Zeit, die, von Sobieslaws Tode im Jahre 1140 bis auf 1167 reichend, die glänzendste Zeit der Herrschaft jenes Wladislaws umfaßt, der durch seine Verdienste um Kaiser Friedrich I. die Königskrone auf sein Haupt brachte, und nach seinem Uebertritte zu der Partey des Papstes Alexander III. als Flüchtling im Auslande starb. Ihm und seiner eben so schönen als geistreichen Gemahlin, »die des Schreibens und der lateinischen Sprache« kundig war — jener thüringischen Judith, »die zu Teplitz ein Nonnen»kloster gestiftet, und die wahrhaft kaiserliche Moldaubrücke in Prag er=

»baut hatte,« ist das Werk gewidmet, und noch in den Tagen ihrer Herrlichkeit, die der Verfasser glücklicher Weise nicht überlebte, überreicht worden. Es verdiente sowohl durch seinen, häufig durch Otto Murrer bestätigten Inhalt, als durch seine gründliche Darstellung und durch die Leichtigkeit seiner ziemlich reinen Schreibart die Aufmerksamkeit, womit es aufgenommen, fortgesetzt (VI.) und später (VII und IX.) in Auszüge gebracht wurde. Noch im funfzehnten Jahrhundert wird seiner in der Randnote der Handschrift 4 des Cosmas mit den Worten gedacht: »Bis »hieher stimmt dieß Strahofer Zeitbuch mit dem des heiligen Prokop-Klosters überein; von hier an hat es eine andere Schreibart — »doch keine so gute als Vincenz, Prager Domherr und Notar des »Königes Wladislaw.« .. Hajeck kannte es nicht mehr; im Hussitenkriege mochten also mehrere Handschriften (die Wissehrader wohl bey Eroberung dieser Stadt im Jahre 1420) zu Grunde gegangen seyn. Die einzige bekannte ward im verflossenen Jahrhundert in der Urkundey der Prager Veitkirche entdeckt; sie verschwand zum zweyten Male — glücklicher Weise nicht, ohne zuvor in die Leitmeritzer 5) Abschrift übergegangen zu seyn. Diese ist weder fehlerfrey, noch vollständig; denn sie hat, und das schwerlich durch die Hand des Zufalls 6) die Jahre 1159 und 1160, den Schluß von 1163 und 1167 eingebüßt — ein höchst wahrscheinlich alter Verlust, der sich aus Pulkawa (XIII.) nur einigermaßen ersetzen läßt; doch gewährt dieser sonst manche bessere Lesart. Nicht eben sorgfältig abgedruckt und erläutert in Mon. Hist. Boh. T. I. Pragae 1764.

VI. Gerlach, höchst wahrscheinlich mit dem Mönche von Selau eine und dieselbe Person des ersten Abtes von Mühlhausen, der im Jahre 1221 starb, ist der erste aus dem Prämonstrate, der sich um die Geschichte seines neuen Vaterlandes verdient gemacht. Sein gleichzeitiges Werk, das sich an Vincenz, auch in der jetzt vermißten alten Handschrift (s. V.) anschließt, beginnt mit dem Tode Bischofs Daniel im Jahre 1167, von dem, wie aus alter Erinnerung unter andern mit der Bemerkung geredet wird, daß damals das erste Beyspiel gegeben ward, das erledigte Bisthum lange unbesetzt zu lassen. In der Schreibart steht Gerlach seinem Vorgänger nicht nach; in den Nachrichten von den ersten Klöstern des Prämonstrates und Cisterzes, die »wie Sonne und Mond über Böhmen ihre Strahlen ergossen,« verfällt er in Weitschichtigkeit und in den Ton des Lobredners; allein er schrieb zunächst für das Zeitbuch von Mühlhausen, zur Erbauung seiner Brüder, und auch für uns ist es noch immer weit erquicklicher, von Mönchen der schönen Rheingegenden (Dürewald und Steinfeld) zu lesen, die geplündert, barfuß, mitten im Winter nach Böhmen wandern, um dort »uralte Wäl- »der in Saatland und Räuberhöhlen hart an der Hauptstadt« in ein glänzendes Kloster (Strahof) zu verwandeln — oder von Aebten, denen eine Bärenhaut zur Schlafstätte genügt, als von den verbrecherischen Zwisten um den Thron, den binnen acht Jahren sechs verwandte Prinzen sich wechselweise streitig machten, bis ihn ein würdiger Bischof bestieg. Das Werk bricht ab mit der Königskrönung Ottokar I zu Mainz im Jahre 1198, muß aber, wie aus anderweitigen Anführungen sich ergibt, wenigstens bis auf 1208 hinausgereicht haben. Nach der Leitmeritzer Handschrift, die den Mönch von Selau von dem Abte Gerlach unterscheidet, abgedruckt und mit Anmerkungen begleitet in Mon. Hist. Boh. T. I. zum Jahre 1173. Fehler, wie panem (portionem) hätte der Herausgeber aus Pulkawa (XIII.) verbessern können.

VII. Der zweyte Domherr an der Veitkirche, der das dortige Prager Zeitbuch (denn auch das Wissehrader führte wetteifernd diesen Nahmen) in des dreyzehnten Jahrhunderts zweyten Hälfte endlich wieder fortsetzte, und in so fern der zweyte Fortsetzer des Cosmas heißt. Es hatte (s. II.) lange keinen Zuwachs erhalten — nicht weil es dem Domstifte an tüchtigen Männern, oder diesen an mannigfaltigem Stoffe, sondern weil es an einem solchen Stoffe fehlte, den das Domstift der Nachwelt unbedenklich überliefern konnte. Wir stehen jenen Jahrhunderten fern genug, um ohne Leidenschaft beurtheilen zu können, was damals nicht ohne heftige Leidenschaften gethan und unterlassen wurde; aber es ist nöthig, etwas weiter auszuholen, und diese Erscheinung auf dem Felde der Gelehrsamkeit, in ihrem Zusammenhange mit der Geschichte des böhmischen Volkes überhaupt zu betrachten. Um die Unabhängigkeit Böhmens war es abermals mit der Niederlage Herzog Boleslavs im Jahre 950 geschehen, er rettete seinem Vaterlande die Möglichkeit, sie je wieder zu erlangen, nur durch Aufopferung seiner bisherigen Staatsklugheit: er hielt dem Kaiser (schon in der Ungernschlacht vom Jahre 954) zu, und trug das Seine zur allgemeinen Einführung des Christenthums im Lande bey. Die nächsten wohlthätigen Folgen davon waren: daß das Tschechen-Volk nicht, wie die Brennaburger oder später die Slaven an der Nordelbe ausgerottet, und daß ihr Land im Anfang des eilften Jahrhunderts den Polen durch ein deutsches Heer für das Haus Primislav entrissen wurde. Zwar zückte noch der kühne Bretislaw das Schwert, um sich von dem Lehnverbande mit Deutschland, und von der alten Zinspflicht los zu kämpfen; aber der anfangs glückliche Versuch fiel zur Demüthigung des Herzogs, und zum Unglück des Landes aus, das durch Hungersnoth, die dem Kriege auf den Fersen folgte, den dritten Theil seiner Bevölkerung einbüßte. Diese theuer erkaufte Erfahrung und eine Reihe von Bürgerkriegen, Folgen des von Bretislaw eingeführten Alter-Vorrechtes auf den Thron, überzeugten die herrschbegierigsten wie die weisesten seiner Nachfolger von der Nothwendigkeit: ihr Land als Vormauer Deutschlands gegen östliche Völker zu betrachten, sich eng an die Kaiser anzuschließen, und Vortheile, die sich dem Schicksale nicht abtrotzen ließen, aus der Hand des Reichs-Oberhauptes als wohlverdiente Gaben zu empfangen. So verwandelten Wratislaw II. und Wladislaw II. ihren Herzogshut in eine Königskrone; so brachte es Ottokars I. Staatsklugheit dahin, daß Böhmen zu der Ehre eines Erbkönigreiches, und zu einem willkommenen Grade von Unabhängigkeit durch jene merkwürdige Urkunde Kaiser Friedrichs II. erhoben wurde, die es unter andern »in Betracht der treuen und glücklichen Dienste, die »das böhmische Volk von Alters her dem römischen Reiche geleistet,« von allen Abgaben an das Reich loszählt, seinem Könige das Recht ertheilt, Bischöfe in seinem Reiche einzusetzen u. s. w. Zwey Ursachen vorzüglich mochten das Domstift der Prager Veitkirche hindern, diesen folgerechten Gang der böhmischen Staatsklugheit ganz zu billigen — zuerst: seine Stellung zu dem römischen Hofe, dessen erklärte Gegner gerade diejenigen Kaiser waren, denen die Herzoge ihre Erhebung dankten. Schon Cosmas hatte, wie oben angedeutet worden, hierin den Ton angegeben, indem er die Herrscherthaten Wratislaw II., den Heinrich IV zum König erhob — der Papst aber nie als solchen anerkannte, mehr überging, als erzählte: was Wunder, wenn das Prager Zeitbuch Anstand nahm, die Geschichten derjenigen Landesfürsten zu verewigen, die den furchtbarsten Gegnern der römischen Oberherrschaft, den Hohenstaufen

anhingen, ihre Grundsätze in Betreff der geistlichen Dinge mehr oder weniger sich aneigneten, und Männer, wie Daniel, von dem Pulkawa zum Jahre 1168 sagt: In hoc tamen ejus fama suspecta fuerat aliquantulum, quod usque mortem ejus sciamatis fuerit particeps, auf den Bischofstuhl von Prag erhoben? Ferner, wie viel auch durch die Gunst der Kaiser der Hof an Glanz, der Staat an Rang im deutschen Reiche gewonnen hatte; so mußten doch diese Vorzüge, wie natürlich, durch Opfer erkauft werden, die, in Verbindung mit den Plackereyen übermüthiger Baronen, die begüterte Geistlichkeit so empfindlich trafen, daß Bischof Andreas wagte, den König Ottokar I. und alle Baronen des Landes in den Bann zu legen — eine Strafe, deren wesentlichste Folge war, daß der Bischof lieber in Rom seinen natürlichen Tod abwartete, als in sein Vaterland zurückkehrte, wo ihm ein gewaltsamer drohte. Bedürfte, nach allem Gesagten, das mehr als hundertjährige Stillschweigen des Prager Zeitbuches noch einer Erklärung; so liegt sie in dem Werke unseres Ungenannten vor Augen. Es schließt sich mit einem unbearbeiteten Bruchstücke aus Gerlach an den ersten Fortsetzer (II.) an, und gibt nach einer schwer zu erklärenden Lücke von eilf Jahren, unverfängliche aber nachläßig behandelte Auszüge aus Vincenz, die schon mitten im Jahre 1158 (nicht 1159 wie es dort heißt) bey der Belagerung von Mailand abbrechen, und von dem Jahre 1159 (s. Anmerkung 6) eigentlich nichts melden wollen. Mit dem Jahre 1160 endlich, da der, von dem Prager Domstifte der Veitkirche nie anerkannte 7) Gegenpapst erwählt wurde, beginnt ein äußerst magerer, aus Gerlach und etwa dem St. Prokoper Zeitbuche geschöpfter, sich zuweilen berichtigender 8) Anzeiger, der über achtzig stürmische Jahre hinwegeilt bis zu dem Zeitpunkte, da König Wenzel I. auf den Rath seines Domstiftes 9), und um in seinen Absichten auf Oesterreich, Rom sich geneigt zu machen, die Sache des im Jahre 1239 in den Kirchenbann gelegten Kaisers Friedrich II. verließ, dessen Gegenkönige er im Jahre 1248 sogar seine Stimme gab. Von nun an, so scheint es, konnte das Domstift wieder in seinem Zeitbuche von dem Landesfürsten reden, ohne ihn zu beleidigen, oder seinen überalpischen Grundsätzen zu vergeben. In der That gibt dieses zum Jahre 1240 wieder Hausnachrichten; sie sind für den Domherrn älterer Stoff, den er noch zum Jahre 1249 mit dem übersichtlichen Igitur Rex Wenceslaus, und mit Freuden nachholt, und noch zum Jahre 1258 berichtigt und erweitert; aber vom Jahre 1260 anzufangen, schöpft er ganz aus Eigenem, und erzählt mit der Ausführlichkeit des unterrichteten Augenzeugen, und mit der Wärme des Vaterlandsfreundes von Otokar II. Höhe und Fall, von den hierauf erfolgten Drangsalen des Landes, zumal unter des Brandenburgers Vormundschaft, und endlich von dem über ganz Prag wunderschön ausgespannten Regenbogen, der die Rückkehr des allersehnten Thronfolgers Wenzel II. im Jahre 1283 vorbedeutet. Das, sich so ungleiche Ganze schließt, »zur Beruhigung der Gemüther,« mit einem Stammbaume des Hauses Premislaw, über dessen Richtigkeit auf das »oben ausführlich Geschriebene,« d. h. auf den voranstehenden Inhalt des Prager Zeitbuches (I. II. VII.) verwiesen wird. Am Schlusse zählt der Verfasser von Herzog Boriwoj bis auf Wratislaw, den ersten König, zwölf Herzoge, die zweyhundert Jahre geherrscht — von Wratislaw bis auf Wladislaw, den zweyten König, sechs Herzoge, und setzt, den Umfang seines Werkes genau bestimmend, hinzu: »von ihnen abwärts fängt meine Erzählung (der Auszug aus Vincenz, der magere Anzeiger, sammt den älteren und

des Verfassers eigenen Hausnachrichten) an. In dieser Handschrift hat es sich allein erhalten, ohne, so viel bekannt, in andere Zeitbücher übergegangen zu seyn. Man hat es ehemals sammt der ersten Fortsetzung des Cosmas (s. II.) einem, von Hayeck erdichteten Jaroslaw zugeschrieben, von dem sich heut zu Tage nicht mehr reden läßt, ohne längst bey Seite geschafften (s. Einleitung zu den Prager SS.) kritischen Staub aufzuwühlen. Die Wiener Ausgabe vom Jahre 1752, die zugleich den ersten Fortsetzer enthält, wimmelt von Fehlern, die in der Prager SS. T. I. vermieden sind. Diese hat gute Lesarten dem Texte des Vincenz — ihr selbst hat dieser zum Jahre 1156 Regiam urbem f. Regiam viam — 1158 (nicht 1159) Ratisbonam f. Magdeburk, Pulkawa aber 1220 in ore f. furore anzubieten.

VIII. Der sogenannte Dalimil, ein unbekannter jüngerer Zeitgenoß Horneck's, Verfasser eines Reimwerkes in böhmischer Sprache, das minder die Geschichte des Volkes von seiner Einwanderung bis auf die Krönung Königs Johann im Jahre 1311 — als ein Gewebe von Erdichtungen und Lügen über dieselbe enthält, und durch den glühenden Deutschenhaß, den es athmet, wie durch den Eindruck, den es machte, das eigenthümlichste, und in so fern das merkwürdigste Zeitbuch der Tschechen ist. Woher diese feindselige Stimmung gegen ihre Nachbarn? Entstand sie erst im vierzehnten Jahrhundert, oder hatte sie, längst vorbereitet, damals nur jenen Höhepunkt erreicht, auf dem sie, da die gelehrten Hervorbringungen eines Volkes immer nur der Wiederschein seines innersten geistigen Lebens sind, mit einer Art von Naturnothwendigkeit, durch einen beredten Mund zum Ausbruch kam? Fragen wir abermals die Geschichte; doch, um der Sache unbefangen auf den Grund zu sehen, nicht, ohne die allgemeine Bemerkung voraus zu schicken: daß es eine der schneidendsten Zusammenstellungen war, in denen sich das Schicksal gefiel, da es den Slaven zum Nachbar des Deutschen machte. Der eine mit blondem Haar und blauen Augen, offen und gerade bis zur Derbheit; ein kriegerischer Hirt, auch zu Roß; ehrfürchtig gegen die Frauen, und in der Ehe mit Einer begnügt; von Königen beherrscht, denen eher Tapferkeit als glänzende Abkunft erlassen wird; im Götterdienste nüchtern, und für des Lebens Mühsal auf die Heldenfreuden Wallhalla's hoffend; der Andere, mit dunklem Haar und schwarzen Augen; gutmüthig und gehorsam, aber schlau; ein friedlicher Ackerbauer, kein Reiter; Mann und strenger Gebieter vieler Frauen; gedrückt von einem Adel, der keine Könige duldete; ohne Glauben an Fortdauer der Seele nach dem Tode, und deß nur um so fester an einem Götterdienste hangend, der das Leben in ein langes Fest verwandelte — so traten beyde in verschiedenen Jahrhunderten auf den Schauplatz der Geschichte; so durften sie, dem Abend- der Morgenländer, sich nur begegnen, um einander noch durch weit mehr als die bloße Nähe zu beleidigen. Als sie sich in Böhmen trafen, oder vielmehr, als wir sie im Anfange des neunten Jahrhunderts dort handgemein werden sehen; hatte sich in den Grundzügen beyder Völker, die, weil eines das andere nicht verstand, sich wechselweise Stumme und Stöcke nannten, wenig, in den Ansichten und Einrichtungen des Lebens nur auf Seite des Deutschen Wesentliches verändert. Denn, während der Tschech auf seinen Zügen gegen Westen, im Widerstande gegen die Avaren allenfalls kriegerischer, und in seinem weidenreichen Lande mit der Pferdezucht bekannt geworden war, übrigens aber noch unter vielen Häuptlingen lebte, und, was ein König sey, so wenig begriff, daß er ihn mit Karl des Großen Eigennahmen Kral nannte; hatte der Deutsche, unter des näm-

lichen Eroberers Fahnen, ein neurömisches Kaiserreich stiften helfen, das von dem Ebro bis an die Eider reichte, und dessen Kitt das Christenthum seyn sollte. Böhmen, nicht mit Unrecht ein von der Natur selbst verschanztes Heerlager genannt, war lange verschont geblieben; es kostete Karl d. jüng. zwey Feldzüge; im ersten ward ein Herzog Lech erschlagen, im zweyten das Land weit und breit verwüstet — der Tschech zinsbar; aber es währte hundert und funfzig Jahre, ehe er sich in sein Schicksal ergab, und die allgemeine Bekehrung des Landes zu Stande kam. Die Erbitterung, die jene Kriege in den Gemüthern zurück ließen, glich dem Lose, das in den Slavenkriegen den Gefangenen auf beyden Seiten zu Theil ward: die Deutschen bluteten häufig unter dem Opfermesser der slavischen Priester, und das zahlreichste Volk des Erdbodens gab, seit Karl des Großen Zeit, dem, aller bürgerlichen Rechte beraubten, zur bloßen Sache herabgewürdigten Knechte — dem Sklaven seinen Namen. Die Wunden vernarbten allmählich, und wenn in dem Gemüthe des Tschechen Abneigung gegen den Deutschen zurück blieb; so kam es durch Zeit und Anstalt wenigstens dahin, daß sie sich nicht mehr an bestimmte alte Erinnerungen knüpfte. Da führte jene weise Anhänglichkeit der Landesfürsten an Deutschlands Kaiser, von der oben (VII.) gemeldet worden, eine andere, durch Christenthum und Handel längst vorbereitete, durch die Kreuzzüge und das Aufblühen der deutschen Dichtkunst nicht wenig begünstigte Umwälzung herbey, womit sich die Eigenthümlichkeit des Tschechen um so weniger abfinden konnte, als sie ihn von dem Vertrauen seiner Beherrscher und den damit zusammenhängenden Vortheilen, wenn nicht gänzlich ausschloß, wenigst häufig verdrängte. Sie bestand darin, daß die deutsche Sprache zuerst am Hofe der Premislawe, den deutsche Fürstentöchter zierten, die herrschende ward — bald mit jedem neuen Orden, der nach Böhmen kam, mit jedem neuen Kloster, in deren Stiftung Barone und Bischöfe mit den Fürsten wetteiferten, sich wie ein Strom nach allen Richtungen durch das Land ergoß. Wenzel I. glänzte unter den deutschen Minnesängern, die häufig an seinen Hof zogen — zu den Turnieren, durch deren Einführung er die Sitten des einheimischen Adels zu mildern gesucht; sein Sohn Ottokar siedelte in großen Massen Deutsche in Böhmen und Mähren an, und herrschte von der Oppau bis an das adriatische Meer mit einer Größe, die alle Blüthen deutscher Bildung in sein Land verpflanzte, und die ihm ein Theil der Eingebornen von dem Augenblicke an nicht mehr verzieh, da von ihm ausgesprengt ward, er habe geschworen, ganz Böhmen den Deutschen einzuräumen. Er fiel durch Verrath, und das Land ward durch eine Reihe von Jahren der Raub der Fremden, in denen blinder Haß nicht siegtrunkene Feinde oder habsüchtige Freunde, sondern immer nur Deutsche erblickte. Dieser hatte seinen Gipfel erreicht, als Wenzel der Dritte, der letzte Premislawe, unter dem Dolche eines Meuchelmörders 10) gefallen war, für den ein Thüringer galt, und das, von Parteyen zerwühlte Land, der österreichischen wie der kärntnerischen Herrschaft zu entgehen, sich in die Arme des Hauses Luxemburg warf, jenen Johann auf den königlichen Thron berufend, von dessen Jugend gemäßigte Männer erwarteten, daß er einigermaßen in den Geist seines neuen Volkes hineinwachsen, und es, dem gemäß, lieben und beherrschen werde; während seine Abkunft und Erziehung in überspannten Köpfen der ständischen Partey für den völligen Untergang einheimischer Sprache, Sitten und Gewohnheiten Besorgniß erregte. Zu den letztern gehörte, und das als ihr Sprecher, der sogenannte Dalimil, der sein gereimtes Zeitbuch mit

ernsten Warnungen an den jungen König schließt. Aber gesetzt auch, diesem sey es durch einige übersetzte Stellen im Vorbeygehen bekannt geworden, so war eine Schmähschrift auf die Deutschen wohl wenig geeignet, ihn dem Tschechenthume zu gewinnen. Dagegen ergriff sie mit aller Gewalt schwärmerischer Vaterlandsliebe, mit allem Zauber der Muttersprache und eines ziemlich fließenden Reimes die gereizten Gemüther der Eingebornen, blieb durch zwey Jahrhunderte Lieblingsbuch, und kann eben so gut die Trompete des Hussitenkrieges, als die Hauptquelle abgeschmackter Fabeln genannt werden, die so lange die böhmische Geschichte entstellten. Von den übrigen Schicksalen dieses Buches gehört blos hieher, daß es Uebersetzer gefunden. Eine gereimte Verdeutschung vom Jahre 1389 befindet sich in Handschrift bey dem hochwürdigen Domstifte der Prager Hauptkirche — eine andere in ungebundener Rede, die Hier. Pez nach einer Abschrift des im Jahre 1534 gestorbenen Chr. Hoffmann, in SS. Rer. Austr. T III. aufgenommen, besaß ehemals das Kloster St. Emmeran zu Regensburg in einer Handschrift aus dem vierzehnten Jahrhundert. Siehe Geschichte der böhmischen Sprache und älterer Literatur, von J. Dobrowsky. Prag, 1818.

IX. Peter, dritter Abt des Zisterzienserklosters Königsaal, das Wenzel II. in einer Lieblingsgegend seines Vaters, mit der, von ihm geerbten Vorliebe für jenen Orden erbaut hatte, und wohin er sich auch begraben ließ. Er war aus Zittau — einer, von Ottokar II. gegründeten, und mit Deutschen bevölkerten Stadt, gebürtig, und legte um das Jahr 1308 das Ordenskleid an, in welchem er zuerst Kapellan, und 1316 Nachfolger jenes Abtes Konrad wurde, der, ein geborner Erfurter, aus Dankbarkeit gegen Wenzel II., die Flucht der königlichen Waise Elisabeth, und ihre Vermählung mit Johann von Luxemburg eingeleitet hatte. Der thätige und ehrenvolle Antheil, den Peter an dieser Begebenheit und andern wichtigen Staatshändeln nahm, war mit Reisen verbunden, auf denen er Bayern, Schwaben, die Rhein- und Moselgegenden, einen Theil Frankreichs und Italiens kennen lernte, seine Ansichten erweiterte, und manche Verbindungen — unter andern mit Wilhelm von Boldenslawe anknüpfte, der ihm seinen Wegweiser in das heilige Land (Canisii Lect. Ant. T. V.) im Jahre 1337 zusandte, und ihn in seiner Abtey zu besuchen versprach. Um die Geschichte Böhmens machte er sich dadurch verdient, daß er das, durch Abt Otto angefangene, aber nur von Ottokars Thronbesteigung im Jahre 1253 bis auf 1294 reichende Königsaaler Zeitbuch bearbeitete, und bis auf 1338, sein muthmaßliches Todesjahr, fortsetzte. Es ist in drey Bücher, und jedes derselben »der Deutlichkeit halber« in mehrere Hauptstücke eingetheilt, beginnt mit untergeordnetem allgemeinen Stoff, und macht durch Prunkrednerey über den Orden des Verfassers, über sein Kloster und dessen achtbaren Stifter — durch üppige Schreibart — eine Mosaik von Prosa und leoninischen Versen, von Tiraden und Wortspielen, anfangs einen sehr ungefälligen Eindruck. Man lasse sich nicht abschrecken! Man verzeihe dem Verfasser überdieß, daß er dem bloßen Gepränge einer Königskrönung die Würde einer großen That aufredet, und daß die klösterliche Ansicht von der Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge die höchste ist, zu der er sich erhebt; die meisten dieser Unvollkommenheiten hat sein Zeitalter — einige sein Stoff und sein Stand zu verantworten; er fühlt sie selbst, da er in der Vorrede sein Werk dem rohen Steine vergleicht, über den nach ihm »ein Anderer kommen wird, um ein »schönes Bild daraus zu meißeln,« — und sie werden sämmtlich durch

Vorzüge aufgewogen, die kein anderes böhmisches Zeitbuch in diesem Grade in sich vereint, und die das Königsaaler zu einer wahren Fundgrube des Mittelalters, und zu einem glänzenden Beweise machen, daß man ein sehr warmer, und, was mehr ist, geistreicher böhmischer Vaterlandsfreund seyn kann, ohne gerade ein geborner Tscheche zu seyn. Es wurde zwar (S. 472) »vorzüglich zu Ehren Wenzels II. an»gelegt; indeß meldet es nicht blos von der Stiftung Königsaals,« die, so reichlich sie war, sich durch dieses Werk allein dem Lande verzinst hätte, »und von den böhmischen Königen« (den letzten tragischen Glückswechseln der Premislawe, den hierauf erfolgten Kriegen, blutigen Parteyungen, und den Bedrückungen des Landes unter dem abenteuerlichen König Johann), sondern auch »von auswärtigen Königreichen und »Ländern, von geistlichen und weltlichen Fürsten« (den Kaisern Rudolph, Albrecht, Heinrich VII., Ludwig dem Bayer u. s. w.), »von »allerhand Begebenheiten (Aufhebung des Templerordens, Schlacht bey »Mühldorf u. s. w.), aus denen das Gemüth des Lesers Erbauung oder »Trost schöpfen kann.« Indem Peter auf diese Weise die böhmische Geschichte wieder lehrte, den Blick gleichsam über die Gränzgebirge ihres Landes zu erheben, und sich dadurch selbst zu verstehen, gewinnt das im Ganzen düstere Gemälde der Zeit, das er »nicht eben mit Wohlgefallen« (S. 346) vor uns aufrollt, einen Reichthum und eine Mannigfalt, die nur durch die Glaubwürdigkeit des Inhaltes übertroffen werden. Er erzählt nichts, als was er »entweder selbst gesehen, oder wovon er sonst Gewißheit hat« — durch Urkunden, die er häufig beybringt; er erzählt freymüthig, gründlich und mit einer Anschaulichkeit, die eben so sehr die Frucht seiner Verhältnisse und des tiefen Gemüthes, womit er seine ganze Zeit aufgefaßt, als der Bildung ist, die er sich insbesondere durch die Lesung deutscher Dichter erworben. Einen derselben — jenen Neidhard, dessen Grabstein am südlichen Eingange der Wiener Stephanskirche zu sehen, nennt er mit Achtung B. II. Kap. 22, wo er von den Modethorheiten seiner Zeit mit der Bemerkung gesprochen, daß ein Dichter, der sie in seinen Liedern verspottet, das Unglück gehabt, in Kuttenberg erschlagen zu werden:

> O si Nytardus, qui non fuit ad nova tardus,
> Haec nova vidisset, bona plurima composuisset
> Carmina satyrica, quoniam sua mens inimica
> Exstitit his factis ac rusticioribus actis.
> Rusticus et civis, clericus cum milite quivis
> Causam praeberet modo, quod Nytardus haberet
> Decantare satis, referendo modos novitatis.

Die deutschen gereimten Zeitbücher, z. B. Rudolphs von Hohenems, mögen auf Peters Geschmack an leoninischen Versen Einfluß gehabt haben, und wie Schade, daß sie ihn nicht bestimmten, in seiner Muttersprache zu schreiben! Er würde Ottokar von Hornek übertroffen haben, dessen Werk er nicht kannte, obwohl er und Abt Otto mit dem Verfasser Augenzeugen einiger Begebenheiten und, wenn nicht persönliche Freunde, wenigstens Geistverwandte waren.

Man könnte bey der ersten Bekanntschaft mit dem Königsaaler Zeitbuche versucht werden, es ungelesen aus der Hand zu legen; und man lernt es nicht näher kennen, ohne es zugleich mit seinem Verfasser lieb zu gewinnen, dem alle Zartheit der Empfindung und alle Kraft des Genies zu Gebote steht, um uns zu rühren, zu entzücken, und mit der nackten geschichtlichen Wahrheit wahrhaft dramatische Wirkungen hervorzubringen. Nur Einiges als Beyspiel! Er schildert uns die Herzlichkeit, wo-

mit Elisabeth zu Hembach von Heinrich VII. und seiner Gemahlin empfangen wird, wie ihr beyde um den Hals fallen, und setzt hinzu: »Petrus ging hinaus und weinte bitterlich — nicht aus Schmerz, »sondern vor Freude, daß die, noch gestern und ehegestern verlassene und »verfolgte Waise die Tochter des Herrn und Fürsten des Erdkreises seyn »sollte.« Er beschreibt das Hochzeitfest zu Speyer, wo König Johann in der Schönheit der Jugend den obersten Platz einnimmt an der ersten Tafel, unter einem reich ausgeschlagenen Thronhimmel; Fürsten und Grafen in glänzenden Reihen sitzen ihm zur Seite, und vor ihm aufgereckt steht das Panner des Königreiches Böhmen, mit dem silbernen Löwen im rothen Felde. »Das ist der Löwe,« ruft der Verfasser aus, »der bisher überwunden zu Boden lag; aber er wird mit Gottes Hilfe erwachen, kämpfen, siegen! Wer wird ihn brüllen hören und nicht zittern?« Auch bis an die Schwelle der Hochzeitkammer begleitet der Abt das fürstliche Paar:

De tantis festis et factis Regis honestis
Plurima scripsissem, si non coenobita fuissem.

Er führt uns in das Lager vor Prag. Innerhalb der Stadt Gährungen und fremdes Kriegsvolk: das kleine Häuflein des Königes hat mit Winterfrost und Mangel zu kämpfen. Schon viele große Streitrosse sind gefallen; Einer und der Andere räth zum Abzuge, aber Peter, Erzbischof von Mainz, schwört: »Und wenn Steine und Lanzen vom Himmel fielen, wie Schnee uad Regen, uns soll das nicht schrecken, so wahr »uns gesandt das heilige römische Reich, Ordnung zu schaffen in diesem »Lande!« Hierauf wird durch Einverständniß das Stadtthor gesprengt, die Besatzung des Herzogs von Kärnten flieht; König Johann in Rüstung zieht ein an der Spitze seiner Streiter, »die alle, ihre (bekränzten) »Helme aufgeschlagen, die blinkenden Schwerter in der Hand, kaum die »Stadt betreten, als sie mit lauter Stimme ausrufen das heilige Wort: »Friede! Friede! Friede! Und siehe! so fort ist, als wäre er vom »Himmel herabgekommen, überall Friede; die Thüren aller Häuser thun »sich auf, die Bürger werfen die Waffen weg; sie reichen sich die Hände; »sie begrüßen den König, der gekommen war, mit Gerechtigkeit zu herr»schen.« Mit kecken Pinselstrichen malt uns der Abt die Zerrüttung des Landes unter der schwachen Herrschaft des habsüchtigen Heinrichs von Kärnten, da jeder Ritter und Baron, so klein er ist, ein König — die reichen Bürger, Schwäger und Eidame der Barone seyn wollen — der Landmann unter Gewaltthätigkeiten seufzet, die Aecker unbebaut liegen blieben, und insbesondere die Klöster der luxenburgischen Partey angefeindet werden Der Abt überströmt, man weiß nicht, ob von Galle oder von Laune, wenn er uns die Erpressungen zum Besten gibt, die Sedlez und Königsaal zu dulden hatten

In Sedlecz plures scurrae veniunt, quasi fures,
Qui nos ut mures rodunt; stetit ista diu res.
His cum praebemus hilari vultu, quod habemus,
Omnia, quae cernunt, portari fercula, spernunt,
Et nos derident, contra nos dentesque strident,
Que tunc in mensa vigeat virtus, bene pensa!
Et vocat hic monachum, dicens: Frater, mihi Bachum
Apporta citius, vel ego praestabo tibi jus
Ad caput abrasum, quod et humectat tibi nasum!
Curras ante fores, porta panes meliores!
Panes servorum non gusto, nec puerorum;
Panes Abbatis volo: quem fore me reputatis?
Ast ego, qui quondam male feci, sic modo tondam

Hos crines capitis! Vos monachi male scitis
Hic mihi servire, faciam vos igne perire!

— — — — —

Tertius adjungit, quod pejus scit; male pungit
Omnes claustrales, dicens: monachos fore tales,
Quod, nisi cogantur monachi, bona non operantur.
Exclamat quartus: Hic est nimium locus artus,
Atque cibus parcus; pharetras tollamus et arcus
Telaque mittamus, pullos claustri capiamus,
Porcos mactemus; sic carnes nos comedemus!
Nam nihil est visum nunc in mensa, nisi pisum,
Ex ovis torta cum fructibus unica sporta —
Piscis cum parvis occulis; luet istud in arvis
Grex et boves horum, qui nos pascunt, monachorum!
Effatur quintus: Non stabo diutius intus,
Exeo nunc claustrum; rapiam, quod videro, plaustrum
Cum cunctis rebus; sic pluribus inde diebus
Cautius expendam, quidquid superest mihi, vendam;
Dives ero; vestes et honoris erunt mihi testes u. s. w.

In diesem Geiste denn auch eine Belagerung des Klosters und hier eine Gruppe betender Mönche, dort andere, die ihrem Gesinde Muth einsprechen, die Eingänge besetzen, einen Psalter oder sonst ein Buch ergreifen, um es sich als Panzer anzuschnallen u. s. w. Diese Gegensätze kriegerischen Muthwillens und klösterlichen Stilllebens gestatten durch die Art, wie sie aufgefaßt sind, ein Lächeln; aber der Menschenfreund schaudert, wenn der Abt die ritterthümliche Gesetzlosigkeit unter K. Johannes leichtsinniger Herrschaft schildert, und wie in ihrem Gefolge der Hunger im Lande wüthet, und Volk in Städten und Dörfern hinrafft, oder es gleich Wölfen, in die Wälder und zu der gräßlichen, durch Feuer und Schwert nicht zu bändigenden Lust (lykaonischer) Mahle treibt! Eine vollständige Handschrift war, zumal seit Freher in seinen SS. Hanau 1602 das zweyte Buch bekannt gemacht, schmerzlich vermißt worden. Dem unermüdeten Alterthumsforscher von Cerroni gelang, die Iglauer zu entdecken — ein übrigens nicht fehlerfreyes Prachtwerk, des von den Hussiten zerstörten Klosters Sedlecz vom Jahre 1393 — dieser gab Dobner den Text in Mon. Hist. Boh. T. V. Pragae 1785 heraus, mit Benützung des Franz (X.) zur Verbesserung mancher verdorbenen Stellen, und mit, wie sich bald zeigen wird, überflüssigen Noten, worin der Domherr gescholten wird, daß er das Werk des Abtes gestümmelt. Bey einer neuen Ausgabe kann die neuentdeckte Raudnitzer Handschrift des Fürst Lobkowitzischen Bücherschatzes gute Dienste leisten.

(Der Beschluß folgt.)

Bemerkenswerthe Ehrenbezeigung.

Das im Texte des Originals und in Uebersetzung folgende Diplom des Schah's von Persien ist ein in der Geschichte der Auszeichnungen europäischer Orientalisten einziges Aktenstück, indem der Sonnenorden bisher weder für literarische Werke, noch, so viel bekannt ist, an irgend Jemanden verliehen worden ist, der denselben nicht wenigstens durch eine Reise nach Persien verdient hätte. Den nächsten Grund zur Verleihung gaben die Proben einer persischen Uebersetzung der Commentare des Marcus Antoninus, zu deren vollständiger Herausgabe dieses Diplom aufmuntern soll. Das Prädikat, zehnzüngige Lilie, ist ein in Persien üblicher bildlicher Ausdruck für die Kunde mehrerer Sprachen.

زیاده شایق ومایل شد واین خجسته یرلیغ عزت تبلیغ علی العجالة عجالة الوقت تا نمودار کمال توجه پادشاهی باشد باگاهی او عزّ صدور یافت لدی الوصول باید آنعالیجاه فطانت اگاه در استنساخ کتاب مذکور علی رسم المعمول لازمهٔ دقت واهتمام بعمل آورده نسخهٔ صحیح کامل الادا ببساط شهود مسعود ما رساند که موجب مزید انبساط خاطر مکارم مظاهر خواهد بود بحقق است که مفاخر آنعالیجاه مستحق مالش انوار عنایات ضمیر خورشید نشان است و بالجمله ضمیر منیر پادشاهی بین الاقران مفتخر بوده برحسب مقرر معمول در عهده شد تحریرا فی دار الخلافة طهران غره شهر ربیع الاوّل سنه ۱۲۳۵ مهرها

در دیوان وزارت وصدارت صدر اعظم صح

در سرکار نظام الدّولة العلیة العالیة مستوفی ممالك ضبط شد

بر قلم معتمد الدّولة العلیة العالیة منشی ممالك رسید

بر قلم سرکار نایب مستوفی ممالك رسید

بر قلم وزیر لشکر قلمی شد * بر قلم نایب وزیر لشکر رسید

بر قلم مستوفیان مرقوم شد * بر قلم نایب منشی ممالك رسید

بصحّهٔ داروغهٔ دفتر استیفای همایون رسید

بسم الله العزيز تعالي شانه

محلّ مهر

العزة لله • خاتم شاهي زقدرت الهي قرار كرفت در كفّ شاه
زمان فتحعلي الملك لله تعالي • حكم والا شد
كه عاليجاه رفيع جايكاه شهامت وفهامت دستكاه بلاغت
وفصاحت آكاه مترجم السنة المّلة البهية المسيحية العيسيوية
مستشار الدولة السّنية القيصرية النّمسوية مرتع القلم ربيع
الرقم رشيق البنان طليق اللسان عمدة الافاضل الكرام
سوسن ده زبان يوسف حامر بتوجهات ضمير مهر تاثير
پادشاهي مباهي بوده شد سراپردهء عريضهء اخلاص آنعاليجاه
ترجمانان ترجماً بالغرادة وتبيناً بالساردة مصحوب عاليجاه
رفيع جايكاه عزت وسعادت آكتناه بسالت ونباهت همراه زبدة
الامراء العظام ميرزا ابو الحسن خان ايلچيء بزرك دولت
عليهء شاهنشاهي واصل پيشكاه انجمن انجم‌ضيا ومضامين
ارادت تضمينش معروض رأي مهر آسا كرديد شد سطري از
ترجمهء كتاب وصاياي ايپراطور روميين ماركوس انطونين كه
درطي سطري چند نكاش داده وكقطيرة تخبر من بحرها ام
درّة يظهر من سلكها نمودار ساير اجزا كشت وخاطر هايون
بمطالعهء مهامت ان بحر كرمات اخلاق وسلك مهديات
اوصاف كه از نيروي فيض سمات خواستَ خدا بسر انكشت
جهد آنعاليجاه تاكنون سمت امتلا وسمط انتظام يافته است

Uebersetzung des Kundmachungs-Diploms des dem k. k. Hofrathe und Hofdolmetsche Herrn von Hammer verliehenen Sonnenlöwen-Ordens.

Im Namen Gottes des Allerhöchsten.

(Auf dem Siegel des Schahs.)

Ehre sey Gott.

Das Siegel des Königthums fand durch die göttliche Allmacht Bestand in der Hand des Schahs der Zeit Feth Ali Schah.

Das Reich ist Gottes des Allmächtigen, und der erhabene Befehl ist:

Hochachtbarer, Hochansehnlicher, Beredter und Wohlredenheitkundiger, Scharfsinniger, Verständiger, Dolmetsch der Sprachen des guten christlichen an Jesus glaubenden Volkes, Rath des hohen kaiserlichen deutschen Hofes, von gut geschnittener Feder und blühender Schrift, von fertigen Fingern und geläufiger Zunge, Säule der Vortrefflichsten und Geehrtesten, Lilie von zehen Zungen, Joseph Hammer!

Vor den günstigen Blicken des die Sonne durchdringenden kaiserlichen Innersten ist gelüftet worden der Vorhang der aufrichtigen Anzeige mittels des ausgezeichneten Lobes und der fließenden Erklärung, welche Uns zugekommen von jenem hochachtbaren Dolmetsch, durch den Geehrten, Glücklichen, Tapferen, Edlen, Auserwählten, den großen Fürsten Mirsa Abulhassan Chan, den Großbotschafter des hohen Großkaiserlichen Hofes. Bey seiner Ankunft vor Unserer sternenglänzenden Versammlung hat er sein willenverbürgendes Inneres mit sonnengleichem Urtheil aufgeschlossen, Uns einige Zeilen der Uebersetzung der Ermahnungen des römischen Kaisers Marcus Antoninus vorgewiesen, und Uns durch diese einige Zeilen von den anderen Theilen einen Begriff gegeben, wie der kleinste der Tropfen den Begriff gibt vom Meere, oder die einzelne Perle von der ganzen Schnur. Unser kaiserliches Gemüth hat sich betrachtend versenkt in dieses Meer von Tugenden und löblichen Eigenschaften, und in diese Schnur von Leitungsregeln der Charaktere, welche durch Stärke des göttlichen Einflusses so weit gediehen sind. Die bisherige Bemühung des Hochansehnlichen, womit er diese Uebersetzung gefertiget und geordnet hat, ist Uns ungemein angenehm und wohlgefällig gewesen, und dieses Glück und Ehre bringende Diplom ist auf das allereiligste unterdessen, bis die vollkommene kaiserliche Vergünstigung erfolget, zur Kundmachung derselben erlassen worden. Wann dasselbe dem Hochansehnlichen, Einsichtsvollen zugekommen seyn wird, möge er auf die Reinschreibung des obigen Buches nach hergebrachter Weise den nöthigen Fleiß verwenden, und eine vollständige und richtige Abschrift desselben an Unsere glückliche Gegenwart gelangen machen, wodurch Unser gnädiges Gemüth gar sehr erfreut werden wird.

Fürwahr! der Hochansehnliche hat sich der leuchtenden Gnade des Sonnenordens würdig gemacht, und ist durch die Vergünstigung des kaiserlichen erleuchteten Innersten unter seines Gleichen rühmlich ausgezeichnet worden. Dieses Diplom soll nach festgesetzter Weise gehalten werden, und als Pflicht auferlegt seyn.

Gegeben in der Residenz des Chalifenthums zu Tahran den ersten Rebiul-ewwel 1235 (den 7. Dezember 1820).

Siegel und Fertigung auf der Rückseite des Diploms.

Siegel des Großvesirs, mit der Paraphe: Im Diwan des Vesirthums und des Ministeriums richtig befunden.

Siegel des Ministers des Innern [1]), mit der Paraphe: Im Departement der Reichsordnung des hohen erhabenen Hofs auch Kanzlers des Reiches [2]) eingetragen.

Siegel des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, mit der Paraphe: In der Staatskanzley der Reichsstütze [3]) des hohen erhabenen Hofs auch Staatssekretairs [4]) richtig angekommen.

Siegel des Vize=Reichskanzlers [5]), mit der Paraphe: Im Departement des Stellvertreters des Reichskanzlers richtig eingelangt.

Siegel des Kriegsministers [6]), mit der Paraphe: In der Kanzley des Wesirs des Heeres richtig eingetragen.

Siegel des Vize=Kriegsministers [7]), mit der Paraphe: In der Kanzley des Stellvertreters des Wesires des Heeres richtig eingelangt.

Drey Siegel von drey Kammerpräsidenten [8]), mit der Paraphe: Richtig eingetragen.

Siegel des Vize=Staatssekretairs [9]), mit der Paraphe: Richtig eingelangt.

Paraphe (ohne Siegel) des Aufsehers der Schatzkammer [10]): Zur kaiserlichen Fertigung richtig eingelangt.

---

1) Nisamol=dewlet.
2) Mestufi memalik.
3) Itimadol=dewlet.
4) Munschiol=memalik.
5) Naib Mestufi memalik.
6) Wesiri leschker.
7) Naib Wesiri leschker.
8) Mestufi.
9) Naib Munschiol=memalik.
10) Daroghai defter.

Druckfehler des vierzehnten Bandes.

Seite 142	Zeile 14,	statt:	Mohnstan	— —	Mehestan.
— 142	—	16,	—	Milhode — —	Mithra.
— 148	—	4,	—	Kasi — — —	Kosti.
Ueberall statt:				Sagondomad —	Sapondomad.
Seite 154	Zeile	8,	statt:	aber — — —	oben.
— 154	—	23,	—	ein Zweck — —	in —
— 155	—	4,	—	aber — — —	oben.
— 156	—	24,	—	Unerforschte —	Neuerforschte.
— 161	—	18,	—	Zendrad — —	Zendwort.
— 162	—	34,	—	Ized — — —	den Ized.
— 163	—	41,	—	uns — — —	nur.
— 168	—	17,	—	neue — — —	neun.
— 172	—	19,	—	erwerben — —	erwarten.

Intelligenz-Nachrichten
der Verlagshandlung.

Bücheranzeigen.

Im Verlage der D. R. Marx'schen Buchhandlung in Karlsruhe und Baden ist so eben folgendes sehr interessante Werk erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Der öffentliche Kredit; dargestellt in der Geschichte und in den Folgen der Finanzoperationen der großen europäischen Staaten seit Herstellung des allgemeinen Land- und Seefriedens, ihrer Maßregeln zur Begründung oder Befestigung öffentlicher Kreditanstalten und der Begebenheiten in der Handelswelt, deren Wirkung damit zusammen getroffen, von Friedrich Nebenius, großherzogl. bad. geheimen Referendär. Mit großherz. bad. Ober-Censur-Erlaubniß. gr. 8. 3 Rthlr. 18 gr.

Eine vorläufige Empfehlung für diese Schrift wird schon ihr Titel seyn; er bezeichnet einen großen, wichtigen Gegenstand, der in unsrer Zeit besonders zur Sprache kommen mußte; der Name des Verfassers bürgt für Gründlichkeit. Wenn sie auf der einen Seite für die Geschäfte unsrer Zeit ein hohes augenblickliches Interesse darbietet, und wenn man sie in Hinsicht auf praktischen Nutzen den Staatsmännern, den Banquiers und allen Kapitalisten, die sich mit Staatspapieren abgeben, vorzüglich empfehlen muß, so wird sie auf der andern, in Bezug auf die Forschungen des Verfassers, ihren dauernden Werth für die Wissenschaft bewähren.

In der Carl Gerold'schen Buchhandlung in Wien sind so eben erschienen, und daselbst, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Handbuch der allgemeinen und technischen Chemie.

Auch unter dem Titel:

Anfangsgründe des chemischen Theiles der Naturwissenschaft. Zum Selbstunterricht, und zur Grundlage seiner ordentlichen und außerordentlichen Vorlesungen entworfen von P. T. Meißner, Magister der Pharmacie, ordentl. und öffentl. Professor der technischen Chemie am k. k. polytechnischen Institute in Wien ꝛc. Dritter Band. Chemie der Metalloide. Mit einer Kupfertafel. 1821. gr. 8. 4 Rthlr.

Dem in allen Recensionen ausgesprochenen schmeichelhaften Wunsche gemäß, dieses Werk noch ausgedehnter zu sehen, hat der Herr Verfasser diesem Bande, als Anhang zu den frühern, welche eine durch mehrere Tafeln versinnlichte Beschreibung des chemischen Apparates, die chemischen Arbeiten, eine tabellarische Uebersicht aller bekannten chemischen Verbindungen, und die detaillirte Abhandlung der unzerlegten nicht metalli-

schen Stoffe enthalten, die chemischen Zeichen der verschiedenen Perioden und eine Zusammenstellung aller bekannten Fälle der Zerlegung durch doppelte Wahlverwandtschaft beygefügt. Der Hauptgegenstand dieses Bandes aber sind die Metalloide und ihre Verbindungen. Nebst der ausgedehnten Behandlung der Alkalien, Erden und ihrer Salze findet sich hier, statt der ältern schwankenden Eintheilung der irdenen Waaren, eine neue standhaftere. In 30 Tabellen erhält der Techniker eine Uebersicht über die Zusammensetzung der verschiedenen ordinären Gläser, künstlichen Edelsteine und Porzellanfarben, der Analytiker aber eine Uebersicht, der bey Anwendung der Reagentien erfolgenden Veränderungen und noch manches andre Brauchbare.

Beobachtungen und Abhandlungen aus dem Gebiethe der gesammten praktischen Heilkunde, von österreichischen Aerzten. Herausgegeben von den Directoren und Professoren des Studiums der Heilkunde an der Universität zu Wien. Zweyter Band. Mit zwey Kupfertafeln. Wien, 1821. Gedruckt und im Verlage bey Carl Gerold. gr. 8. 3 Rthlr.

Das wichtige und ernste Studium der Heilkunde, in allen ihren Verzweigungen und Unterabtheilungen, ist in Wien zu einer Vollendung gediehen, über deren Anerkennung Europa nur eine Stimme hat. Die gesammelten praktischen Beobachtungen österreichischer Aerzte müssen daher, den Nutzen und die Belehrung, welchen die öffentliche Mittheilung derselben für Kunstverwandte und Kunstjünger bietet, abgerechnet, schon an und für sich von hohem Interesse seyn.

Pränumerations-Anzeige

von

Biot's Elementarlehre der physischen Astronomie. Nach dem Französischen bearbeitet und mit den nöthigen Vorkenntnissen vermehrt. Zur Selbstbelehrung und zum Unterricht. 2 Bde. Mit circa 30 Kupfertafeln.

Gern würden viele Gebildete zu ihrer Belehrung und Unterhaltung die interessante Astronomie studieren, wenn sie sich dieselbe nicht zu mühsam vorstellten, wenn sie nicht mehrere mathematische Kenntnisse erforderte. Biot's Werk, seine Methode, ist einzig und überwindet alle Schwierigkeiten. Die in Frankreich durch Einführung bey dem Unterricht und durch mehrere Auflagen bewährte Brauchbarkeit wird durch die, das Unnöthige zweckmäßig abkürzende, aber durch Zusätze und Einführung in die Vorkenntnisse bereicherte, deutsche Bearbeitung noch vermehrt. Zugleich wird es dem Publikum durch den um die Hälfte ungefähr billigern Preis (das französische Original kostet 11 Rthlr.) zugänglicher gemacht, denen aber, welche bis zur Ostermesse und längstens bis Johannis darauf pränumeriren, für 3 Rthlr. gelassen, und bey dem Verleger auf vier das fünfte frey gegeben. Ausführliche Anzeigen erhält man in allen Buchhandlungen und in

Ernst Klein's Buch- und Kunsthandlung in Leipzig und Merseburg.

So eben ist erschienen:

Literärgeschichte der Sprach-, Dicht- und Redekunst der Deutschen, zum Leitfaden beym Schul- und Selbstunterrichte für Deutschlands Jugend. Von Hellmuth Winter, Doktor der Rechte und der Philosophie. gr. 8. Druckpapier 1 Rthlr.

Schulen, die sich direkt an die Verlagshandlung wenden, zahlen nur 18 Gr., und erhalten überdieß bey dreyßig Exemplaren zwey gratis.

Dasselbe Werk unter dem Titel:

Literärgeschichte der Sprach-, Dicht- und Redekunst der Deutschen, für Freunde der schönen Literatur. gr. 8. Engl. Druckpapier, sauber geheftet in farbigem Umschlag 1 Rthlr. 8 gr.

Büreau für Literatur und Kunst in Berlin.

In der Carl Gerold'schen Buchhandlung in Wien sind so eben erschienen, und daselbst, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Anleitung zur Erziehung der Waldungen. Von Johann Anton Schmitt, k. k. erstem und ordentl. Professor der Forstwissenschaft an der k. k. Forstlehranstalt zu Mariabrunn bey Wien ꝛc. gr. 8. Wien, 1821. 2 Rthlr. 4 gr.

Der Name des Verfassers, dessen frühere Schriften ihm allgemein den Ruf eines erfahrenen praktischen Forstgelehrten erworben haben, bürgt für den inneren Werth dieses neuen forstwissenschaftlichen Werkes.

Alle die Anzucht der Waldungen betreffende und bewährte Erfahrungen und Lehren sind in dieser Schrift systematisch und in einem lichtvollen Vortrage abgehandelt.

Jeder Forstmann wird den darin bearbeiteten Gegenstand von einer neuen Seite kennen lernen, und besonders interessant wird er die Lehre über die Anwendung und den Betrieb des Holzanbaues finden, worüber noch kein Werk ähnlicher Art so eigene und umfassende Ansichten, wie dieses, aufgestellt hat.

Beschreibung zweyer Reisen auf den Montblanc. Unternommen im August 1820 von Joseph Hamel, russ. kais. Hofrathe ꝛc. Mit einer Ansicht des Montblanc und einer Karte des Chamounythals und seiner Umgebung. gr. 8. Brosch. 12 gr.

Hr. Hofrath v. Hamel unternahm diese Reisen, um auf dem Montblanc mehrere wichtige physikalische und physiologische Versuche und Beobachtungen zu machen. Nach vielen Schwierigkeiten und Gefahren war er das zweyte Mahl dem Gipfel schon ganz nahe, als plötzlich die obere Schneelage des letzten Abhanges zu rutschen anfing, wobey drey der Wegweiser in einer Eisspalte ihr Grab fanden. Hr. v. Hamel, die zwey ihn begleitenden Engländer, und die übrigen Führer wurden gleichsam nur durch ein Wunder gerettet; sie blieben am Rande des Abgrundes im Eise liegen. — Der Beschreibung dieser Reisen ist eine Uebersicht aller bisherigen, geglückten sowohl als mißlungenen Versuche, den höchsten Berg Europa's zu besteigen, wie auch der auf den ihm nahe gelegenen Gletschern statt gefundenen Unglücksfälle beygefügt, und außerdem hat

Hr. Hofrath v. Hamel dieses Werkchen noch mit höchst interessanten physiologischen Bemerkungen über die Wirkung der dünnen Luft höherer Regionen auf den Körper bereichert. Er deutet darauf hin, daß auf hohen Bergen wichtige Aufschlüsse über den Prozeß des Athmens, und die davon abhängende Funktion der Muskeln erhalten werden können. — Man verwechsele diese reichhaltige Abhandlung nicht mit einer kleinen, zu Basel erschienenen Broschüre unter ähnlichem Titel, welche blos die Uebersetzung eines kurzen Aufsatzes des Hrn. v. Hamel, aus der zu Genf herauskommenden Bibliothèque universelle enthält.

Die Heitzung mit erwärmter Luft, als das wohlfeilste, bequemste und zugleich die Feuersgefahr am meisten entfernende Mittel zur Erwärmung größerer Räume, als: der öffentlichen Gebäude, der Herrschaftswohnungen, Fabriken ꝛc. dargestellt von P. T. Meißner, Magister der Pharmacie, ordentl. und öffentl. Professor der technischen Chemie am k. k. polytechnischen Institute in Wien ꝛc. Mit sechs Kupfertafeln. Wien, 1821. Gedruckt und im Verlage bey Carl Gerold. gr. 8. 16 gr.

Ankündigung.

Das Conversationblatt, eine encyclopädische Zeitschrift,

welche in Wien, in Carl Gerold's Verlage erscheint, und bereits den dritten Jahrgang erlebt hat, leistete bisher in den verschiedensten Zweigen ihres Inhaltes das Möglichste, weßwegen sie sich auch bereits eines bedeutenden Rufes erfreut. Vom April dieses Jahres an hat Herr J. F. Castelli die Redaction derselben übernommen, und bereits in den wenigen Nummern, welche unter seiner Leitung erschienen, gezeigt, daß er — ohne das Wissenschaftliche des Blattes zu versäumen, auch den Zweig der Unterhaltung besser zu pflegen gesonnen sey, und auch die Mittel dazu besitze. Mehrere der geachtetsten Schriftsteller haben sich dem Blatte angeschlossen. Die Namen Friedrich Kind, Theodor Hell, Aloys Weissenbach, Joseph v. Hammer, Friedrich Laun, Franz Grillparzer sind zu geschätzt, als daß sie nicht allein genügten, um die Verbesserung des Blattes zu verbürgen.

Lehrbuch der Landwirthschaft, von Johann Burger, der Heilkunde Doktor, ordentl. öffentl. Lehrer der Landwirthschaft und Thierarzneykunst am Lizeum zu Klagenfurt ꝛc. Zweiter Band. gr. 8. Wien, 1821. 2 Rthlr. 8 gr.

Der erste Band dieses Werkes ist im vergangenen Jahre in unserem Verlage erschienen. Er enthält die Agronomie, die Agrikultur, und die allgemeine Pflanzenkultur. Der vorliegende zweite Band handelt von der speciellen Pflanzenkultur, der Viehzucht und der Lehre des Haushaltes, oder der landwirthschaftlichen Verhältnisse.

Wir hoffen, daß die große Menge von Erfahrungen, die in dem gegenwärtigen zweiten Bande über die specielle Pflanzenkultur und Viehzucht enthalten ist; die zweckmäßige Behandlung der Lehre des Haushaltes, und die originellen Ansichten über das Verhältniß des Düngers zu den Ernten, dem landwirthschaftlichen Publikum eben so belehrend als überraschend seyn werden.

Jahrbücher der Literatur.

Sechzehnter Band.

1821.

Oktober. November. Dezember.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.



Inhalt des sechzehnten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XVI.

Anmerkung. Die Jahrbücher der Literatur werden auch für das Jahr 1821 in ihrer seitherigen Einrichtung fortgeführt werden, und in demselben Verlage wie bisher erscheinen.

von Bucholtz.

Jahrbücher der Literatur.

Oktober November. Dezember 1821.

Art. I. Werke des Grafen von Montlosier:

1. De la Monarchie française etc. 1814. 3 Vol. Chez *Nicolle*.
2. De la Monarchie française, depuis la restauration. 1815. 1 Vol. Chez *Nicolle*.
3. De la Monarchie française, depuis la 2de restauration jusqu' à la session actuelle (1817). 1818. 1 Vol. Chez *Gide*, fils, rue St. *Marc*, *Feydeau*.
4. De la Monarchie française au 1er Janvier 1821. Chez *Gide*, fils. 1821.

Ehe die Revolution ausbrach, war dem Verfasser der hier angezeigten Werke, wie mehreren seiner Geistesverwandten, unter denen ich nur den Herrn von Bonald erwähne, niemals in den Sinn gekommen, daß er einen schriftstellerischen Beruf habe; wessen ich hier nur gedenke zur Beherzigung für jene Masse von Autoren, welchen das Talent schon so früh in den Fingerspitzen juckt. Die Revolution erweckte das Zornfeuer des Grafen von Montlosier, der zuvor mit mineralogischen Erlustigungen seine Zeit ausgefüllt. Sie führte ihn in die Assemblée nationale, wo er sich mit Leib und Seele der Rechten einverleibte. In dieser Versammlung, beurkundete unser Schriftsteller sogleich eine hohe Ehrfurcht für die Monarchie, eine warme Anhänglichkeit an das Haupt der Bourbonen, einen etwas übermüthigen Adelssinn, viele Religiosität im wahren Sinne des Worts, und zugleich eine große Unabhängigkeit der Gesinnung; eifrig, als Landedelmann, wider Hofleben und Hofpolitik protestirend. Sein Enthusiasmus riß ihn zu großer und oft glücklicher, manchmal vielleicht seiner eigenen Partey schädlicher Kühnheit hin. Das sind die ersten Elemente, aus denen der Genius des Herrn von Montlosier erwachsen ist.

Ehe er sich zur Emigration entschloß, gab unser Verfasser eine Schrift wider die Erklärung der droits de l'homme, mit seinem Plane für die Wiederaufbauung der Monarchie heraus; eine Schrift, welche seine zahlreichen Gegner, die an sein Leben wollten, rasend machte. Sie zeugt von der Unordnung der Zeit, mit welcher sie auch untergegangen zu seyn scheint, aber auch von einem vorurtheilsfreyen Geiste. Er kapitulirt, nicht mit der Revolution, aber mit der Nothwendigkeit, nicht um die Hauptgrundsätze der Monarchie, aber um einige Formen; eine Kapitulation, welche ihm die Emigranten zu Coblenz nachher auf die

ungerechteste und empörendste Weise, aller seiner Verdienste um die Monarchie ungeachtet, vorwarfen. Graf Montlosier ist nämlich von jeher kein Bewunderer des Staatsgebäudes Ludwig des XIV. gewesen, und sah in diesem eine der vielen Ursachen der Revolution. Er wollte eine ständische Verfassung, aber, als ächter Patriot, keine Nachahmung der englischen, in welcher er übrigens das französisch-feudalistische System der Normannen als eine Hauptgrundlage anerkannt und für Frankreich vindicirt hat. Seine Meinung war, man solle, für die Wiedererneuung der Nation, in ihrer alten Geschichte sich tief und bedeutend umsehen, ihre eigenthümlichen Rechte eifrig erforschen, den Gang der Königsmacht seit Philipp August besonders aufdecken, um das, was er Ersprießliches und Schädliches gehabt, zu würdigen, und daraus ein bestimmtes Resultat zu ziehen. Er wollte also sehr weitläuftige präliminäre Arbeiten, und eine genaue Auseinandersetzung des ganzen gegenwärtigen Zustandes der Nation und der Zeit, ehe man sich vermaß, die Grundpfeiler des bestehenden Gebäudes zu erschüttern. Wie Rivarol, wie Mallet du Pan, obwohl alle viel und weit mehr gelesen wie die revolutionären Produkte sammt und sonders, redete er in eine Wüste. Die Revolution wälzte sich ihren Gang fort ohne Talente, und durch die bloße Gemeinheit der Menschen. Es war freylich ein Leichteres, in zweymal vier und zwanzig Stunden, à la *Lafayette*, eine Konstitution auszubrüten, und sich nachher über deren Bedeutsamkeit mit lächerlicher Selbstgefälligkeit zu verwundern, als die Sache einer langen und gediegenen Reflexion zu unterwerfen. Die Erklärung der Rechte der Menschen macht nun der Graf von Montlosier in seiner ersten politischen Schrift vollkommen zu Schanden. Er fordert Feder, Tinte und Papier, und eine gute Stunde Langeweile, um ähnliche Produkte der Faseley und Geistesarmheit zu Tausenden auf dem Papier hinzukritzeln. Er lacht die Partey Lafayette und Lameth mit ihrem Amerikanismus auf das Bitterste aus. Er zeigt, was das Schlimmste ist, daß sie Amerika und seine Verfassung gar nicht einmal kennen; daß sie den Aushängeschild für das Wesen angenommen; daß sie keine Idee haben von der, der englischen nah verwandten, und allen Grundsätzen der Nivellirung und todter Gleichheit entgegengesetzten Oekonomie der amerikanischen Freystaaten; daß sie die dortige Toleranz selbst gar nicht verstehen, und sich dieser Toleranz bedienen, ungefähr wie die Jansenisten sich ihrer gegen die Jesuiten bedienen würden; und wie, mit aller Liebe zu einer alles überschwemmenden Süßigkeit und Philanthropie, sie dem höhnischsten und verwerflichsten Machiavellismus die Hand geboten; alles Irrthümer, Platt-

heiten und Verbrechen, denen man den Namen gab: Menschenliebe.

Es war Zeit für den Grafen von Montlosier, den Staub von den Fußsohlen zu schütteln, und sein Vaterland zu verlassen. In der Fremde aber hatte er mit jenem kleinen Haufen übertriebener Emigrirten Debatten, welche für ein Verbrechen ansahen, dem morschen Staatsgebäude Ludwig des XIV. nur die geringste Stütze unterschieben zu wollen, und welche den Unsinn hatten, die Revolution nur wie ein bald ausgeschwärmtes Volksfest zu betrachten, auf dessen Morgen sie erscheinen würden, um der Unordnung blutig und ein für alle Mal zu steuern. Es mochte die gescheidteren der Royalisten bitter schmerzen, eine Hölle zu verlassen, um in einer unangenehmen Zank- und Kneifstube sich einzuhausen. Nach mehreren Abenteuern begab sich unser Verfasser nach London, und übernahm da die Direktion eines Journals der Emigranten, des Courier de *Londres*, welches aber unter seinen Händen eine andere Wendung bekam, besonders als Bonapartes Gestirn aus der grausen Nacht der Revolution emporzusteigen begann.

Graf von Montlosier, ohne seine warme Liebe für die Dynastie, troß mancher unverschuldeten Kränkungen, aufzugeben, sehnte sich doch nach seinem Vaterlande, in welchem er zwar alle seine Habe durch Konfiskation verloren, aber in dem er sich doch besser zu befinden glaubte, als in der Fremde. Er theilte die Liebe der Emigranten des Hofes für England nicht, und in diesem mag ein erster Keim liegen seiner folgenden Annäherung zu Bonaparten. Der erste Konsul hielt seine Hand über den noch flammenden Vulkan, und verstopfte seine Mündung. Er war damals der Wohlthäter Frankreichs, und rief die Hoffnung in die Seele von tausend Emigranten zurück. Ein so bedeutender Kopf, wie unser ehemaliges Mitglied der National-Assemblée und Konstituante, konnte von Bonaparten, der begierig nach jeder Art von Berühmtheit um sich griff, um sie sich anzueignen, nicht unbeachtet bleiben. Wie manchen andern Royalisten, machte Bonaparte auch diesem Manches weiß, und wußte geschickt seine Eigenliebe zu nähren, indem er ihm zu verstehen gab, er habe die Absicht, eine Feudalmonarchie, ein Gebäude im Sinne Karls des Großen zu erheben; er wünsche deßhalb eine weitläuftige Arbeit von einem Manne, wie dem Herrn von Montlosier, über die verschiedenen Phasen der französischen Monarchie, über ihre glänzenden und ihre Schattenseiten; zugleich gab er demselben eine Pension, und stellte ihn im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, unter der Aufsicht des Herzogs von Talleyrand an. Da verfaßte nun der Graf von Montlo-

sier sein lang durchdachtes Werk über die französische Monarchie, das bedeutendste, was über diesen Gegenstand noch erschienen; und zwar vollendete er es in dem unverhohlenen und freyen Sinne, in dem wir es jetzt lesen. So lange die kaiserliche Regierung bestand, durfte dieses von einem echten und stolzen Freyheitssinne durchglühte Werk das Licht des Tages nicht erblicken. Es erschien bey der Rückkehr der Bourbonen, so wie es für Bonaparten verfaßt war, mit einigen nöthigen Komplimenten für den ersten Konsul und Kaiser, aber ohne Kriecherey, und mit männlichem Nachdruck. So zeigte sich ein Verehrer der alten Dynastie, ungeschminkt und ohne Scheu, bey der Rückkehr derselben mit allen seinen kleinen Schwächen; ein edleres Benehmen als das so Vieler, die, obwohl Bonaparten treflich dienend, nicht Worte genug hatten für ihre Ergebenheit für den König, und für ihren Haß des Tyrannen.

Doch hat man unserm Verfasser die bittersten Vorwürfe nicht ersparet. Auf seinen Rath und nach seinen Planen, sagte man, verfuhr Bonaparte, als er seinen Marschällen, Generälen und civilen Bedienten ihre ungeheuern Dotationen anwies, als er ein kolossales System auf einer neuen Feudalität erbauter Allgewalt durchführen wollte. Diese Vorwürfe sind nichts als ein Widerspruch. Bonaparte wollte wohl etwas Feudalität nach außen, aber er wollte die Revolution und den Zeitgeist, als vortreffliche Instrumente und Heber des Despotismus, im Innern seiner Staaten. Sein Adel war kein Adel, es waren nur Dekorationen und eitel Lügen. Bonaparte betrog den Grafen von Montlosier auf eine Zeit (nicht auf lange), wie er alle edlern Geister betrogen hat, die sich um ihn hinneigten. Um nur zweyer zu erwähnen aus der Reihe der politischen Schriftsteller, hat er nicht den Herrn von Bonald mit einem Außenhange von Katholicismus betrogen, und den glänzenden Herrn von Chateaubriand lange durch den Glanz seiner Waffen hingerissen, ohne daß man diese Männer, eben so wenig wie den Herrn von Montlosier, zu seinen Knechten und untergeordneten Helfershelfern zu zählen habe? Wie ernstlich die Genannten hinters Licht geführt worden, wie wenig sie eigentlich schuldig waren, das zeigt des Gewalthabers nachfolgendes Benehmen gegen sie, indem er Aller schriftstellerische Laufbahn, so viel in seinen Kräften stand, hemmte, und sonstige Hindernisse ihnen in den Weg schob. Die eigentlichen Faiseurs, wie die Franzosen sie nannten, von Bonapartens despotischen Ideen sind alle bekannt; denn er hatte deren niemals genug, und besaß bey seiner Polizey angestellte Geistesbüreaux, und mit ihm unmittelbar in Korrespondenz stehende, manchmal sogar talentvolle Männer, die seinem Machia-

vellismus Witz, und, wenn er ermüdete, neue Belege zu geben bestimmt waren. So hoffe ich also den Grafen von Montlosier von diesem großen und ungerechten Vorwurfe gereinigt zu haben.

Der Mann, von dem wir hier handeln, befand sich in Hinsicht der Revolution, des Bonapartismus und des alten régime in einer eignen Lage. Mit den Mitgliedern des letzten hatte er es verdorben, die Anhänger des Modernen fanden ihn ihren Systemen ganz zuwider, aber sie fühlten sich, wie das ihnen mehrere Male geschehen ist, dadurch geschmeichelt, daß ein entschiedener Gegner ihrer Grundsätze ihren Personen nichts anzuhaben schien. Das zusammen genommen bewirkte denn die eine, unserer Meinung nach sehr unhaltbare, Idee des Verfassers, dem Monarchismus, und, so viel wie thunlich, altem régime durch Beyhülfe der modernen Männer wieder aufzuhelfen. Er fand, daß die Liberalen ganz vortrefflich Bonaparten gedient hatten; er begriff nicht, weßhalb sie nun nicht auch im Sinne der alten Dynastie arbeiten könnten. Sie besaßen ja, was sie von Anfang an gewünscht: Ehren, Macht und Reichthümer; an Allem konnten sie nur wachsen durch ein Anfügen an die alten Verherrlichungen, an den alten Adel. Aber Graf von Montlosier sah nicht ein, daß diese Männer, als Bonapartens Kreaturen, nur der Revolution dienten; diese war durch Bonaparten geadelt und verherrlicht worden; das alte régime und die Männer desselben, welche Bonaparte hinter seinem Siegeswagen umhergeschleppt, waren nichts als nur Zuthaten und Verbrämungen der revolutionären Größe. Mit der Zurückkunft der alten Dynastie, und nach dem Plane des Herrn von Montlosier wäre das aber alles ganz anders gewesen. Die Männer der alten Gesinnung hätten die Oberhand gewonnen, trotz dem, daß man die Regierung den Modernen anvertraut hätte; letztere wären nur zum relief des alten régime geworden; man hätte diesen oder jenen bedeutenden Mann der neuen Zeit um die Gunst dieses oder jenes Verwitterten sich bewerben gesehen, und dadurch hätte er sich eben so gedemüthigt gefühlt, als es ihm angenehm war, unter Bonaparten einer vornehmen Person des alten régime ein Gesuch zu gönnen, sie vor Erniedrigung zu bewahren, und, ohne den modernen Standposten abzulegen, gewissermaßen ihr entgegen zu eilen. Diese ganze Idee des Verfassers war also eine wahre Ungereimtheit, und erklärt sich nur, bey einem so erfahrnen Weltmann und Politiker aus seiner persönlichen Lage. Sie hat denen ein leichtes Spiel gegeben, welche, von den hohen Verdiensten seines Werkes absehend, nur diese Schwäche berücksichtigten; und, ohne es zu wollen, hat dieser talentvolle Mann jenen Hirnlosen

in die Hände gearbeitet, welche, ganz absehend von den Personen, ihre Politik darin setzen, von den Sachen zu reden, als ob sie niemals durch Menschen ausgeführt werden sollten. Ich meine nämlich die sogenannten Doktrinärs, mit denen übrigens Graf von Montlosier keinen andern Berührungspunkt gemeinschaftlich hat.

Ein absoluter Gewalthaber, wie Bonaparte, wendet Männer aller Gesinnungen an, weil sie ihre Meinungen ihm blindlings aufzuopfern bereit sind. Nicht so der König einer konstitutionellen Monarchie. Da die Gesinnungen in derselben bis auf einen gewissen Grad unverhohlen sind, so wird Jener mit Recht verachtet, der sie seiner Politik zum Opfer bringt; und Ehre ist, trotz der Revolution und ihrer herabwürdigenden Prinzipien, als die wahre Triebfeder der europäischen Staaten, in Frankreich so wenig wie irgend sonst erschlaffet. Wie, z. B. in einer solchen Monarchie mit den Feinden derselben deren Glanz befördern? dieses heißt nun keinesweges, wie die Ueberspannten meinen, allen exzentrischen Köpfen sich gleich in die Arme werfen, aller und jeder Aeußerung des Gefühls unbedingt huldigen (daß man sie achten, und nicht unterdrücken muß, versteht sich von selbst), oder sogar sich einen Haufen geräuschvoller Intriganten aneignen, die immer bereit sind, mit ihren Verdiensten um die gute Sache zu prahlen, und die ihr keinen größern Dienst erweisen könnten, als nur ja eben über diese Verdienste zu schweigen. Wir gestehen, daß eine kluge Wahl ehrenwerther und rechtlich gesinnter Beamter die schwerste Wahl ist in einem Uebergange von einem absoluten, Alles schändenden Despotismus zu einem moralischen Zustande, in dem es vergönnt ist, wieder aufzuleben. Nur die Zeit möchte diese Aufgabe befriedigend lösen können, und alle jene, welche wie Graf von Montlosier darüber mit einem schroffen Systeme bereit sind, verstricken sich in die mannigfaltigsten Schwierigkeiten.

Es ist dem Anzeiger der Werke des Verfassers angenehm, keinen solchen Grundflecken weiter in ihnen aufzudecken zu brauchen, und ohne weitere peinliche Empfindung, die aus jedem Widerspruche der äußern Lage des Verfassers mit seiner echten Gesinnung fast immer zu erwachsen pflegt, zur Untersuchung derselben zu schreiten.

Graf von Montlosier ist ein entschiedener Anhänger des Feudalsystems und der Adelsinstitute; darin sieht er den einzigen Keim zu echter Freyheit und Größe in den christlichen Monarchieen, und möchte wenigstens, daß die neuen Formen sich in etwas dem Geiste jener anschließen möchten, aus denen, einem bedeutenden Theile nach, das System politischer Parlamente hervorgegangen. Im schneidenden Widerspruche mit seiner Zeit auf

der einen Seite, was den Geist der Formen betrifft, ist er letzteren doch keinesweges abgeneigt, indem er ein eifriger Verfechter der Independenz aller hierarchisch gegliederten, nur zu mehr oder weniger politischer Freyheit fähigen Staatsbürger ist. Die Tüchtigkeit zu öffentlichen Verhandlungen sieht er nur in den obern Klassen; aber es ist nicht wahr, wie man ihm aus flüchtiger Lesung seiner Schriften vorgeworfen hat, daß er die geringeren Klassen fast in aller ihrer politischen Wirksamkeit gehemmt wissen möchte. So grell trägt er nicht seine Farben auf, und so starr sind auch nicht seine Gedanken.

Auf welche Weise ein vollkommen unterrichteter Mann zu diesem Systeme gekommen ist, und auf welchen Grundlagen er es erhoben hat, ist der Mühe werth zu untersuchen.

Graf von Montlosier beginnt mit der Oekonomie und Politik der Nation der Franken, worin er in seinem Vaterlande unter ältern Vorgängern (Boulainvilliers, Dubos, Montesquieu) auch zwey von unsern Tagen nicht allzu entfernte, Bonamy und Mably, vor Augen gehabt hat, ohne es dabey bewenden zu lassen, und nicht selbst in die Quellen einzudringen. Hier müssen wir nur bedauern, daß dem Verfasser alle Kunde der deutschen Sprache abgeht, und er so bedeutende Schriften nicht hat benutzen können, wie unter andern die von Möser, in seiner Darstellung der Oekonomie und Politik der Nation der Sachsen, zum Kontrast mit der fränkischen. Also hat Graf von Montlosier manche Meinung für neu gehalten, die in Deutschland nicht nur längst bekannt, sondern auch umfassender und richtiger ausgeführt war als bey ihm. Dieß dem Werthe seiner Arbeit ganz unbeschadet. Um dem Geschrey unkundiger Revolutionäre vorzubeugen, welche aus dem Volk und den Bürgern die Nachkommen der Gallier und Römer, aus den höhern Klassen und der Dynastie die Nachfolger der Franken machen möchten, um ein Recht zu Repressalien sich anzueignen, und über die neuen Franken herzufallen, wie deren Ahnen einst über die alten Gallier, geht Graf von Montlosier auf der andern Seite viel zu weit. Er sucht so viel wie möglich einige celtische Institutionen analogen fränkischen anzueignen, die romanisirten Gallier und die Franken auf das Baldeste zu vermischen und zu verknüpfen, und thut so der Geschichte Zwang an. Nur glaube man ja nicht, er theile die Unkritik jener Franzosen, welche Celten und Germanen zu zwey Brüdern eines und desselben Hauses machen, und in den unvernünftigen Roman eingehen, die Franken aus Gallien herzuleiten. Auch erkennt er sehr wohl die lang bestehenden Unterschiede zwischen den erobernden Franken und den besiegten Galliern an. Was er also in gewissen Aehnlichkeiten übertreibt,

fällt nicht in Karrikatur und Ungereimtheit, und hat manchmal einigen Schein für sich. Nöthig ist es aber, die ganze Ansicht festzuhalten, daß der Verfasser polemisch gegen die Franzosen seiner Zeit verfährt, welche die Revolution zu entschuldigen gedachten als eine Reaktion für eine mehr als tausend Jahr vorhergegangene gewaltsame Befriegung. Ein Werk des Herrn Guizot hat gezeigt, daß Graf von Montlosier mehrere seiner Landsleute von dieser tollen und nichtswürdigen Idee nicht einmal von Grund aus geheilt hatte, indem Herr Guizot sich geradezu auf die Gelehrsamkeit des Grafen von Montlosier beruft, um dieselbe durchzuführen.

Dem Verfasser ist es besonders angelegen, zu zeigen, wie falsch die Ansichten derer sind, welche aus der herrschaftlichen Gerichtsbarkeit, und ferner aus dem alten Fehdenrechte Usurpationen der edeln Franken zur Zeit der letzten Carlovinger machen, und welche, diese Behauptung zu erweisen, sich alle Mühe ersparen. Nämlich, sie wollen dadurch den Adel, von vorne hinein, als eine Unterdrückungsanstalt und als ein Raubinstitut brandmarken, das die Schwäche der Monarchen beugt, um ihnen furchtbar zu werden, und das gemeine Volk unter die Füße zu erhalten. Hier ist nun der Graf von Montlosier zu zeigen bemüht, wie die sogenannten herrschaftlichen Rechte und die Gerichtsbarkeit weit älter sind als das System der Feudalität, und mit diesem nichts gemein haben; wie, bey Galliern und Römern so gut als wie bey Germanen, sie aus der Natur des landschaftlichen Besitzes, der Domäne, mit der darauf erbauten Wohnung des Besitzers, hervorgegangen; wie sie ein wahrhaftes Eigenthumsrecht sind in einem großen Theile der alten europäischen Welt, aus der Lage einzelner Wohner, und der sich um sie zum Schutz Gruppirenden, wie einer ausgedehnteren Familie, hervorgegangen, und also keine spätere Usurpation der Gewaltigen über die Schwachen, keine Zerstückelung der Gewalt der Volksgenossenschaften und der Gemeinden. Wenn der Verfasser auch den Beweis nicht durchaus in allen Stücken unumstößlich führt, wenn er nicht genug den Unterschied bedenkt zwischen der innern Einrichtung der Gallier, die, vor den Römern schon, in großen Flecken zusammen wohnten, und der ganz davon verschiedenen Einrichtung germanischer Völker, bey denen das aus der Natur der Domäne hervorgegangene Recht bedeutender anwachsen mußte, wie bey jenen Nationen, welche zu städtischen Anlagen sich schon mehr hinneigten, so ist es doch schon ein großes Verdienst, von seiner Seite sich mit deutlichen Fakten gegen eine jener Meinungen erhoben zu haben, welche die Revolutionären bis unter den gemeinen Mann gebracht, um bey ihm die letzten Gewissenszweifel über

die Beraubung der Adelsrechte und des Adelsbesitzes zu heben. Wenn man auch zu erliegen bestimmt ist, so ist es gut, seinen Gegnern die Schande eines durch solche Schlechtigkeiten errungenen Sieges zu Gemüth zu führen; denn wie sehr das bequeme Genie der Lüge und des Sophism auf die Revolution eingewirkt hat, bey allen andern leidenschaftlichen und bösartigen Trieben, ist, besonders im Auslande, immer noch nicht hinreichend bekannt.

Das Fehdenrecht, als aus der Unabhängigkeit jedes Domänenbesitzers, und aus seiner Herrschaftlichkeit hervorgegangen, vindicirt der Graf von Montlosier auch für die alten Gallier. Es ist gewiß, daß sie in steten inneren Fehden lagen, und ein Bild der Unordnung abgaben, das man gewiß nicht im selben Grade bey den Germanen erblickt. Herr Sismondi, in seiner vor Kurzem erschienenen Geschichte Frankreichs, die ein wahrer Grimm gegen den alten Adel ihm eingeflößt zu haben scheint, tadelt deßwegen den Grafen von Montlosier, und entgegnet ihm, daß, wenn die alten Gallier in steten Fehden lagen, dieses nicht zu verwechseln ist mit dem Fehdenrechte des Mittelalters, wo Individuen gegen Individuen kriegten, da, bey den Galliern, es Stämme gegen Stämme waren. Die Wahrheit möchte in der Mitte liegen. Die mächtigen Gallier, mit ihren zahlreichen Klienten, führten auch auf eigne Faust Kriege, aber dieses war nicht im selben Grade Sitte der Mächtigen wie bey den Germanen, bey denen das Fehdenrecht ursprünglich ist. Auf allen Fall sind Jene in einem großen Irrthum begriffen, welche das Recht der Fehden der feudalistischen Organisation des Mittelalters zuschreiben, bloß um sich das leichte Vergnügen zu geben, dieselbe zu beschimpfen.

Klientel, in den Grundzügen einander verwandt, war bey den Römern und Galliern, wie bey den Germanen; nur als die Franken in das romanisirte Gallien einbrachen, hatte diese lange unter dem Drucke des Despotismus, und dem Anwuchs der Munizipalitäten, aufgehört zu seyn. Ueberhaupt erblickt Graf von Montlosier — bloß um den Revolutionären triumphirend entgegnen zu können — nur allzuviel alte Gallier, und allzuviel alte und ursprüngliche Verhältnisse, wie sie im Cäsar entwickelt sind, in dem durch die Römer vollkommen umgewandelten Gallien, wo nicht mehr celtisch, sondern nur lateinisch geredet wurde, etwa die heutige Bretagne ausgenommen, welche aber doch nur entschieden celtisch wurde, als die vor den Sachsen fliehenden Britten dort zum Theil überströmten. Die Narrheit der Revolutionsschriftsteller und ihrer Vorgänger in derselben Gesinnung, ist, von Galliern zu reden, und von ihren Rechten, da wo es überhaupt keine Gallier, sondern nur Sklaven des römischen Fis-

kus und der kaiserlichen Tyranney gab. Auch zeigt Graf von Montlosier vortrefflich, wie nach der ersten Furie der Eroberung die Franken den romanisirten Galliern eine ganz andere Freyheit ließen, als sie unter den Römern genossen, wie durch diese Freyheit endlich die Besiegten sich ihren Siegern annäherten; nur übereilt Graf von Montlosier den Augenblick, er stellt ihn vor Karl dem Großen, da die Franken viel zu stolz waren, um die lange unter dem Römerjoch Entnervten alsbald in ihre politische Gemeinschaft einzukörpern; die Verschmelzung war nicht einmal vollständig unter Hugo Capet, und mit ihm kann man erst die Geschichte der eigentlichen Franzosen beginnen. Graf von Montlosier führt einzelne Beyspiele an, welche aber nur die Ausnahme beweisen, da die allgemeine Regel seiner Behauptung entgegen steht.

Ueber die Leibeigenschaft führt unser Verfasser sehr zu beherzigende Dinge an. Er stellt sie als eine Milderung der Sklaverey der alten Welt, durch den Einfluß germanischer Sitten bewirkt, da wo diese auf die römischen eindrangen, dar, und entwickelt nachher, wie das Christenthum bemüht war, wo nicht den Zustand an und für sich selber aufzuheben, so doch ihn schonender zu machen. Das ist auch die einzig gerechte Weise, die Leibeigenschaft in ihrem Ursprunge zu betrachten. Der Germane wollte nicht, wie der Römer und Gallier, von Sklaven bedient seyn, sondern nur von Freyen, von seinen Angehörigen und Freunden; dienen ehrte bey ihm nicht nur denjenigen, welchem der Dienst geleistet war, sondern auch den Dienenden. Das ist das Prinzip der ritterlichen Ehre, welche den Gehorsam geadelt, und ihn zu einer schönen Tugend erhoben hat, ein Prinzip, welches noch fortwaltet, und, außerhalb der germanischen Welt, ganz fremde gewesen zu seyn scheint. Wo also der Germane, im römischen Reich erobernd, Sklaven fand, stieß er sie aus dem Hause, siedelte sie auf dem Lande an, und so wurde allgemach aus einem harten und empörenden Sklavenstande ein Stand der Leibeigenen, der, wie unglücklich er auch immer seyn mochte, doch keinesweges in dieser Hinsicht mit dem Zustande der römischen Sklaven zu vergleichen ist. Wenn durch spätere Gewaltstreiche es geschah, daß verarmte Freye oftmals durch Unterdrückung sich in Leibeigenschaft begaben, so ist das der einzelne Mißbrauch, welchen Umfang er auch zu manchen Zeiten gehabt haben möge, und muß man darin keinesweges den Ursprung der Leibeigenschaft an und für sich selber suchen. Somit hat Graf von Montlosier auch hier die alte Zeit gegen die Vorwürfe der neuen in Schutz genommen, und Jene geschlagen, welche gar nicht anstößig finden, den Römern ein Privilegium der entehrendsten Tyranney zu geben, wenn man nur

dem alten Adel einen Vorwurf daraus macht, nach seinen angestammten Sitten frey zu leben.

Die Keime, die Entwickelung und verschiedenen Stufen, wie das Wesen der Feudalität, umfaßt Graf von Montlosier ganz vortrefflich. Ihr Ursprung ist, wie immer, nicht in den Mißbräuchen des Mittelalters, sondern im Genius der deutschen Nationen selber zu suchen. Sie besteht in einer, durch das Prinzip geadelter Dienstbarkeit modifizirten Klientel, die, anfangs nur die Person begreifend, zuletzt auch den Gutsbesitz mit dem Besitzer identifiziret, gegen den Patron verpflichtete, und sich, allmählich vom Throne an, in hierarchischer Stufenfolge, bis zur untersten Klasse freyer Männer gliederte, also den Staat in einer allgemeinen Verkettung wechselseitigen Schutzes und wechselseitiger Dienstleistungen umschlang. Ein großes Phänomen, das sich durchaus nicht aus der Klientel allein erklären läßt, wie diese auch bey Römern und Galliern statt gefunden; und noch weniger, wie schlechte Schriftsteller und Revolutionsmänner zum öftern versucht, aus der gewaltsamen Besetzung der römischen Ländereyen durch die erobernden Franken, und aus dem, was wir große Militärdotationen nennen würden. Die herrschende Ansicht des gegen die Adelsinstitute gespornten Zeitalters war die letzte. Somit erschien die Feudalität, ihrem ersten Wesen nach, als ein Werk der Unterdrückung, Schändung und Herabwürdigung des besiegten Volkes. Dazu fügte man nun, was man die Insolenz der Großen unter den Nachfolgern Karls des Großen nannte, die sich vom Throne unabhängig machend, ihre Subalternen unterdrückten, und diese wieder noch mehr Subalterne, und so immer fort bis auf die Bürger und Leibeigene; und diese Ansicht der Dinge ward in Frankreich nicht nur durch Unwissenheit und sogenannte Philosophen verbreitet, sondern war auch ein langsames Werk der Politik der Könige, und der sie unterstützenden späteren Parlamente, zur Ausbreitung ihrer Allgewalt, die sie gerne hätten populär machen, und darüber die Vorzeit vollkommen in Vergessenheit bringen mögen.

Schon im Tacitus finden wir die Gefolge, in denen das Wesen der deutschen Klientel besteht, und deren ursprüngliche Verbindungen und Verpflichtungen wir nicht genau kennen, sonst würde sich gewiß manches Phänomen der späteren Zeit dadurch aufklären lassen. Diese Gefolge waren ihrem Patron, dem sie sich freywillig, aber nur für eine Zeit ergaben, und der stolz war, sie zu schützen und zu belohnen, wie sie es waren, ihm zu dienen, auf Tod und Leben, so lange die Verpflichtung währte, ergeben. Man begreift, wie einerseits die Mächtigen diese Gefolge zu mehren und festzuhalten suchten, und wie andererseits diese Gefolge

ihren Dienst immer höher anschlugen, und Schutz und Belohnung in immer höherm Grade begehrten, der Treue unbeschadet. Als die Deutschen sich auf ein größeres Gebiet verbreiteten, und alle Theile der Nation, auch die früher meist ziehenden Gefolge, Ersterer Sitze einnahmen, diente man mit dem festen Gute sowohl wie früher mit der Person, und umgekehrt beschenkte man unter gewissen Verpflichtungen, der Huldigung besonders, oder belehnte man mit dem Gute sowohl als früher mit Schmäusen, fahrender Habe oder mit Waffen. Die höchste Ehre für Verwandte und Freunde, wie wir gesagt haben, bestand darin, einem Herrn und Beschützer liebend zu dienen; diese Ehre war auch die der Gefolge. Nun aber wurde, in den spätern Zeiten der Carolinger, und früher schon einzeln, das Gleichgewicht, welches zwischen den Gefolgen und den einzelnen Freyen, die entweder einzeln und patriarchalisch, oder in Art von Genossenschaften und Gemeinden lebten, gebrochen, und die Freyen (Arimannen, wie sie oft heißen, die Ehren und Wehren, wie Möser sie nennt, die sich einander ihren Besitz und ihre Sicherheit Verbürgenden, die Bürger mit einem Worte) wurden oft von den Gefolgen und ihren Patronen unterdrückt, manchmal durch Armuth, manchmal durch Gewalt gezwungen, sich in den Schutz eines Mächtigen zu begeben, und die Stärke der Gefolge, aber im untergeordneten Grade der Dienstbarkeit und des Schutzes, zu vermehren. Das war der schreyende Mißbrauch, aber er fand nie in jener Allgemeinheit statt, welche man oftmals behauptet hat, sonst hätten die Bürger im Mittelalter nie zu jener großen Macht anwachsen können, zu welcher sie so bald anwuchsen. Dieser Umstände freylich erwähnt Graf von Montlosier, aber er gleitet darüber hin, um so viel wie möglich vom Adel jeden Schein zu entfernen, als hätte er irgendwo unterdrücket, wodurch er der Sache, die er behaupten will, mehr schadet als eigentlich nützt. Die volle Wahrheit vor Allem, sie allein lehrt gerecht und mäßig zu seyn, und durch menschliche Schwäche und Thorheit sich nicht irre machen zu lassen in Anerkennung des Guten.

Die erwähnten Gefolge nun bestanden zuverlässig in ihrem Ursprung, dem größern Theile nach aus dem jungen Adel. Er wurde in Häuser der Mächtigen von seinen Verwandten hingesandt, und mit den Kindern des Hauses erzogen, um den Herren zu dienen; uralte Sitte, die man fälschlich der Ritterzeit zugeschrieben hat, da sie sich in den ältesten Monumenten, und, unter andern, bey den heidnischen Skandinaven findet. Wenn diese Erziehung irgend vergleichbar ist, so ist sie es mit der des persischen Achämenidenstammes, einer der vielen Fingerzeige mehr zum Beweise der nahen Verwandtschaft persischer und germani-

scher Nationen. Moderne Adelshasser und Demagogen haben, in Deutschland besonders, vor Kurzem behaupten wollen, die alten Deutschen hätten in einer vollkommenen Demokratie gelebt, ungefähr unter der Munizipalverfassung des Lafayette, und unter dem Schutze der *droits de l'homme*, und geglaubt, sie könnten diese Behauptung aus dem Tacitus rechtfertigen. Daß dieser tiefsinnige Forscher nicht immer in seiner Sprache (da sein Volk eine ganz andere Verfassung hatte) passende Ausdrücke fand zur Bezeichnung der socialen Verhältnisse der Germanen, daß er sie daher nicht alle erschöpfet (z. B. ihre Religion schon nicht), ist begreiflich, daß er aber große Geschlechter unter den Germanen erblicket, geht nicht allein aus seinen Worten hervor, sondern schon aus der Natur der Sache, wo von den Gefolgen die Rede ist. Wo deutsche Völker uns anfangen mit ihren Monumenten, besonders der Sprache und ihren Gesetzen näher bekannt zu werden, da treffen wir überall auf die förmliche Erwähnung der Geschlechter der Adeligen (Edelingi, Audalingi, u. s. w.). Diese Geschlechter müssen sich durch irgend etwas ausgezeichnet haben, und die Folge der Geschichte zeigt unumstößlich, daß dieß besonders durch die Natur ihres Dienstes und ihrer Anhänglichkeit an noch größere Geschlechter war, deren Gefolge sie größtentheils bildeten. Sie waren die Freunde, die Getreuen, die Gesellen, oder, wie man später sagte, die Vasallen, die edeln Klienten, und auf den Schutz, den sie genossen, und auf den Dienst, den sie leisteten, so stolz als der Ariman, Wehre oder Ehre, der nicht im Gefolge sich befand, auf sein unabhängiges Bürgerrecht. Uebrigens versteht sich von selbst, daß alle Edeln im Gefolge zu gleicher Zeit Arimannen, Ehren oder Wehren waren, nur so lange sie im Gefolge sich befanden, nicht zum Dienste für die allgemeine Sache, wie die andern freyen Männer, gezwungen, da sie schon außerdem sich beschäftigt befanden. Eben diese Verbindung zweyer Eigenschaften, als Männer der Nation und als Männer im Gefolge, machte ihnen später leicht, ihre Zahl, und dadurch ihre Macht zu vermehren. Der Nationaldienst wurde dem gemeinen Freyen drückend, je weiter das Gebiet der Nation sich erstreckte; da der im Gefolge dieses Dienstes, wo Kollision statt fand, überhoben war, so begab sich der gemeine Freye später gern ins Gefolge, wurde Vasall des Vasallen, und, wie wir sagten, wenn er dem widerstrebte, zum öftern dazu gezwungen.

Was den deutschen Völkern und insbesondere den Franken am unerträglichsten geschienen, war die Form der römischen Justiz mit ihren Gerichtsbeamten und Chikanen. Wo sie siegend eindrangen, und das römische Recht antrafen, ließen sie dieses aber unangetastet, ja, die gothischen Völker in Italien und in dem

südlichen Frankreich huldigten bald dem römischen Rechte, doch ist dieß eine Ausnahme. Im ganzen nördlichen Gallien verschwand allmählich die römische Prozedur, und überwog die politische Form der fränkischen Justizverwaltung. Die verschiedenen Schicksale der ersteren, und ihr immer in engerm Zirkel umschlossener Kreis, wegen der großen Verbreitung des Frankenvolkes über ein so weitläuftiges Gebiet, wie das ihre, hat Graf von Montlosier mit großer Klarheit dargestellt. Wie die ganze Justizverwaltung, so wie der Zustand der Freyen in großer Mehrzahl, theils durch die oberwähnte Gewalt der Dinge, theils durch den Mißbrauch derselben, endlich feudalistisch wurde, sich gestaltet, hat unser Verfasser auch deutlich angegeben, nur mit allzu ausschließlicher Hinneigung für die Rechte der feudalistischen Gerichtshöfe und Parlamente, was aber auch seine sehr achtungswürdige Seite hat. Dieß ist eben der Punkt, wo sich die Politik der französischen Könige aus dem Capetischen Hause zu zeigen beginnt, und diese Politik hat Graf von Montlosier keineswegs geschont, sondern sie unverhohlen aufgedeckt. Vielleicht ist er nicht immer ganz gerecht gegen den Gang der Capetischen Dynastie gewesen, und hat die Vortheile nicht genug erwogen, welche ihre um sich greifende politische Größe für Frankreichs Zentralkraft nach innen und außen gehabt hat.

Der Franke, wie der alte Deutsche, war ein Mann im ganzen Sinne des Worts, und glich darin dem Römer der Vorzeit. Frey auf seinem Domäne, mit Verpflichtungen für die allgemeine Sache, mit denen er geboren war, oder für den besondern Herrn, Freund oder Gönner, denen er sich aus eigenem Triebe unterzogen hatte, war er mit den Freyen seiner Gemeinschaft oder auch seiner Genossenschaft Bürge für Recht und Unrecht, Alle standen für Einen, und jeder war der geborne Richter oder vielmehr Aufseher des Andern, zum Wohl und zur Bürgschaft des Ganzen: so bildete sich ein vortrefflicher Gemeingeist. Als das Feudalsystem fast ausschließend wurde, verschwand zwar etwas von diesem Patriotismus, wurde aber, in gewissem Sinne, durch die Bande der Ehre, Treue und unangetasteter Wahrheitsliebe ersetzet. Besser wäre es freylich gewesen, wenn der Gemeingeist nicht aufgehoben worden, und neben dem andern Geiste frey hätte fortbestehen können, wie das später der Fall war, als Städte und Gemeinden mit republikanischem Freyheitssinne sich neben den Herren der Domänen und des Landes erhoben. Das Haus der Capets aber wollte weder den Gemeingeist im alten Sinne, noch den Lehensgeist, aber suchte sich einen rein monarchischen Geist mitten durchzubrechen, auf daß die Nation ihr ganzes Leben in diesem Hause konzentrire. Das durchzuführen fingen die Könige

dieser Dynastie auf doppelte Weise an. Zuvörderst machten sie den feudalistischen Parlamenten, die keinen bleibenden Sitz haben konnten, nach Art der Alten größere und kleinere Plaids der gesammten Nation oder eines Theils der Nation, den Dienst äußerst sauer, ja zuletzt unmöglich. Sie erhuben nämlich Konflikte, und während der Baron mit seinen Leuten hier zu Gericht gerufen wurde, berief ihn der König dort an seinen eigenen ziehenden Hof, und forderte so von ihm verschiedene Dienste, denen er nicht allen auf einmal genügen konnte. So, und durch noch andere unzählige Plackereyen und verwickelte Eingriffe in die Rechte der Gerichtshöfe brachte der König es zu Stande, daß den Großen und dem ihnen anhängenden Adel die Gerechtigkeitspflege zur Last wurde. Nun zeigt Graf von Montlosier auf sehr geschickte Weise, wie die Fürsten dahin kamen, ihre Leute in den Parlamenten unterzubringen, alle Formen der Justiz zu verwickeln, endlich, zum Behufe dieses Unternehmens, das in italienischen hohen Schulen gepflegte römische Recht, oder vielmehr die Prozedur dieses Rechtes anzuwenden, so daß die freyen Männer, wenn sie erschienen, stumm und wie Nullen in den Gerichtshöfen sitzend, sie endlich verließen, und zuletzt (was man dem Adel oft vorgeworfen hat) ihren Haß von den Jurisconsulten sogar auf die Wissenschaft überhaupt übertrugen. So kam denn in den Gerichtshöfen eine eigene gelehrte Klasse auf, die rein monarchisch gesinnt war, mit absoluten Sentenzen römischer Gewalthaber erfüllet; eine Klasse, die den Königen in ihrem Unternehmen zur Seite stand, die große Scheidung zuerst bewirkte zwischen dem, was man in Frankreich *l'epée* und *la robe* genannt hat; das Richtamt alles politischen Rechtes (trotz der unhaltbaren Prätensionen späterer Parlamente) vollkommen entkleidete, den Adel und die feudalistischen Institutionen mit immer kühneren Streichen allgemach unterhöhlte und zertrümmerte.

Die andere Art, auf welche die Dynastie der Capets das Ansehen und die Rechte der politischen Nation, in den hierarchisch gegliederten Domänenbesitzern konzentriret, bey Seite schaffte, war, den aufkommenden Bürgergeist der Städte und Gemeinden zu benützen, um ihm gegen den Adel Eifersucht einzuflößen: ein treffliches Mittel zugleich, um die Macht der Bürger, denen man gewandt schmeichelte, in ihrem Fortschritte zu Gunsten der königlichen Herrschaft zu hemmen. Höflinge der Fürsten und neuen Parlamente, wie besoldete Schriftsteller, haben ein gewaltiges Geschrey damit gemacht, daß der dritte Stand in Frankreich den Königen seine Freyheit verdanke, und dieses zwar durch Unterdrückung des Adels und Begünstigung der Bürgerrechte. Ganz so verhielt es sich nicht. Ludwig, zubenannt der Dicke, wie

andere Fürsten, seine Nachfolger, wie alle Großen, wie die meisten ansehnlichen Besitzer, da sie einen großen Aufwand machten, und Geld nöthig hatten, besonders im Eifer der Kreuzzüge, verkauften den sich auf ihren Domänen und unter ihrem Schutze gebildeten Gemeinden, zum öftern ihre Freyheit, und so traten diese in einen unabhängigen Stand, woraus die Bürgerschaften des Mittelalters erwuchsen.

Graf von Montlosier, als ausschließlicher Schutzredner des Adels, und die politische Gewalt oder die Fähigkeit dazu einzig und allein im Adel erblickend, schildert zwar den Zustand der Bürgerschaft im Mittelalter zur Genüge, aber er ist gehässig gegen diese, weil sie wirklich, zum öfteren durch die Politik des Thrones, sich selber unbewußt, hingerissen, schreyendes Unrecht dem Adel angethan. Aber das ist nur die eine Seite der Dinge, und gewissermaßen (wenn der Ausdruck erlaubt ist) die Kompensation dafür, daß der Adel in früherer Zeit den gemeinen Freyen, den Arimannen, öfters gezwungen, in seine Vasallenschaft sich zu begeben. Nichts desto weniger konnten Adel und Bürgerschaft, oder freye Landeigenthümer, einzelne Wohner, und geschlossene Gemeinden, eben so gut neben einander bestehen wie vormals die unabhängigen Wehren und die Gefolge; ja, nichts verhinderte viele vom Adel, wie das auch wirklich oft geschah, an den Bürgerrechten Theil zu nehmen, wie der Mann im Gefolge vormals auch deßhalb nicht aufhörte ein freyer Wehre zu seyn, und als solcher, von seinen besondern Verpflichtungen abgesehen, zu handeln. Graf von Montlosier läßt dieß, mit einer gewissen Einseitigkeit, nur zu sehr aus den Augen, und sieht im Aufkommen des Bürgerstandes nur die Vernichtung des Adels. Hätten aber der Adel und die Bürgerschaft gemeine Sache gemacht, so wäre die Idee einer absoluten Monarchie unausführbar geworden, die Juriskonsulten in ihr ursprüngliches Nichts zurückgekehrt, die Nation hätte ihre Rechte behauptet, und eine Verfassung wäre durch die Zeit gebildet worden, der englischen nicht ganz unähnlich, obwohl mit beträchtlichen Verschiedenheiten. Von Unterordnung einer Klasse unter die andere wäre eben so wenig die Rede gewesen, als von der Aufopferung der einen zu Gunsten der andern, obwohl es in der Natur lag, daß die edeln Familien ein unbestrittenes Ansehen und einen unbeneideten Glanz behaupteten. Auch hatte die Bürgerschaft des Mittelalters sich schon ganz feudalisirt, und die Städte besaßen Rechte derselben Natur und oft sogar Vasallen desselben Ranges, wie die Großen des Reichs.

Philipp der Schöne, welcher mit einem Dache das Gebäude geschlossen, dessen festesten Grundstein Philipp August gelegt, besaß schon die aus Machiavel so bekannte Poli-

tik der Vorspiegelungen. Er nahm die Wirklichkeit und ließ den Schein; er schnitt den letzten Nerv der alten Freyheit ab, durch seine Organisation der Parlamente, und berief doch Generalstaaten, die, von den Parlamenten und ihrer richtenden und gesetzgebenden Bedeutung getrennt, nur der Schatten der alten Institutionen waren. Den sogenannten dritten Stand führte er aber in diese Generalstaaten ein, um die obern Klassen dadurch im Gleichgewicht zu halten, die einen durch die andern aufzureiben, und sorgfältig alles Verständniß und innige Verbindung der drey Stände zu hindern, wozu ihre vollkommene Absonderung in drey Orden vortrefflich paßte. Freylich hatten die Könige zum öftern, besonders während den englischen Eroberungen, mit eben diesen Generalstaaten manchen harten Kampf; aber letzteren wollte es nie mehr gelingen, die alte parlamentarische Gewalt, in ihrem Umfange, sich anzueignen. Eine ganz neue Zeit war schon entstanden, die Trümmer der alten schwankten ohnmächtig hin und wieder, aber doch blieb noch den alten Sitten der Triumph; sie überwanden Jene, welche die Institutionen darniedergeworfen hatten.

In alles drangen diese alten freyen Sitten ein, und auch in die Parlamente, welche einen großen Theil ihres Rufes verdienen, und durch ihr moralisches Gewicht schnell die machiavellistische Art ihrer Entstehung in Vergessenheit brachten. So herbe die Politik der Krone auch gewesen war, so ließ sich an ihr doch nicht eine gewisse Größe und Festigkeit verkennen; Frankreich wurde eine runde Macht, und stand, besonders in Hinsicht der meisten andern europäischen Nationen, und mit ihnen verglichen, in großer Einheit da; so konnte es auch mit solcher Schnellkraft und so oft von solchen furchtbaren Wunden sich erholen, wie die englischen Eroberungskriege sie ihm geschlagen. Jene Liebe, welche die alten Barone, ihres Gehorsams und ihrer Diensttreue unbeschadet, oft für ihre persönliche Unabhängigkeit besessen, wandten sie nun dem Throne zu, und der Monarchismus wurde schon früh zu einer Art von Schwärmerey in Frankreich; einer Schwärmerey, die, in späterer Zeit, unter Ludwig dem XIV. ihre größte Höhe erreicht zu haben, und durch die Revolution zum Theil untergegangen zu seyn scheint. Alles das erkennt Graf von Montlosier wohl an, aber, aus vorgefaßter und ausschließlicher Neigung für das Feudalsystem, huldigt er diesen durchaus edeln Gefühlen nicht genug, obgleich er selber, zu mehreren Malen, und durch die That seines Lebens, von ihnen sich erwärmt und durchglüht zeigt.

Es blieb noch Eines übrig, um die reine Monarchie vollständig zu begründen, und auch die letzten unhaltbaren Trümmer des

alten Systems fortzuschaffen; nämlich ein Heer regelmäßiger Truppen, und Abschaffung oder allmählicher Verfall der alten Aufgebote. So wie einst das alte Aufgebot, welches man geglaubt hat in Landwehr und Landsturm (einer ausgedehnteren Konscription) uns wiederzugeben, durch die in ein vollkommenes Feudalsystem umgewandelte Macht der Gefolge ersetzt worden, so wurden letztere auch, zum Theil, und schon frühe, durch ziehende Rotten und Heerhaufen ersetzt, welche, von kühnen Abenteurern angeführt, sich in den Sold der Mächtigen begaben. Diese Haufen waren eine schreckliche Plage des Landes, und sie in ein stehendes Heer umzuwandeln ein erster Versuch zur guten Ordnung, aber auch ein Mittel, das oft gemißbraucht wurde. Karl der VII., ein leichtsinniger und nicht gut gearteter, aber in der alten französischen Kronpolitik forthandelnder Fürst, legte, durch seine Armee jenen Grund und Boden zu der Tyranney, durch die Ludwig der XI. so furchtbar und verabscheuenswerth erschienen, daß, aus Haß gegen ihn, dem ganzen moralischen Gebäude Frankreichs die größte Gefahr drohete. Erst dem Kardinal Richelieu gelang es, der Armee eine solche Organisation zu geben, daß an ihr sich aller Eigenwille brach: auch war, von Ludwig dem XI. bis auf ihn die innere Politik der französischen Könige unsicher und schwankend, wenn wir mit dem Finanzsystem des guten Heinrich eine Ausnahme machen.

Da fast alle Bande der Vasallenschaft, welche den Adel unter sich hierarchisch gegliedert und befestigt hatten, zerstört waren, und die Masse von Edelleuten in direkter Unterthänigkeit gegen den Thron sich befand; da außerdem der Adel, in ererbtem Zwiespalt mit der unterrichteten Klasse der Parlamente, sich von jeder andern Laufbahn ausgeschlossen sah, als der militärischen; da er immer mehr dem Hofe zuströmte, wegen seiner aufgehobenen andern Verbindungen, um den Glanz des Thrones zu vermehren, aber auch um sein Eigenthum zu verzehren, und zu verarmen: so geschah es, daß es fast ein ausschließliches Vorrecht des Adels wurde, in des Königs Heere zu dienen, in seinen Sold zu treten, und da dieß als ein Vorrecht erschien, so wurde der zuvor gering geachtete Dienst der Söldner zu einer neuen Ehre: die Ritterehre, welche aufgehört hatte politisch zu seyn, und nur bloß als ein individuelles Gefühl übrig blieb, flüchtete sich in die Soldatenehre, in die Ehre des Militärstandes. Wieder eine merkwürdige und, für die Folge, sehr einflußreiche Revolution für die Sitten.

Herr von Montlosier ist so eingenommen für den Adel, und so rücksichtslos gegen die andern Stände der Nation, daß er, der sonst unbedingt dem Katholizismus huldigt, doch in etwas

Protestant wird, weil ein Theil des Adels unter Franz dem I. die kirchlichen Unruhen benutzte, und das Panier der Reformation aufsteckte, aus bloßem Trotz gegen das, aus seinen alten Rechten ihn verstoßende Königthum. Hierin gleicht er in etwas dem berühmten Grafen Boulainvilliers, und dem bekannten Herzog von St. Simon, von denen der erste ein Unchrist, der zweyte ein halber Jansenist wurde, nicht aus eigenthümlicher Gesinnung, sondern aus wahrem Ingrimm darüber, daß die Geistlichkeit früher, wie zu ihrer Zeit, der absoluten Gewalt das Wort geredet zu haben schien. In seinem Unmuth gegen das römische Recht, oder vielmehr gegen den Despotismus predigenden Codex Justinians, scheint der Graf von Montlosier fast die mosaische Gesetzgebung anzugreifen, weil sie den Königen einen falschen Begriff von ihrer Größe gegeben, als seyen sie nur Männer Gottes und nicht bloß, nach fränkischem Rechte, Männer der Nation. Graf v. Montlosier bewährt sich im Grunde nicht nur als ein entschiedener Christ, sondern auch als ein echter und umumwundener Katholik; er war in der Konstituante einer der eifrigsten Vertheidiger des fallenden Altars und der Rechte der Geistlichkeit; er spricht, an vielen Stellen seiner Werke, einen entschieden frommen Sinn aus, und fordert für die Geistlichkeit einen ihr gebührenden Wirkungskreis; er kann aber doch seinen Groll darüber nicht verhehlen, daß sie sich nicht immer streng an den Adel geschlossen, und öfter für die Gewalt der Könige gestritten hat. Gewiß hat die gallikanische Kirche, schon in früherer Zeit manche und wichtige politische Fehler begangen, und schwer dafür gebüßet; aber unser Verfasser ist, in manchen Stücken, nur zu sehr geneigt zur Einseitigkeit und Uebertreibung. Er sieht nicht genug ein, daß, wie edel, stolz und politisch groß auch die germanischen Sitten an und für sich selber waren, das Christenthum, mit mildem Geiste sie durchwehend, sie doch eigentlich erst geläutert hat. Die Geistlichkeit, wäre sie auf dem Pfade gewandert, den Graf von Montlosier ihr, von vorn an, anweisen möchte, wäre fast wieder heidnisch geworden, politisch und kriegerisch, wovor sie aber die kühnen Anstalten Gregorius des VII. bewahret haben. Ihr hohes Verdienst im Mittelalter ist eben ihr Anschließen an die Universitäten und emporkommende Wissenschaft, was ihr Graf von Montlosier fast zum Verbrechen machen möchte, da er gegen die Rechtsgelehrten bitter gestimmt ist, die, durch die Schlingen ihres mannigfachen Wissens, die Männer der alten und politischen Justiz in für sie unzertrennliche Netze verstrickten, und ihnen die Verpflichtung der Rechtspflege ganz und gar verleideten.

Unser Verfasser sucht den Widerstand der heutigen Menge

gegen die Geistlichkeit nicht so eigentlich in der Frivolität des Zeitgeistes, als darin, daß die gallikanische Kirche eine Hauptstütze der absoluten Monarchie gewesen. Diese Ansicht leitet ihn so weit, die Geistlichkeit fast ganz aus den Staatsangelegenheiten verbannt wissen zu wollen. Aber hier verfällt unser Verfasser in mehrere Widersprüche und Inkonsequenzen. Er sagt dem Clerus allen möglichen Einfluß auf die großen Akte des Lebens zu, und will z. B. den Ideen der Revolutionsmänner ganz zuwider, daß er allein den Ehen vorstehe, die Register der Geburten halte, wie vormals, und daß die Civil-Behörden in dieselben keine Einsicht haben sollen. Eine katholische Ansicht der Dinge, die der großen Unbefangenheit des Verfassers Ehre macht, und zeigt, daß er sich auf keine Weise durch den Zeitgeist imponiren läßt. Auf der andern Seite, und, man halte dieses fest, bloß aus Aerger über die Politik der gallicanischen Kirche, im Betreff seines Lieblingsgegenstandes — möchte er den Clerus ganz in seine Tempel verschließen, so daß er nichts sey und bilde im Staate. So redet ungefähr einer der ehrsüchtigsten Geistlichen neuerer Zeit, Herr von Pradt, aus ihm bekannten Gründen; so sagt der große Haufe der Liberalen. Doch wünscht, mit sich selber widerstreitend, der Verfasser nicht nur, daß die hohe Geistlichkeit, auf alte Weise, in der Pärskammer sitze, sondern auch daß die niedre Geistlichkeit in der Deputirtenkammer erscheinen möge. Was den Grafen von Montlosier eigentlich plagt, und was er mehr im Auge hat als den politischen Einfluß der Geistlichkeit, was er aber sich nur selber unklar sagt, ist das oft vorgekommene Eingreifen der früheren Geistlichkeit in alle häuslichen Angelegenheiten, ist ihre manchmal vorgekommene Herrschsucht im Innern, wozu sie sich besonders an die Frauen wandten, um Lenkerinnen des ganzen weltlichen Lebens zu werden. Er meint, der Priester solle sich suchen lassen, und sich nicht unberufen in alle Dinge einmischen. Das ist es freylich, was dem Ansehen der Geistlichkeit bey den heutigen Franzosen am meisten schadet; sie legt ihnen einen Zwang an, und man will sich gerne, ohne daß irgend ein Nachbar sich darum kümmere, ungebunden bewegen. Es ist nicht zu läugnen, daß das Benehmen vieler Geistlichen vormals weder klug noch bescheiden war; daß sie sich nicht mit ihrem erhabenen Berufe im Tempel, und mit ihrem politischen Leben im Staate begnügten, sondern wohl auch das ganze Familienleben beherrschen wollten, was ihnen zuletzt übel ausgeschlagen ist: aber die darüber Zürnenden, die große Klasse von Weltleuten, macht es sich auch gar zu bequem, und, mit aller ihrer vorgeblichen Ehrfurcht vor dem Priester im Tempel, wird er ihr rein nichts, die Pietät verschwindet, und der Leichtsinn nimmt überhand. Graf

von Montlosier und die ihm Gleichgesinnten reden viel von der religiösen Stimmung unsrer Epoche, und suchen in ihr einen Kontrast mit dem Hasse gegen die Geistlichkeit aufzudecken; diese religiöse Stimmung denkt er dadurch zu beweisen, daß alle Fortschritte des Protestantismus im heutigen Frankreich unmöglich sind. Das ist der Wahrheit gemaß, hängt aber mit der vom Abbé la Mennais scharfsinnig zergliederten Lauheit und Indifferenz der Masse zusammen, welche aus Gewohnheit beym Katholizismus stehen bleibt, und deßhalb um die Modephilosophie des verflossenen Jahrhunderts sich wenig mehr bekümmert, weil sie keinen regen Antheil mehr nimmt an irgend einer geistigen Frage.

Uebrigens zeigt sich Graf von Montlosier, im wahren Kontrast mit den sogenannten Liberalen, sehr tolerant. Er macht ihnen zum öfteren bittre Vorwürfe über die unumschränkte Aufhebung des Mönchthums. So sehr es dem jetzigen Zustande der Kultur im civilisirten Frankreich entgegen, ja, so unmöglich es seyn mag, reiche Abteyen auf diesem Boden sich wieder erheben zu sehen, so gehässig ist es doch, fromme Männer und einsame Beschauer davon abzuhalten, stehende Vereine unter sich zu bilden; und mit Recht charakterisirt Graf von Montlosier dieß als den allerhärtesten Gewissenszwang, dessen sich so oft die sogenannten Liberalen schuldig machen. Die aufgeklärten Männer unsrer Epoche werden über den Verfasser lachen, der nicht alles in die bloße Materie setzt, der das System der Nützlichkeit als ein sehr untergeordnetes betrachtet, und die Kraft des Gebetes so wie den Adel der Gesinnung und des Benehmens, eine rastlose Thätigkeit im Dienste des Vaterlandes weit höher setzt als Fabriken und Manufakturen, deren untergeordneten Werth er übrigens in vollem Sinne anerkennt. Nur stellt Graf von Montlosier zuletzt, was die andern an die Spitze stellen.

Wir kehren von dieser Digression zurück zu dem historischen Gange des Verfassers in Betrachtung der Entwicklung der politischen Zustände Frankreichs. Im Kardinal von Richelieu zeigt er die, seit Ludwig dem XI. besonders durch die huguenottischen und liguistischen Kriege, in denen der alte Adel sich wieder in älterer Macht aufzuschwingen gedachte, eingeschlafene Politik des französischen Königthums für die Centralisation seiner innern Macht und Erhebung seiner Absolutheit. Ludwig der XII. war ein Vater des Volkes, und stand ziemlich stille in seiner politischen Bewegung; das Andenken des ungeheuern Machiavellismus Ludwig des XI. war noch allzu rege. Franz I. wiegte sich mit ehrsüchtigen Planen, all sein Streben ging nach außen, um Karl V. das Kaiserthum abzuringen; dazu waren ihm

alle Mittel gut, z. B. eine Allianz mit den Türken, und die Unterstützung der Protestanten in Deutschland, während er sie in Frankreich niedermetzeln ließ. Doch beginnt eigentlich erst mit dem Konkordate Franz des I. die Abhängigkeit der gallikanischen Kirche vom Throne, und ihre größere, endlich gänzliche so unkluge Entfremdung von den übrigen Interessen der Masse der Nation. Heinrich IV., dessen äußere Politik war, wie die aller französischen Könige, — den heiligen Ludwig, vor Allem den Gerechten, ausgenommen, — das ist, der nur dahin zweckte, Frankreichs Größe auf den Ruin aller Nachbargröße zu erheben; war jedoch nur darauf bedacht, im Innern mit Mäßigung und, zu gleicher Zeit, mit Festigkeit zu verwalten, aber ohne selbstsüchtige Plane. Seine Regierung wurde, in dieser Hinsicht (wie einst des französischen Karl V.), durch Ordnung und Weisheit merkwürdig, nicht aber durch den Gedanken der Vergrößerung der königlichen Gewalt. Dieser Gedanke nahm die ganze Seele des Kardinals Richelieu ein; er erfüllte ihn, unter einer schwachen Puppe von Fürsten, mit Blutdurst. Selten hat es aber einen Mann in der Geschichte gegeben, der stärker gewollt hat als dieser, der größer, unumwundner und planmäßiger war in Verbrechen. Kein Luxus in dieser Hinsicht bey ihm, nur das Nöthige; mit Ausnahme jedoch einiger wenigen Opfer, die seiner Rachsucht fielen. Der Kardinal legte den Grundstein zur Größe Ludwig des XIV., welcher zur Idee hatte in den Formen des Ritterthums und der Galanterie einen wahrhaft asiatischen Despotismus zu verkleiden. Bey diesem Punkte müssen wir, auf einen Augenblick, verweilen.

In Ludwig XIV. ist die Idee einer absoluten glanzumflossenen Monarchie, wie die französischen Könige sie von jeher bezwecket, endlich zur Erfüllung gekommen. Ob er sie, ohne seinen Vorgänger, den Kardinal, jemals realisirt hätte, bleibt zwar eine große Frage. Nach Allem aber, was vorhergegangen, war es kaum möglich, daß Ludwig einen andern Weg eingeschlagen als den er genommen. Der letzte Schwung unabhängiger Feudalgröße war durch den Kardinal Richelieu zerknicket; Mazarin hatte die Macht der Gemeinden gebrochen; eine Anarchie, ein wüstes Umherschwanken verworrener Elemente, Trümmer eines ungeheuern nationalen Schiffbruchs, wäre erfolgt, wenn der König nicht Alles um seinen Thron koncentriret, den ganzen Staat auf seine Person bezogen hätte. Wie ein geistreicher Schriftsteller, Lemontey, vor Kurzem bewiesen hat, gab Ludwig XIV. dem berühmten Reisenden und epikuräischen Philosophen, Bernier, den bestimmten Auftrag, ihm ein Gemälde von der Staatskunst des großen Mogols, und von der Pracht

seines indisch-tatarischen Hofes zu entwerfen. Das mochte wohl der Hochmuth Ludwig dem XIV. eingeben, aber sein persönliches Gefühl lehrte ihn anders. Er war sehr galant und, in manchen Stücken, wo sein bis ins Lächerliche und Wilde verzerrter Stolz nicht in Anspruch kam, mit einer gewissen ritterlichen Großmuth erfüllet. Daß alles auf ihn bezogen werde, daß sein Hof wie eine Sonne leuchte, und er in derselben der alles verdunkelnde Lichtpunkt sey, war sein Hauptstreben. Damit vertrug sich aber keine platte Kriecherey und keine ekelhafte Unterwürfigkeit. Im Adel lebten noch einige Funken des alten unabhängigen Geistes; mit einer gewissen Grazie und ritterlichem Benehmen beugten sich also die Großen vor dem Könige, und waren noch stolz in ihrer Demuth. So bildeten sich neue Lebensbeziehungen. Der Keim der Geselligkeit, den die Natur im französischen Volke niedergelegt hatte, wurde fruchtbar entwickelt. Diese Geselligkeit verschlang nun Alles, ersetzte alle politischen Institutionen, und ihr höchster Gipfel und Zierde war der Zirkel am Hofe. Darin lagen zwey Resultate verborgen; auf der einen Seite eine, dieser glänzenden Kultur entsprechende, allgemach sich entwickelnde Schlaffheit und Korruption, da es nichts Ernsteres im Staate gab als das Vergnügen; andererseits die allmähliche Annäherung und endliche Vermischung der Stände, welches Hinneigen der höhern Klasse zu der minder hohen, in den geselligen Verhältnissen, eben die Eitelkeit der letzten so gewaltig reizte, und eine der Haupttriebfedern war für so viele republikanische Phänomene der Revolution: die übertriebene Adelssucht machte, daß man den alten Adel furchtbar verfolgte.

Graf von Montlosier ist hierin ein sehr talentvoller, nur nicht genug entwickelnder Darsteller. Auch ist er ungerecht gegen den Schöpfer aller dieser Pracht, Größe, und endlichen Armseligkeiten. Er hat sich darüber erklärt, das sey nur von ihm geschehen, um einen indirekten Angriff auf Bonaparte, als er noch thronte, zu wagen, der sich vorgenommen, bald die römischen Kaiser, bald Karl den Großen, endlich Ludwig XIV. nachzuahmen. Jener Monarch, das Idol aller rein monarchisch gesinnten Franzosen, hat schon zu viele Dinge verbrochen, und sie sind ihm, in alten und neuen Zeiten, zu scharf vorgehalten worden, um nicht endlich auch, ohne sein Lob, wie Voltaire, zu übertreiben, vollkommen billig mit ihm zu verfahren. Was am Tadelnswerthesten war an Ludwig XIV., tadeln seine französischen Gegner nicht einmal an ihm, eben weil es der Nationaleitelkeit schmeichelt: nämlich seine ungerechten Kriege und Eroberungen. Sein kleinliches und häßliches Benehmen wider den Pabst hat Graf De-

maistre, vor kurzem, mit scharfer Rüge gezeichnet. Die liberalen Gegner des Königs loben aber, in dieser Hinsicht, sein Benehmen; seine royalistischen Parteygänger suchen ihn darüber mit banalen Maximen des Gallikanismus in etwas zu entschuldigen: aber über dieser letztern Schwäche wollen wir uns nicht lange aufhalten. Der bitterste und gerechteste Tadel fällt auf die Art, wie er nicht nur die Protestanten aus Frankreich vertrieben, sondern auch durch empörende Dragonaden sie bekehren wollen. Von diesen Dingen abgesehen, worüber seine Lobredner wie über glühende Kohlen hinwegeilen, und bey denen seine entschiedenen Gegner ausschließlich verweilen, bleibt noch an ihm sehr Vieles zu loben, und, mit den Augen eines Franzosen, der das Ideal der absoluten Monarchie in Gedanken hat, Vieles zu bewundern übrig, und zwar dieses nicht nur von der glänzenden, sondern auch von der nützlichen Seite der Dinge. Unter ihm bildete sich die französische Sprache zu dem, was sie nun ist, zu der Sprache der Geselligkeit, Mäßigung und des Verstandes; wenn gleich die Konvenienz sie zu sehr beherrscht, so fehlt es ihr doch nicht an hoher Klarheit und Nachdruck, und wenn sie gleich wenig poetisch ist, so bleiben ihr dafür noch andre große Vorzüge. Der Ton am Hofe Ludwig des XIV. hat sie beherrscht, und Pascals große Anlagen sind durch den glänzenden Styl und die einfache Liebenswürdigkeit des Racine vollendet worden, wie Bossuet der Sprache den Schwung und die Energie gegeben, nach Art des rauheren, aber großen Corneille; Moliere hat mit vieler Rundheit, Derbheit, wie auch mit Anstand und Geselligkeit die Sprache des Witzes hineingemischt. Das ist nicht nur unter Ludwig XIV., wie von selbst, geschehen, sondern auch von ihm befördert worden, und darauf sind die Franzosen mit Recht stolz, obwohl ihre Nationalität sie so arg verblendet und hinreißt, ihre Literatur, als Muster der Vollendung, über alle andere, ihnen so schwach bekannten, Literaturen hinauszustellen.

Herr von Montlosier ist warmer Franzos in diesem Sinne, nur hält er, im Ganzen genommen, allzu wenig auf die Literatur, und die sich aus ihr ergebende Kultur; er meint, sie grenze an Verweichlichung des Charakters der Nation. Ihm sind schöne Handlungen lieber als schöne Worte, ein öffentliches Leben hat mehr Reiz für ihn als alle Annehmlichkeiten der Konversation, wenigstens sagt er so, und zu einer Zeit und in einem Lande, wo die Literatur Alles beherrscht, ist das auch nicht übel zu sagen. Doch zeigt sich unser Verfasser hier wiederum in mancher Einseitigkeit; der Adel, in der mittleren Epoche, verdrießlich, von den Gelehrten oder Halbgelehrten gepeinigt und aus seinen Rechten vertrieben zu wer-

den, ergab sich einer wahren Unwissenheit, und da er nicht mehr zu Gerichte sitzen konnte, beschränkte er sich auf das Schwert. Deßwegen hat Graf von Montlosier wider alle Universitäten, im selben Sinne wie wider die Geistlichen, wie wider Rechtsgelehrte, da die letztern, im Grunde genommen, allein die Steine des Anstoßes für ihn seyn sollten, geschrieben. Fast gefiele ihm lieber eine entschiedene Barbarey. Doch kennt er nichts als die klassische Literatur, und ignorirt die romantische des Mittelalters; vielleicht, da sie von so vielen Großen getrieben wurde, wäre er etwas mit ihr versöhnt worden. Literatur ist eine Zierde der Nation, und nach der religiösen Bildung, besonders wenn sie durch diese genährt und geheiligt worden, das Siegel der geistigen Vollendung des Menschen. Versteht sich, daß wir unter Literatur hier nicht alle Buchladenwaare, sondern nur einen Ausbund der höchsten und trefflichsten Geister jeder Nation verstehen, bey denen man das Lesen bewenden lassen sollte. Graf von Montlosier betrachtet aber die Literatur nur wie einen Luxus, und macht mit ihr wenig Umstände: auch sind die französischen Journalisten, nicht einmal die royalistischen, ihm nie eigentlich hold gewesen.

Die Administration Ludwig des XIV. — seine Verschwendung zu Aufführung von Prachtgebäuden abgerechnet — kann als ein Muster angesehen werden. Colbert wandelte in Sullys Fußstapfen, und von Ludwig dem XIV. schreibt sich die durch die Revolution zerfallene Größe der französischen Marine und des französischen Kolonialsystems her. So ersetzte dieser König den Individuen, große Wege des Reichthums ihnen eröffnend, was Kardinal Mazarin den Gemeinden geraubet: so legte er den Grund zur Macht der französischen Bürgerschaft in den neueren Zeiten. Da aber sein Adel sich am Hofe verblutete, entstand auch ein großes Mißverhältniß zwischen dieser und der andern Klasse. Die letztere wuchs, und die andere nahm ab. Der Adel, welcher mit Großmuth und Pracht angefangen zu leben, da er seine Rolle nicht vollenden konnte, mußte sich zu den Finanzen hinneigen, und den Reichthum aufsuchen; die reichen Bürger gingen, durch Allianzen der Großen, von der weiblichen Seite in die adeligen Familien über, und so weit war Alles gut. Aber der Adel verlor dadurch an Moralität, und vervollkommnete sich nur an Insolenz und Hoffart, während die Reichen der Bürgerklasse in eben dem Maße an Eitelkeit und Eifersucht zunahmen. Das zeigte sich unter dem Regenten, wo sich auf einmal ein schrecklicher und lang verhaltener Ausbruch von Verdorbenheit offenbarte. Der Hof wurde zu einem wunderlichen Gemische von sittenlosem Leben und offener Bank; die größte Verwüstung drang mit Law in die schon durch Ludwig des XIV. Verschwendungen erschütter-

ten Finanzen. Nun wurden Gold und Pensionen die einzigen Triebfedern des Handelns des französischen Höflings, ja, die Frechheit riß über alle Gränzen, und drohte sogar dem Anstand und der Konvenienz Gefahr. Man wälzte sich auf Rosen, und hetzte mit Wuth seine Zeit zu Tode. Vor dem Ausbruche einer furchtbaren Langeweile bildete sich die Allianz der Schriftsteller mit den Großen. Jene waren nur darauf bedacht, pikant zu seyn, und fanden endlich nichts Pikanteres, als den erschlafften Großen Grobheiten zu sagen. Die Frivolität, zuvor in den vornehmen Gesellschaften eingeschlossen, wurde durch die Schriftsteller systematisch ausgeführt, unter den Bürgerstand, und allmählich bis unter das Volk gebracht. Voltaire wurde zu gleicher Zeit die Gottheit und der Repräsentant der französischen Nation. Offenbarung, Moral, Geschichte, alles wurde mit Füßen getreten, das leichtsinnige Volk der Philosophen (die Fakirs des Atheismus) tanzte in unanständiger Blöße vor dem ihnen zurufenden Volke einher. Da geschah einiger Widerstand, aber er war schwach und ohne Bedeutung.

Die Parlamente, nachdem sie gedient, die königliche Macht unumschränkt zu erheben, hatten auch, im Verlauf der Zeiten, eine unabhängige Stellung annehmen und sich der politischen Rechte der alten Parlamente, welche sie zerstören halfen, bemächtigen wollen, also die Nation der Generalstaaten überheben, und diese in vollkommener Gewalt darzustellen trachtend. Eitles Bemühen! denn die Parlamente hatten keine wahrhaften Rechte, und hingen in vieler Hinsicht von der Konvenienz des Thrones ab, welcher sie instituiret hatte. Ganz besonders benutzten sie die durch die Reformation ausgebrochenen Unruhen und die Zeiten der Ligue, um ihre verwegenen Ansprüche geltend zu machen. Da beurkundete sich, wie auch die achtbarste, ja die verehrungswürdigste Körperschaft, wenn sie nicht auf festem Grund und Boden angestammten Rechtes besteht, nur immer entweder eine rebellische oder eine vollkommen unterwürfige, eine wahrhaft sklavische Rolle spielen kann, wie schwer, in ihrer falschen Lage, die wahrhafte Mitte zu halten, ihr fallen muß. Seitdem Ludwig der XIV., die Peitsche in der Hand, den Parlamenten eine so harte Lehre gegeben, versuchten sie, ihre alte Rolle nur halbweise zu spielen, und da es ihnen niemals gelang, sie durchzuführen, warfen sie sich, um sich dafür zu entschädigen, in die geistlichen Angelegenheiten, zuerst in den Streit der Jesuiten und der Jansenisten, zuletzt in den der Christen und der sogenannten Philosophen. Es ist der Mühe werth, hierauf eine größere Rücksicht zu nehmen, als Graf von Montlosier gethan, der das Betragen der Parlamente zwar charakterisirt, der ihnen nur gar zu abhold ist, der

aber alle Begebenheiten nur allzu ausschließlich aus der Politik, aus der Hemmung des öffentlichen Lebens, und nicht genug aus der Summe von Meinungen eines Zeitalters ableitet. Während die Einen die ganze Revolution auf die Rechnung der Philosophen, oder besser der Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts schieben, entziffert unser Verfasser sie fast ganz aus dem Gerüste der absoluten Monarchie, welches, morsch in seinen Stützen, da es diese nicht genug berechnet hatte, alle Trümmer des Alten um sich hatte sammeln lassen, so daß es nicht frey und auf sich selbst beruhend da stand. Wir wollen versuchen, in einigen Grundzügen beyde Ansichten zu vermitteln.

Die gallikanische Kirche hatte ihre alten Gerechtsame allmählich aufgeopfert, und war dafür in engen Zusammenhang mit dem Throne getreten. In der Universität von Paris hatten, das ganze Mittelalter hindurch, bald sich eng an den römischen Stuhl anschließende, bald von ihm stark abweichende Gesinnungen, oft im bittern Kampfe der Scholastiker gegen einander, geherrscht. Die Dominikaner und Franziskaner waren in ihren Streitigkeiten nur die Vorgänger der Jesuiten und Jansenisten, mit der Ausnahme, daß der Streit vor der Reformation philosophischer geführt wurde als nachher, freylich nach Art einer sehr spitzfindigen und sich in schwierigen Syllogismen verwickelnden Philosophie. Die Antagonisten des römischen Stuhles, da ihnen in Frankreich jene populären Wege mißlangen, welche sie schon zur Zeit der Albigenser und der Waldenser einschlagen wollten, wandten sich, so viel sie konnten, an den Thron, und man sah das wiederholte Beyspiel von Männern, welche, um sich der Unterordnung gegen ihr Oberhaupt zu entziehen, sich sklavisch in den Dienst einer fremden Gewalt begaben. Eine nicht seltene Erscheinung, von der die Reformation, wie heut zu Tage die Revolution, uns öftere Beyspiele gegeben! Doch wirkten die kirchlichen Unruhen des sechzehnten Jahrhunderts nicht so tief auf die französische Geistlichkeit ein, als man, nach früheren Begebenheiten zu schließen, hätte vermuthen sollen; dagegen blieben viele Hefen des Kalvinismus in den Parlamenten übrig. Jedoch bildete sich eine Sekte, deren weitläuftige Schilderung Graf von Maistre in seiner vorletzten Schrift so trefflich übernommen hat; die, das fatalistische System des Kalvin in sich aufnehmend, ohne sich zu seiner Vernunftdoktrin hinzuneigen, doch das Ansehen des Katholizismus behaupten, nur sich wider den Papst im bequemen Aufstand stellen wollte: die der Jansenisten. Das berühmte Institut der Jesuiten bekämpfte diese; und weil dasselbe in Frankreich auf schwachen Füßen stand, und um den an die zeitliche Gewalt sich stets im Kampf mit der geistlichen wendenden Refor-

matoren den Vorgang abzurennen, hielten sich die Jesuiten so nah als möglich an den Thron. Wie also im Verlauf einer schwachen Regierung die Parlamente das Haupt erhoben, schlossen sich die Jansenisten an diese an, und so kamen letztere in den Ruf des Republikanismus, ihre Gegner aber in den der Beförderer des Systems der absoluten Monarchie. Im Grunde war weder das Eine noch das Andere der Wahrheit gemäß, sondern ein Resultat der zufälligen Stellung beyder Parteyen. Ihr gegenseitiges Recht und Unrecht, den Mißbrauch der Gewalt auf beyden Seiten, wo die eine sie hatte (ein Mißbrauch, der unläugbar ist), genau abzuwägen, geht uns hier nichts an; genug, wenn wir nur darauf hinweisen, wie aus dem Zusammentreffen beyder Meinungen eine große Geistesgährung entstand, die, warm in den letzten Regierungsjahren Ludwigs des XIV. ausbrechend, in hellen Flammen unter der Regence stand, bis der Zwist sich mit dem Aufheben des Institutes der Jesuiten, und mit dem Auspfeifen der Jansenisten, theils von Seiten der Philosophen, theils von Seiten der öffentlichen Meinung, zu beendigen schien. Damit ermüdete die religiöse Gesinnung in Frankreich, und die ausschließliche Epoche der Modephilosophie des achtzehnten Jahrhunderts begann.

Es ist manchmal behauptet worden, die Sekte der Philosophen in Frankreich sey nichts anders, als ein geheimes Institut von politischen Atomistikern und irreligiösen Materialisten. Ohne allen geheimen Zusammenhang geradezu abläugnen zu wollen, ist doch diese ganze Ansicht vollkommen übertrieben. Mit Recht setzt Graf von Montlosier sie herunter. Das auflösende Element sophistischer Meinungen, und die aus Müßiggang und Sittenverderben entstandene politische Entkräftung waren hinreichend genug, um, ohne andere weit hergeholte Machinationen, den ersten Ausbruch der Revolution schrecklich genug zu machen. Wenn ein maurerisches Institut auch die philosophischen Schriftsteller vereinigte, so bestand doch darin nicht ihre Stärke. Mit der Buchdruckerkunst, und der Möglichkeit, Vieles schnell und oberflächlich zu erfahren, die durch die Literatur der Pamphlete und Journale vermehrt ist, zerfallen alle jene Mysterien, Verbrüderungen und Umtriebe, welche auf das Alterthum und die mittlere Zeit so vielfach gewirket. Wie im Mittelalter manche Atheisten und Vernunftmänner sich manichäischer und gnostischer mysteriöser Formen bedienet, um ihren Einfluß über die Schwachen auszubreiten, und unsichtbar zu herrschen; wie das der Fall war so gut in der arabischen Ostwelt als in unserer europäischen, ist durch die Schriften der Herren von Hammer und Silvestre de Sacy hinlänglich erwiesen; aber damit ist durchaus

nicht auch der geringste Zusammenhang jener Verbrüderungen mit analogen Erscheinungen unserer Tage, z. B. mit dem französischen Philosophenbunde, dessen Werk die Encyklopädie war, und mit dem Weißhauptischen Illuminatenbunde beurkundet. Das Bischen Maurerey, dessen sich die modernen Sophisten zu ihren anarchischen und irreligiösen Zwecken bedient haben mögen, ist nicht von Bedeutung; ihre ganze Kraft, wie gesagt, lag in der Schriftstellerey, und besonders darin, daß sie keinen thätigen Widerstand und keine vorzüglichen Gegner fanden: daß Alles vor ihnen sich neigte, oder vor ihnen erzitterte. Als daher die Parlamente, wie der schwache Ludwig der XV., dem Unwesen steuern wollten, zerbrach die Ruthe in ihren Händen, und man verlachte die einen wie den andern; so neigte sich ihre Macht zu Grabe.

Mit Ludwig dem XVI. beginnt die zweyte Abstufung in der modernen Epoche. In der gewitterschwangeren Zeit offenbart sich gewissermaßen ein Vorgefühl von Ernst und Moral, der mit dem Leichtsinn und mit der Sinnlichkeit des Lebens in etwas absticht. Der Genius des Rousseau, ohne den andern zu verdrängen, überwiegt doch den Genius des Voltaire: auch eine gewisse Sentimentalität, freylich sehr fader Art, ist im Schwunge; man spricht von neuen Wissenschaften, unter andern von politischer Oekonomie, von einer neuen Wissenschaft des Staates und der Gesetzgebung: Philanthropie wird zur Mode. Nun erst bekommt die unter dem Regenten entstandene, von Voltaire ausgebildete Anglomanie eine bezugreiche Wendung. Der Gedanke an Reformen, nach englischen Vorbildern, schwebt vor, aber alle Aufmerksamkeit verschlingt die in Amerika ausgebrochene Revolution. Elegante Offizierchen eilen hinüber, von denen der damalige Held der Salons, Lafayette, bekannt geblieben ist; die vornehme und die Schriftstellerwelt, alles, was auch von reichen Bürgern oder Finanziers zu den eleganten Zirkeln gehöret, schwankt im Taumel, wie bekannt wird, die Amerikaner haben sich einen Theil der philosophischen Meinungen des Voltaire und Rousseau angeeignet: ihrer Verbündung eine philosophische Deklaration, die der Rechte der Menschen, vorgesteckt. Es kommt nur darauf an, diese schöne Erklärung in Frankreich, dem Lande der Vernunftbildung und der modernen Aufklärung, thätig einzuführen. Reformen waren im Sinne des Königs; die absolute Monarchie, durch Verschleuderung der Finanzen, bis an ihre äußerste Gränze gekommen. Turgot und Malesherbe hatten schon, in dem Sinne der Oekonomisten und Philosophen, einige bedeutende und systematische Aenderungen in der Verwaltung des Innern vorgenommen; Necker wollte auf die Konstitution wirken, wie jene auf die Verwaltung; alle Eitel-

keiten waren im Gange, alle Gemüther in der sonderbarsten Bewegung, und das Loos zur Revolution wurde geworfen.

Um eine Zeit richtig aufzufassen und billig zu beurtheilen, ist es nicht damit gethan, sie in allen ihren Bestandtheilen schlechtweg zu verdammen; man muß auch zu Rathe ziehen, wie sie das geworden ist, was sie war, und die in ihr wirksamen Bestrebungen mit Sorgfalt prüfen und unterscheiden. Wir mißbilligen daher alle Jene, die, mit vorgefaßten Meinungen, über irgend eine Epoche absprechen, welche sie auch sey. Es ist nicht zu läugnen, daß Viele, kurz vor Ausbruch der Revolution, das Gute wollten, daß die Meisten sich täuschten, daß die Wenigsten bedachten, ein wie ungeheures und ein wie langsam vorzunehmendes Werk die Regeneration eines Volkes ist. Der Büßende pflegt sich zurück zu ziehen in einsamer Betrachtung, ehe er mit dem Glanze eines neuen Lebens hervorleuchtet: keiner glaubt an das Kunststück und an das Prahlen mit einer schleunigen Metamorphose. Das war das Verbrechen derer, welche zuerst der Revolution das Wort redeten: ihr heilloser Leichtsinn. Mit diesem Leichtsinn eilten sie über jeden Stein des Anstoßes hinweg, fanden nirgends Schwierigkeiten, wurden durch nichts stutzig, und so begann das Werk einer allgemeinen Zerstörung. Alle individuellen Rechte wurden, mehr oder minder, gekränkt, zu Gunsten eines neuen Systems, welches man mit dem wohlfeil erkauften Namen des Gesammtrechts, oder der Nation, dekorirte. So bildete sich, von vorn an, jener machiavellistische, Alles mit Füßen stampfende, nichts Heiliges, nichts Ererbtes, nichts Gefühltes und Geliebtes schonende Charakter der Revolution. Jene, welche den Boden so schnellfüßig niedergetreten, und einander bey diesem Werke lachend mit Blumen beworfen, fielen in eine Mördergrube. Nun brach der Ernst an, und mit ihm die dritte noch fortwährende Ausbildung der neuen Epoche, eine Ausbildung voller Schuld, ein langes noch nicht ausgestöhntes Wehe, welches jede unschuldige harmonische Stimmung von der Erde raubte, und Alles, wie noch jetzt, in unheilbare Parteysucht verwandelte.

An starken Köpfen fehlte es nicht, welche gleich die Revolution an ihrem Athem erkannten. Rivarol, Mallet du Pan, Montlosier und mehrere andere in Frankreich, Burke vor Allen in England, Genz und einige andere in Deutschland, zeichneten ihr den Gang vor, welchen die blutige und despotische gewandelt. Die Meinungen der großen Welt, in den achtzig Jahren vor der Revolution gereift und ausgebildet, wurden nun zu Thaten des großen Haufens. Jene alten Griechen und Römer, jene modernen Amerikaner, welche man bewundert,

wurden von schmutzigen Ohnehosen nachgeahmt, die Impietät und die Liederlichkeit gründlich durchgeführt, und bis zur Verruchtheit gesteigert. Die Nemesis rächte schrecklich die alten Fehler an Fürsten, Großen und Geistlichkeit; keiner Art von Reichthum, keiner Art von Talent wurde geschont, nur die baare Gemeinheit, mit dem Titel der Natur ausgeschmückt, sollte triumphiren. Die vornehme Gattung von Sophisten und Revolutionären, alles was noch im Privatleben etwas Moral anerkannte, alles was noch mit einer gewissen Charakterstärke ausgeziert erschien, wie die Faktion der Girondins, mußte verschwinden. Nur das Schwert brach sich Bahn, und endlich ward es zum Zepter, nachdem es die Büttel hinweggestäubt. Der zweyte Theil der Revolution begann mit dem aus der Anarchie gebornen Despotismus.

Nichts bestand; Frankreich war eine moralische und bürgerliche Wüste, nur im Heer herrschte Ordnung; diese Ordnung in den Staat einzuführen, ward das Werk der Tyranney. Hier können wir durchaus nicht in die Ueberzeugung des Grafen von Montlosier einstimmen, welcher meint, die ersten Anlagen der neuen Ordnung seyen, wo nicht ehrlich gemeint, doch gut ausgedacht gewesen, und mit diesen Anlagen wäre es möglich geworden, Frankreich wieder herzustellen. Freylich wurde Bonaparte der Wohlthäter dieses schönen Landes, indem er der Anarchie Gränzen setzte; und daß man sich dafür dankbar gegen ihn erwies, lag in der Natur der Dinge. Aber so wie die Republik das republikanische Rom hatte nachäffen wollen, so ahmte Bonaparte den römischen Staat unter den Kaisern nach, und erreichte ein Ideal der Administration, das mit dem Verwaltungsplane des Diocletian um die Wette eifern können, welcher absoluter despotisch sey, aus einer festern Regel eines starren Mechanismus hervorgegangen. Wer Bonapartens Administration von Grund aus kennen lernen will, muß das Werk des erfahrnen Staatsrathes Pichon darüber zu Rathe ziehen; mit Meisterhand hat er deren Infamien aufgedeckt. Die Pflanzschule des Despotismus, der Bonapartische Staatsrath, ist von ihm an das Tageslicht gezogen worden, mit allen seinen Chikanen, wahrhaften Meisterstücken von Wortbrüchigkeiten; dann die geschickte Art, wie Bonaparte die *table rase* benutzte, welche die Revolutionäre, alle alten Lokalitäten zerstörend, angerichtet hatten; wie er das durch die Revolution departementirte und munizipalisirte Frankreich (nach Art eines Schachbrets) in Präfekturen, Unterpräfekturen und Mairien einschachtelte, wie jede Individualität vollkommen unter ihm erstarrte; endlich, wie er das Ganze zusammenhielt durch ein von der Revolution, die in jedem Schatten eines Argwohns ihre Feinde kennen lernen wollte, organisir-

tes Polizeywesen. Bonaparte vervollkommte dieses, indem er Bureaux von schönen Geistern errichtete, welche seine Censoren waren, und zu gleicher Zeit ihm in geheimen Beyträgen und Korrespondenzen Plane des Despotismus an die Hand geben mußten. Das war die Art, wie Bonaparte auf seine Weise das Ideal einer absoluten Monarchie zu erstreben suchte, was die alten Könige auf eine edlere Art erringen wollen. Alles freye Leben war dem gewaltigen Manne in den Tod zuwider. Er liebte um sich bedeutende Leute, aber nicht um unter ihnen hervorzuleuchten, sondern um sie zu verkleinern: so wäre es ihm fast gelungen, aus der aufgewecktesten und lebendigsten Nation Europas eine chinesische Mumie zu machen, wie er denn wirklich in seinen Administrationsanstalten fast dem chinesischen Mandarinate den Rang abgelaufen.

Graf von Montlosier ist in einer sichtbaren Verlegenheit, was er den Bourbonen bey ihrer Rückkehr zu rathen habe; endlich läuft seine Meinung auf zwey Dinge hinaus. Sie hätten, durch eine Staatserklärung, den ganzen administrativen Zustand Frankreichs als provisorisch gelten lassen sollen, und, von vorn an, der Nation bekannt machen, daß, über kurz oder lang, wenn es vollkommen ersetzt werden könnte, sie das Bonapartische Administrationssystem, als mit der Freyheit unverträglich, abschaffen würden. Neben dieser provisorischen Regierung hätten sie eine Staatskommission ernennen sollen, welche an einem organischen Werke für Frankreich gearbeitet, es zugleich nach innen und außen konstituiret, und dieses Werk hätte der König dann, nachdem es gehörig durchreist, als Karte der Nation gegeben. Die Idee des Grafen von Montlosier ist an und für sich haltbar und interessant; ja, sie möchte, im Grunde genommen, die einzig richtige seyn; sie hätte z. B. den Parteyen ihre Hauptnahrung, die Debatten über die innere Organisation, über ein Wahl- und Munizipalgesetz, genommen: nur scheitert unser Verfasser zum Theil an der Ausführung dieser Idee, wie wir zu zeigen uns bemühen werden.

Es ist an und für sich eine sehr schlimme Sache, durch Menschenwitz und Menschenkunst eine innere Organisation und eine äußere, ihr entsprechende, Konstitution improvisiren zu müssen, welche eigentlich erst das langsame Werk der göttlich voranschreitenden, und nach tiefen Planen einer verborgenen Weisheit, und nach innerer Naturnothwendigkeit sich ausbildenden Zeit seyn sollte. Was die Franzosen *factice* nennen, das Gemachte, ist in Ersterem sichtbar; die Lüge und eine eitle Präsumption herrscht in ihm vor; aber da Alles in Frankreich aufgehört hatte, kollektiv zu seyn, da der Staat in Atomen zerstäubt war,

welche eine starre Mechanik nur zusammenhielt, da sogar die Familie, ohne innere Bande, durch das sich in alle Bande einschleichende Gesetz beherrscht werden mußte, und kein einfaches Verhältniß für sich selbst, rein unabhängig, mehr bestand: so mußte man wohl von vorn an einen Plan der Organisation entwerfen, und die Keime bedeutender Lebensentwickelungen ausstreuen. Glücklich jene Staaten, welche, wie die deutschen, einem großen Theile nach ihre Volksthümlichkeit noch besitzen, und über die der alles platt machende und ausebnende eiserne Wagen der Revolution nicht gerollet! sie können sich aus sich selber heraus bilden, lebendig langsam fortwachsen und reifen: Frankreich war aber nicht in diesem Falle. Es ist eben der einzig gegründete Vorwurf, den man dem französischen Ministerium in manchen Stücken machen kann, als handle es in der Ueberzeugung, die bestehende Bonapartische Administration, ihrer todten Ordnung und der Leichtigkeit des Getriebes wegen, sey eine lebendige Organisation, sey etwas im Volk Lebendes und Reelles, und etwas anderes als ein Zügel, mit dem man alle Kräfte gelähmet. Es scheinen die Minister manchmal zu sagen, sie wollen bey diesem Systeme verharren, und die Zeit dasselbe beherrschen lassen, damit diese, ihrer Lebendigkeit nach, etwas anderes daraus bilde: ein verderblicher Irrthum, wenn sie in vollem Umfange ihn hegen! Es versteht sich von selbst, daß wir nicht im Sinne Jener denken, welche so rasch sind mit der Improvisation von organischen Gesetzen, diese mögen nun Royalisten oder Liberale seyn. Die Sache läßt sich nicht auf die Hand abthun, sie muß gereift werden: und eben deßhalb war die Idee des Grafen von Montlosier eine besonders achtbare: den Zustand der Dinge als provisorisch zu erklären, und eine Kommission zu ernennen, um ihn definitiv zu ersetzen.

Indessen war die Karte, und nicht nach diesem Plane, von oben promulgiret. Außer einigen allgemeinen Sentenzen und Erklärungen, welche der Zeitgeist vielleicht forderte (wenn man anders zugibt, daß der ewig wandelnde Moment über dauernde Werke herrschen darf), sind in ihr die Grundlinien zu einem äußern Gebäude der Konstitution, zu den zwey Kammern gezogen; von der innern Organisation aber so gut als Nichts: nur viele provisorische Fingerzeige. Unser Verfasser untersucht die Karte, in dem dritten Theile seines Werkes, oder vielmehr in der ersten Fortsetzung derselben, die während der hundert Tage erschien, auf das Genaueste. Er greift in diesem Werke unverhohlen den zurückgekehrten Tyrannen, und die Versuche des neu aufgerüttelten Jakobinismus in den Föderationen der hundert Tage an; wodurch er, wie Herr von Kergorlay und noch einige Andere

derselben royalistischen Meinung, einen edeln Muth bewiesen, und der Tyranney ins Gesicht Trotz geboten. Zugleich läßt sich Herr von Montlosier weitläuftig über die kleinen und nicht bös gemeinten Fehler der alten Dynastie im Verlaufe des Jahres 1814 aus; es fehlt ihm nicht, in seiner Derbheit, an bittern Aussprüchen über die Versehen der Royalisten; er schreibt ihrem Hochmuth und ihrer Epurationswuth manchen Friedensbruch zu, und unter andern den Abfall Vieler, welche durch ein kluges Betragen leicht und mit Enthusiasmus für die königliche Sache gewonnen worden wären. Zu gleicher Zeit geißelt er aber auf das Unerbittlichste in kecken, scharfen Zeilen die wunde Eitelkeit und Verletzbarkeit der Männer der Revolution und des Bonapartismus, denen Niemand, auch nur im Geringsten, etwas anthat, welche so viele Stellen besetzten, so freyen Zugang zum Hofe hatten, und fast alle wortbrüchig und meineidig wurden wegen der Impertinenz dieses oder jenes verkehrten personnage des alten régime, und was der Erbärmlichkeiten mehr ist. Auch wie in den hundert Tagen so viele Senatoren und Kammerherrenmasken abfielen, Masken, die man so gerne getragen, als man allein am Bonapartischen Hofe das Wort gab, und sich in die Beute eines großen Theils Europas ungescheut theilte; wie dann aus diesen Masken, und bloß aus Empfindlichkeit über den alten bourbonischen Hofadel, die frechen kahlen Stirnen von 1793 wieder hervorschauten, wie man über die Livreen neue, nur sauber geputzte und elegante Jakobinermützen aufsteckte, Demagogie wie Hundswuth in der sogenannten Pairskammer Bonapartes einriß: das alles hat Graf von Montlosier uns in diesem Werke, mit großer Anschaulichkeit, zu unserm Ergetzen gezeiget. Die Hauptsache bleibt aber immer seine Prüfung der Karte, die einzige, welche mit Kühnheit und Ehrfurcht zugleich vorgenommen, und aus der sich als Resultat ergibt, die Erhebung der zwey Kammern liege in der Natur der Dinge, alle übrigen Artikel der Karte aber bedürfen, mehr oder minder, zur weitern Ausführung und Bestimmung, oder auch, wo es Noth thut, zur Hinwegschaffung, einer vollkommenen Revision. Als gut gemeint weiset der Verfasser noch auf die Bestimmungen der Karte über die Staatsreligion und über den Adel alter und neuer Zeit hin.

Diese Revision der Karte war, bey des Königs Rückkehr, durch eine sehr weise Ordonnanz, von ihm einer sehr royalistischen Kammer aufgetragen worden. In der Ministerrevolution, die bald darauf erfolgte, trat ein junger Mann auf, der in keinem Dinge Schwierigkeiten sieht, der eine hohe Zuversicht besitzt, dem aber Kenntnisse und Talente nicht genug zugesteuert sind, um dieser Kühnheit würdig zu entsprechen; dafür ersetzt er sie durch

einen leichten Sinn. Der Herzog de Cazes kam bald mit der Kammer in Konflikt. Letztere schwankte ohne Leitung, bald einer wilden Leidenschaftlichkeit und Parteylichkeit hingegeben. Die Kammer wollte nicht nur royalistische Institutionen herzaubern, sondern auch einen wahren Sturm auf alle Zweige der Administration laufen; ihr Gegner fand nichts Schöneres und Bequemeres als den Bonapartismus. In der Verlegenheit gibt es nichts Leichteres, als den Knoten, welchen man nicht auflösen kann, zu zerhauen: einen solchen Hieb that Herzog de Cazes in der Ordonnanz des fünften Septembers. Darauf redete er von einem System der Mäßigung, aber er redete nur davon, denn dieses ist eben so schwer zu finden, als die wahre Kraft und Geistesüberlegenheit; so fand er nur ein System der Mittelmäßigkeit, lebend von Tage zu Tage, bald sich den Liberalen und bald den Royalisten hinneigend, doch mit stark hinneigender Gefühlsrichtung zu den Meinungen des Tages. Er fand sogar, was sonderbar ist, eine Klasse politischer Pedanten, die sogenannten Doktrinärs, welche aus seiner Politik ein System machten, und sie ihm als Weisheit aufschwatzten. Aber der Minister lachte über dieses System, er wußte wohl, daß er keines besaß, und eben auch die Doktrinärs zum Besten zu haben, machte ihm das meiste Vergnügen, darin zeigte er sogar Witz und Muthwillen. Herr von Montlosier erschien nun 1818 mit einer zweyten Folge seines größeren Werkes: er beleuchtete den Gang der Dinge, welchen wir hier vorgezeichnet haben. Man sieht in diesem Werke, daß er zwischen der Wahrheit und vielen Komplimenten im Gedränge ist. Er will nicht royalistisch in grober Art seyn, er predigt Eintracht, er haßt blinde Anfeindungen und verachtet die Beschuldigungen der Parteyen. Er sagt den Seinen derbe Wahrheiten, keinen größeren Dienst kann man ihnen erweisen, wenn sie nur hören wollten. Nun reitet er die Liberalen zu Schanden, aber mit einigen Akten von Huldigung gegen das Personale: er möchte so gern, daß die Liberalen das alte régime zu Stande brächten, und sich an die Spitze desselben stellten! Darauf kommt er an die Süßigkeiten, mischt ihnen aber viele bittere Ingredienzen bey. Die Minister und die Doktrinärs, mit denen er persönliche Verbindungen besitzt, warnt er vor einem liberalen Abhange, der bald ein Absturz werden würde, aber findet die Ordonnanz des fünften Septembers merkwürdig, und ein Werk hoher Weisheit — als ob es nichts Schwereres gegeben! Zuletzt fügt denn Graf von Montlosier seine Reorganisationsplane zur Erneuerung Frankreichs zu, der schwächste Theil seiner Werke, die wahre Achillessohle, an der man ihn immer verwundet.

Er will nämlich, oder er schlägt vielmehr vor, auf die be-

stehende Lage der Dinge, was die Sachen betrifft, gar nicht zu achten, und nur auf die Personen Rücksicht zu nehmen, so die Personen von den Sachen idealisch trennend. Es ist dieß das Umgekehrte der Doktrinärs, welche allein Rücksicht auf die Sachen nehmen wollen, und die Personen ganz aus dem Spiele schlagen; eine freylich noch stärkere Narrheit als die andere, die aber im Grunde mit ihr zusammenfällt. Also meint Graf von Montlosier, man solle den Staat auf die alte Hierarchie, nur mit tüchtigerer Grundlage, wieder erheben, und als Baumeister sollen die Modernen vorherrschend gebraucht werden, damit das Gebäude sich um desto fester runde und sicherer fuße. Aber er selber hat die Hinfalligkeit des alten régime stärker aufgedeckt, wie irgend ein anderer; er ist auch kein Freund der absoluten Monarchie; er will nicht das seit Jahrhunderten zerstörte Feudalsystem wieder aufbauen: wo will er denn in Frankreich die Elemente seines neuen Adelsinstitutes hernehmen? In Frankreich, wo alle Gesetze, seit der Revolution, die ins Unendliche gehende Theilung des Eigenthums befördern, wo die Häupter der modernen Gesinnung gerade im Besitze der bedeutendsten Reichthümer sind? Und doch ist ein großer Staat ohne eine ihn mit seinen Wurzeln durchwachsende Aristokratie ganz undenkbar, oder gar nicht haltbar, wenn er nicht in Anarchie verfallen, oder sich durch den Despotismus schützen will. Aber wie greift man eine Aristokratie aus der Luft? Mit Worten ist es nicht gemacht, die Sache muß erst da seyn. Gewiß lassen sich Wege finden, diese sind aber noch nicht gehörig ausgemittelt worden.

Ferner möchte Graf von Montlosier, der sich aus dem Bürger wenig macht, diesen wieder in den Korporationen, wie sie in Frankreich vor der Revolution bestanden, gewissermaßen einbauen und verbauen. Wir erklären uns. Keiner achtet die Zünfte höher als wir, keiner erkennt mehr ihren tiefern Sinn an, aber sie gehören einem ganz andern Systeme an, als dem, in welchem wir jetzt leben; sie sind aus einem Stück mit den sehr merkwürdigen Institutionen des Mittelalters. Erstlich waren sie in Frankreich nie zu der Ausbildung gekommen, wie in den Niederlanden, Italien und Deutschland: man hatte ihnen dieselbe Freyheit nicht gelassen; dann waren sie auch vor der Revolution, wie alle übrigen Eintichtungen, schon morsch und hinfällig. Doch hängt der gemeine Mann, der Handwerker, in fast allen Theilen Frankreichs noch sehr an diesen Institutionen. Also sind sie nicht schlechterdings zu verwerfen, sind sie in vielen Stücken zu beachten, und vielleicht lassen einige ihrer Kombinationen, in einem untergeordneten Zirkel, sich noch trefflich anwenden: das ist aber auch Alles. Niemals wird man

den Kaufmann, den Manufakturier, den Fabrikanten unter dieselbe Ordnung bringen, denselben Lebensweg ihn zurücklegen lassen, wie vor der Revolution. Will man also ein System von Korporationen, so darf es nicht unumschränkt gebieten; spricht sich dann eine Masse von Meinungen für dasselbe aus, wie ich keinesweges zweifle, so wird es um so fester und wohlgegründeter da stehen. Die revolutionären Anordnungen und der Code sind besonders da durchzusehen, wo sie verbieten. Da sind sie stets tyrannisch und eigenwillig; man unterdrücke also diesen hemmenden Geist, der in ihnen liegt, man lasse die Möglichkeit zu den mannigfachsten Gestaltungen des individuellen und kollektiven Lebens, und man wird gründlicher der Revolution entgegen gearbeitet haben, als durch alle Aeußerungen eines schnell verrauchten royalistischen Enthusiasmus, als durch alles Predigen von Pflichten gegen die Regierung und von Unterthänigkeit. Das liegt in der Möglichkeit der Dinge, und darum erwähnen wir seiner; was außerhalb der Möglichkeit liegt, wäre es auch das Beste, darum thut man gut sich nicht anders als auf historischem Wege zu kümmern.

Die letzte der Fortsetzungen des größeren Werkes des Grafen von Montlosier ist von diesem Jahr. Ihr Schauplatz ist die am Ende von 1819 erfolgte Ministerrevolution, und das Ueberwiegen monarchischer Gesinnungen im Schooße der Regierung. Unser Verfasser charakterisirt am Eingange auf das Lebendigste die verschiedenen Parteyen; er läßt sie selber sich aussprechen nach allen ihren Nüancen und in gedrängtester Kürze: ein witziger Kopf könnte diese Charakteristik benutzen, um sie, eine Intrigue dazu ersinnend, aufs Theater zu bringen, so anschaulich ist sie. In der zweyten Abtheilung dieser Schrift entwickelt Graf von Montlosier, mit größerer Umständlichkeit, die Plane zu seiner Reorganisation; aber da er nichts Neues sagt, so ersparen wir uns die Einzelheiten.

So hätten wir denn, so weit es in unsern Kräften stand, die sehr merkwürdigen Schriften des Verfassers überschauet. Sie werden ihre Zeit überleben, denn sie haben manche sehr gediegene Theile. Die Gesinnung ist der größten Ehre werth, und der historische Theil, in älterer und neuerer Zeit, oft vortrefflich. Nur hat uns Graf von Montlosier mehr eine Schilderung aller Unbilden gegeben, welche dem Adel widerfahren, seiner bedeutenden Schicksale, als eine eigentlich umfassende Charakteristik der französischen Monarchie. Der Verfasser, wie alle, die sich vom Zeitgeiste nicht unterjochen lassen, und Wegweiser einer neuen Zeit werden, beurkundet eine große Originalität. Seine Gesinnung ist männlich und fest; seine Gedanken entströmen ihm in

gewisser Fülle, obgleich er die Kunst nicht besitzt, sie durch eine kluge Ordnung und ein billiges Maß noch geltender zu machen. Sein Witz ist scharf und bitter, seine Ironie oft köstlich, der Styl derb und unumwunden; die Ausdrücke oft genialisch, und der Effekt bietet sich von selbst dar, ohne hergeholt zu seyn. Das sind aber auch alle Vorzüge des Styls. Sonst wimmelt er, wie die Werke des Grafen von Maistre, über den wir in einem frühern Bande ein Urtheil zu fällen gewagt, von Neologismen, falschen Konstruktionen, und offenbart eine große Sorglosigkeit. Wenn Männer von so großen Talenten, wie Maistre und Montlosier, viele Nachahmer in diesen Mängeln fänden, so würde die französische Sprache bald verderben. Indessen hat der Eine wie der Andere von ihnen darin seine Entschuldigung, daß die schriftstellerische Laufbahn bey ihnen beyden nur ein Werk des Zufalls, der äußern Umstände ist, und daß sie aus ihrer Seele schreiben, nicht nach dem beliebten Alfanz, aus Parteysucht und bloßer Konvention; dafür müssen wir ihnen den höchsten Dank wissen.

v. Eckstein.

Art. II. De l'Eglise Gallicane dans son rapport avec le Souverain Pontife, pour servir de suite à l'ouvrage intitulé *du Pape*, par l'auteur des Considérations sur la France. *Lyon* et *Paris*, chez *Rusand*, 1821. S. 350. 8.

Man weiß, wie oft und viel seit mehr als einem Jahrhundert von den sogenannten Freyheiten der gallikanischen Kirche gesprochen worden; Jansenisten und Protestanten, öffentliche und geheime Feinde der Religion und Kirche führten dieselben stets triumphirend im Munde, suchten sie schon als eine Trennung von dem heiligen Stuhle darzustellen, und vermeinten dabey noch, sich mit der Autorität des großen Bossuet zu stützen. Es schien, als hatte die vorgebliche Souverainität des Volkes, oder eines Theils des Volkes, über das rechtmäßige Oberhaupt gesiegt, und die Bahn zur Anwendung ähnlicher Grundsätze in weltlichen Verhältnissen bereitet. Zwar hatten bereits mehrere berühmte Schriftsteller diese Materie sehr gründlich behandelt, und besonders die berüchtigten vier Artikel der Versammlung von 1682 einer scharfen Kritik unterzogen. In den neuesten Zeiten sind darüber besonders merkwürdig zu lesen, das gelehrte, wenn auch unter sehr ungünstigen Umständen geschriebene, Werk des Abbé Barruel: du Pape et de ses droits religieux, à l'occasion du Concordat, 1803. T. II. Ch. 4. p. 478—531; die Schrift: *du Système Gallican*, *Mons*, 1805; die Lettres sur les

quatre articles dits du Clergé de France, von dem Kardinal Litta, 3e Edit. *Rome*, 1816. 8.; und die kurzen, aber gediegenen Observations sur la promesse d'enseigner les quatre articles de la déclaration de 1682, in den Mélanges des Abbé de la *Mennais*. In theologischer Rücksicht dürften auch diese und ältere Werke wohl hinreichend seyn. Aber von keinem ist die ganze Materie so vollständig, so überraschend klar, so historisch richtig und zugleich in einer so reizenden, geistreichen und lebhaften Schreibart dargestellt worden, als von dem Verfasser des vorliegenden Buches, dem berühmten, leider zu früh verstorbenen Grafen Joseph von Maistre. Dieses sein Werk war schon 1817, fünfhundert Stunden weit von Paris oder Turin, in St. Petersburg geschrieben, und sollte eigentlich den dritten Band, oder das fünfte Buch seines merkwürdigen, vorzüglich für Staatsmänner bestimmten Werkes, du Pape, ausmachen, von welchem es aber jetzt aus besonderen Gründen getrennt worden ist. Es zerfällt in zwey Bücher. Das erste handelt in zwölf Kapiteln von dem Geiste des Widerstandes, der in Frankreich gegen den heiligen Stuhl genährt wurde, und von dessen Ursachen. In dem zweyten wird das eigentliche Système Gallican, die Deklaration von 1682, nebst ihrer Veranlassung, ihren seltsamen Schicksalen und ihren Folgen entwickelt. Gleich Anfangs frägt der Verfasser, warum man denn unter den Katholiken von einer gallikanischen Kirche spreche, da man eben so gut von einer spanischen, italienischen, ungrischen, polnischen Kirche u. s. w. reden könnte. Gibbon sey schon dadurch verleitet worden, sie für eine Art von Mittelding zwischen den Katholiken und den Protestanten auszugeben. Graf von Maistre spricht zwar selbige von diesem Vorwurf los, den sie auch ihrem konstanten Betragen nach nicht verdient; aber geblendet von dem Glanz ihres reellen Verdienstes, habe sie bisweilen vergessen, daß sie nur eine Abtheilung der allgemeinen Kirche sey. — Unter die ersten Ursachen jenes Widerspruchgeistes wird der Kalvinismus und die Herrschsucht der Parlamente gezählt. Frankreich habe zwar das Gift des Kalvinismus von sich geworfen, sey aber noch lange davon angesteckt geblieben. Alle französischen Erzbischöfe und Bischöfe haben 1615 die Beschlüsse des Tridentiner Konciliums unbedingt angenommen; sie baten dringend den König, ihre Vollziehung anzubefehlen, und der Kardinal von Richelieu that das nämliche im Namen der Reichsstände; allein die kalvinische Opposition, meist aus weltlichen Rechtsgelehrten bestehend, wußte es zu hindern; die Prälaten mußten sich in Religionssachen von weltlichen Behörden befehlen lassen, und dieses hieß man eine Freyheit der

gallikanischen Kirche. Die Parlamente, und das von Paris insbesondere, protestantisch im sechzehnten, Frondeur und Jansenist im siebzehnten, sophistisch und revolutionär im achtzehnten Jahrhundert, suchten beständig die Rechte des Königs, die er doch nicht ausüben konnte, in Hinsicht auf den Papst zu übertreiben, hingegen aber seine wahren Befugnisse im Innern des Reichs und in Hinsicht auf die Parlamente zu beschränken und zu bestreiten, um sich beyderley Autorität selbst zuzueignen. Leibniz selbst warf ihnen dieses vor, und eben deßwegen waren sie auch so heftige Feinde der Jesuiten. Nun kamen im siebzehnten Jahrhundert noch die Jansenisten, eine seltsame Sekte, von denen im dritten Kapitel ein treffendes Gemälde geliefert wird. Gefährlicher als die erklärten Protestanten, behaupteten sie bey der Kirche zu verbleiben, obgleich sie von derselben verurtheilt und ausgeschlossen waren, wollten der Kirche beweisen, daß sie ihre eigenen Lehrsätze, ihre Kinder und Mitglieder nicht kenne, daß es gar keinen Jansenismus gebe u. s. w.; schrieben für die päpstliche Autorität, wie die heutigen Revolutionärs für die weltliche, wenn sie dieselbe zu ihrem Werkzeug machen zu können hofften, aber wollten solche nie anerkennen, wenn sie sich wider ihre Meinungen erklärte. Nur der geheime Stolz, sich gegen die rechtmäßige Autorität aufzulehnen, verschaffte dem Jansenismus so viele Anhänger, und durch die Errichtung von Port-Royal (Ch. V.) ward derselbige in Frankreich eine Macht. Diese Anstalt war keine Schule, sondern eine Art von theologischem Klubb, ein Verein von erbitterten melancholischen Sektirern, die sich nur durch gemeinsamen Haß gegen den heiligen Stuhl und gegen den Orden der Jesuiten auszeichneten. Die Sekte machte ihr deßwegen eine falsche Reputation von Tugenden und Talenten, gleichwie wir dergleichen Beyspiele auch in unseren Tagen sehen, wo man wohlfeilen Kaufs zum Ruhm der Gelehrsamkeit kommt, wenn man den zeitgeistigen revolutionären Meinungen huldiget. Port-Royal hat aber, wie der Verf. ausführt, keinen einzigen großen Mann hervorgebracht; ein kalter, trockener, gemeiner Styl war ihnen eigen, Salbung und Beredtsamkeit fehlten ihnen gänzlich (diese Gaben sind der Sekte fremd); ihre Schriften sind alle mittelmäßig, und tragen erdichtete, aber wohltönende Namen an der Spitze. Port-Royal hat kein Talent entwickelt; Pascal, Nicole, Arnaud, die drey gerühmtesten Namen dieser Partey, verdankten ihm nicht ihre Bildung: — sie besaßen ihre Talente und Kenntnisse schon vorher, und brachten sie in diese Einsamkeit. Port-Royal habe aber viel Uebels gethan, die Kirche in sich selbst und mit dem Staate entzweyt. Man finde unter seinen Mitgliedern nur trockene Grammatiker, Biographen, Ueber-

setzer und ewige Polemiker, aber in den schönen und soliden Wissenschaften haben sie gar nicht geglänzt. Mehrere Ursachen vereinigten sich, um die usurpirte literarische Reputation von Port-Royal zu bewirken (Ch. VI.); eine sektirische Verbrüderung, welche alle seine Produkte sogleich ausposaunte, vertheilte, in Himmel erhob; der Oppositionsgeist gegen Rom und die Gesellschaft der Jesuiten, welcher die Gunst der Parlamente nach sich zog; der ausschließende Gebrauch der französischen Sprache statt der lateinischen, wodurch die Disputiersucht auch unter die Menge und unter die Weiber fuhr. Eben diese Sprache gab ihnen auch den Vortheil, original zu scheinen, während sie nur Uebersetzer und Kopisten waren (Ch. VII.). So sey z. B. das berühmte Werk »*Perpétuité de la foi*« über die Eucharistie nur aus Bellarmin, aus den Gebrüdern Wallenburg und dem Buche des Chorherrn Garet gezogen. Eben solche Plagiate seyen ihrer Logik und ihrer allgemeinen Grammatik vorzuwerfen, wogegen im achten Kapitel die unzählbaren berühmten und klassischen Werke der Jesuiten angeführt werden. Das neunte Kapitel ist ganz einer Untersuchung über Pascal gewidmet, den einzigen wirklich ausgezeichneten Mann, den Port-Royal für sich anzuführen habe. Er brachte drey oder vier Jahre inner diesen Mauern zu, verdankte aber denselben nichts. Ohne sein reelles Verdienst herabwürdigen zu wollen, müsse man doch gestehen, daß er von der Faktion, der er angehörte, gar zu sehr gerühmt worden sey. Sein Verdienst in den mathematischen und physikalischen Wissenschaften ist sehr übertrieben, wovon hier frappante Beweise angeführt worden. Seinen literarischen Ruf verdankte er vorzüglich dem Umstande, daß er gegen die Jesuiten schrieb. Wären die Lettres provinciales gegen irgend einen andern Orden gerichtet gewesen, so würden sie längst vergessen seyn. — Sie sind mit einer ermüdenden Monotonie geschrieben, und Voltaire selbst bekannte, daß das ganze Buch auf einem falschen Fundament beruhe. In der Religion erklärte sich Pascal, gleich allen Jansenisten, und so wie anfänglich Luther, Blondel, Hontheim, zwar im Allgemeinen für sehr katholisch. »Er habe,« schrieb er in der siebzehnten Lettre provinciale, »auf Erden keine »andere Zuneigung, als zu der römisch-katholischen und apostolischen Kirche, in der er leben und sterben wolle, und in der »Gemeinschaft mit dem Papst, ihrem obersten Haupt, außer wel»cher kein Heil zu finden sey.« Allein sobald die Lettres provinciales, ganz anderer Sache wegen, zu Rom und selbst in Frankreich verurtheilt wurden, so lautete Pascals Sprache ganz anders. Dann war er stolz wie Calvin und alle Sektirer, besonders aber die Jansenisten. Dann hieß es, die Urtheile der

Kirche seyen ohne Grund, ohne Ursache, ohne kanonische Formen gefällt worden, man sey den Gehorsam nur den wahren und durch keine Leidenschaft veranlaßten Aussprüchen schuldig (so wird noch heut zu Tage alles, was sich der revolutionären Sekte entgegensetzt, von ihr leidenschaftlich genannt), man distinguirte und subtilisirte zwischen dem Statthalter Christi und dem römischen Hofe; man behauptete, Rom habe gerade die besten und frömmsten Bücher censurirt; auch die versammelte französische Geistlichkeit hatte ohne Untersuchung entschieden u. s. w. Dennoch wurden die Lettres provinciales (welche man noch jetzt beständig gegen die Jesuiten anführt, ohne zu bedenken, daß ihrem Verfasser doch auch etwas Menschliches begegnen konnte, und daß ihn hier der Parteygeist verleitet hat) auf Befehl des Königs durch eine Kommission von dreyzehn Erzbischöfen, Bischöfen, Doktoren und Professoren geprüft, verwerflich erklärt, und darauf von dem königlichen Staatsrath zum Feuer verurtheilt. Die Insubordination ging so weit, daß selbst die Klosterfrauen von Port-Royal gegen die Sorbonne, die französische Geistlichkeit, gegen den Papst, gegen die ganze katholische Kirche und gegen Ludwig den XIV. protestirten (Ch. X.). Gegen diesen Ungehorsam, welcher die eigentlich laxe Moral in der geistlichen wie in der weltlichen Gesellschaft ausmacht, sind alle Scheintugenden der Sektirer nur versteckter Stolz. Mit einem Wort, die Jansenisten waren und sind noch eine sehr thätige und lebendige Sekte, aller Hierarchie und rechtmäßigen Autorität feind. Ludwig der XIV. haßte sie, und selbst Bonaparte konnte sie, nach einem dunklen, aber richtigen Herrschergefühl nicht leiden. Ihnen verdankte man die sogenannte Civilkonstitution der französischen Geistlichkeit; während der ganzen Revolution haben sie sich schlecht und sogar als Königsmörder betragen, da hingegen die Treue und der Eifer der Jesuiten, obschon sie von dem französischen Hofe kurz vorher übel und undankbar behandelt worden waren, durch nichts erschüttert werden konnten; die traurigen Ueberbleibsel dieses berühmten Ordens haben noch zu dem Massacre des Carmes am 2. September 1792 zwey und zwanzig Schlachtopfer geliefert (Ch. XII.).

In dem zweyten Buche, welches wieder in siebzehn reichhaltige Kapitel zerfällt, kommt der Verfasser seinem eigentlichen Gegenstande näher. Voran gehen einige Betrachtungen über den Charakter Ludwigs des XIV., der zwar im Grunde der Gesinnung nach sehr katholisch und dem Glauben seiner Väter zugethan war, aber berauscht von Ruhm und Blut, und von Schmeichlern umgeben, keinen Widerspruch erdulden konnte, daher dem heiligen Stuhle vielen Verdruß machte, und den Papst,

besonders in dem Geschäft wegen den übertriebenen Privilegien (droit d'azyle) der fremden Gesandten (worin alle übrigen Monarchen nachgaben) mit unerträglichem Stolz behandelte. Das Parlament von Provence erlaubte sich sogar, den Papst zu citiren, und die Grafschaft Avignon unter Sequester zu setzen. — Das sogenannte droit de régale, oder das Recht, welches der König nach alten Verträgen besaß, in einigen Kirchen seines Reichs während der Vacanz des bischöflichen Sitzes die Einkünfte zu beziehen und die kirchlichen Benefizien zu vergeben, ward 1673 durch eine königliche Ordonnanz auf das ganze Reich ausgedehnt, unter dem Vorwande, daß die französische Krone rund sey. Zwey einzige französische Bischöfe, ausgezeichnet tugendhafte Männer, erklärten sich gegen diesen, selbst dem Concilium von Lyon zuwider laufenden Beschluß; die übrigen alle beugten sich vor Ludwig dem XIV., und forderten sogar den Papst zur Nachgiebigkeit auf; woraus zu ermessen, was aus der katholischen Kirche werden müßte, wenn nicht wenigstens ihr Oberhaupt in einer unabhängigen Lage wäre, und daher die Stimme der Wahrheit und Gerechtigkeit, wenigstens in der Theorie, vernehmen lassen könnte. Das Parlament von Toulouse ließ sogar den regulären Chorherrn und Generalvikar, Don Carlos, einen gelehrten und verdienstvollen Mann, der gegen diese neuen Prätensionen geschrieben hatte, auf Befehl des Königs zum Tode verurtheilen, und in effigie hinrichten. Allein Papst Innocenz der XI. (Odescalchi) widerstand mit Würde. Ludwig der XIV., gereizt, und von der jansenistischen Partey angetrieben, berief die Versammlung der Geistlichkeit 1682, bloß um den Papst zu kränken, und befahl ihr, die Schranken der päpstlichen Macht zu untersuchen, ohne daß darüber ein Streit obwaltete, ohne daß ein reeller Grund dazu vorhanden war. Colbert war der eigentliche Urheber der berüchtigten vier Artikel, Bossuet nur der Sekretär. Nicht alle Bischöfe wurden zu der Versammlung einberufen, sondern von dem Ministerium nach seinen Absichten ausgewählt. Bossuet selbst war unruhig über den bey manchen Bischöfen herrschenden Geist, aber Niemand durfte dem Willen des Königs widersprechen, ja nicht einmal ehrerbietige Vorstellungen machen. Der Erzbischof von Rheims drückte sich darüber in einem an die Versammlung selbst erstatteten Rapport mit naiver Freymüthigkeit aus: »Herzhaftere Männer,« sagte er, »dürften vielleicht mit mehr Muth sprechen, tugendhaftere könnten bessere Dinge sagen. Wir aber, die wir »mittelmäßig in allem sind, wir äußern unsere Meinung, nicht um in ähnlichen Fällen zur Regel zu dienen, sondern um den Zeiten nachzugeben, um größeren Uebeln,

»von denen die Kirche bedroht ist, auszuweichen, wenn sie nicht »anders vermieden werden können.«

In dem vierten Kapitel werden Betrachtungen über den Inhalt der berüchtigten Deklaration von 1682 angestellt. Die Verlegenheit der versammelten Prälaten ist schon im Eingange sichtbar. Sie berufen sich auf die alte Tradition der gallikanischen Kirche, und sind mit derselben in vollendetem Widerspruch. Konnte man die zahllosen und frappanten Zeugnisse nicht läugnen, kraft deren die französische Geistlichkeit zu allen Zeiten die oberste kirchliche Autorität des Papstes anerkannt und vertheidiget hat, so erfand man die subtile, dem ganzen Alterthum unbekannte Distinktion zwischen dem heiligen Stuhle und dem der darauf sitzet, gleichwie wir in neueren Zeiten auch revolutionäre Politiker gesehen haben, welche mit Affektation von ihrer Ehrfurcht für den Thron sprachen, wenn sie dessen Besitzer davon stoßen, und sich selbst oder einen anderen darauf setzen wollten. Der Thron ist aber, wie ein gewisser Herrscher ganz richtig sagte, nur ein Stück Holz, gewöhnlich mit Sammt überzogen; man solle nicht ihm, sondern der Person treu seyn, der dieser Thron gehört. Der erste Artikel der Deklaration war ganz unnütz, da über die rechtmäßige Autorität des Königs gar kein Streit bestand, und die Autorität des Papstes in kirchlichen Dingen eben so gut von Gott eingesetzt ist. Der zweyte Artikel setzte, wiewohl in verhüllten Ausdrücken, aber der Natur der Dinge, der ganzen Erfahrung und dem Zeugniß aller Jahrhunderte zuwider, gleichsam die Souverainität des Volkes oder die Oberherrschaft der Koncilien über den Papst fest, da doch ein allgemeines Koncilium ohne Papst so wenig als ein Körper ohne Haupt, oder ein Regiment ohne Oberst gedacht werden kann, und die Einwilligung des Papstes zu allen Beschlüssen nothwendig ist. Der dritte Artikel erklärte, was Niemand läugnet, daß die Macht des Papstes nach kanonischen Regeln ausgeübt werden solle, ward aber um so unschicklicher angeführt, als gerade in diesem Zeitpunkte der Papst die kanonischen Regeln, und zwar die der gallikanischen Kirche handhaben wollte, während die Bischöfe sie nicht vertheidigen durften. Der vierte und letzte Artikel, wo bestimmt werden sollte, daß zu den päpstlichen Dekreten die Einwilligung der Kirche hinzukommen müsse, und durch welche Formen selbige erklärt werden solle, ist noch schlechter als die übrigen abgefaßt, weil man sich lang über die Redaktion zankte, jedes Mitglied seine Gedanken anbringen wollte, und zuletzt, wie gewöhnlich, solche Ausdrücke gewählt wurden, die zwar Niemanden anstößig waren, aber auch keinen bestimmten Sinn in sich enthalten. Die ganze Versammlung hatte, wie Graf von Maistre sagt, zu solchen Beschlüssen keine

Kompetenz; sie war nur sehr wenig zahlreich, und repräsentirte nicht einmal die französische Kirche. Indem sie die Mißbräuche der königlichen Gewalt begünstigte, und derselben alle Autorität, auch in Kirchensachen, einräumte, legte sie zugleich den Grund zu der heutigen Demagogie. Denn sobald die versammelten Bischöfe über den Papst seyn sollen, so ist jede Volksversammlung auch über den Fürsten; und wenn eine einzelne Abtheilung der christlichen Gesellschaft sich das Recht anmaßt, über das Ganze zu entscheiden, und der ganzen Kirche Gesetze zu geben: so ist in politischen Dingen jede Partey, jede Sektion des Volks eben so gut dazu befugt. Auch hat Papst Klemens der XI. (Albani) den König Ludwig den XIV. in einem an ihn gerichteten Schreiben vom 31. August 1706 auf solche Konsequenzen aufmerksam gemacht, und ihm bemerkt, daß er, der Papst, hierbey noch weniger die Interessen des heiligen Stuhls, als die des Königs selbst verfechte. Neque enim nostram .... quin et ipsius regni tui causam agimus.

Das sechste Kapitel handelt von den Wirkungen und Folgen der Deklaration. Kaum war sie bekannt, so erregte sie den Unwillen der katholischen Welt. Flandern, Spanien, Italien erhoben sich wider dieselbe; in Ungern ward sie auf einem Landtage für ungereimt und verwerflich erklärt; die Universität von Douay beklagte sich darüber bey dem Könige von Frankreich selbst; die Sorbonne wollte sie nicht in ihre Protokolle eintragen, und das Parlament ließ solches mit Gewalt veranstalten. Papst Alexander der VIII. verurtheilte 1690 alle Verhandlungen jener Versammlung, jedoch mit weiser Schonung in den Formen, um einen mächtigen, im Grunde für die Religion gutgesinnten König nicht noch mehr zu reizen, und schrieb unmittelbar vor seinem Tode an Ludwig den XIV., um ihre Zurücknahme zu begehren; die Protestanten sahen sie als eine Art von Schisma an; sie hat nicht wenig dazu beygetragen, an allen Höfen ein der Kirche nachtheiliges, ungegründetes Mißtrauen gegen den römischen Hof zu erregen. Auch Klemens der XI. verurtheilte die Deklaration in einem Breve an Ludwig den XIV., und Pius der VI. im Jahre 1794 in der Bulle gegen das Koncilium von Pistoja. — Weniger bekannt ist es aber, daß diese gepriesene Deklaration, die man uns immer noch für eine in Frankreich geltende Regel ausgeben will, von dem König selbst zurückgenommen wurde (Ch. VI.). Ludwig der XIV., der inzwischen ruhigere Betrachtungen angestellt hatte, befahl solche nicht zu vollziehen, und meldete solches in einem Schreiben an den Papst Innocenz den XII. (Pignatelli) vom 24. September 1693. Dasselbe blieb aber geheim, und ward in Italien erst im Jahre

1732, in Frankreich aber 1789 bekannt. Ludwig der XIV. nahm jedoch die Deklaration nicht öffentlich und förmlich zurück; seine Minister und Parlamente gaben ihm die Subtilität ein, den Vortrag der vier Artikel zwar nicht zu gebieten, aber doch frey zu stellen, und so hätte die gallikanische oder Parlamentsparter im Grunde gewonnen Spiel; doch widerstand der König ihr bisweilen, wie z. B. als sie 1688 die Zusammenberufung eines Nationalkonciliums, oder einer Assemblée des Notables verlangte, um den Papst zu zwingen, den neu erwählten Bischöfen die Institution zu ertheilen. — Die Deklaration ist aber auch sogar von ihren Urhebern selbst verurtheilt und zurückgenommen worden, sowohl förmlich als stillschweigend. Der Papst verweigerte nämlich den neu erwählten Bischöfen, welche als Abgeordnete zweyten Ranges der Versammlung von 1682 beygewohnt hatten, die Konfirmationsbullen, welches eine große Verlegenheit bewirkte, so daß viele bischöfliche Stühle unbesetzt blieben. Hierüber wurden Unterhandlungen gepflogen. Der Papst verlangte eine Retractation oder einen Entschuldigungsbrief, wozu der König und die Bischöfe einwilligten. Dieses Entschuldigungsschreiben war zwar, wie es in solchen Fällen zu geschehen, und zur Schonung des Ehrgefühls leicht gestattet zu werden pflegt, in sehr schonenden Ausdrücken abgefaßt. Dennoch sagten die Bischöfe darin: »wir erklären und bekennen zu den Füßen Ew. Heiligkeit, daß wir im Innersten unsers Herzens, und mehr als »wir es auszudrücken vermögen, betrübt sind über alles das, was »in jener Versammlung (1682) vorgegangen ist, und was Ew. »Heiligkeit und den Vorgängern so höchlich mißfallen hat. Wenn »also irgend etwas in jener Versammlung als ein Beschluß über »die kirchliche Gewalt und die päpstliche Autorität angesehen wer»den möchte, so halten wir solches für nicht beschlossen, und er»klären, daß es für nicht beschlossen gehalten werden solle« (pro non decreto habemus et habendum esse declaramus). Hierauf erhielten sie ihre Bullen, die ganze französische Kirche war mit dieser Uebereinkunft zufrieden, und man muß wahrlich mit sophistischem Eigensinn über Ausdrücke zanken, wenn man behaupten will, daß jener Brief keinen Widerruf in sich enthalte. Uebrigens ist bemerkenswerth, daß die Deklaration nie in die Mémoires oder Actes du Clergé de France aufgenommen, und mithin auch stillschweigend verworfen worden, gleichsam durch die Stimme des Gewissens. Das Protokoll ward nicht gedruckt, nicht in das Archiv gelegt; Ludwig der XIV. gab zu verstehen, daß er es nicht wolle, und sogar Bossuet schien dieses ihr Schicksal in einer hier angeführten Stelle seines berühmten Discours sur l'unité vorauszusehen. —

Gleichwohl hat man stets Bossuets großes persönliches Ansehen zu Gunsten der vier Artikel angerufen und thut es noch jetzt. Man sieht dieselben für sein Werk an, aber der Ungrund dieser Voraussetzung wird in den folgenden Kapiteln mit außerordentlicher Sachkenntniß aus Bossuet's eigenen Briefen bewiesen. Er wollte vorerst die ganze Versammlung nicht, als zu der er keine rechtmäßige Veranlassung sah; ihm war bange, derselben streitige Fragen vorzulegen, er nannte die vier Propositionen gehäßig (odieuses), er haßte sogar alle Versammlungen überhaupt, weil er, an eine Art von Dictatur gewöhnt, mehr Schwierigkeiten in ihrer Leitung und Beherrschung fand; er war der Redakteur, aber nicht der Urheber oder Beförderer der vier Artikel; er that sein Möglichstes um die Gemüther zu besänftigen und die Beschlüsse zu mäßigen. Die Abfassung seiner bekannten Schrift: *Défense de la Déclaration*, übernahm er ungern, nur aus Gehorsam gegen den Willen Ludwigs XIV. und hatte seither keine Ruhe, so daß ihm aus Unmuth die Erklärung entfiel: Abeat igitur Declaratio quo libuerit, non enim eam (quod saepe profiteri juvat) tutandam hic suscipimus. Er behielt jene Schrift zwanzig Jahre, von 1682 bis 1702, in seinem Pult, hat sie während dieser Zeit in Titel und Inhalt mehrmal geändert, umgearbeitet, ganze Bücher unterdrückt und war nie damit zufrieden, wie es zu geschehen pflegt, wenn man gegen die bessere Stimme des Gewissens eine an sich schlechte Sache vertheidigen will. Er wollte dasselbe abermals ganz umarbeiten, und fand in zwanzig Jahren nie einen schicklichen Augenblick, weder um solches dem König zu überreichen, noch viel weniger um es durch den Druck bekannt zu machen. Das Buch hatte wunderbare Schicksale. Bossuet befahl vor seinem Ende (1704), das Manuscript niemand anders als dem König zu übergeben und nur auf dessen ausdrücklichen Befehl oder im Fall einer absoluten Nothwendigkeit drucken zu lassen. Bossuets Neffe, der Abbé Bossuet, an Gesinnungen und Kenntnissen des großen Oheims ganz unwürdig und leidenschaftlich gegen den römischen Hof eingenommen, beeilte sich zwar den ersten Auftrag zu erfüllen; allein Ludwig XIV., nunmehr selbst über die ganze Sache gleichgültig, oder die geheimen Wünsche Bossuets ehrend, wollte das Manuscript lange nicht annehmen, ließ es einige Jahre liegen und verbot dessen Bekanntmachung. Es kam so weit, daß der Kardinal Fleury eine Kopie, welche früher in die Hände des Abbé Fleury gerathen war, mit Gewalt wegnehmen und in die königliche Bibliothek niederlegen ließ, mit dem ausdrücklichen Befehl, keinen Menschen eine Abschrift davon nehmen zu lassen. Dennoch ließ der Abbé Bossuet dieses Werk, nach einer flüchtigen,

gegen alle Redlichkeit zurückbehaltenen, Kopie, ohne Autorisation im J. 1730, also sechs und zwanzig Jahre nach dem Tode Bossuets und funfzehn Jahre nach dem Tode Ludwigs XIV. aus bloßer Finanz-Spekulation heimlich zu Luxemburg drucken, und eine andere Ausgabe nach der zweyten Revision erschien 1745 zu Amsterdam, sogar ohne Anzeige des Verlegers, so daß die Integrität der ganzen Schrift sehr zweifelhaft ist, ihr Inhalt nicht den wahren Gesinnungen Bossuets zugeschrieben werden kann, und ihre Bekanntmachung durchaus wider seinen und des Königs Willen geschah. — Die Freunde der gallikanischen Maximen behaupten zwar, die Défense de la Déclaration werde auch in Italien für ein beynahe unwiderlegbares Werk gehalten; allein das ist so wenig wahr, daß es vielmehr von dem Kardinal Orsi in einem gelehrten Werke auf das gründlichste widerlegt worden ist. (Ch. 10.) Ludwig XIV. selbst hat nach seinem richtigen Takt in einem wohlgewählten Zeitpunkt die Versammlung von 1682 plötzlich wieder aufgelöst, als sie ohne Noth, ohne Auftrag und gleichsam sich über das Haupt der Kirche hinaussetzend, zur Censur der moralischen Behauptungen einiger in ganz Europa zerstreuten Schriftsteller übergehen wollte. Dieses Projekt ward zwar im Jahre 1700 wieder vorgenommen. Man dichtete zwey vorgeblich entgegengesetzte Parteyen, die Jansenisten und die sogenannten Anhänger der laxen Moral, worunter man nur die Jesuiten verstand, da doch die Jesuiten nicht als eine Partey in der Kirche angesehen werden konnten, weil sie stets das Beyspiel des Gehorsams gaben und übrigens die Grundsätze einzelner ihrer Mitglieder gar nicht billigten, auch sich stets mehr als andere Orden durch strenge Sitten und Regeln auszeichneten. — Überhaupt kann man nicht läugnen, daß der persönliche Charakter von Bossuet viel zum Ansehen der vier Artikel beygetragen hat. Er war ein unbegränzter und aufrichtiger Verehrer der königlichen Macht, gegen deren Gebrauch ihm nie ein Tadel entfiel; er stand sowohl deßwegen als wegen seinem Kredit am französischen Hofe auch bey dem übrigen Europa in hoher Achtung, während sein berühmter Nebenbuhler Fenelon, im Grunde mehr für die Autorität der Kirche gestimmt, und seufzend über den damaligen Druck der Auflagen, die ewigen Kriege, den Uebermuth des Stolzes, das Maitressen-Regiment rc. vielleicht, wie ein witziger Schriftsteller bemerkt, nicht ungeneigt gewesen wäre, vier ähnliche Artikel über die weltliche Macht aufzusetzen. Doch waren seine Vorschläge, wie man sie in geheimen Papieren fand, gar nicht neuerungssüchtig, sondern durchaus den Fundamental-Gesetzen der französischen Monarchie angemessen, während hingegen die Souverainität von den sogenannten gallikanischen Maximen der Ver-

sammlung von 1682 sehr viel zu fürchten hat. Leider gebe es in dem Leben auch der größten Männer irgend einen fatalen Punkt, nach welchem sie sinken, und dieser Punkt sey für Bossuet das Jahr 1682 gewesen. Er hätte nach seinem berühmten Discours sur l'unité sterben sollen, — mit welchem so viele Stellen der gedruckten Défense in auffallendem Widerspruch stehen, und da man von einem so scharfsinnigen und gelehrten Manne dergleichen Widersprüche nicht vermuthen darf, so ist auch zu schließen, daß die Défense der Déclaration, wie sie dreyßig Jahre nach seinem Tode erschien, nicht seine wahren Gesinnungen ausdrückte, von ihm selbst nicht gebilligt wurde, und derselben Bekanntmachung nicht nur ohne, sondern sogar gegen seinen Willen geschah.

Im 13. Kap wird gezeigt, daß die französische Kirche gar keine besondern Freyheiten besitze, d. h. von keinen den übrigen Kirchen obliegenden Verpflichtungen dispensirt sey. Diese berüchtigten Freyheiten beständen im Grunde nur in einer Uebereinkunft, kraft deren die französische Kirche sich unterworfen habe, alle Unbilden von Seiten der Parlamente zu ertragen, in so fern sie dieselben dem Papste wiedergeben könne; auch sey sie seit dem Jahre 1682 von jenen Tribunalen immer mehr unterdrückt worden. Man werde von einem mitleidigen Lächeln angewandelt, wenn man in den neuen Opuscules von Fleury die Aufzählung der vorgeblichen Freyheiten der gallikanischen Kirche lese. »Sie nehme, heißt es, die Dispensen gegen göttliches Gesetz nicht an.« Aber der Papst selbst hat niemals ein Recht zu solchen Dispensen angesprochen, und keine Kirche würde sie dulden. Sie erkenne das Asyl-Recht der Kirchen nicht, während Ludwig XIV. sich dasselbe, ohne allen Grund, und in weit höherem Grade, bloß zu Befriedigung eines ungemessenen Stolzes, sogar in fremdem Lande für die Häuser seiner Gesandten und für den ganzen Platz vor ihren Fenstern anmaßte, übrigens dann die Entziehung eines Rechts, es mag nun nützlich oder schädlich seyn, nicht eine Freyheit genannt werden kann. — 3. Sie habe das Tribunal der Inquisition nicht, und seine Befugnisse seyen bey den Ordinariaten verblieben. Andere katholische Länder kennen sie ebenfalls nicht und rühmen sich deßwegen keiner besondern Freyheiten. Uebrigens bemerkt Graf Maistre den Franzosen, daß wenn man der religiösen Spaltungen wegen, der Welt das Beyspiel von schrecklichen bürgerlichen Kriegen, von zwey Königsmorden und einer St. Bartholomäusnacht gegeben habe, man nicht über andere Völker spotten müsse, die Ströme von unschuldigem Blut erspart, und Epochen, an die man anderswo nicht ohne Schauder denken

kann, in tiefem Frieden durchlebt haben. Sey endlich auch die Inquisition so schlecht, als man sie darstellt, so ist einmal die Kirche nicht freyer, wenn sie diese Art von geistlicher Jurisdiktion nicht besitzt, und es ist durchaus nicht richtig, daß dieselbe in Frankreich den Bischöfen zukomme. Daß die französische Kirche keine Kardinals-Kongregationen der Ritus, der Propaganda u. s. w. anerkennen will, ist eine seltsame und praktisch unausführbare Prätension, da der Papst einmal Rathgeber oder Gehülfen haben muß, und von noch geringerem Gewicht sind die Maximen über die Annaten, die päpstlichen Monate u. s. w., da keine Gesellschaft ohne Einkünfte bestehen kann, da diese Einkünfte auf Verträgen beruhten, in Frankreich sehr unbedeutend waren, und nur für allgemeine Bedürfnisse der ganzen katholischen Kirche verwendet wurden.

Im 14. Kapitel wird also geradezu ausgesprochen, daß es eigentlich keine Freyheiten der gallikanischen Kirche gebe, und daß man unter diesem Namen nur den Versuch der weltlichen Mächte, den heiligen Stuhl seiner rechtmäßigen Befugnisse zu berauben, zu verbergen suche. Das seyen seltsame Freyheiten der Kirche, über welche sich die Kirche stets beklagt habe. Die Schriften von Pithou und Dupuis, aus denen man sie stets herholen will, wurden von den französischen Bischöfen als ketzerisch verdammt. Fleury selbst sagt, man könnte eher ein Buch über die Knechtschaft der gallikanischen Kirche, als über ihre Freyheiten schreiben. Fenelon hat ihren herabgewürdigten Zustand noch viel treffender bezeichnet. Sogar Bossuet wußte nicht anzugeben, worin diese Freyheiten eigentlich bestehen; in Privatbriefen äußerte er sich darüber, daß er dieselben nach dem Sinne der Bischöfe und nicht nach dem Sinne der Parlamente verstehe. Anderswo sollten sie nur darin liegen, daß die französische Kirche das Recht habe, von dem Könige beschützt zu werden, ein Recht, welches die Kirchen aller übrigen Länder auch besitzen. In dem Discours sur l'unité ruft er endlich aus: »Ne demandez plus (also war es auch damals nicht klar), ce que c'est que la liberté de l'église gallicane. — Elles sont toutes dans cette ordonnance de *Saint-Louis*. pour maintenir dans son royaume le *droit commun* et la puissance des ordinaires selon les conciles généraux et les institutions des saints pères. Nous n'en voulons pas d'autres.« Nun aber ist das gemeine Recht keine besondere Freyheit, und wer dergleichen anspricht, muß irgend eine Ausnahme von dem gemeinen Recht beweisen können. Unglücklicher Weise ist es aber auch gar nicht richtig, daß die

französischen Bischöfe jener gewöhnlichen, rechtmäßigen kirchlichen Autorität genossen, und sie hätten die Erhaltung derselben eher von dem König und den Parlamenten, als von dem Papst, der sie hierin gar nicht hinderte, begehren sollen.

Inzwischen bleibt allerdings richtig (Kap. XV.), daß jene vier Artikel und die dunklen Begriffe gallikanischer Freyheit, welche daher in den Köpfen herrschten, eine Art von Trennung zwischen dem heiligen Stuhl und der französischen Kirche bewirkt haben, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht, wie in England, förmlich anerkannt war. Eine besondere Kirche, sagt Graf Maistre, kann in Glaubenssachen keine ihr eigenen Maximen haben. Wenn nach der Behauptung Bossuets, die er in einem Memoire an Ludwig XIV. äußerte, irgend ein doktrinelles Urtheil des Papstes in Frankreich nicht gelten soll, bevor es von den Erzbischöfen und Bischöfen (sogar jeder einzelnen Metropolitan-Abtheilung) förmlich und frey angenommen worden: so müssen die Bischöfe solches auch verwerfen können. In diesem Fall haben alle anderen Länder das nämliche Recht und die allgemeine Kirche ist aufgelöst. Wenn bey solchen Prätensionen und Maximen Frankreich noch in Verbindung mit dem heiligen Stuhle, mithin katholisch geblieben sey, so habe man solches drey Gründen zu verdanken (Kap. XVI.): 1) der Mäßigung und vorsichtigen Klugheit der Päpste, welche zwar jene Maximen nicht billigten, aber es dennoch vermieden, durch unzeitige und öffentliche Verurtheilungen die Leidenschaften noch mehr zu reizen. 2) Dem wahrhaft königlichen Geiste des Hauses Bourbon, der zwar bisweilen mißleitet werden konnte, aber im Grunde sich immer gleich und der Kirche günstig blieb. 3) Dem edlen Charakter, dem richtigen Gefühl und dem stets durch gründliche Wissenschaft geleiteten Gewissen der französischen Geistlichkeit selbst, deren Tugenden und Einsichten stets besser waren als ihre Vorurtheile. Sie zog die Konsequenzen aus den aufgestellten Prinzipien nicht, auch hat sie den im Jahre 1682 begangenen Fehler bald anerkannt; wie es oft zu geschehen pflegt, war die Praxis noch besser als die falsche Theorie, und im Grunde ist, seit jener Epoche bis auf unsere Tage, ihr wirkliches Benehmen stets mit den gallikanischen Maximen im Widerspruch gewesen. — Den Beschluß des merkwürdigen Buchs macht eine beredte und gefühlvolle Aufforderung an die französische Geistlichkeit, bey dieser Epoche ihrer Herstellung jenen gehäßigen, nur die Zwietracht fördernden Doktrinen förmlich zu entsagen; sie habe der Welt, während des schrecklichen Sturmes der Revolution ein ehrwürdiges

Beyspiel gegeben; ein Sieg über das Vorurtheil sey das Einzige, was noch ihrem Ruhme mangle.

Man kann nicht läugnen, daß dieses Werk vielleicht das reichhaltigste und klarste ist, was je über diesen Gegenstand geschrieben worden. Es ist auch für nicht theologische Leser, für eigentliche Staatsmänner, ungemein anziehend, eben weil darin das historische und das doktrinelle, das politische und das religiöse Interesse stets mit einander verwoben wird. Allein noch merkwürdiger als sein Inhalt ist vielleicht die außerordentlich günstige Aufnahme, die es in Frankreich selbst gefunden hat, ungeachtet es der französischen Nation so starke und treffende Wahrheiten sagt, und selbst Reputationen angreift, die in diesem Lande beynahe abgötterisch verehret wurden. Es ist aber auch mit einer solchen Liebe und wahren Freundschaft geschrieben, daß so gesagte Wahrheit unmöglich beleidigen kann. Bossuet hatte allerdings große Verdienste und gereicht der französischen Nation zum Ruhme. Allein da kein Mensch fehlerfrey ist, so läßt sich doch auf der andern Seite nicht verkennen, daß bey der Diktatur, die er in der Kirche und selbst am Hofe auszuüben gewohnt war, ein gewisser geheimer Stolz ihn, selbst gegen die besseren Eingebungen seines Gewissens, hinderte, einen früheren Irrthum anzuerkennen, und daß er in den letzten Zeiten sein Genie nur dazu verschwendete, diesen Irrthum, wo nicht zu rechtfertigen, doch als unbedeutend oder nicht existirend darzustellen, oder mit der Wahrheit gezwungener Weise zu akkommodiren. In dieser Hinsicht war sein berühmter Nebenbuhler, Fenelon, größer als er. Inzwischen ist es offenbar, daß die sogenannten gallikanischen Maximen in Frankreich selbst täglich mehr ihren Kredit verlieren; die meisten Bischöfe, die gelehrtesten theologischen, ja selbst viele weltliche Schriftsteller, erklären sich öffentlich dagegen, sie haben nur noch aus Gewohnheit einige aufrichtige Anhänger, werden aber im Allgemeinen nur von den Feinden der Religion aus böser Absicht gepriesen und vertheidigt. Die Revolution hat auch in der Kirche selbst die Spreu von dem Weizen, die Guten von den Bösen gesondert; die französische Geistlichkeit, durch Nachdenken und Erfahrung gewitzigt, scheint es lebhaft einzusehen, daß sie durch irgend eine Trennung von dem heiligen Stuhle nur an Ansehen und Kraft verliert, der Verachtung und der Mißhandlung preis gegeben wird, daß sie dagegen ihre Ehre und ihren Ruhm nur in der Vereinigung mit dem Stamme, in treuer Anschließung an Haupt und übrige Glieder finden kann, und daß ihr in solchem Falle der Rang und der Einfluß nicht mangeln wird, den sie als ein großer und respektabler Theil der allgemei-

nen Kirche, durch ihr Alterthum, ihre Tugenden und ihre Gelehrsamkeit, allerdings verdient. Auch dieses muß früh oder später zur Einigkeit des Geistes, zum Frieden in den Gemüthern beytragen, und wir leben der Hoffnung, daß die Revolution, welche in der ganzen Welt Thron und Altar umstürzen wollte, zuletzt, ihren Absichten ganz zuwider, nur dazu gewirkt haben wird, Altar und Thron mehr als vorher zu läutern und zu befestigen.

v. Haller.

Art. III. Oesterreich unter Herzog Rudolph dem IV. — Von Franz Kurz, regul. Chorherrn und Pfarrer zu St. Florian. — Linz, bey Kajetan Haslinger, 1821.

Nachdem die Freunde des Vaterlandes und der vaterländischen Vorwelt noch vor wenigen Monden in Besorgniß schwebten, St. Florian, diese Zierde der österreichischen Abteyen, möchte seine vorzüglichste Zierde, den Chorherrn Franz Kurz, in noch vielversprechendem, kräftigem Mannesalter verlieren, ist es wohl das erfreulichste Lebenszeichen, wenn der treffliche Quellenforscher jetzt mit seiner »Geschichte Oesterreichs unter Rudolph dem IV.« hervortritt, und die gegründete Hoffnung gibt zu baldiger Vollendung seiner Handelsgeschichte des österreichischen Mittelalters, einer im höchsten Grade verdienstlichen, die stückweisen Leistungen eines Hüllmann, Anton, Lang und Zirngiebel ergänzenden und weit übertreffenden, bereits weit vorgeschrittenen Arbeit, sodann aber mit gewohnter Emsigkeit Hand anzulegen gedenkt, an den Schluß seines historischen Cyclus, vom Erlöschen der Babenberger und dem österreichischen Interregnum bis auf Max I. — Seinen Urahn, den bey Sempach erschlagenen Leopold, hat Kurz bereits erreicht, und Friedrich des IV. sturmbewegtes halbes Jahrhundert hat er uns (1812) zuerst geliefert. — Welche Quellenschätze hat Kurz nicht geöffnet, den wir mit Recht als den Vordermann der in unsern Abteyen mächtig wieder emporblühenden, geschichtlichen Studien ehren? — Mehr als einmal (I. 49, II. 48, VII. 307) waren diese Jahrbücher im Falle, die erfreulichsten Beweise seines unermüdeten und glücklichen Eifers darzulegen.

Die vorliegende Geschichte Rudolph des IV. liefert wieder einen reichen Urkundenschatz, acht und zwanzig Stücke von großer Wichtigkeit, keine Wiederholungen, sondern ganz neue Gaben, schätzbare Komplemente der Geschichten

Oehlenschlägers und Pelzels, aus dem Kulminationspunkte der Luxemburgischen Dynastie (III. IV. V. VI. XIV. XVIII. XIX. XXVIII.); ferner in Betreff des damaligen Allianzenwechsels (II. VII. XX. XXVII.), Sittenzüge, Stufen der Entwickelung des dritten Standes, des Munizipalwesens, der Landeshoheit und eines geschlossenen Gebietes (I. VIII. IX. XI. XII. XIII. XXII. XXIII. XXIV.). — Die Nummern (XVI. XVII. XXVI.) ergänzen vortrefflich die in diesen Jahrbüchern (VI. 62) gleichfalls umständlich erörterte Gelangung Tyrols von Luxemburg an Habsburg. Wie hoch stehen in dieser Hinsicht Kurzens Arbeiten über des Hofrathes Schrötter und des Piaristen Adrian Rauch Geschichte Oesterreichs von der Urzeit bis auf die Habsburger?

Rudolph der IV. war schon seinen Zeitgenossen und seiner eigenen Familie eine ungewöhnliche, gesteigerte Aufmerksamkeit erregende Erscheinung. Der schweizerische Tacitus ist (II. 395, 403) diesen Andeutungen mit Liebe gefolgt, Weißegger und andere deßgleichen. Der Chorherr Kurz glaubt hierin eine Ueberschätzung dieses Fürsten wahrzunehmen. Wir waren früher im Falle des Verfassers mannhafter Unparteylichkeit, auch da, wo es zum Theil noch unbekannte Schattenseiten oder einseitige Lichtpartien im Bilde unseren Fürsten galt, als eines unbestechlichen Zeugen für Wahrheit und Recht, rühmend zu gedenken. Allein im vorliegenden Werke ist Er, keineswegs aus kleinlicher Sucht, etwas Ungewöhnliches und Ungemeines auf die Bahn zu bringen, wohl aber, wie es uns erscheint, aus lauterem Streben nach Unparteylichkeit, selbst Partey geworden. Was Rudolph Ausgezeichnetes that, wird auf mehr als eine Weise verringert, derselbe kleinmüthigeren Gegnern nachgesetzt, und wo von Handlungen die Rede ist, welche dem Verfasser selbst lobenswerth erscheinen, auch da noch geäußert, Rudolph sey hierin nur Nachahmer gewesen, er habe dieses oder jenes Gute wenigstens nicht erfunden! Wohin würden wir in dieser Progression negativer Induktionen gerathen können? Was strebt und trachtet die Gegenwart, das kein anderes Menschenkind schon früher gedacht und gewollt hätte? —

Wir haben mehrmals unsern Ekel gegen das Voltairisiren mehrerer philanthropisch-philosophischer Regimentstambours an Tag gelegt, welche alles Quellenstudium für überflüssig und nur ihre halbwahren, meist schiefen Gemeinplätze, für das goldene Vließ ausschreyen, das sie dem bewahrenden Drachen mit leichter Mühe abgejagt haben, und nun als »Providenz für den Hausgebrauch,« Jung und Alt ohne Unterschied zum Besten

geben. — Allein es hieße die Geschichte ihres edelsten Theiles berauben, wenn man Auffassung der Historie in lebendiger Phantasie, mit Erdichtung verwechseln würde, wenn man die ganze Geschichte, Ursache und Wirkung, Leidenschaften und höhere Motive, ausschließend nur in den Urkunden suchen zu müssen, und alles was sich darin nicht fände, schon darum als unerlaubten Schmuck und Zusatz verwerfen zu sollen glaubte. — Des Menschen Herz, dieses (wie der gekrönte Seher es nennt) so trutzige und doch gleich wieder verzagte Ding, bleibt der Urstoff aller Historie. Die unendlichen Kombinationsprobleme zwischen Zufall und Nothwendigkeit, Schicksal und Freyheit, Kraft und Gelegenheit, Einsicht und Leidenschaft, sind die Bühne des Rathes und Krieges, wie der höheren Heilkunde, des größten wie des gemeinsten Lebens! — Wie wenig darin Geringschätzung des Quellenstudiums liege, brauchen wir nicht zu erörtern. In der großen Kette ist Alles ein unentbehrliches Glied, aber das Verhältniß der einzelnen Glieder und Ringe muß allerdings ein rechtes und volles Ebenmaß seyn! — Freymüthig bekennen wir demnach unsere Verwunderung darüber, im vorliegenden Werk eine nach unserer Ueberzeugung ungeschichtliche Verkleinerung gegen Rudolph zu finden, die noch weiter geht, als die von dem Verfasser für ungeschichtlich geachteten Lobpreisungen.

Es liegt uns nunmehr ob, den Inhalt des Werkes, mit Anwendung des so eben Gesagten, genauer zu erörtern.

Karl der IV., »Böhmens Vater, des Reiches Stiefvater,« war ein halbes Jahrhundert hindurch den rivalisirenden Häusern Habsburg und Wittelsbach, in List und Gewaltthätigkeit ein unversöhnlicher, sich Alles erlaubender Gegner. Die Art, womit er sich im Augenblicke des Friedens und der Ausgleichung, seinen ungelegenen Gegenkönig, den ritterlichen Günther, vom Halse schaffte, womit er den Müller Rehbock feyerlich erkannte und mit der Chur und Mark Brandenburg belehnte, aber auch den unnöthig Gewordenen gleich wieder als Betrüger behandelte, wie er um Gold oder um irgend eine Anwartschaft die nämliche Sache, am nämlichen Tage, Dreyen zugleich verlieh, die Bündnisse seiner Feinde, durch Demüthigungen und Lügen aller Art löste, — als er die Krone der Cäsarn auf seinem Haupt empfangen, aus Rom und Italien entwich, diese Züge, binnen seiner langen Regierung, sehr oft, in den grellsten Varianten wiederholte, zeigen hinreichend, mit welchem Gegner es der jugendlich aufstrebende Rudolph zu thun hatte, um nicht im ungleichen Kampfe zu unterliegen? — Ueberdieß war er Karls

Schwiegersohn. So wenig überhaupt Blutverwandtschaft und Verschwägerung den Staatsinteressen Richtschnur geben, wo des Einen Gewinn, oft entschiedener Verlust für den Andern ist, kränkelte obendrein Rudolphs Stellung, durch jene Ehe mit der böhmischen Katharina, an der doppelten innern Spaltung, daß Rudolph Karln, Habsburgs scheelsüchtigen Feind, weil er sein Kaiser und sein Schwiegervater war, als Freund behandeln und offenen Krieg mit demjenigen scheuen mußte, mit welchem doch kein aufrichtiger Friede zu halten war, daß die innere Ausarbeitung seiner Landeshoheit Ruhe begehrte, hingegen die gewünschte Befreyung von der ihn hieran hindernden Uebermacht Karls, ungescheuten Bruch. — Wo ein solcher Widerspruch in den Elementen alles Handelns gährt, wird leider oft die größte Inkonsequenz zur einzig möglichen Konsequenz — und wir dürfen bey Rudolph nicht einmal so weit gehen! Er setzt dem rastlosen, übermächtigen Widersacher wohlgewählte Bündnisse entgegen, er weicht der augenblicklichen Uebermacht, um wenige Monate darauf ungebeugt, ungeschwächt, mit unverändertem Plan wieder hervorzutreten. In so schwieriger Lage erneuert er heilbringende Haussatzungen, befestigt seine landesherrliche Gewalt, erwirbt Gebiet, gründet Anwartschaften, heißt schon seinen Zeitgenossen »der Sinnreiche, der Stifter,« verbindet, trotz Wittelsbach und trotz Luxemburg, Tyrol (das Beyde nach einander besaßen und verloren) seinem Hause und dadurch die innern Lande ununterbrochen mit den vordern, und man dürfte wohl sagen, daß sein allzufrüher Tod der größte Fehler gewesen sey, den er begangen hat.

S. 36 scheint uns völlig unerwiesen, daß Rudolph der heimliche Angeber des Churerzkanzlers Gerlach von Maynz und seines angeblichen Anschlages war, Karln des Thrones zu entsetzen und der Ungern und Polen großen Ludwig darauf zu erheben. — Der schlimme Eindruck dieser vermeintlichen Denuntiation auf Ludwig, S. 38, fällt somit von selbst weg.

Gleich im Anbeginne seiner noch wankenden Herrschaft that Karl einen Schritt, eben so reichsgesetzwidrig, als seinem jedesmaligen Zwiespalt mit den Habsburgern, den Hinterhalt und den Charakter eines Internecionszwistes aufdrückend. Er bestätigte nämlich die an sich ungültige, aber noch eigens von Kaiser und Reich vernichtete Belehnungsurkunde des kaiserlichen Abenteurers Richards von Cornwall über den Nachlaß der Babenberger für den Böhmenkönig Ottokar: — die beste Grundlage, um im gelegenen Augenblicke die Acht auf den Herzog von Oesterreich zu werfen, seine Lande zu des Reichs Handen

einzuziehen und, im größeren Styl, schon an Rudolphen zu vollbringen, was ein halbes Jahrhundert später Karls Sohn Sigmund an Rudolphs Neffen, Friedrich mit der leeren Tasche, wirklich that, und was zunächst nur durch die schroffe Treue der Tyroler nicht vollständig gelang. — Hat Rudolphs Vater Albrecht diesen gefahrvollen Schritt ignorirt, so geschah es wohl mehr darum, weil er der Lahme, als weil er der Weise gewesen, und es dünkt uns eine Befangenheit des Urtheils, Albrechten deßhalb zu loben, Rudolphen aber zu tadeln, daß Letzterer die böse Meinung dieses Schrittes erkannt, daß er sich mit allen Kräften dagegen gerüstet, und sich zeitlebens keinen gutmüthigen Illusionen über Karls innere Gesinnungen hingegeben hat, zumal dieser auch über Jahr und Tag keine Belehnung über die österreichischen Provinzen ertheilte. — Ludwig der Große hat Karln richtig durchschaut, und sich durch die süßen Worte des Tyrnauer Kongresses keineswegs Sand in die Augen streuen lassen. — In dieser Voraussetzung können wir auch der Beurtheilung des Eßlinger Tages S. 84—92 keineswegs beystimmen: »wie den zudringlichen, ungestümen, mißtrauischen Ru»dolph die feyerlichsten Verträge nicht beruhigen, während der »tiefgekränkte Kaiser im Gegentheil immer bereit ist, seinem »Schwiegersohne zu verzeihen, ihm die Hand zum Frieden bie»tet, und alle Hindernisse einer innigen Harmonie (!) bey »Seite räumt; wie Karl den feurigen, trotzigen und ruhmsüch»tigen Schwiegersohn durch Güte zu gewinnen, vor noch größe»ren Verirrungen zu bewahren, sich glücklich schätzt!«

Karl gab Rudolphen nichts, was er ihm mit Recht und Anstand hätte verweigern können. Allgemeine Bestätigungen alter Privilegien waren eine gewöhnliche Schlußformel solcher Zusammenkünfte, und selbst dieser Tag der Versöhnung verlautbart Karls gewöhnlichen Refrain, widersprechende Privilegien zu geben, um der Erfüllung losgezählt zu seyn, und nach Erforderniß der Umstände, dem oder jenem der Belehnten die Schärfe oder die stumpfe Seite des Schwertes vorhalten zu können. — Eben so wenig gerechtfertigt finden wir die Ausdrücke S. 112: »vergnügt, der verdienten kaiserlichen Ahndung so glücklich ent»kommen zu seyn rc. — »Wer wird es Karln verargen, daß der »Gedanke, sich von seinem Schwiegersohne so sehr getäuscht, ver»lassen, angefeindet zu sehen, sein Innerstes gegen denselben em»pörte!?« — Rudolphen wird es verübelt, auf einem Bundestage der Möglichkeit eines Gegenkönigs erwähnt zu haben, da doch Deutschland seit einem halben Jahrhundert zweygespalten war, und Karl hebt durch seine Verträge selbst wiederum

auf, was er durch sein großes Reichsgesetz der goldenen Bulle festgesetzt hatte, Wahlfreyheit. — Er ließ sich von den Baierfürsten eidlich versprechen, es mit ihrer ganzen Macht zu verhindern, daß ja niemals ein Herzog von Oesterreich zum römischen König erwählt würde, und geschehe es dennoch, ihm so lange ihre Beystimmung zu versagen, bis auch Böhmens König seine Einwilligung dazu gegeben haben würde!! (Seite 199.)

Daß großer Herrschaft und noch größern Erwartungen auch die äußern Zeichen entsprechen sollen, ist eine uralte Maxime, und die vielen Anwartschafts-, Erbverbrüderungs-, Prätensions- und Repressalientitel und Wappenschilder des Staatsrechtes bilden zugleich den Musivüberblick der großen Geschicke der successiven Ausbreitung und der Hoffnungen jedes einzelnen Fürstenhauses. Wir begreifen demnach um so weniger, wie Rudolph deßhalb billiger Weise mit dem Vorwurf kindischer Eitelkeit und Ruhmredigkeit belegt werden könne, zumal in einer Zeit, wo Karl offenbar damit umging, durch einen geschlossenen, mit den ausgezeichnetsten Vorrechten versehenen Rath der Kurfürsten, das Aufstreben der Fürsten und Städte, die Mehreren durch die Minderu niederzuhalten, und diese um so mehr zu verstärken; — in einer Zeit, wo es insonderheit galt, Oesterreich aus jener Zahl auszuschließen, Kern und Mark der Hausprivilegien, den Preis der Rückgabe des baierischen Herzogthums an den welfischen Löwen zu nichte zu machen. — Der Verfasser verübelt Rudolphen Dinge, zu denen er offenbar durch die goldenen Bullen der Friedriche und Heinriche berechtiget war. — Liegt denn der Titel Pfalzerzherzog und andere Prärogativen der Kurfürsten nicht wortdeutlich in dem: »Si quibusvis Curiis publicis imperii, dux austriae presens fuerit, »*unus de palatinis archiducibus* est censendus et in consessu »et incessu ad latus dextrum imperii post *electores principes* »obtineat primum locum?« That Rudolph etwas Anderes, als was ein Grund- und Schlußstein des österreichischen Staatsrechtes, des Condirektoriums im Fürstenrathe, der Parifikation mit den Kurfürsten war? und die Verbindung eines Erzamtes (des Jägermeisteramtes) gehörte ja wesentlich mit hierzu. Handelte er nicht weise und kräftig, gerade in dem Augenblicke, mit diesen seinen (reichsgesetzlichen, während des Interregnums zum Theil eingeschlummerten) Vorrechten hervorzutreten, wo die neue Organisation des Kurfürstenrathes einen indirekten, aber von Grunde aus erschütternden Angriff auf dieselben bezielte? — und gründet sich Rudolphs Ausdruck in der Jakobimarktsfreyheit für Krems von 1359: »von

»kaiserlicher Macht volchomenhait, die Wir von dem »heiligen Reich haben in vnserm lannde zu Oesterreich,« nicht ebenfalls auf die Befreyung des hier Seite 82 nicht ohne eine Art von Machtspruch beseitigten fridericianum, kraft deren das Reich sich jeder Hoheit, ja jedes Lehenrechtes in Oesterreich begab, den Herzog und Gränzhüter wider Ungern und Böhmen wirklich zum Depositär kaiserlicher und Reichsrechte delegirend? — Rudolph sagt ja ausdrücklich, er habe diese Macht: »von dem heiligen Reich,« weit entfernt also von den Souverainitäts-Anmaßungen deutscher Fürsten vom westphälischen Frieden bis zum Rheinbunde. — Gegen den Burggrafen von Nürnberg, S. 189, hatte Rudolph den klaren Buchstaben der kaiserlichen Briefe für sich, und Karls Entscheidung zu Gunsten des erstern war eine offenbare Ungerechtigkeit. — Im ganzen Buche ist niemand unbillig beurtheilt, als gerade der Held desselben und die Rollen des Angreifers und des Angegriffenen sind nicht selten und jedesmal zu seinem Nachtheil verwechselt. — Es war freylich nur Anspruch und kein ausgemachtes Recht, wenn Rudolph sich statt Landgrafen, Herzog im Elsaß und einen Herzog zu Schwaben nannte, wie sein Großvater Rudolph, Vater des Johannes Parricida, aus gleichen Gründen, namentlich wegen der Erwerbung Burgaus, auch gethan und unsers Wissens ohne Jemandes Einspruch. — Aber that es nicht auch wenige Jahre vor ihm der Baierherzog Stephan, und zwar nicht etwa, wie Rudolph, den ansehnlichen Umfang seiner dortigen Besitzungen anzudeuten, sondern, gerade das alte hohenstaufische Herzogthum Schwaben für Wittelsbach wieder herzustellen? »His temporibus filius Re»gis et Imperatoris Ludwici, Dux *Sweviae* constitutus?« Erkannte Karl nicht selbst, daß Rudolph hierin nur gethan, wie so viele andere Reichsfürsten, daß ihm zu dieser Erhebung seiner Titel allerdings Fug und Anspruch zur Seite gestanden, da er sich sehr zierlich und schonend reversirte: »daß die etlichen Dinge, »so er Kaiser und Reich zu Ehren und Lieb gethan, dem»selben und seinen Nachkommen bey chünftigen römi»schen Kaisern unschädlich seyn sollen?« — Rudolphs Nachgiebigkeit ist hierdurch nicht: Abstehen von einer, nicht durchzuführenden Anmaßung, sondern sie trägt die Wesenheit einer freywilligen Handlung, einer Konzession an sich, bloß ad actum, unpräjudizirlich für Rudolph selbst, unpräjudizirlich für seine Nachfolger. — Welch ein Dorn im Auge Karls die österreichischen Hausprivilegien waren, zeigen unter andern die kritischen Zweifel, die er über die darin enthaltene Erwähnung Neros und

Cäsars durch Petrarca erregte. — Daß diese Privilegien auch auf die *Neoacquisita* übergehen, scheint nicht genug beachtet. — Diese Beachtung würde, wie uns dünkt, manchen Tadel Rudolphs, manche Entschuldigung seines: »gütigen, will»fährigen und gnädigen Kaisers« verhindert haben. — Bernabo Visconti gilt wohl nicht mit Unrecht für einen listigen und gewaltthätigen Tyrannen (letzteres wenigstens im Sinne Hellas's und Roms), und S. 236 lesen wir: »Bernabo's »Handlungsweise taugte vollkommen, ihm die Aufmerksamkeit und »Hochschätzung des gleichgesinnten Rudolph zu ver»schaffen!!«

Daß (was so viele Fürsten gethan) Rudolph das Zimmer seiner Geburt in eine Kapelle, und diese späterhin in eine Kollegiatkirche verwandelte, ja daß er sich in Unterschrift und Siegel den Erstgebornen Herzog Albrechts nannte, wird als ein Beleg seiner jugendlichen Eitelkeit angeführt: eine Formel, die man in jener Zeit so oft, selbst in Oesterreich betreffenden Urkunden finden kann, z. B. *Stephanus* primogenitus illustris Regis *Ungariae* et dux *Styriae*, oder: *Andreas*, tertii bele Regis filius, dei gratia Jadere ac totius *Dalmatie* et *Chroatie*, Chulmeque dux etc. Wir glauben hier und da Widersprüche zu entdecken in der Lobpreisung des Vaters Albrecht, daß er gewisse Maßregeln begonnen, und im Tadel des Sohnes Rudolph, daß er selbe bey günstigen Sternen mit Kraft, bey ungünstigen durch scheinbare und zeitliche Nachgiebigkeit fortgesetzt habe — dann im Tadel seiner vermeintlichen eiteln Titelsucht und in der gerechten Darstellung seines planvollen Strebens, Herr im eigenen Lande zu seyn, S. 117—123. »Ein »hohes Vorrecht besitzen, und es nicht üben, erschien Rudol»phen als Kleinmuth und Schmach,« sagt der Verfasser, und wir nehmen es in vollem Ernste. Das Gegentheil ist in der That unfürstlich, und ein Staatsfehler.

Rudolphs Bund mit Würtemberg war bey seiner Stellung in Schwaben und bey Karls allmählichem Umsichgreifen in der Oberpfalz und in Franken, gegen den Kocher und Nekar zu, unstreitig zweckmäßig und staatsklug. Eberharden dem Greiner hatte ja Karl selbst Schwabens Landvogtey anvertraut, und wie schnell waren er und sein Bruder Ulrich (sie kannten ihren Herrn) wieder in Karls Gunst aufgenommen, als sie der Krone Böhmen, Neuenburg, Lichtenberg, Beilstein und Bottwar zu Lehen auftrugen! — Wo liegt also das so sehr Tadelnswerthe in dieser Allianz? — Die Kirchenfürsten von Aquileja und Bamberg hatten kein Recht, ihre For-

derungen gegen den Landesherrn so weit auszudehnen, und wenn man kein Recht hat, sollte man um so mehr bedacht seyn, sich wenigstens der Macht zu versichern. Das Gegentheil bereitet nur zwecklose Demüthigungen. So erging es auch Beyden. Karl ging in dem Zwiste zwischen Rudolph und Aquileja von gar keinem festen Gesichtspunkte des Rechtes, sondern von wetterwendischer Konvenienz aus. Zuerst verbündete er sich mit Rudolphen aufs Engste wider den Patriarchen, der jede ihnen gefällige Bedingung des Friedens unterschreiben müsse, dann befahl er auf einmal Rudolphen, den Patriarchen seiner Haft zu entlassen, und Forderungen Genüge zu leisten, die er selbst vorhin als ungeziemend verworfen hatte! Rudolph setzte der Uebermacht Bündnisse und Beharrlichkeit entgegen, und sehen wir ihn für den Augenblick der gebietenden Stunde weichen, so tritt er zum Erstaunen schnell, für den nämlichen Zweck neuerdings in die Schranken.

Im Bau von St. Stephan, in der Stiftung der Universität, herrscht ein wahrhaft mediceischer Funke, ein rechter Fürstensinn für Hoheit, Schönheit und Pracht. Wenn Rudolph in der Kleidung seiner Domherrn, indem er ihnen den beliebten Purpur bestimmte, auch wieder zu viele Eitelkeit bewies, und durch die Annäherung an die Kardinäle, Aergerniß gab, so könnte man auch, scherzweise zu sprechen, den Botaniker tadeln, der die prachtvolle Lobelia, cardinalis nannte, um ihre Farbe von der fulgens noch schärfer zu unterscheiden!? — Muß Rudolph einerseits überall den Vorwurf der Ruhmsucht und der Willkür tragen, so sollte er doch wenigstens nicht zugleich auch in dem Eifer für Wissenschaft und Kunst (S. 23) als ein bloßer Nachahmer Karls des IV. dargestellt werden. — Daß seine achtzehnhundert Schuh lange Brücke über den Rapperswyler See zugleich auch zum Vortheil seines eigenen Landes gereicht (S. 19), soll doch wohl der Kühnheit und Beharrlichkeit des Unternehmens nichts entziehen? — Wird Rudolph so beurtheilt, welche Blößen wären nicht in diesem Sinne aus Max dem I. heraus zu deuten, um der grundlosen Geringschätzung dieser letzten Blume des Ritterthums, durch die Engländer und Franzosen, die Hand zu bieten? — Ueber die, dem Verfasser überhaupt und dieser Schrift insbesondere eigenthümliche Ansicht des (zwar in unsern Tagen häufig überschätzten) Mittelalters möchte man oft wiederholen: »Transporter dans des siècles reculés, toutes les »idées du siècle, où l'on vit, c'est des sources de l'erreur »celle, qui est la plus féconde.« *Espr. des lois*, L. XXX. cap. 14. — Rudolph wird häufig getadelt, daß er seine treff-

lichen Rechts-, Handels- und Gewerbessatzungen vorzugsweise nur seinen Unterthanen, seinen Grundholden, vor allen seiner geliebten Stadt Wien gab!? Gingen denn nicht alle Schritte zur Vervollkommnung der bürgerlichen Gesellschaft, des Rechtszuges, der Gesetzgebung, von den Domänen der Fürsten aus? War nicht gerade die bessere Ordnung, Ruhe und Sicherheit, eine Einladung an Andere, sich diesem bessern Zustande anzuschließen? Entstand nicht so von Gericht und Bann der Baronen und Dynasten, leise und unvermerkt eine Appellation an den Territorialherrn, eine bis dahin unerhörte Unterordnung der Feudalunabhängigkeit unter die Territorialhoheit? — Datirt nicht z. B. auf solche Weise in Frankreich eine wahre und die größte Umwälzung von Freyheit zur Unterwerfung, von zahllosen Observanzen und zufälligen Gewohnheitsrechten einzelner Städte, Lehen und freyer Baronien, zu einer allgemeinen Reichsgesetzgebung von den cas royaux, vom jus eminens, von der sogenannten quarantaine du roy, von den Sauvegardebriefen Ludwigs des Heiligen? — Diese allmählichen Veränderungen waren häufig ein Mittel, sich successiv eine Landeshoheit zu bilden. — Allgemeine Gesetze können aber nur von vollendeter Landeshoheit ausströmen. Es anders auffassen ist ein vitioser Zirkel. Daß Rudolphs Verordnungen über Zünfte und Gewerbe nicht seine privative Erfindung gewesen, glauben wir gerne, müssen es aber überflüssig finden, wenn beygebracht wird, daß schon Friedrich I. gegen die Zünfte zu Trier Gesetze gegeben, daß am Rhein und an der Eyder über Zünfte und Innungen Verordnungen erlassen worden. — Kann es ferner wohl für Rudolph ein Vorwurf seyn, daß seine Verordnungen, die dem Verfasser meistens nur für Fortsetzung oder Nachahmung älterer gelten, nach seinem Tode das allgemeine Loos hatten, Uebertreter zu finden? Auch fiel uns S. 230 auf, daß: »Rudolphen der wilde Geist des Mittelalters dergestalt mit sich »fortgerissen habe, daß auch in Oesterreich (urkundlich schon »unter den Babenbergern) reiche Witwen oder Jungfrauen nur nach Empfehlung des Fürsten verheirathet werden durften!« Die Zeitungen unserer Tage hätten dem Verfasser diese, im Mittelalter so häufige Sitte, auch noch im Bonapartischen und im Bourbonischen Frankreich nachweisen, sie hätten ihm nachweisen können, wie die Feldzüge in Spanien, in Kalabrien, in Rußland, in Südamerika, der Kampf zwischen Griechen und Türken, und jener auf Domingo, doch: quae caret ora cruore nostro? dem wildesten Gewirre des Faustrechts und der Selbsthülfe wahrlich nichts schuldig bleiben! — Ob Rudolph

gerade ein Vorläufer Josephs des II. genannt werden könne oder nicht, ist wohl gleichgültig. Omnis paritas claudicat. — Nach allen diesen Subtractionen, die sogar (S. 303) seine Geheimschrift auf eine unerwartete Weise antasten, bleibt zuletzt doch noch ein solcher Rest übrig, daß er zum Schlusse (S. 301, 307, 308, 311) »unstreitig einer der merkwürdigsten Fürsten sei»ner Zeit heißt, der mehr als viele seiner Zeitgenossen das Schöne, »Gute und Große kannte, und ihm rasch entgegen eilte, der in »früher Jugend und in so wenigen Jahren, in der Gesetzgebung, »in der Befreyung von gesetzlich schlechter Münze, so viel weiter »geschritten ist, als Albrecht der Weise in dreyfach so lan»ger Zeit, daß sein Hausgesetz, durch innere Vortrefflichkeit »ausgezeichnet, und dessen Weisheit durch die bösen Folgen sei»ner Verletzung erst recht erprobt ward!!«

Die von Haselbach aufgezeichnete Volksstimme über ihn: »nisi fuisset sublatus de medio, *Austriam* usque ad coelum »extulisset, aut penitus casui exposuisset,« ist ein für alle Herrscher von ungewöhnlichem Geist und Kraft, aber kurzem Leben anwendbarer Gemeinplatz. War es etwas Anderes, wenn die Portugiesen von ihrem geliebten und gefürchteten Don Pedro, wenn die Oesterreicher von ihrem Friedrich dem Streitbaren, nur mit einer variirten Wendung, klagten: »Er hätte nie»mals regieren sollen oder ewig!?«

Ob Rudolph Feldherr gewesen, ist freylich schwer festzusetzen, weil die damalige Kriegesweise selbst den Anfang dieses Begriffes sehr schwankend läßt. Mit seinem Schwiegervater Karl dürfte er übrigens die Vergleichung am wenigsten zu scheuen haben, ja kaum mit einem zeitgenossen deutschen Fürsten? So wenige Jahre Er auch lebte, hat er doch seine Plane weit mehr erreicht, als verfehlt. Vor Allem bleibt ein Meisterstück, die Erwerbung Tyrols; ohne das (bey dem, wider Fürsten und Adel immer mehr um sich greifenden Unabhängigkeitsgeiste der Bürger und Bauern, und bey dem gefährlichen Beyspiel der Eidgenossen) der Besitz aller vorderen Lande täglich ungewisser wurde; — die Klugheit in der Voreinleitung, die Schonung der Verhältnisse mit den Wittelsbachern — der blitzschnelle Gebrauch des entscheidenden Augenblickes — der Bund mit Salzburg — die niederwerfende Kraft wider den Uebermuth und die Uebermacht der Baronen, die unter Margarethens Kunkelregiment gewohnt waren, den Meister zu spielen, ohne ängstliches Laviren, Temporisiren, Kapituliren, gleich im ersten Moment, wo der stets zweydeutige Karl und die ganze Macht Wittelsbachs

noch zu fürchten waren — List und Gewalt, jegliches in der rechten Stunde!

Im Gefühle, der Chorherr Kurz habe um die Vaterlandsgeschichte so unbestreitbare und so wichtige und echte Verdienste, daß man durchaus frey von seinen Werken sprechen könne, legen wir hier (sonst die unbedingten Lobredner seines glücklichen Forschungsgeistes) freymüthig unsere Meinung dar, daß er in dem löblichen und mannhaften Bestreben nach der strengsten Unparteylichkeit und in der Scheu, fremden Vorurtheilen nachzubeten, in das andere Aeußerste bey der Charakterisirung Rudolphs verfallen sey, der weniger nach seiner Zeit, nach seinen Gegnern, nach allen Umständen beurtheilt, als nach dem Wortlaut der schnell wechselnden, und häufig, nicht einmal in ihrer ganzen Folgereihe, ohne Lücke bekannten Verträge abgezeichnet wird. — Daß Rudolph mit der Lichtseite, nicht auch eine Schattenseite feuriger Jugend, oder daß er nicht den Ungestüm einer, jedoch edleren, Ruhmbegierde im Herzen getragen habe, begehren wir übrigens nicht zu behaupten. — Dieses bey Seite, enthält das Buch einen Schatz urkundlicher Entdeckungen, die schätzbarsten Beyträge zu klarer Erkenntniß der damaligen Gesetze und Gerichte, des Handels und der Sitten, der Zünfte und Gewerbe u. s. w. — wiederum tritt uns darin ein Muster des Fleißes und der Belesenheit entgegen. — Niemand, der sich über jene Zeit einigermaßen gründlich unterrichten will, kann den schätzbaren Cyclus entbehren, und wenn Kurz noch lange eine köstliche Fundgrube der belletristisch-metaphysischen Kompendienschreiber bleiben, und diese Armen im Geiste, noch lange aus seinem reichen, an der Urquelle geschöpften Vorrath ernähren wird, darf der treffliche Mann wohl die sichere Ueberzeugung hegen, daß, wo Bessel und Klein, wo Fröhlich und die beyden Petze dankbar und ruhmeswerth genannt werden, auch sein Name auf späte Enkel übergehen wird!

Art. IV. Tyrol unter Friedrich von Oesterreich. — Von Klemens Wenzeslaus, Grafen und Herrn zu Brandis, Freyherrn zu Leonburg, Forst und Fahlburg, Erblandsilberkämmerer der gefürsteten Grafschaft Tyrol, wirklichem Mitgliede der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft in Steyermark. — Auf Kosten des Verfassers. — Wien, 1821. — Gedruckt bey Franz Ludwig.

Es ist dieses allbereits der dritte wackere Geschichtsforscher und verständige Sammler von Urkundenschätzen, den Ty-

rol aus dem (den alten, 1253 erloschenen Grafen zu Tyrol dienstpflichtigen, im rhätischen Gebirge vom Wallenstätter See, bis an den See von Garda glänzenden) Geschlechte der Brandis empfängt. — Jakob Andreas, Freyherr von Brandis, Landeshauptmann Tyrols von 1610 bis 1628 buhlt mit seinem Zeitgenossen, dem Kanzler Mathias Burglechner, um den Ruhm, der Tschudy seiner Heimath gewesen zu seyn — und Alt und Jung kennt und nennt, als ein rechtes Volksbuch in seiner Zeit, das tyrolische Ehrenkränzlein Veit Bennos, Grafen zu Brandis, Landeshauptmannes in Tyrol, 1647—1651. — Der Verfasser der vorliegenden, verdienstlichen Arbeit legt sie auf den Altar des Vaterlandes, bey der Gelegenheit, da er in früher Jugend, mit einer öffentlichen Disputation aus der Staats- und Rechtswissenschaft, den Kreislauf seiner vorbereitenden Studien an der Theresianischen Ritterakademie zu Wien beschließt. — Dergleichen Disputationen haben in der Zeit der Jesuiten, an eben diesem Institut, eine Reihe trefflicher Forschungen ans Tageslicht gefördert. — Erasmus Fröhlichs ausgezeichnetste Arbeiten traten bey solcher Gelegenheit hervor. Aber hier stellt sich nicht, wie damals, irgend ein bekannter Meister für den noch unbekannten Schüler dar. Der Schüler selbst berechtigt zu der Erwartung, ihn bald als Lehrer in dem Fache zu erblicken, wo er kaum zu lernen aufgehört hat. — Nicht eine Geschichte Tyrols in der von ihm erkorenen Epoche will er liefern, sondern eine Vorarbeit; diese ist inzwischen nicht nur für Tyrol, sondern auch für die Historie des Hauses, der übrigen Lande der Herrschaft zu Oesterreich, ja des gesammten Süddeutschlandes unläugbar bedeutend, voll neuer Aufschlüsse, voll bedeutender Züge für die Geschichte der Sitten, der Künste, der Gewerbe und des Luxus derselbigen Zeit.

Schon die Wahl seines Gegenstandes bringt dem Verfasser Ehre, da kein Fürst und keine Zeit in Tyrol populärer sind, als Friedrich mit der leeren Tasche, und als seine sturmbewegten Tage. — Keine mag wohl (so wenig sich auch in der Weltgeschichte irgend eine vollständige Wiederholung findet) der unsrigen als Krankengeschichte und Heilkunde inniger verwandt seyn!? Diese Jahrbücher haben den Grundzug und die Summe der Regierung Friedrichs mehrmals ausgesprochen, II. 142, 148. III. 304. VI. 68. VIII. 37. — Die Natur einer Vorarbeit will, daß der Verfasser meist die Thatsachen selber, einfach und chronologisch geordnet, vorträgt — und die schwierigen Zeiten wollen, daß es das beygefügte Urkundenbuch sey, was am lautesten spricht.

Die Einleitung beginnt mit der Uebergabe Tyrols an

Oesterreich, durch die kinderlose Margaretha die Maultasche, Erbtochter von Görz-Tyrol, des Wittelsbachers Ludwig von Brandenburg Witwe, — der Kampf um Tyrol zwischen Habsburg und Wittelsbach, durch luxemburgische Arglist vielfach verwickelt — der Schardinger Frieden, der endlich, nach vielen vergeblichen Verwüstungen, Tyrol bey Oesterreich, aber das erzreiche Kitzbühel, das feste Kufstein, das einst gewaltige Rattenberg bey Baiern ließ.

Lobenswerth und erfreulich ist im vorliegenden Büchlein die Aufzählung der unter den Söhnen und Enkeln Albrechts des Weisen so häufig wechselnden Hausverträge und Theilungen, deren mehrere, bisher den Wenigsten bekannte, hier erscheinen. — Die Verwirrung im Reiche unter Wenzel dem Faulen — Leopold der Biederbe und sein Glücksstern in den vordern Landen — dann aber die Schlachten von Sempach und von Näfels. Herzog Albrechts mit dem Zopfe wenig bekanntes Regiment in Tyrol — Rupprechts von der Pfalz unrühmlicher Römerzug — Leopolds des Stolzen Sorge für das Straßenwesen und für den so wichtigen Transitohandel, durch die Herstellung der Straße über den schauerlich wilden Fern und seine dunkelgrünen Seen in schwarzer Bergeskluft; — seine Ordnung für den Weinhandel — seine sogenannte Landesordnung, vielmehr Bestimmung der wechselseitigen Rechte der Bauleute und ihrer Erbzinsherrn; wichtig für die Entwickelung des dritten und vierten Standes, für die in ganz Deutschland (?) wahrscheinlich früheste Entwickelung eines eigenen, auf den Landtagen, neben Prälaten und Adel und zugleich mit den Städten repräsentirten Standes freyer Leute, unabhängiger Eigenthümer aus dem Volk, aus der unmittelbar ackerbauenden Klasse (Bauernstand, oder wie er auch hieß: Thäler und Gerichte); — durch die Nachbarschaft Italiens begünstigte Ausbildung des Kommunal- und Munizipalwesens. — Jedes bedeutendere Dorf Tyrols hat schon in einer rauhen Zeit, seine selbstgewählten Vorsteher, seine selbstgeschöpften Satzungen und Statuten, seine »Dorfbücher und Land»sprachen.« — Diese Lage der Dinge war unstreitig geeignet, der damals in ganz Oberitalien und in Deutschland herrschenden Gährung einen Damm entgegen zu setzen, und Tyrols Ruhe zu verbürgen. Dennoch kamen mächtige Unruhen von zwey Männern hohen Sinnes, verwegener Entwürfe und weit gewaltiger im Lande, als der Landesfürst selbst, von Heinrichen von Rottenburg, in dessen Hause das Hofmeisteramt, die Landeshauptmannschaft und der Fürsten und Fürstinnen persönliche Gunst erblich schienen und vom Fürstbischof zu

Trient, Georg, dem einzigen Bischof aus dem, an kühnen Kriegesfürsten so reichen, Hause der Lichtensteine von Nikolsburg.

I. Buch. — Der Appenzellerkrieg, bey Johannes Müller trefflich beschrieben, aber hier durch viele neue Aufschlüsse vervollständigt. — Friedrich geht ungern in jenen Bauernkrieg und führt ihn unglücklich, aber seine Mäßigung und noch mehr das Interesse des tyrolischen Bürgers und Bauern an der Beybehaltung einer, vor den meisten Nachbarlanden ausgezeichneten, wohlthuenden Gegenwart bewahrten Oesterreich diesen wichtigen Theil des rhätischen Hochgebirges. — Die Ritterschaft setzt der von den Eidgenossen drohenden Gefahr mehrfache Bündnisse entgegen — eines hieß recht passend, von seiner Unbehülflichkeit, der Elephantenbund; an seiner Spitze die Grafen von Matsch. Ein anderer der meisten Stände und einiger Gemeinden zu Botzen, unter dem Rottenburger, war Friedrichen sehr mißfällig, der aber gleichwohl sein Mißfallen verbarg, und für besser hielt, auch sein eigenes Siegel an den Bundesbrief zu hängen.

S. 29 genügende und interessante Schilderung der Lage und Verfassung des Hochstiftes Trient, welches damals von den Marken Veronas bis nach Botzen, von Salo bis gen Bassano reichte, und bey dem immer losern Verbande Deutschlands und Italiens von ungemeiner Wichtigkeit war. — Verwickelungen mit den Viscontis, Scaliger und Carraras. Des Bischofs Georg unpopuläres Regiment — Aufstand zu Trient und in den Thälern. — Der Bischof verschmäht Friedrichs Hülfe und ruft den Condottiere Ottobon de Tarciis von Parma herbey. Darob neuer Aufstand, der Bischof von den Bürgern gefangen, die bluttriefenden Häupter zweyer aus Oesterreich mitgebrachten und besonders verhaßten Günstlinge, ihm zur Schau gestellt. Der Bischof will sich an Venedig ergeben. Die Volksparten ruft durch ihr Haupt, Rudolphen von Belinzona, Friedrichen herbey; der Bischof ergibt sich ihm, aber betrügerisch. — Dessen überwiesen, führte ihn Friedrich gefangen mit sich fort, der auf die Herzoge Leopold und Ernst kompromittirt und längere Zeit zu Wien, in einer Art von Gefangenschaft lebt. — Friedrichs Bund mit Venedig und sein Stillstand mit Appenzell.

Der Mißgriff, den übermächtigen und übermüthigen Heinrich von Rottenburg zum Hauptmann über Trient zu verordnen, rächte sich bald. Er wiegelte den Bischof auf, war ein ungetreuer Vermittler für Friedrich — zuletzt gar ein offener Verbündeter des Bischofs und der Baierherzoge, wie auch der Un-

ruhigsten vom Adel. Sein Urbarbuch füllte einen dicken Folianten. Seine Einkünfte betrugen über zwanzigtausend Dukaten, Viele vom niedern Adel nahm er in Dienst und foderte die Titel, die nur dem Fürsten gebühren. Seinen Feind, Peter von Spauer, ehrgeizig und anmaßend wie er, an Gaben ihm überlegen, nicht so an Macht, überfiel er einst an des Herzogs Seite, und nur ein Zufall rettete Beyde. Seine Pracht und sein Heer von Vasallen beschämte gar oft Friedrichs einfachen Anzug. Einst mischte sich der Herzog, darauf anspielend, in sein Gefolge, hinter dem stolzierenden Pfauen einhertretend, wie seiner Dienstmannen einer. Da wandte sich der Unverschämte, sprechend: »Friedel, Friedel! wenn wiltu wizig werden?« — treffend erwiederte Friedrich: »Wenn Du wirst zu ainem Narren, so »will ich weiß werden!« — Hier wiederholte sich der Kampf des letzten Babenbergers, Friedrichs des Streitbaren, wider die beyden gewaltigen Hunde von Kuenring, Heinrich und Hadmar, von Matthäus Collin unübertrefflich geschildert.

Der Rottenburger und Bischof Georg flohen nun ins Ausland, dieser nach Wien und nach Nikolsburg, jener nach Mayland und München, dem Visconti und den Baierherzogen das Land anzutragen; die letztern thaten auch wirklich einen verwüstenden, aber folgenlosen Einfall. Endlich kam die Rache. Der Rottenburger wurde (November 1410) gefangen, eine Anklageakte wider ihn aufgesetzt, seine Festen eingezogen. Er starb bald (April 1411). Des Herzogs Gnade empfahl er seine einzige Tochter Barbara, an Bero von Rechberg verehlicht, und seine Gattin Agnes von Werdenberg, nachmals an Grafen Eberhard von Kirchberg vermählt. Sein Name und seine Macht verschwanden so plötzlich, wie ein drohendes Luftbild. — Auch Bischof Georg mußte die weltliche Macht seines Hochstiftes an Friedrich aufgeben, that ihn aber von Nikolsburg aus in den Bann, klagte zu Rom, empfing den Kardinalshut als Schmerzengeld, und mahnte seine Leute wider Friedrichen auf.

Eroberung des Rheinthals. — Ein neuer, eben so folgenloser, Einfall Herzog Stephans von Ingolstadt. — K. Sigmund zu Innsbruck. — Sigmunds und Friedrichs bekannte Galanterie säet auf einem Hoffeste den Samen der Zwietracht, den Samen des Hasses und des auf dem Konstanzer Kirchenrathe ausgebrochenen großen Unheils.

II. Buch. Das Konstanzer Koncilium. — Johann der XXIII. ernennt Friedrichen zu Meran zu seinem Gonfaloniere. — Der Herzog bürgt für seine Sicherheit. — Entsagung des Papstes, persönliche Bedrohung desselben — seine

heimliche Flucht durch Friedrichs Hülfe. — Acht- und Bannfluch über diesen — Reichskrieg und Befehdung von allen alten Feinden und Freunden — der ganze Aargau und Habsburg, das Stammhaus, verloren — Entsetzung des Papstes — Friedrichs vergebliche Erniedrigung und harte Behandlung — Tyrol allein bleibt ihm getreu — Ernst der Eiserne kommt aus Steyermark, nach dem Verluste der schwäbischen und helvetischen Besitzthümer, wenigstens dieses Kleinod zu retten — der Prozeß zwischen Friedrich und Bischof Georg. — Während K. Sigmund in Perpignan vergeblich alles aufbietet, den alten Benedikt De Luna zur Abdankung zu bewegen, entflieht Friedrich aus seiner schmachvollen Haft zu Konstanz, eilt unerkannt als Pilger über den Arlberg nach Landek (auch 1703 und 1809 einem klassischen Boden der tapfern Treue Tyrols), stellt dort mit seinen Gefährten, unter freyem Himmel, vor der Kirche, dem versammelten Volke ein Reimspiel dar, von einem unglücklichen, vertriebenen Fürsten, der im Herzen seiner Unterthanen die letzte Zuflucht sucht. Unter allgemeinem Jubel wurde er, als er sich im Augenblicke der heftigsten Rührung und stürmischen Begeisterung zu erkennen gab, auf dem Schild emporgehoben und neuerdings als der rechte und einzige Erbherr begrüßt. Schon meinte er Alles gewonnen zu haben, getrost hinziehend gen Innsbruck, die Hauptstadt, als sich der Adel in einen neuen, von Ernst begünstigten Bund zusammenthat, und sein Recht erst noch zum Gegenstande eines Schiedspruches machen wollte. Unter den rührendsten Beweisen der Anhänglichkeit des Landvolkes irrte Friedrich neuerdings im obern Inn- und Etschthale umher. Schon war offener Krieg ausgebrochen zwischen Friedrich und Ernst (Adel und Prälaten unter des letzteren, Bürger und Bauern unter des erstern Fahnen), als endlich Erzbischof Eberhard zu Salzburg den Kropfsberger Frieden vermittelte und Friedrich wieder Tyrols Herr ward.

Erneuerter Bannfluch über Friedrich. Auch Sigmunds Rache schien noch nicht ersättiget. Da erschien endlich Ernst mit großer Macht drohend vor Konstanz. — Sühnung der Herzoge mit dem Könige. Ende des Konciliums. — Trient noch immer nicht beruhigt, bis auf den Tod des Bischofs Georg.

Friedrich züchtigt den hochmüthigen Adel, den Schlandersberg, die Starkenberge, die Villanders, Oswalden von Wolkenstein. Bauernspruch, wie er die Herren vom Pfauenschwanz (von Adel) von drey schweren Krankheiten geheilt: Stein, Gries und Ritten (kaltes Fieber); so hießen trotzige Burgen, die er nebst vielen andern eingezogen

und gebrochen. Von seinen Feinden »der Friedel mit der leeren Tasche« gehöhnt, bauete er ihnen zum Hohn das noch heut zu Tage schimmernde »goldene Dächlein« an einem Erker seiner Residenz zu Innsbruck, und starb als der an gemünztem Gelde und Kleinodien reichste Fürst seiner Zeit.

Merkwürdiger Streit zwischen den Bischöfen von Trient und Brixen um die Vogtey des adeligen Frauenklosters Sonnenburg. — Zwey Nonnen zur Aebtissin gewählt, blutig verfochten, eingekerkert, flüchtig, mit römischer Hartnäckigkeit ihre Ansprüche behauptend: — ein Vorspiel des späteren, blutigen Streites, eben auch wegen Sonnenburg, zwischen Friedrichs Sohn Sigmund und zwischen Niklas von Cusa, Kardinalbischof zu Brixen. — Ein würdiges Seitenstück, der Streit Bischofs Ulrich zu Brixen mit seinen Domherrn, die ihn in seiner Burg tückisch überfallen, gefangen setzen, Tag und Nacht mit langen Schwertern bewachen, durch Faustschläge, durch Hunger und Durst zur Unterschrift zwingen. Drey Domherrn werden zu Verwesern ernannt, die Chronik aber nennt den einen mondsüchtig, den andern furios, den dritten grundfalsch. Auch hier müssen Kaiser und Reich sehr ernsthaft Friede gebieten.

Herzog Friedrichs vormundschaftlicher und agnatischer Einfluß über seinen Vetter Albrecht zu Wien und über Friedrich den jüngern zu Grätz, welchen die schöne massovische Cimburg, Ernsten dem Eisernen eben in der Zeit des heftigsten Bruderzwistes zu Innsbruck geboren. — Von tirolischen Edeln begleiten den jüngern Friedrich auf der Meerfahrt ins heilige Land: Veit Wolkensteiner, Leonard von Völs, Friedrich von Thun, Wolf und Jörg die Fuchsen. Alle werden zu Rittern des heiligen Grabes geschlagen.

Der die Eidgenossenschaft blutig entzweyende Erbfall von Toggenburg 1436. — Friedrich erlebt noch den Tod seines Feindes Sigmund und wiederum einen Habsburger Albrecht II. auf dem Kaiserthron. Er stirbt 56jährig (24. Juny 1439), einen einzigen Sohn hinterlassend, von Annen von Braunschweig, den unmündigen Sigmund.

III. Buch. Friedrichs Gestalt und Charakter, seine Familie, Beynamen und Sinnbild, — seine Freunde und Vertrauten (eine in solchen Biographien leider immer seltnere, sehr lobenswerthe Rubrik) Hanns Wilhelm von Müllinen, der Treue, der Unzertrennliche, auf der berühmten Votivtafel im Kloster Wiltau mit Friedrichen abgemalt, vor dem Wunderbilde der heiligen Jungfrau unter den vier Säulen. — Müllinens Oheim, der Truchseß von Diessenhofen, genannt Ritter

Molli, Heinrich Millauner, Probst in der Neustift, der Kanzler Ulrich Kasler von Boymont, Ulrich von Weisbriach, Kammermeister und nach des Rottenburgers Fall Landhofmeister, Wilhelm von Knöringen, der Marschall, und Konrad der Küchenmeister.

Auswärtige Verhältnisse, Bund mit Frankreich in Karls VII. höchster Noth, eben als auch die Jungfrau von Orleans sich für ihn erhob, Fehdebriefe an England und an Burgund, thätige Hülfe wieder die Hussiten.

Handel und Bergwerke. — Werth und Verhältniß der Münzen. — Die damaligen Marktpreise.

Gerichtsverwaltung, Municipalwesen. — Kriegskunst. — Meister Abraham der Büchsenmeister, mit zwey hundert Dukaten Sold und sein Brief über Pulvermachen und Belagerungsgeschütz. (Nro. 123.) Wenig Glanz, viele Kraft. — Wer dafür Flitter und Schimmer suchte, mußte ins Ausland gehn, — 1409 und 1436 Bartholomaeus Furter, Magister 7. artium et Ludimagister Oenipontanus und 1437 Jac. Lotter, Magister artium Parisiensis et Canon. Brixinensis, aber welch herrliche Erscheinung (nur mit dem Sänger des Frauendienstes und des Ytwitz, Ulrich von Lichtenstein, vergleichbar), einer der bittersten Feinde Friedrichs, die Seele der Adelsbündnisse wider ihn, Oswald von Wolkenstein, Ahnherr der Rodenecker Linie, im Sturm des Adlernestes Greifenstein durch einen Pfeil des Auges beraubt, gleich Zizka, mit dem er, wie mit Huniady, unter deutscher Ordensfahne Heinrichs Reuß von Plauen wider die Polen focht. — Ritter, Dichter und Tonkünstler, Herzog Albrechts IV. des wundersamen, Gefährte ins heilige Land, Gefährte K. Sigmunds auf seinen weiten Reisen zum Behufe der Kirchenvereinigung und des Konstanzer Konciliums, nicht unbekannt auf der nord- und ostafrikanischen Küste, vielleicht selbst mit dem geheimen Nachlaß der Wüste von Thebais und der Templer aus Cypern??

Zwey Foliobände von seinen Liedern, von ihm selbst in Musik gesetzt, sind auf uns gekommen, von seinen Reisen singt er:

»Gen Preussen, Littawn, Tartarey, Türkey, über mer,
gen Frankreich, Lampart, Yspanien, mit zwayen Kiniges Her,
trib mich die Mynn, auf meines aigen geldes wer,
Rupprecht, Sigmund, bayd mit des Adlers streiffen. —
Französisch, morisch, katalonisch und kastilian
Teutsch, latein, windisch, lampertisch, reuschisch und roman
Die zehen sprach hab ich gebraucht, wenn mir zerran
Das Geld. — Auch kund ich fidlen, trumen, paugken, pfeiffen.«

Dann kommt er auf die Minne der schönen Königin, zur Zeit als König Sigmund in Frankreich und Spanien war, die Kirchenspaltung zu heben.

»Ain Kunigin von Arragon, was schön und zart
dafur ich knyet zu willen, raicht ich ir den bart,
mit hendlein weyss, band sy darein ein ringlein zart
von ihren Handen wurd ich in die ohren mein
gestochen durch, mit einem messing nädelein
nach ir gewonheit sloß sy mir zwen ring darein
die trug ich lang und nennt man sy: raycades.«

Bald darauf scheint Oswalden eine unglückliche oder doch unbelohnte Liebe zur, wenn auch nicht langwierigen, Verzweiflung gebracht, und ihm selbst Klausnergedanken eingeflößt zu haben. —

Mein teures Leben wolt ich verlieren: das ist war
Und ward ein halber Beghart, wohl zway gantzer jar,
Mit Andacht was der anfang sich erlichen zwar,
Hett mir die Minn das Ende nicht erstarret.
Dieweil ich reitt und suchet riterliche spiel
Und dient ze willen einer frawen, der ich fiel
Bis daß ain Kutten meinen leib bedarrt! — — —
Bevar und seyt
Mir nye kain Maid
So wol verfing — — — —
Mit kurzer Schaur,
Die Andacht fur zum Gibel aus
Da ich die Kutt
Von mir da schutt
In Nebel raus, — — —
Dick hat sich rot und blaich verkert main Angesicht,
Wan Ich der zarten Diren hab gewonnen pflicht,
Vor zittern, seufzen hab ich oft empfunden nicht,
Des Lebens main, als ob ich wer verbrunnen!
Kelt, Regen, Schnee,
Tet nye so wee!
Ich han gelebt wol vierzig jar, leicht minne zway
mit toben, wüten, tichten, singen mangerlay
es wer wol zeit das ich meins aigen kindes geschray
ehlichen Hört in einer wiege gellen
so kaun ich der vergessen mynn' ewikleich
die mir hat geben mut auff disen ertereich
in aller welt kund ich nicht finden iren gleich
auch furcht ich ser elicher weibe bellen.
In urteil, rat,
vil kayser hat
geschätzet mich, — — —

Der Schluß deutet auf sein völliges Zurückziehen von allen Welthändeln in die schauerliche Waldeinsamkeit der wolkennahen Burg, Wolkenstein im Thale Gröden, nachdem er seine letzte Waffenthat wider die Hussiten, auf des Herzogs Geheiß, als Preis der Versöhnung gethan:

Im Wolkenstein
bleib sicher klain
vernunfftikleich — —
Und wol, bekenn
ich weis nicht wenn
ich sterben soll? — —
hät ich nur got
zu sein gebot
gedienet wol,
so forcht ich klain dort haisser flamme wellen!

Diese Liederauszüge finden sich nicht im vorliegenden Buche. — Wir geben sie, um auf einen Schatz aufmerksam zu machen, der an sich, mit Ulrichs von Lichtenstein Frauendienst wetteifernd, als der letzte Nachhall des hinsterbenden Minne- und Meistergesanges doppelt merkwürdig ist.

Das Urkundenbuch enthält 163 Stücke, meist aus den Archiven von Innsbruck und Trient, insgesammt von Wichtigkeit — als Haus- und Staatsurkunden, Nro. 21 und 66 merkwürdige Einigungen zwischen den Herzogen Leopold und Ernst 1407, und des Polenkönigs Schiedsspruch zwischen Ernst und Friedrich in ihrem Zwist mit Sigmund, König von Ungern, 1411. — Nro. 1 und 2 Trients Verband mit Tyrol, also mit Deutschland — Nro. 22 letzte Ueberreste der schon 1163 und 1187 durch den großen Barbarossa gebrochenen Munizipalfreyheit Tridents, welches, als Schlüssel der Alpen, vom Lombardenbunde loszureißen stets der Kaiser nothgedrungene Politik gewesen ist. Andere äußerst schätzbare Spuren des gleichwohl in Tyrol, freylich ganz im deutschen Sinne, auch in den kleinsten Gemeinden und Bergdörfern völlig entwickelten Munizipalwesens, Nro. 20, 23, 70, 71, 72, 73, 77, 89, 108. — Die Freyheiten von Innsbruck und Hall, jenes als Hauptstadt, dieses als Salzstadt wichtig, ihre Treue Nro. 53. — Nro. 24 Brief für den Adel auf dem Nons und Nro. 76 für den Klerus der Bisthümer Trient und Brixen, über sein Vermögen letztwillig zu verordnen. — Die verschiedenen Bundesbriefe und vorzüglich Nro. 117 der Abschied des Botzner Landtages.

Ueber den Handel kommt schon S. 199, 204 viel Wichtiges vor. — Bund- und Handelsverträge 1410 — 1413 — 1416 —

1426 mit den schwäbischen Städten, mit Lothringen, mit Maynz, mit Baiern und Baden. — Niederlagen und Stapelplätze zu Innsbruck und Botzen. Ausfuhr von Salz, Wein, Vieh und vorzüglich von Bauholz für die Marine Venedigs — Gold und Silber im Cillerthale, zu Gossensaß bey Sterzing — die erste Grube am Falkenstein bey Freundsberg und Schwatz. — Münzstätte zu Meran und deren Verpachtung Nro. 3, merkwürdige Münznote von 1409, Nro. 38. — Nro. 134 Friedrichs Einkünfte aus ganz Tyrol — seine Weinordnung. — Bekanntlich baute Friedrich auch um Innsbruck Wein. — Nro. 102—103 Statuten der Schneider- und Tuchschererzunft zu Trient.

An Sittenzügen ist die Geschichte und das Urkundenbuch ganz vorzüglich reich. Nro. 25 der kasuistische Rechtsspruch des paduanischen Rechtsgelehrten Franciscus Zabarellus, über den Volksaufstand in Trient 1407. Nro. 30 Friedrichs Widerspruch gegen die von Gregor den XII. bey der tyrolischen Geistlichkeit angesuchte Beysteuer — Nro. 50 Kleinodien und Bücher des Trientner Bischofs Georg, S. 191 der ungeheure Schatz Friedrichs, der einst den Baslern seinen prächtigen Perlenrock versetzte, Geld darauf zu borgen — Nro. 154 Spuren der heiligen Vehme, des heimlichen Gerichtes in Westphalen auf rother Erde. — (Eine zweyte solche Spur in Hormayrs Archiv für Süddeutschland, I. 466.) Wie tief der Adel gesunken, wie zügellos in diesen rauhen Bergen, von vielen hundert Raubnestern, die Gefahren des Faustrechts herab gedroht? zeiget höchst auffallend S. 107 die kaum glaubliche Note über die Schalkstücke des gewaltigen Blaubarts Paris Lodron — S. 184 wie die Ahnenfeinde der Lodron, die Castelbark, sich der Burg Castel-Corno bemächtigen — wie Hanns von Annenberg, seinen Dienstherrn den Fürstbischof zu Brixen vertheidigend, von dem Verfechter der Domherrn, Jakob von Trautson, entwaffnet und aufgeknüpft, — wie wenige Wochen darauf eben dieser Trautson seinem alten Feinde, Michael von Wolkenstein, in einem Hohlwege bey Klausen begegnend, von ihm niedergerannt und erstochen wird!? —

Niemand kann in Abrede stellen, daß die hier mitgetheilten Urkunden überaus willkommen, daß die Arbeit selbst sehr verdienstlich sey, und diese Art, rühmlich zurückgelegte Studien zu beschließen, als ein schönes Beyspiel der Nacheiferung sich auszeichne. — In so jungen Jahren, stellet gleichwohl der kritische Fleiß vollkommen zufrieden. — Tritt nun auch im Vortrage das Streben nach jener Ausbildung hinzu, welche die unablässige Lesung der

unsterblichen Alten und die schöne Literatur der Neueren einflößen, verleihen diese zum mannhaften Quellenstudium, auch noch »spiritum grajae tenuem camoenae,« so dürfen wir dem Vaterlande zu noch mancher, mit Grund zu hoffenden erfreulichen Erscheinung im Voraus Glück wünschen.

Art. V. Karrikaturen des Heiligsten, von Heinrich Steffens, in zwey Theilen. — Leipzig, bey F. A. Brockhaus, 1819. — Erster Theil. 8. 451 Seiten.

Bevor wir in die nähere Erörterung und Beurtheilung des vorliegenden gedankenreichen Werkes eingehen, glauben wir über den gegenwärtigen Standpunkt der Philosophie Einiges sagen zu müssen. Es wird dieses zum bessern Verständniß eines Werkes gereichen, welches in dieser Philosophie seine Wurzel hat, und aus derselben eine Menge Gedanken und Ideen schöpft zum Behufe eines bessern Verständnisses der mancherley Verhältnisse der Menschen und Dinge. Als der nunmehr verschiedene Kant die spekulative Philosophie aus ihrem Schlummer von neuem weckte, that er das Apriorische von dem Aposteriorischen sorgfältig scheiden, fand aber für die Ideen keine Stätte, weder hier noch dort. Der strenge Mann ließ denselben so wenig Ehre angedeihen, daß er ihnen schlechthin alle objektive Realität und Gültigkeit absprach; höchstens räumte er denselben einen regulativen Gebrauch ein, als blinden Wegweisern des Verstandes, und hielt alle weitere Ansprüche derselben für eine ungebührliche und durchaus abzuweisende Anmaßung. Aber kaum hatte der alte Denker sein müdes Haupt darnieder gelegt, so ereignete sich im Reiche der Philosophie eine ungeheure Umwälzung; die von ihm so sorgfältig wegkritisirte reine Vernunft that ihren Mund weit auf, sprach mit so lauter und vielfältiger Zunge, daß, wenn die Stimmen derselben bis an sein Ohr hinreichten, wahrlich der Alte sich müßte vor Kummer und Gram in seinem Grabe umwenden. Das von ihm so wohl verschlossene und verriegelte Thor vor den eingesperrten Ideen ward ohne weiters aufgebrochen; die lang verhaltenen Ideen von unendlicher Natur stürmten mit großem Ungestüm aus ihrem finstern Verließ heraus, und gewannen in Kurzem eine so unbedingte Herrschaft über die endlichen Begriffe des Verstandes, daß der vor wenigen Decennien allein triumphirende Verstand, verhöhnt, verspottet, ausgepfiffen, nichts besseres thun konnte, als still und bescheidentlich von einem Schauplatze abzutreten, auf dem jetzt ein gewaltiger Gegner, der so eben gelittenen Schmach einge-

denk, die gewaltige Keule über dessen Haupte schwang. Es ward nunmehr anerkannt, daß der Verstand mit seinen endlichen Begriffen etwas so Gemeines und beynahe Niederträchtiges sey, daß man sich dessen billig zu schämen hätte. Wer sich mit seinen endlichen Begriffen noch etwas herausnehmen wollte, dem wurde das Brandmahl: gemeiner Verstandesmensch, eingeprägt, und so mußte derselbe mit geschändeter Stirne abziehen.

Aber wie es bey den gewaltigen Vergrößerungen geschieht, daß die Gegenstände an Intensität der Klarheit und Deutlichkeit der Umrisse verlieren, was sie an Extensität gewinnen, dasselbe geschah auch hier. Damit die gegenwärtige Menschheit bey der großen Flut der unendlichen Ideen nicht gar zu übermüthig würde, trat mit derselben beynahe gleichzeitig eine auffallende Ebbe des Verstandes ein. In der Unzahl der Ideen verloren sich allmählich die Begriffe, wobey indeß die Brust, der feurigen Jugend zumal, sich erweiterte, und die Herzen sich ausdehnten. Wir wollen durch ein Paar Beyspiele das eben Gesagte in ein besseres Licht zu setzen suchen. Große Denker und beharrliche Forscher waren im Zergliedern, Betrachten und Bewundern der Natur grau geworden, und neigten am Ende ihrer thatenvollen Laufbahn das Haupt vor der großen, geheimnißreichen Künstlerin, den Spruch alter Weisen wiederholend, daß deren Schleyer kein Sterblicher zu lichten vermöge *). Und anitzt, nachdem die unendlichen Ideen aufgewogt sind, sieht man ein, daß es das einfachste Ding von der Welt ist. Der Magnetismus nämlich ist die reine, lebendige Länge. Man potenzire die lebendige Länge, so hat man die Elektricität oder die lebendige Breite. Man potenzire noch ein Mal die lebendige Breite, so ist der chemische Prozeß oder die lebendige Dicke gefertigt. Potenzirt man noch ein Mal die lebendige Dicke, so hat man den Galvanismus oder Organismus. Wer nun hier nicht stützig wird, sondern zu potenziren keck fortfährt, dem entstehen, so zu sagen, unter den Händen die zahllosen Geschlechter der Pflanzen und Thiere bis zur Ichheit hinauf, welche ist die höchste Potenz der Natur. Jetzt wissen wir demnach, daß die Pflanze nichts sey als der potenzirte Stein; das Thier eine potenzirte Pflanze; der Mensch ein potenzirtes Thier. Um dieses aber zu fassen, muß man den gemeinen mathematischen Begriff einer Potenz ganz entfernen, entsagen und verläugnen; denn mit diesem engen Begriff des Verstandes reicht man in dem weiten Felde der Ideen nicht aus. In der Mathematik bringt jede Potenz einer Zahl immer nur eine Zahl, und auf die geometrischen Dimensionen angewendet immer nur Dimensionen hervor, die

*) Haller.

dazu nur noch bis zur dritten gehen; wer aber die Idee der Potenz gefaßt hat, der erkennt, welcher Gestalt die philosophische Potenz alle Arten von Steine, Pflanzen und Thiere zu erzeugen vermag.

Man kann die Thätigkeit der Natur auch noch von einer andern Seite betrachten, wodurch wir derselben eine Ansicht abgewinnen, welche im vorliegenden Werke die herrschende ist. Um nämlich die Natur zu konstruiren, können wir uns mit dem Verfasser der Idee des Individualisirens bedienen. Die Natur individualisirt nämlich fort und fort bis zum Menschen oder zur Ichheit hinauf. Durch Hülfe dieses Individualisirens trennt sich das Produkt je mehr und mehr von der Masse, und wenn das Individualisiren seinen höchsten Gipfel erreicht hat, so ist der Geist da, das selbstbewußte Ich, als das individuellste Produkt der Natur. Ferner ergibt sich hieraus, daß der Geist kein endliches, sondern ein unendliches Verhältniß zur Natur hat; so wie auch der Verfasser behauptet, daß der vollkommen individualisirte Bürger kein endliches, sondern ein unendliches Verhältniß zum Staate hat. Um dieses endliche und unendliche Verhältniß zu unterscheiden, müssen wir natürlicher Weise die philosophische Idee eines Verhältnisses gefaßt haben. Wegen des Individualisirens mochte sich etwa ein gemeiner Verstandesmensch beygehen lassen zu behaupten, daß auch der ausgebildete Krystall vollkommen individualisirt, in sich vollendet, geschlossen und von der Masse getrennt sey; und daß nicht weniger jede Pflanze und jedes Thier ein vollkommenes Individuum seiner Art bilde. Man kann ihm aber getrost erwiedern, daß er die philosophische Idee des Individualisirens nicht erschauet, welche nur durch das Vermögen der Vernunft ergriffen werden kann, woran er Mangel leidet.

Daß aber auch für den Verstand wenig oder so gut wie gar kein Platz übrig bleibe, wollen wir noch ferner aus dem System selbst strenge beweisen. Der Geist nämlich oder der potenzirte Magnet hat seine zwey Pole; sie heißen Vernunft und Phantasie. Diese zwey Pole erzeugen nun zwey sich vollkommen gleiche Wissenschaften, die einander an Rang und Würde nichts nachgeben; sie heißen Philosophie und Poesie; wenn man nicht etwa die Poesie, als vollkommenen Gegensatz der Philosophie, eine Unwissenschaft nennen will. Indeß verhalten sich die beyden genannten Wissenschaften ungefähr wie der Nordpol und Südpol. Hieraus ergibt sich aber, was zu erweisen war, daß, da Vernunft und Phantasie die beyden lebendigen Pole des Geistes eingenommen haben, der Verstand nirgends hinfallen kann, als im Indifferenz- oder Nullpunkte des Geistes.

Ehe wir versuchen können, das sehr verwickelte Werk, in welchem die Ideen sich vielfältig verschlingen, zur deutlichen Ein-

sicht des Lesers zu bringen, glauben wir zuvor noch einige Hauptideen, die im Ganzen eine große und durchgreifende Rolle spielen, herausheben und nach Möglichkeit beleuchten zu müssen. Zu diesen gehört die Idee der Zeit.

Von der Zeit haben sich verschiedene Philosophen verschiedene Begriffe gemacht: Leibnitz betrachtete sie als einen abstrakten Begriff von Verhältnissen der Succession; Kant als die innere Form der transcendentalen Sinnlichkeit, die reine Apperception der Folge in den Vorstellungen. So viel oder wenig verschieden diese Begriffe von der Zeit übrigens seyn mögen, so war man doch bisher allgemein darin einverstanden, die Zeit als eine Succession, eine Aufeinanderfolge zu betrachten. Man begriff bisher unter Vergangenheit eine Zeit, die als schon verflossen, nicht mehr da war; unter Zukunft aber eine Zeit, die noch kommen sollte. Aber diese gemeinen Begriffe muß man fahren lassen, um unsern Verfasser in vielen Fällen zu verstehen. So behauptet er von den drey Ständen des Staats, dem Bauer-, Bürger- und Adelstande, daß der erstere die Vergangenheit, der zweyte die Gegenwart, der dritte die Zukunft darstelle. Wir sind zwar auch der Meinung des Verfassers, daß der Feldbau zu den frühesten Geschäften der Menschheit gehört, und somit der Bauernstand das ehrwürdige Alterthum für sich habe; da aber dieser Stand noch existirt, und hoffentlich fernerhin existiren wird, so begreifen wir nicht, welcher Gestalt ein noch gegenwärtiger Stand gerade die Vergangenheit darstellen soll. Denn auch der Bürgerstand ist ebenfalls schon eine hübsche Weile da, und der Adelstand ist noch älter; und doch soll jener die Gegenwart, und dieser gar die Zukunft darstellen. Wir müssen demnach behaupten, daß der Bauer die Vergangenheit in der Gegenwart, der Bürger die Gegenwart in der Gegenwart, und der Adelige die Zukunft in der Gegenwart darstelle. Vermöge dieser Idee ist uns eine Vergangenheit geworden, die noch nicht verflossen, und eine Zukunft, die schon da ist.

Das vorliegende Werk rührt von einem Manne her, der sich als genialer Naturforscher einen unbestrittenen Ruhm erworben hat, dem auch die Zeitgenossen das Zeugniß geben, daß er ein vornehmer Geist sey. Da wir aber aus Erfahrung wissen, daß auch die vornehmen Geister irren können, so halten wir es für Pflicht, die Irrthümer eines Werks, welches übrigens das unverkennbare Gepräge des Genies trägt, wo wir sie zu finden glauben, aufzudecken; denn die Irrthümer der vornehmen Geister äußern einen weit verbreiteten Einfluß. Um sie drängt sich eine wißbegierige Jugend, die, selbst erfahrungslos und ohne vielseitige Bildung, jedwede kecke Behauptung, die sich oft nur auf eine

einseitige und entfernte Analogie stützt, für baare Wahrheit aufnimmt. Zwar sagt der Verfasser in der Einleitung (S. 15): »Irrten wir, so haben wir nichts zu verlieren; denn in einem »Irrthume begehren wir nicht zu leben, und sollten wir ihn, als »einen solchen erkennen, dann hätte das Daseyn selbst seinen »Werth für uns verloren, und über diesen Verlust gibt es keinen, »der nennenswerth wäre.« Außerdem, daß wir der Meinung sind, daß es allerdings Verluste gebe, welche höher zu nennen sind als das irdische Daseyn, so begreifen wir auch nicht, wie ein leicht möglicher Irrthum dem Daseyn und Leben so ganz allen Werth benehmen könne; denn ist das Irren menschlich — errare humanum est — wer wollte denn begehren in einem Irrthume zu sterben? So scheint uns das Daseyn eben dadurch einen großen Werth zu gewinnen, daß wir durch dasselbe in Stand gesetzt werden, den leicht möglichen Irrthum zu erkennen und abzulegen. Auf die Gefahr eines Irrthums hin, sprechen daher auch wir unsere Ueberzeugungen über die Karrikaturen aus, entschlossen, die Wahrheit zu suchen, und die gefundene zu vertheidigen, so lange Gott uns das Daseyn fristet. —

Noch wollen wir im Voraus bemerken, daß viele Irrthümer dieses Werkes ihren Grund in dem irrigen Systeme haben, von welchem der Verfasser ausgehet, auf den wir die eigene Aeußerung desselben über Kant, daß dessen trefflicher Sinn höher stand als sein System, unbedenklich glauben anwenden zu können. Denn ein hoher und edler Sinn, ein tiefes und religiöses Streben waltet hier allenthalben, und die Wärme des Gefühls läßt den Leser nirgends kalt bleiben.

Berühren wir also noch ein Paar von den allgemeinen Ansichten des Verfassers. Seite 19, wo vom Mißbrauch der Freyheit die Rede ist, ruft er: »Soll das Wort: Freyheit, das göttlichste und das furchtbarste der Sprachen unserer Zeit, abermals »wie ein böser Dämon alle Verhältnisse chaotisch unter einander »werfen, alles Böse in dem Menschen aufwecken, alle ungestüme »Leidenschaften in Bewegung setzen, indem ein Widerstand, so »verwerflich wie jene wilde Freyheit selbst, den heißen Wunsch zur »flammenden Begierde, diese zur rasenden That steigert? Nur »die Philosophie kann uns retten!«

Wenn wir, wie bisher, unter Philosophie eine Wissenschaft verstehen, die ein reines Produkt ist der menschlichen Vernunft, so möchten wir wohl unsern Verfasser bitten, uns eine Periode aus der Geschichte aufzuweisen, wo eine rein menschliche Wissenschaft die verworrene und verdorbene Menschheit zu retten vermocht hätte? Oder berechtigen etwa die Versuche unserer jetzigen philosophischen Meister uns zu diesen kühnen Hoffnungen? Anitzt,

wo philosophische Systeme, wie die Moden wandelbar, einander folgen und verdrängen, wie die auflebenden und hinsterbenden Geschlechter? War es nicht vielmehr eine sogenannte Philosophie, welche die Gräuel der letzten Zeiten über das unglückliche Menschengeschlecht häufte? Man wird uns freylich einwenden, daß diese Philosophie eine irrige, wahnsinnige Weisheit ausgebrütet hätte. — Wir geben es zu; aber dafür bitten wir, uns jene heilbringende Schule zu nennen, zu der wir uns zu wenden haben? So möchte es sich wohl ergeben, daß zur Ausmessung der vielen Systeme ein höherer Maßstab vonnöthen sey, als welchen das System selbst zu geben vermag. Ja, wir glauben aus dem geschichtlichen Gange des menschlichen Geistes selbst zeigen zu können, daß nur dann, wo die Religion in Verfall gerieth, die Philosophie sich als allein herrschend auf den Thron setzte. Wir stellen daher der Behauptung des Verfassers die Behauptung keck entgegen: »Nur die Religion kann uns retten.«

Ist aber der Verfasser uns hier entgegen? Ist er nicht selbst späterhin unserer Meinung. Seite 167 sagt er: »Es gibt eine »philosophische Dialektik des Lebens, wie es eine Dialektik der »Schule gibt. Ja diese ist die eigentliche Philosophie; denn das »Positive der Philosophie ist das Göttliche, die Religion, auf »welche sie wohl, wo sie ist, hinzudeuten, die sie aber nie darzu»stellen vermag. — Daher ist sie die Warnerin.« Und Seite 229: »Alle Staaten haben ein religiöses Fundament, bilden sich aus »diesem, werden in ihm erhalten.« Hier wird nun die Religion als das eigentliche Fundament angegeben, und der Philosophie nur das untergeordnete Geschäft eingeräumt, auf die Religion hinzuweisen.

Es sind dieses nicht die einzigen Stellen, in welchen der Verfasser mit sich nicht ganz einig zu seyn scheint, welcher im Anfange seiner Arbeit der Philosophie durchaus das Primat einräumt, welches er ihr später wieder entzieht, wo er sie auf eine niedrigere und dienende Stelle herabsetzt. Welchem Systeme er selbst huldiget, sagt er Seite 17: »Eine Philosophie, die nicht zugleich »Evolutionslehre und Spinozismus ist, verdient keineswegs die»sen Namen.« Und Seite 385, wo er den hohen Werth Spinoza's, als Mensch und Denkers, preist, heißt es unter anderem: »Das Tiefste, was der sinnende Geist, redlich forschend, »errungen hatte, ward als Gottesläugnung bezeichnet, und dem »Abscheu der Frommen Preis gegeben.« Es kann hier nicht der Ort seyn, die siegreichen Gründe, die man dem Spinozismus entgegengesetzt hat, zu wiederholen; nur das wollen wir bemerken, daß der Spinozismus in seinem Prinzip der Offenbarung schlechthin entgegengesetzt ist, welche uns, von der ersten Zeile

an bis auf die letzte, Gott als ein absolutes, in sich selbstständiges, von der Welt durchaus geschiedenes Wesen aufstellt, und uns nirgends gestattet, Gott mit der Welt zu verwechseln oder zu identificiren, wie es in der spinozistischen Evolutionstheorie geschieht, welche die Welt als eine Entwickelung des göttlichen Wesens betrachtet. Der Spinozismus ist ferner in seinem Fundamente schlechthin unchristlich; denn nach ihm bleibt die Lehre von einem Sündenfalle ganz unbegreiflich; das göttliche Wesen kann nie mit sich selbst in Widerspruch gerathen. Fällt aber der Sündenfall dahin, so fällt mit ihm die Lehre von der Erlösung, und somit die Fundamentallehren des Christenthums hinweg.

Durch die Behauptung dieser widersinnigen Lehre geräth daher unser Verfasser oft mit sich selbst in die auffallendsten Widersprüche, oft auf die seltsamsten Behauptungen. So erscheint Gott öfters hier nicht als ein selbstständiges und in sich vollendetes Wesen, sondern als Allgemeines, das sich im Besondern offenbaren will; als hätte er nicht in und für sich eine ewige Offenbarung. Nach dieser Theorie heißt es vom Gesetze, Seite 135: »Dieses Versenktseyn des Staats in einen jeden Bürger nennen »wir Gesetz.« Von dieser seltsamen Behauptung müssen wir bemerken, daß, um zu begreifen, wie der Staat sich in den einzelnen Bürger versenken könne, wir nothwendig den Staat oder das Allgemeine vom Bürger als dem Besondern unterscheiden müssen; nun möchten wir fürwahr gern wissen, was, und wie die Existenz des Staats sey, das noch gedacht werden soll, nachdem von allen Bürgern ist abstrahirt worden? Wir könnten mehrere ähnliche Stellen anführen, wo es heißt: das Höchste, das Göttliche will sich offenbaren, oder offenbart sich. Allerdings thut Gott die Unendlichkeit seines ewigen Wesens auf mancherley Weise kund; aber nicht als etwas Allgemeines, das im Besondern seine Existenz hat; denn Er besitzt in sich ein ewiges Seyn und keine theilweise Offenbarung.

Wir behaupten indeß keineswegs, daß der Verfasser durchgängig dieser wahrhaft unchristlichen Seite des Spinozismus zugethan sey. Vielmehr ist die christlich-religiöse Ansicht von der Welt bey ihm durchaus vorherrschend, nur läßt er sich manchmal aus Liebe zum System beirren, und geräth so mit sich selbst in Widerspruch.

Von des Verfassers Glauben an Gottes selbstständiges und von der Welt unabhängiges Seyn zeigt gleich eine schöne Stelle in der Einleitung. Es werden hier die praktischen und theoretischen Naturen von einander gesondert, jene den Kurzsichtigen, diese den Weitsichtigen verglichen. »Es gibt Menschen, die sich »das Leben näher rücken müssen, um es zu begreifen, in der freund-

»lichen Nähe allein scheint es ihnen heimisch. Umgeben, umschlos»sen, ja gedrängt von seinen Verhältnissen, seinen Begebenheiten »fühlen sie sich fröhlich und in sich klar. Aus der Ferne aber ver»schwinden alle Umrisse, verwirren sich alle Verhältnisse — und »wie aus der freundlichen Heimat getrieben, scheint die Welt »ihre alten bekannten Züge verwandelt zu haben, ein Fremdes, »Unheimliches geworden zu seyn. Andere gibt es, denen diese »Nähe selbst drückend und zerrüttend scheint, das dichte Gedränge »des Lebens erscheint ihnen ohne Sinn, ein aus einander gerisse»nes, sich selbst vernichtendes Gewebe, alle sich störende Strah»len deuten auf einen fernen Hintergrund der Vereinigung, und »erst dann, wenn es ihnen gelungen ist, jenen fernen Punkt zu fin»den, sich von der nahen Umgebung weg, und in sich selbst zurück »zu ziehen, treten die freundlich bekannten Züge ihnen geordnet »entgegen, und sie erkennen sich selbst und ihre Welt.« (S. 2, 3.)

Ohne Zweifel liegt hierin viel Treffendes; weil es aber zu den Lieblingsideen des Verfassers gehört, die rein formellen Zeitbestimmungen als konstruirende Prinzipien anzuwenden, so sollen sich auch hier die praktischen Naturen mehr auf die Vergangenheit beziehen, wie die theoretischen auf die Zukunft, womit unseres Bedünkens nichts gesagt wird, und eben so wenig, wenn sie einander wie Glaube und Hoffnung entgegengesetzt werden. Schön aber und wahr schließt der Verfasser mit den Worten: »Aber der »göttliche Verstand offenbart sich in und durch die Liebe. Sie ord»net alles, bestätigt ein jedes Daseyn in seiner Art, indem sie das »Ganze erhält. Die Liebe ist die wahre Gegenwart, durch welche »Zukunft und Vergangenheit erst Bedeutung erhalten, für den »Verschiedenen scheinbar verschieden, und für alle die nämliche.« (S. 10.)

Mit dem Verfasser können wir nicht umhin, eine verschwundene Vergangenheit zu betrauern, von welcher es heißt: »Es gab »eine Zeit, in welcher die Liebe durchdringen wollte, in welcher »Andacht und Richtung gegen das Höchste, gegen das Göttliche »(Gott) als ein herrschendes inniges Gefühl alle Verhältnisse »des Lebens verherrlichte. Damals waren äußeres und inneres »Leben nicht getrennt, Kirche und Staat wollten sich vereinigen, »Kunst und Liebe konnten auf der Erde gedeihen.« Uns scheint hier im Allgemeinen das Ziel angedeutet, nach welchem das christliche Europa zu streben hat, und wir hegen die Hoffnung, daß das Gute, wie die Wahrheit, wohl verdüstert, aber nie schlechthin untergehen kann, sondern zu seiner Zeit mit erneuertem Glanz und Kraft sich erheben wird. Wenn aber ferner behauptet wird: »daß das Erkennen und das Bestreben, alle Verhältnisse des Le»bens zu sondern und zu bestimmen . . . . die frühere, schönere

»Zeit vernichtet habe« (S. 12), so können wir nicht eben so einstimmen. Unläugbar hat das Untergehen und allmähliche Verschwinden des Glaubens eine unruhige, rastlose, nimmersatte Wißbegierde erzeugt, ein Bestreben, die stets fühlbare Lücke des Gemüthes auszufüllen. Es darf aber nicht vergessen werden, daß zur Zeit der herrschenden Scholastik das Erkennen, im Sondern und Bestimmen der Begriffe, keinesweges gering war; auch war die Herrschaft platonischer Ideen im sogenannten mediceischen Zeitalter bey dem neuerwachten Interesse für die alte Literatur sehr bedeutend, und doch thaten diese tiefer gehenden Forschungen dem Glauben und der Liebe damals keinen Eintrag, verursachten auch keinen Riß zwischen Staat und Kirche. Wir sind daher vielmehr der Ueberzeugung, daß eben derselbe Freyheitstrieb, welcher in unsern Tagen sich so schwer fügen will in die bestehende Staatsordnung, schon damals erwachte, als die alten heiligen Verhältnisse verkannt und niedergetreten wurden, wodurch zwar eine neue, aber keine bessere Zeit erzeugt wurde, wie es die jetzt allmählich erwachende Sehnsucht nach der Vergangenheit beurkundet.

Ueber die eigentliche Tendenz seines Werkes erklärt sich in der Einleitung der Verfasser also: »Es gibt zu allen Zeiten solche »Irrthümer, die sich eben aus der Zeit selbst gebären, ja mit »demjenigen, was die Zeit als das Höchste und Heiligste verehrt, »auf das Innigste verflochten sind. Es scheint den Meisten ge»fährlich, solche Irrthümer anzugreifen. Aber eben diese, ehe sie »fester eingewurzelt sind, aufzudecken, ist das Heilsamste.« (S. 14.)

Um solche Irrthümer, Verzerrungen und Karrikaturen der Zeit aufzudecken, gibt uns der Verfasser zuerst seine Ideen über den Staat und die verschiedenen Stände, die den Staatsorganismus bilden. Zu einer Zeit, wo der politischen Kannengießerey und Salbaderey kein Ende ist, wo ein jeder, der von Staatskunst noch so wenig Kunde hat, und oft ganz unfähig ist, seinen eigenen kleinen Staat zu ordnen, und die eigenen Unterthanen, wir meinen die Leidenschaften und Bewegungen seines Gemüthes, in Ordnung zu halten, nichts desto weniger sich berufen glaubt, Kaiser und Könige und in ihrem Dienste grau gewordene Staatsmänner zu berathen und zu belehren; wo ringsum ein allgemeines Geschrey nach Konstitutionen gehört wird, damit die Vielen, deren politische Weisheit itzt nutzlos im Winde zerstiebt, Gelegenheit erhalten mögen, ihre Staatsklugheit zum Nutz nnd Frommen Aller mit besserem Erfolge auszukramen; zu einer solchen Zeit ist es erfreulich, wenn ein Mann von überlegenem Geiste auftritt und darthut, daß die großen Verhältnisse der Staaten, und die organischen Funktionen der Glieder derselben von tieferer Beden-

tung seyen, als daß jedweder damit nach Belieben umspringen dürfe, um sie bald in diese, bald in jene Form zu gießen, ein Frevel, der nicht ungestraft abgeht, wie uns die warnende Zeitgeschichte in großer Schrift darstellt und vorhält. Und wenn es aus Gründen, die wir schon oben angegeben haben, wohl nicht immer dem Verfasser gelungen ist, alle Forderungen der Staatswissenschaft zu befriedigen, so können wir doch der Gediegenheit und Umsicht seiner Bestrebungen keinesweges unsere Achtung versagen, noch den Wunsch unterdrücken, daß viele jener seichten, lärmenden Politiker, die immer über das Nest hinausschreyen, so manches, was hier gesagt wird, berücksichtigen möchten.

Das Erste nun, was der Verfasser festzustellen sucht, ist »die Idee des Staats, und zwar als richtendes Maß für die herr»schenden Abweichungen derselben. Ein Haupttypus geht durch »das Ganze, dieser muß verstanden werden, denn nur er enthält »den Schlüssel zu den verborgensten Geheimnissen. Wir nennen »dieses Gemeinsame die Idee der Staaten, und sie muß in ihrer »Darstellung die lebendige Beweglichkeit enthalten, die das Ei»genthümliche verschiedener Zeiten und Völker gedeihen läßt und »pflegt, so wie der allgemeine Typus der menschlichen Gestalt das »Gemeinsame mannigfaltiger individueller Formen ist.« (S. 16, 17.)

Um aber diesen allgemeinen Typus zu konstruiren, geht der Verfasser von spinozistischen Vorstellungen aus, und geräth dadurch theils zu jenen unchristlichen, fatalistischen Behauptungen, die dem konsequenten Spinozismus beynahe unvermeidlich sind; theils zu einer Verwechslung der Idee des Staats mit der Idee der Kirche. Wir wollen ihn selbst reden lassen.

»Ein jeder Mensch ist von einer streng waltenden Naturnoth»wendigkeit durchaus ergriffen. Keiner ist ein Mensch überhaupt, »sondern dieser bestimmte Mensch, mit diesen Fähigkeiten, diesem »Streben, dieser Eigenthümlichkeit. Wie in einer eigenen Welt »lebt ein jeder, und seine Wünsche, seine Hoffnungen, seine Tha»ten, sein Glück und sein Unglück entspringen aus seiner eigenen »Natur.« (S. 23.) Bestimmter kann man den Fatalismus nicht aussprechen. Entspringen des Menschen Thaten, Glück oder Unglück aus seiner eigenen Natur, und ist diese Natur ferner strenge bestimmt durch eine allwaltende Naturnothwendigkeit, so sind offenbar die Wünsche, Hoffnungen und Thaten der Menschen ein reines Produkt der Nothwendigkeit, und die große Mutter Natur mag denn selbst die Schuld tragen für alles, was Böses oder Gutes in der Welt geschieht. Dadurch wird nun das freye, von der Natur unabhängige Selbstbestimmen des Menschen, das höhere Eingreifen der, die Natur leitenden, Fürsicht Gottes und so-

mit der heiligen Urkunde widersprochen, welche letztere uns viele Beyspiele aufweist von Schickungen der Gottheit und Begebenheiten der Männer, die zur Prüfung und Läuterung ihrer Tugend viel Schmerzliches erduldet, oder des Glückes Viel gewürdiget worden, von welchem wir keineswegs behaupten können, daß es sich als mathematisches Resultat und Folge der Natur gleichsam im Voraus berechnen und bestimmen ließe. »Nie,« fährt der Verfasser fort, »vermag der Mensch sich loszureißen von dieser »Nothwendigkeit, welche die zartesten Fäden seines Daseyns mit »unüberwindlicher Kraft umschlingt und festhält.« .... »Was »sich von dieser heiligen Naturnothwendigkeit trennen will, ist »nicht Freyheit, sondern Willkür, ihr gegenüber steht nicht Noth»wendigkeit, sondern Zwang.« (S. 24.)

Wir halten, wie gesagt, die Idee einer solchen absoluten Herrschaft der Natur und Hingegebenseyn an eine bewußtlose Nothwendigkeit für schlechthin unchristlich, und zu den schädlichsten Folgerungen und Anmaßungen führend. Doch weiter: »Herrscht aber die Freyheit nur da, wo die Nothwendigkeit des »Ganzen als ihr innerster Ausdruck hervortritt, so muß, wo der »Staat in seiner Reinheit sich zeigt, der allgemeine Wille eins »mit dem besondern seyn; was ein jeder will, zu erstreben sucht, »von dem, was das Ganze will, ununterscheidbar seyn, die Treff»lichkeit eines jeden Bürgers wird aus dem Ganzen, die Herr»lichkeit des Ganzen aber aus einem Jeden hervorstrahlen. Kurz »die Idee des Staats, die eine eben so vollkommene Organisa»tion aller Staaten unter sich voraussetzt, ist von der Kirche nichts »Verschiedenes, sie ist die Gemeinschaft der Heiligen.« (S. 25.)

Wir glauben gern, daß die Gemeinschaft der Heiligen den vollkommensten Staat bilden würde, aber schwerlich nach einem Typus, der auf die Staaten dieser Erde anwendbar sey, am allerwenigsten möchten diese Heiligen als Produkte der Naturnothwendigkeit können betrachtet werden. Ist daher, wie hier, von Staaten dieser Erde und irdischen Menschen die Rede, so halten wir es für eine ganz grundfalsche Behauptung, daß der Staat, der nur die äußerlichen Rechtsverhältnisse der Menschen zu ordnen, und dem die innern Gesinnungen in den meisten Fällen ein Geheimniß bleiben müssen, zu einer Gemeinschaft der Heiligen gemacht, und der Kirche gleichgesetzt wird. Ja nicht einmal von der Kirche, die nur das höhere unsichtbare Reich der Ewigkeit vor Augen hat, kann behauptet werden, daß sie eine Gemeinschaft der Heiligen sey; denn eben weil sie eine Einrichtung für sündhafte und gebrechliche Menschen dieser Erde ist, so geht zwar ihr Bestreben dahin, Heilige für den Himmel zu bil-

den; diese aber haben dort ohne Zweifel eine Gemeinschaft, auf welche der Typus der irdischen Kirche nicht mehr anwendbar ist.

Der Verfasser wird uns vielleicht einwenden, daß hier nicht von den erscheinenden Staaten, sondern von der Idee des Staats die Rede sey. Wir aber bitten dagegen zu bemerken, daß diese Idee doch von der Art seyn muß, daß sie eine Anwendung auf die erscheinenden Staaten haben kann; die Idee des Staats aber als Gemeinschaft der Heiligen hebt den Typus der erscheinenden Staaten auf. Denn unter Heiligen bedarf es keiner Obrigkeit, keiner Unterthanen, keiner Gesetze, keiner Armeen, keiner Polizey ..... doch wozu weitere Widerlegungen, da der Verfasser selbst in der Folge auf unsere Ansicht gekommen ist. Seite 138 heißt es: »Der Staat in seinem völligen vollendeten Seyn wäre »die Gemeinschaft der Heiligen, also kein Staat.« Es ist aber ein unphilosophisches Beginnen, zu behaupten, daß die Idee einer Sache, welche diese in ihrer Vollendung darstellen soll, von der Art sey, daß wenn sie realisirt wäre, die Sache dadurch aufgehoben und vernichtet sey. Denn ohne Zweifel hat ein jedes Wesen die Pflicht, auf das Realisiren seiner Idee hinzuarbeiten, mithin sollte nach dieser Voraussetzung das Bestreben des Wesens auf Selbstvernichtung ausgehen. Wir halten daher die Idee des Staats für die Idee einer solchen Einrichtung, wodurch der Egoismus der Menschen in gehörige Schranken zurückgewiesen und gehalten wird. Wo daher keine selbstsüchtige Bestrebungen gedacht werden können, wie in der Gemeinschaft der Heiligen, daselbst findet auch keine Idee des Staats statt.

Wir übergehen eine lange Digression des Verfassers, in der er eine mit dem so eben Behaupteten schwer zu vereinigende Wahrheit zu beweisen sucht; daß nämlich, so widersprechend es auch scheint, der Mensch doch frey sey; daß er unter keinen noch so ungünstigen Umständen aufhören kann, frey zu seyn; in welchem Falle er auch aufhörte Mensch zu seyn; weil Freyheit zum Charakter der Menschheit gehöre; »daher sind alle Uebel nur Re»flex des Bösen; dieses aber entspringt aus einer Selbstthat.« (S. 25.) Wir heben indeß aus diesem eine Stelle heraus, worin der geübte Blick des genialen Naturforschers hervorleuchtet: »So »weit wir in der Geschichte der Erde zurück zu gehen vermögen, »entdecken wir eine Zeit, in welcher die Natur, ungeheure Fel»senmassen bildend, dem Leben feindselig zu seyn schien; es war »die Zeit, in welcher jene Urgebirge gebildet wurden, deren Reste, »wie furchtbare Ruinen, allem Leben als todte, erstarrte Grund»lage dienen.« Da aber ein jeder Bildungsprozeß doch auch ein Lebensprozeß ist, so war die Natur auch in jener frühern Periode nicht ohne Leben; nur daß dieses Leben dem spätern organischen

entgegengesetzt war; man könnte vielleicht jenes frühere das chemische Leben der Natur nennen. »Wie das menschliche Auge, wel»ches das Licht, als das klar gewordene Universum, erst als ein »solches zu empfangen vermag, schon in dem Wurme angedeutet »ist, und als undeutliche Anlage aus seinem trüben schleimigen »Körper anspricht; wie das Herz, welches im Menschen eine Welt »von Gefühlen in sich schließt, schon dunkel pulsirt in jenen von »der Masse kaum getrennten Thieren, so blickt uns das erste Le»ben schon aus den Gebirgen an, und die heitere Pflanzenwelt »hat eine tiefe Wurzel in der dunkelsten, fernsten Vergangenheit »der Erdgeschichte. Je jünger die Gebirge werden, desto häufiger »werden die Gestalten des Lebens (des organischen); die zwar, »von der Masse wieder ergriffen, verschwunden sind; aber dennoch »ihre Form zurückließen. Dabey verliert die Masse an Kraft des »Zusammenhanges; die Regelmäßigkeit der Krystallisation, die »Strenge der ersten Anlage muß den freyern Formen des Lebens »allmählich weichen. In dem Maße, als das Leben mächtig »wird, scheinen alle Kräfte der Erde sich gegen die Masse zu wen»den, und wie die ersten Spuren des Lebens hervortreten, um »vernichtet zu werden, scheint dieses Schicksal jetzt die Gebirge »zu treffen. Endlich, nach vielen Wendungen, nach manchem »Streit, durch welchen die bloße Masse mit ihrer alten Kraft sich »wieder vordrängen zu wollen scheint, siegt die Organisation, das »Leben, ganz; alle Elemente der Natur müssen ihm dienen, und »wirken zerstörend auf das Gebirge. Luft, Wasser, Feuer, vor»mals ihnen unterthan, haben sich gegen sie verschworen, und »was übrig geblieben, mögen neue unbedeutende, aber furchtbare »Ruinen einer wilden Kraft seyn, deren riesenhafte Reste uns »die schauderhafte Energie dieses Titanenkampfes andeuten.«

»So liegen als Urgebirge der Menschengeschichte die unge»heuern Ruinen von Persepolis, Palmyra, Ninive, die »Pyramiden in Aegypten, und wie die Versteinerungen in den »ältesten Gebirgen sprechen uns die rohen, kaum der Masse ent»ronnenen Gestalten der frühesten Kunst an, und wie diese in sich »gedeihen, und mächtiger, vollendeter werden, verschwindet die »Masse, als solche, indem der sondernde und bildende Geist in »jede eine innere Unendlichkeit, als Schönheit, zu bannen weiß, »die die äußere überwindet« (S. 37, 38.)

Von dem Leben der Natur kommt der Verfasser zum Werden des Menschen: »Scharfsinnige Denker« (Fichte und Schelling) »haben längst ausgesprochen, daß der Mensch seinem We»sen nach eben so wenig geworden seyn kann, als er je aufhören »wird. Denn der Mensch ist nur, in so fern er für sich selbst, »durch sich selbst ist. Der Mensch muß sich daher finden, denken,

»als ein solcher, der sich schon gefunden, schon gedacht hat; fände »er sich in einer andern Form, so wäre er nicht der sich selbst den»kende.« (S. 38.) Wir bekennen offenherzig, nicht zu verstehen, was das heißen soll: der Mensch muß sich denken und finden als ein solcher, der sich selbst schon gefunden und gedacht. Freylich kann der Mensch seines Werdens nicht inne werden; denn nur als Gewordenes, als schon Daseyendes kann er sich seiner bewußt werden. Die heilige Urkunde aber lehrt, jenen scharfsinnigen Denkern zuwider, daß der Mensch ein Geschöpf Gottes sey, also durch Gott und nicht durch sich selbst. Sie unterscheidet das unbedingte ewige Seyn Gottes von dem bedingten, gewordenen Daseyn des Menschen. Die der Offenbarung widersprechende Behauptung beruht auf Fichtes Deduktion des Selbstbewußtseyns oder der Ichheit, wie der Verfasser selbst andeutet, indem er sagt: »Dieses ist das Räthsel des Selbstbewußtseyns.« Nach diesem Philosophen ist das Selbstbewußtseyn ein Setzen seiner selbst; aber er verwechselt offenbar das Selbsterkennen und Selbstbestimmen mit dem Selbstschaffen, und überträgt so das absolute Wesen Gottes auf die endliche und bedingte Natur des Menschen. Gott hat durch seine wunderbare Kraft dem menschlichen Geiste eine solche Natur gegeben, daß er schlechthin Herr seiner selbst ist. Geblendet von dem innern Bewußtseyn dieser Freyheit, glaubte Fichte nun das große Geheimniß entdeckt zu haben: daß das menschliche Ich sich selbst seine Natur gegeben habe, und ein sich selbst schaffendes Wesen sey; eine Verblendung, die aus sehr begreiflichen Ursachen, zumal bey der Jugend, großen Eingang fand. Jedoch haben wir mehrere kennen gelernt, denen es bey ihrer Gottähnlichkeit bange geworden ist.

Unser Verfasser hier sucht nun dieses Fichtische Postulat und Axioma von mehreren Seiten zu erhärten. »So,« sagt er, »setzt »eine jede Zeugung das Geschlecht voraus.« Allerdings; aber daraus folgt noch nicht, daß die erste Entstehung irgend eines Geschlechtes eine Zeugung seyn müsse. Des Verfassers Beweis führt auf eine unendliche Reihe lauter bedingter Glieder, worin das Absolute und Unbedingte als Schlußstein des Ganzen fehlt. Der Verfasser beruft sich ferner auf den gemeinen Sprachgebrauch: das Bewußtseyn sey erwacht. Aber der gemeine Sprachgebrauch bezieht dieses Erwachen nicht auf ein ewiges Daseyn außer und vor der Erscheinung, sondern nur auf verschiedene Momente in der Erscheinung selbst; denn offenbar verlebt das Kind die ersten Monden und Jahre seines Daseyns in einem dämmernden Bewußtseyn; und spricht sogar anfänglich, wie Kant bemerkt, von sich in der dritten Person, bis später die Anschauung der Ichheit sich in ihm als eine neue Welt aufthut.

Wir werden gleich hören, wie der Verfasser mit sich selbst und seinem System in Zwiespalt geräth. »Es gehört zum Wesen des »Bösen, daß es alles Eigenthümliche losreißen will von dem Gött- »lichen, daß es, als ein Eigenthümliches, nicht seyn will, durch, »mit, in Gott, sondern durch, mit, in sich selbst.« Dasselbe, was kurz zuvor als Natur und Charakter des Ichs angegeben wurde, das Seyn durch sich selbst, wird hier als Begriff des Bösen gegeben. So reißt die christliche Wahrheit den Verfasser immer von seinem Systeme los, weil sich diese beyden nicht mit einander vereinigen lassen.

Dem Systeme zu Liebe fällt der Verfasser abermals auf folgende seltsame Behauptung: »Das Böse, wie das Selbstbewußt- »seyn, setzt sich selbst voraus. Um böse zu werden, müssen wir »schon böse gewesen seyn.« Dieses ist nicht allein ein Verstoß gegen die Offenbarung, welche sagt, daß der Mensch ursprünglich von Gott gut geschaffen worden, sondern auch, wie uns scheint, ein Verstoß gegen die Vernunft. Denn um böse zu werden, müssen wir ursprünglich gut gewesen seyn. Ein Wesen, das ursprünglich böse gewesen, kann eben darum nicht böse genannt werden, weil diese Art des Seyns zu dessen eigenthümlicher Natur gehört. Das Böse deutet auf eine Verkehrung der ursprünglichen Natur und deren Verhältnisse.

»Alle Sünde,« fährt der Verfasser fort, »ist Selbstschuld, »aber der Ursprung der Sünde liegt über alles Bewußtseyn.« Diesem widerspricht abermals die Offenbarung, welche lehrt, daß die erste Sünde und der Anfang aller Schuld ein selbstbewußter freyer Akt war, und auch nur als solcher zugerechnet werden kann, und strafbar ist. Der Verfasser gesteht indeß, daß diese Ansicht mystisch ist, beruft sich indeß »auf ein Bewußtseyn, des- »sen man sich nicht mehr bewußt ist, das in die Bewußtlosigkeit »zurücktritt.« (S. 43.) Wir bekennen, dieses nicht zu verstehen, noch uns einen Begriff machen zu können von einem Bewußtseyn, das in die Bewußtlosigkeit zurücktritt; denn wo die Bewußtlosigkeit anfängt, hört das Bewußtseyn auf, und mit ihm die Sünde und Schuld. Weder göttliche noch menschliche Gesetze können eine bewußtlose That zurechnen und als Sünde strafen. Uns scheint daher dieses transcendente Ideen einer überschwenglichen Philosophie zu seyn. Zwar behauptet der Verfasser, »daß dieser My- »sticismus von aller Philosophie unzertrennlich sey,« wo aber das Mysterium eintritt, hört das Erkennen und mit ihm die Philosophie auf; was jenseits des Begriffes liegt, muß, wofern es Wahrheit ist, geglaubt werden.

Es möchte vielleicht jemand meinen, daß des Verfassers Ansicht vom radikalen Bösen nichts anders sey, als die kirchliche

Lehre von der Erbsünde. Aber so ist es nicht. Denn nach seiner Meinung urständet das Böse von einem bewußtlosen und doch freyen Akt; nach der Lehre der Kirche aber besteht die Erbsünde in einem überwiegenden Hang zum Bösen, aus einer in der menschlichen Natur erzeugten Unordnung, wodurch die Sinnlichkeit auf Kosten der Vernunft verstärkt worden; und dieser Hang zum Bösen, diese Sündlichkeit wird von der wirklichen Sünde, als einer freyen und zugleich bewußten That der Stammältern des Geschlechts abgeleitet, wodurch sie ein bestimmtes, gegebenes Gebot Gottes übertraten! Wer über die Verschiedenheit dieser Begriffe nachdenkt, dem wird es ohne Zweifel einleuchten, auf wessen Seite die Vernunftmäßigkeit ist; denn dem Verfasser möchte es wohl schwer fallen, zu zeigen, wie eine That zugleich frey und doch bewußtlos seyn könne; und wie eine bewußtlose That imputabel sey? Noch auffallender ist es, wie er selbst seiner eigenen Behauptung vom radikalen Bösen widerspricht, indem er sagt: »Vor »einem jeden Menschen, wie vor der Geschichte des ganzen Ge»schlechts, liegt ein Paradies, seine ursprüngliche, eigenthümliche »Natur, wie sie aus Gott erzeugt war. Sie bildet sein eigent»liches Wesen, sein wahres Daseyn, seine Gabe, und ist die »Quelle aller Seligkeit und aller Freude. Aber durch eine Selbst»schuld, die über alles Bewußtseyn und alle Erinnerung hinaus»liegt, ist der Mensch aus diesem Paradiese getrieben.« (S. 44.) Vergleichen wir die beyden hier aufgestellten Begriffe mit einander, so scheint der Verfasser nach dem ersten zu sagen, daß der Mensch mit einer vollkommenen und seligen Natur aus Gott hervorgegangen sey; nach dem zweyten aber diese Unschuld schon vor allem Bewußtseyn verloren zu haben; also des Paradieses verlustig geworden zu seyn, noch eher als er es erkannte. So leicht verwickelt sich die Vernunft in Widersprüche, wenn sie von der gesunden Lehre der Offenbarung abgeht.

Erfreulich ist es, den Verfasser zu hören, sobald er das heimische Gebiet der Naturforschung betritt, und uns einige Resultate seiner Untersuchungen über die Bildung der Rassen und ihre Unterschiede mittheilt. Hier ist es, wo er zugleich die Fesseln des Systems abwirft, und ganz unbefangen der heiligen Urkunde huldiget. Er bemerkt, wie sich die Rassen von dem Mittelpunkte des ursprünglichen Sitzes in Asien strahlenförmig verbreiten. »Die ersten Menschen,« sagt er, »waren, wie die religiöse Ueber»lieferung lehrt, und die genaueste Untersuchung bestätigt, in ih»rer paradiesischen Unschuld und Einheit mit dem Göttlichen, kei»neswegs von der Natur getrennt oder in einem thörichten Kampfe »mit der Natur.« Hier läßt er selbst die Schellingsche Behauptung von einer bewußtlosen That, wodurch die Unschuld schon

vor allem Bewußtseyn verloren gegangen seyn soll, fahren. Ferner bemerkt er, daß die Stammrasse mannigfaltige Anlagen gehabt haben muß, die durch die Auswanderung einseitig sich entwickelten, indem die übrigen verloren gingen. »So entstanden »aus der größern leiblichen Beweglichkeit jene verzerrte Gestalten, »deren Typus ein stehender ist, so daß sie niemals mehr in jene »Beweglichkeit zurückgebildet werden können; daher die Unveränderlichkeit der Rassen, die nur durch Mittelzeugungen, also nur »durch das innere erzeugende Prinzip des Geschlechts, durch die »äußere Natur aber nie aufgehoben werden kann.« (S. 49.) »Immer tiefer sanken einige, und je tiefer, desto mehr wurden sie »von den geheimen Kräften der Natur ergriffen. Die innere Angst, »die Qual der Sünde trieb sie unstät umher. Sein stumpfes Da- »seyn verbarg der eine in einer erstarrten Natur. Jener suchte »die innere Glut feuriger noch zu entzünden in der brennenden »Wüste. Da verschwand das Bild Gottes immer mehr, die Ge- »stalt ward der Gegend einverleibt, und der Mensch sank tiefer »als das Thier, weil er die innere Sicherheit der Natur verloren, »und die eigene Kraft gelähmt hatte.« (S. 50.) Worauf der Verfasser hier aufmerksam macht, und was allerdings beachtet zu werden verdient, ist das innere psychische Prinzip, wodurch die physische Wanderung bestimmt ward. Denn es darf nicht als reiner Zufall der Umstände betrachtet werden, daß gerade einige Völker ihre Richtung nach Norden, andere nach Süden hin genommen haben. Der Verfasser erwähnt ferner den, in den frühesten Ueberlieferungen stark ausgedrückten Unterschied zwischen den göttlichern, in welchen das Gute noch mächtig war, und den geringern Geschlechtern. »Jene waren die Aufbewahrer geschichtlicher »Entwickelung, durch welche in allen Verwirrungen und Ver- »schlingungen der endliche Sieg des Göttlichen gefeyert werden »sollte . . . Sie haben die Erinnerung jener herrlichen Zeit be- »wahrt, und mit dieser, mit der Anknüpfung an eine göttliche »Vergangenheit, als Offenbarung, lebt die Hoffnung einer gött- »lichen Zukunft. Vergangenheit und Zukunft, ein trübes Brü- »ten über verlorne Schätze, und ein rastloses Streben nach Wie- »dererlangung scheint sich östlich und westlich vertheilt zu haben. »So stehen Orient und Occident mit dem Rücken gegen einander, »ein fast unüberwindlicher Zwiespalt scheint sie zu trennen.« (S. 52.)

Ehe wir die Ideen des Verfassers über den Staat im Allgemeinen verlassen, müssen wir noch auf einige Irrthümer aufmerksam machen, die ihren Grund haben in der Unrichtigkeit des Systems, aus dem sie entstanden sind. Er stellt nämlich die Idee des Staats von einer andern Seite dar als »die Befreyung Aller,

»und wie die Organe des Leibes in den höhern Thieren eben da»durch ein eigenes Leben erhalten, weil sie das Leben des Ganzen »in sich darstellen, so soll ein jeder Burger des Staats ein eige»nes, freyes, vernünftiges Daseyn erhalten, indem er auch das »Ganze darstellt.« (S. 56.) Wir wollen zuerst bemerklich machen, wie diese Behauptungen in und mit dem Systeme zusammenhängen. Nach der Spinozistischen Vorstellungsart der neueren Schule sind nämlich alle Erscheinungen der Welt ein Ausdruck des Göttlichen und Allgemeinen. Da nun aber in dieser göttlichen Allgemeinheit keine Theilung oder partielles Seyn denkbar ist, sondern, wie sich jemand aus der Schule ausgedrückt hat, jedes Atom der Gottheit zugleich die ganze Gottheit ist; so muß sich nothwendig das göttliche All oder die Totalität auf besondere Weise in jeder Einzelnheit darthun. Auf diesen Begriffen oder Ideen beruhen nun auch die so eben aufgestellten Sätze; die wir hier nur a posteriori widerlegen wollen. Wenn es wahr wäre, daß die Organe des Leibes in den höhern Thieren das Leben des Ganzen in sich darstellten, so könnte man keine dieser Organe vom Thiere trennen, ohne das Leben des Ganzen zu vernichten; da doch die Erfahrung lehrt, daß man sehr viele Organe wegnehmen kann, ohne das Leben des Ganzen schlechthin aufzuheben. Das Leben des Ganzen wird dadurch zwar geschwächt, aber nicht vernichtet. Ferner müßten diese Organe, wenn sie die Lebensfülle des Ganzen in sich begriffen, auch vom Ganzen gesondert, als eine besondere Totalität in sich, ein eigenes Leben fortsetzen können; welches eben so wenig der Fall ist. Denn vom Ganzen getrennt, sterben sie aus, und verlieren den Lebensathem, den sie nur in und durch das Ganze haben. Eben so unwahr ist nun auch die, auf dieser falschen Voraussetzung beruhende Behauptung, daß der einzelne Bürger den ganzen Staat in sich darstellen kann oder soll. Als Bürger ist er nur Etwas in seiner organischen Verbindung mit dem ganzen Staate, also in und durch den Staat.

Ferner glauben wir dem Verfasser widersprechen zu müssen, wenn er behauptet: »daß wie der Staat geboren ist außer der »Zeit, entsprungen ist, und sich immer von neuem erzeugt außer »der Erscheinung, so geht sein Ziel, sein Wollen eben so wenig »auf die Erscheinung oder ihre Bedürfnisse. Der Staat will und »kann nichts anders wollen, als das Höchste, das Göttliche in »Allem, und die Reiche dieser Welt sollen nicht seyn von dieser »Welt.« (S. 59.) Denn, wenn auch die göttliche Vernunft, durch deren Verfügung die Staaten entstanden sind, außer der Zeit ist, so ist es doch gewiß, daß die Staaten selbst allmählich in der erscheinenden Welt entstanden sind, ihren Anfang und ihr Ende in der Zeitlichkeit haben; wie es Offenbarung und Geschichte darthun.

Sonst geräth man auf die sonderbare Behauptung, daß die Staaten plötzlich in die Erscheinung hervorgesprungen wären, ganz gewappnet und gerüstet, wie Minerva aus dem Haupte Jovis. Einer oder mehrere wären gleich als Könige erschienen, und hätten zugleich gewußt zu regieren; andere hingegen hätten sich als Unterthanen und Bürger gezeigt, und hätten sogleich instinktmäßig ihre Verhältnisse zum Staate erkannt, wie im Bienenvolke. Daß ferner die Reiche dieser Welt nicht von dieser Welt seyn sollen, oder wie er Seite 89 sagt: »daß alles, was nur auf »Befriedigung irdischer Bedürfnisse geht, nicht zum Wesen des »Staats gehöre,« ist eine Behauptung, die auf der, von uns schon oben erwähnten, Verwechslung des Staats mit der Kirche beruht. Es ist ein Versuch, den Staat bis zur Kirche hinauf zu potenziren. Aber weil die Bestimmung der Menschheit über diese Welt hinausgeht, so können die Staaten als Reiche dieser Welt nicht das Höchste erreichen; und hieraus folgt die Nothwendigkeit einer Kirche, welche für die ewigen Bedürfnisse der Menschen zu sorgen hat, wie der Staat für die zeitlichen. In einem Systeme aber, wo die Totalität sich im Einzelnen offenbaren soll, werden so klare und einfache Verhältnisse leicht übersehen.

Wir kommen jetzt zu den Ansichten des Verfassers von den verschiedenen Ständen, die er in ihrer größten Allgemeinheit als Nähr- und Lehrstand, Seyn und Erkennen, auf einander bezieht, durch welche Beziehung sie allein Wahrheit und Leben erhalten. Ueber diese verschiedenen Stände hat der Verfasser aus der Fülle seines Geistes sehr viel Wahres und Treffendes gesprochen, worauf wir glauben den Leser aufmerksam machen zu müssen.

Vom Bauer zuerst, dem wahren Sohne der Natur, spricht er mit der ihm eigenen Wärme und als Priester der Natur. »Die Natur selbst ist der Mitarbeiter des Ackerbaues; der ruhige »Wechsel der Jahreszeiten, der stille geordnete Gang der ewigen »Natur sind nicht mehr bloße äußere Erscheinungen, sie selbst haben eine gemüthliche, menschliche Tiefe gefunden, sie bezeichnen »die Epochen des still und heiter sich entwickelnden Daseyns. Die »Hoffnung des Ackermanns keimt mit der nährenden Saat: während die Pflanze wächst, theilt er mit ihr Freud und Leid, wie sie, »innerlich mit den Natur-Elementen verbunden. Die Sehnsucht, »die jedes Menschen Brust anschwillt und bewegt, hat eine Geberde und Gestaltung gefunden, und schweift nicht unruhig hin »und her, unmäßig in der Ferne suchend, was die Nähe so freudenreich und mit heimlicher Liebe reicht.« . . . . . »Wenn ein »heiterer Sommermorgen euch in einer schönen, frucht- und »blüthenreichen Gegend findet, wenn die Sonne glühend in das

»freudenreiche Leben hineinscheint, die Gewässer rieseln, die »Bäume, Blüthen und Gräser feucht und grün in unendlicher »Hoffnung sich regen, die Insekten zwischen Blättern wühlen, und »das Summen und stille Geräusch des allgemein bewegten Lebens, »als die melodische Begleitung der Töne, der Gesänge der Vögel »und der Stimmen der Thiere, die heilige glühende Tiefe der alles »erzeugenden Natur aufschließt: wenn euch dann das stille ruhige »Geschäft des Landmanns mit tiefer unendlicher Rührung ergreift »— o, so scheltet dieses überschwengliche, unwiderstehliche Gefühl »nicht Empfindeley!« (S. 69.)

Der Verfasser erwähnt nun des Hochlandes in Asien, der Gebirge des Hindekusch und Himalay als gemeinschaftlichen Centralpunkt des menschlichen Geschlechts, und macht über die, durch das Auswandern von dieser Gegend hervorgegangenen, Aenderungen im Verhältnisse des Menschen zur Natur sehr interessante Bemerkungen. »Als die Völker sich zerstreueten, da »zog sich die Natur für einige immer enger zusammen, und ihr »ganzes Daseyn knüpfte sich gleichsam nur an eine beschränkte »Form des Lebens, die in verzerrter Einseitigkeit das Gemüth er»griff. So sehen wir die mongolischen Völker herumirrend, mit »ihrem ganzen Leben an bestimmte Thiere geknüpft: die Tungusen »an ihre Pferde, die Koriäken und Kamtschadalen an ihre »Hunde, die Tschuschken und Lappen an die Rennthiere, »die Grönländer an die Seehunde, die Bewohner der Süd»seeinseln an Schweine und Hühner. Andere Völker wurden »von der übermäßig gebietenden Natur wie verschlungen und er»drückt. Nur die geschichtlichen Völker nahmen mit der lebendigen »Erinnerung an den paradiesischen Zustand, die alle heilige Wahr»heit ihres Daseyns begründete, auch den reichsten Antheil seines »Segens mit sich. Sie begleitete das Heer der zahmen Thiere, »die Fruchtbäume und nahrhafte Gräser mancherley Art, und aus »der Mühe des Ackerbaues entsprang ein Genuß, der an den ver»lornen erinnerte.« (S. 72.)

Der Verfasser gibt die physischen Gründe an, warum Europa die Stätte der Geschichte geworden. »Unter dem Aequator »hat der gewaltsame krampfhafte Wechsel des Tages den ruhigen, »mäßigenden Wechsel des Jahres verdrängt. Der Tag entwickelt »sich mit unendlicher, unruhiger Gluth, um erschöpft und ermat»tet in eine erlahmte Nacht zu versinken, und aus dieser sich bren»nend zu entzünden, ohne Ruhe und ohne Rast. Der Mensch »unterliegt dieser Gewalt, und die Seele, ergriffen von dem ge»waltsamen Geiste, der in Thieren und Pflanzen waltet, ver»schwindet in dämmernde Träume. Nach den Polen zu hat der »träge Wechsel des Jahres den belebenden des Tages verschlungen.

»Der Sommer ist selbst nur ein langer, träger, unveränderlicher »Tag, der Winter eine lange, finstere, erstarrte Nacht, und die »Natur, die sich selbst kalt vor den Menschen verschlossen hat, er»scheint aus ihrer unsäglichen Armuth heraus nur wohlthätig in »der beschränkten Gestalt irgend eines Thieres, welches das ganze »Daseyn der Menschen bedingt, so daß er zwar erhalten, aber auch »von den engsten Fesseln umwunden, geistig erdrückt wird.« . . . »Wo die Geschichte mit ihrem ererbten Besitze aus einer höhern »Vergangenheit einwanderte, da hat sie die Elemente gebändiget, »und die höhere schönere Form entsprang unter ihren Füßen.« . . . »In Europa tritt mit der vollkommenen Gliederung der Jahres»zeiten das am meisten geordnete Maß menschlicher Entwickelung »hervor. So erscheint der Ackerbau als ordnendes Naturelement der »Geschichte selbst, er ist Pfleger und Ernährer der Geschichte, und »der in sich lebendige Träger, der selbstständige Grund alles Herrli»chen und Göttlichen, was sich je zu entwickeln vermag.« (S. 73, 74.)

Dieser Abschnitt endiget mit einer Charakteristik des wahren Bauers, die uns klassisch scheint: »Es gibt wohl keinen, der »nicht in seinem Leben Bauern gekannt habe, deren sicheres, »festes, durch die bestimmte Beschäftigung geordnetes Daseyn »einem jeden erfreulich erschien. In seiner Beschränkung waltet »eine Klarheit, in seinem Naturinstinkte eine unerschütterliche »Bestimmtheit, in seinem Urtheile eine Sicherheit, die niemals »ungestraft gering geschätzt wird.« . . . . »Die bestimmten Umrisse »ihrer geistigen Gestaltung, die Unbeweglichkeit und scheinbare »Strenge ihrer Aeußerungen, die schroff und starr neben einander »stehen, sind gerade, was uns fehlt, was wir niemals erhalten »können.« . . . . »Daß wir die Bauern geringschätzen, ist keines»weges, weil wir höher stehen, es ist etwas eingeschränktes, etwas »bornirtes, was der tüchtige Bauer auch nicht selten fühlt. Wir »verstehen ihn nicht, die wirkliche Tiefe seines Daseyns ist uns »verschlossen; lernen wir ihn begreifen, dann werden wir auch uns »selbst besser begreifen lernen.« (S. 78.)

Der Verfasser geht nach diesem zur Betrachtung des Bürgerstandes über. »Es scheint,« sagt er hier, »die Frage, ob der »Bürgerstand frey seyn solle, eins zu seyn mit der Frage, ob »überhaupt der Staat selbst frey seyn solle?« Dieses scheint wohl auch nur so: denn der Bürgerstand in seiner Einseitigkeit und Trennung vom Ganzen vermag eben so wenig den Staat zu repräsentiren, wie irgend ein anderer Stand in seiner Einzelnheit. Der Verfasser bemerkt auch, »daß zu verschiedenen Zeiten Stände »hervorgetreten sind, die mit einem zeitigen Uebergewicht eine Art »Barbarey selbst hervorriefen; und daß das Uebergewicht des Bür»gerstandes in unsern Tagen von Vielen keinesweges als ein Segen,

»vielmehr als ein Fluch der Zeit zu betrachten wäre.« (S. 79.) Gewiß ist es, daß nur durch ein rechtes Verhältniß der verschiedenen Stände das wahre Wohl, harmonische und freudige Leben des ganzen Staats gedeihen könne.

Es wundert uns, daß der Verfasser von den Verhältnissen des Bürgerstandes zum Bauern- und Handelstande nicht eine Idee aufgefaßt, klar und bestimmt ausgesprochen, der er doch selbst so nahe gekommen, und welche unseres Bedünkens über das gegenseitige Verhältniß dieser drey Stände einen sehr treffenden Aufschluß gibt. »Wenn wir,« sagt er, »uns den Staatskörper »als eine lebendige Organisation vorstellen, . . . so bezeichnet der »Bauernstand die erste allgemeine, rohere Verdauung; der Bür»gerstand, die innigere, tiefere Assimilation, die ein jedes beson»dere Organ auf seine Weise ernährt.« (S. 81.) Diese Ansicht ist wohl in einer Hinsicht wahr und richtig, gibt aber kein unterscheidendes Merkmal dieser Stände, sondern vielmehr einen allmählichen Uebergang des einen in den andern. Des Handelstandes erwähnt er später, als eines Standes, der den Erwerb im Großen treibt, aber auch hier vermissen wir den charakterischen Unterschied dieses Standes von den vorigen; denn auch der Bauer erwirbt und will erwerben; eben so der Bürger. Es ist hier abermals nur ein quantitativer, kein qualitativer Unterschied.

Uns scheint durch die Trias dieser Stände der eigentliche Nährstand des Staates vollendet und in sich gerundet zu seyn. Diejenigen Glieder des Staates, welche mit Gewinnung der rohen Produkte sich beschäftigen, sey es aus dem Felde als Ackerbauer, aus den Gebirgen als Bergleute, aus den Wäldern als Forstmänner, aus Luft oder Wasser als Fischer oder Jäger, betrachten wir in ihrer Verbindung als die eigentliche produktive Thätigkeit des Staats, gleichsam das Wesen desselben im Physischen. Ihnen gegenüber steht ein anderer, aus mehrern Gliedern bestehender Stand, welcher sich mit dem Formen und Bilden der gegebenen rohen Masse beschäftiget, wir meinen die Handwerker, Manufakturisten, Fabrikanten, Künstler. Diese stellen in der Einheit ihres Zweckes die bildende und gestaltende Thätigkeit des Staates dar für niedere oder höhere Bedürfnisse. Sie machen daher einen wahren Gegensatz zu den vorigen, und fügen gleichsam die Form zu dem Wesen. Von dieser bildenden Thätigkeit des Bürgerstandes hat auch der Verfasser sehr trefflich gesprochen; nur hat er, wie uns scheint, den Gegensatz dieses Standes mit dem Bauernstande nicht klar und bestimmt aufgefaßt. Der Handelstand aber, indem er theils die rohen Produkte der gewinnenden Klassen in die Hände der verarbeitenden liefert, theils umgekehrt, die schon gestalteten Produkte jenen erstern wiederum

einhändiget, gewährt den Anblick einer dritten, die beyden erstern verbindenden und vermittelnden Thätigkeit, das dritte ergänzende Glied zur Vollendung der Dreyheit. Diese Ansicht vom Verhältnisse des Handels zu den beyden andern Ständen hat der Verfasser zwar einmal angedeutet, wo er sagt: »Der Handel ist die »cirkulirende lebendige Flüssigkeit des Staates,« aber sehr bald fallen lassen, um im Handel nur die Quelle des Erwerbs im Großen zu betrachten.

Ist die von uns hier gegebene Ansicht die richtige, so lassen sich daraus einige Folgerungen ableiten, welche in der Erfahrung und Geschichte ihre Bestätigung finden. Wir glauben nämlich, daß nicht leicht ein Stand sich einseitig und auf Kosten des andern ausbilden kann, sondern daß sie sich vielmehr gegenseitig Hülfe leisten, so daß der eine Stand, wo er Leben gewinnt, auch Leben und Fülle über die andern verbreite. So bildeten sich im Mittelalter um die reichen gewerbtreibenden Reichsstädte zahlreiche und wohlhabende Dörfer, welche beym Verfall dieser Städte auch in Armuth und Verfall geriethen, weil ihnen der Markt und der freudige Absatz ihrer Produkte verloren ging. Eine ähnliche Erscheinung bieten jetzt die großen und volkreichen Residenzstädte dar. Wenn aber auch, wie man sagt, die Manufakturen und Fabriken zur Zeit Colberts in Frankreich auf Kosten des Ackerbaues empor gehoben wurden; so ist es doch gewiß, daß das dadurch entstandene Uebergewicht anderwärts die Produktivität der rohen Stoffe gesteigert habe; denn das Bedürfniß des Lebens, und die Möglichkeit des Gewinnes füllt sehr bald, hier oder dort, die entstandene Lücke aus. Wenn es ferner offenbar ist, daß die Thätigkeit und Lebendigkeit des Handels von der Thätigkeit der producirenden Klassen einerseits, und von der Industrie der gestaltenden Klassen andrerseits bedingt ist; so daß, wo jene erstere Thätigkeiten gelähmt sind und daniederliegen, auch die des Handels sehr bald stockt und geschwächt wird; in welcher Hinsicht man sagen kann, daß der Betrieb des Kaufmanns in jenen beyden frühern seinen Grund und seine Entstehung hat; so ist es nicht weniger gewiß, daß ohne den raschen Umsatz der rohen Stoffe und verarbeiteten Produkte jene beyden andern Stände an Leben und Wirksamkeit einbüßen. Daher wirft das Leben des Handels nothwendig Leben und Thätigkeit in die beyden frühern Stände zurück. Wo der Handel stockt und gehemmt wird, stockt das Leben des ganzen Staats, und ein Staat braucht nur den Handel zu gewinnen, um in jedes Gewerbe Leben und Seele zu bringen, und über den ganzen Staat Fülle und Wohlstand zu verbreiten. Aus diesem allen scheint uns daher hervorzugehen, daß die genannten drey Stände sich gegenseitig bedingen und er-

gänzen, und daß der Gewinn des einen auch Gewinn sey der andern, und der Verlust dieser zugleich Verlust jener.

Nach dieser nähern Bestimmung des Charakters und der Natur der drey genannten Stände kehren wir zu unserm Verfasser zurück. »Die Kunst,« sagt er eben so schön als wahr, »ist »die Blüthe aller bürgerlichen Handthierung, die reinste Offen»barung ihrer geistigen Freyheit. Sie ist die unsichtbare Hand, die »durch zarte Berührung den zudeckenden, verhüllenden Unrath des »erscheinenden Daseyns abwischt, und die wahre Gestalt des göttli»chen Lebens enthüllt. Sie verhält sich zu den Handthierungen, »wie die menschliche Gestalt zu der gegenwärtigen organischen Epoche »der Erde.« (S. 83.) Er macht ferner darauf aufmerksam, wie selbst jene Werke, die nur einem kleinlichen Bedürfnisse dienen, sich bis zur kunstgemäßen Form zu steigern suchen: »ein jedes »Haus will sich anmuthig gestalten, ein jedes Geräth, ein jedes »Gefäß will sich in schönen Formen runden, die Bekleidung will »die Gestalt veredeln. Daher die Freude des tüchtigen Hand»werkers an seinem Werke. Diese Freude an dem eigenen Produkte »ist ein so tiefes, das ganze Wesen des Menschen auf eine heitere »Weise ergreifendes Gefühl, daß sie weit über den etwa erlangten »Vortheil, über den Erwerb hinüberragt.« (S. 84.)

Wie uns der Verfasser oben den Bauernstand in seiner wahren idealen Gestalt geschildert hat, so gibt er uns in wenigen trefflichen Zügen das Bild des edlen Bürgers. »Glücklich ist der »Staat zu preisen, wo ein jeder Bürger nicht bloß mit leerer Be»geisterung einem hohlen Begriffe von Nationalität huldigt, wo »seine Beschäftigung, sein scheinbar enges Daseyn erheitert wird »durch den Sonnenblick eines höhern Lebens, wo in der stillen »Werkstatt, in der reinlichen engen Stube, Andacht das be»schränkte Thun veredelt, wo dann, mit frommer Lust und heili»ger Freude, die Männer des ähnlichen Treibens sich versammeln, »um in einfachem Schmuck, von den Mitbürgern anerkannt, das »Geschäft durch den Sonnenschein der allgemeinen Bürgerliebe »heiter beleuchtet, in seiner schönen Würde zu erkennen, und so »dem Staate zu weihen. Ein solcher Bürger ist frey, er braucht »nicht frey erklärt zu werden. Nichts Unwürdiges darf man dem »zumuthen, der sein eigenes Daseyn in seiner Veredlung erkannt »hat.« (S. 87.)

Der Verfasser erwähnt auch hier der Volksfeste, »als Stei»gerungen des gemeinsamen Daseyns in aller Eigenthümlichkeit »zur Kunst.« »Die Volksfeste sind für das gemeinsame Daseyn, »was jene stille Freude für den einzelnen Bürger ist. Je eigen»thümlicher und in jeder Richtung freyer ein Staat ist, desto tiefer »und bedeutsamer sind seine Feste.« (S. 86.) Solche herrliche

Volksfeste, die nicht in roher Ausgelassenheit endigen, sind gewiß eine erfreuliche Erscheinung; aber nur frey und aus dem Volke selbst müssen sie sich entwickeln, und können auf keine Weise hervorgekünstelt werden. Haben wir aber auf den Gang der Geschichte Acht, so bemerken wir, wie die Volksfeste allmählich und gleichsam von selbst untergegangen sind, ohne von den Staatsbehörden direkte unterdrückt zu seyn, es sey denn, daß sie in einen rohen Dienst des Bacchus und der Venus ausgeartet waren, wie es leider bey den wenigen noch bestehenden meist der Fall ist. — Es scheint daher in dem leisen Gange und Entwickelung der Geschichte selbst zu liegen, daß die Volksfeste sich allmählich in die stille Feyer des Sabbaths nach vollendetem Tagewerk auflösen; da hingegen jene lärmende Fröhlichkeit, die dem jugendlichen Mittelalter eigen war, sich von selbst in den christlichen Staaten immer mehr verliert, als wenn die wachsende Einsicht in die Bestimmung für eine höhere und wahrhaft fröhliche Welt allgemeiner würde, und mit ihr die stillere Hoffnung an die Stelle der mehr unmittelbaren Genüße der Gegenwart eintreten wolle. »Alle »Feste,« sagt auch der Verfasser, »sind religiös; es gibt kein an»deres, wie es auch keine andere Kunst gibt.« (S. 87.)

In dem Abschnitte vom Adel stellt der Verfasser zuvor die Idee der Korporation auf. »Es muß in diesem Wechsel, in »diesem Schwanken, in dieser Unsicherheit des Einzelnen ein Be»harrendes, Bleibendes sich darstellen, und zwar so, daß dieses »Bleibende dennoch eins ist mit dem Wechselnden. Das ist die »Idee der Korporation. Eine jede Korporation ist eine lebendige, »eigenthümliche Einheit, die sich zu den einzelnen Gliedern verhält, »wie die unveränderliche Gestalt zu dem unaufhörlichen Wechsel der »Erzeugung im leiblichen Daseyn. Durch die Korporation ist ein »jedes Mitglied erst wahrhaft frey. Sie bildet ein unveränderli»ches, lebendiges Element in dem größern Kreise des Staats, und »durch sie ein jedes Mitglied; denn das Wesen der Korporation »stellt sich nicht theilweise, sondern ganz in einem jeden, den sie »in sich schließt, dar, und das Wesen des Staats eben so in der »Korporation.« (S. 96.)

Der Verfasser spricht dann von der Korporation des Adels, und nicht genug können wir die würdigen Vorstellungen desselben von diesem Stande loben. Sie sind so ganz anders und entgegengesetzt jenen engherzigen Ansichten einer egoistischen und kleingeistigen Zeit, welche, die hohe Wichtigkeit des Adels für den ganzen Staat nicht beachtend, denselben gern im Staube niedertreten möchte, hoffend dadurch selbst an Größe zu gewinnen; als wenn ein Stand, durch die äußere Schmach des andern, an innerem Werth und Würde gewinnen könnte. Die

Vorstellung des Verfassers vom Adel, daß er den Staat in seiner Freyheit darstelle, halten wir für eine eben so glückliche als geniale Idee. Hören wir ihn selbst: »Die Freyheit des Staats, »das innere unveräußerliche Eigenthum eines jeden, will er äußer»lich persönlich schauen, damit sie wahrhaft auch für die Erschei»nung da sey. Das ist die Idee des Adels, der Vornehmen. Jene »anmuthige Kraft und Klarheit, jene innere Thätigkeit einer in sich »sichern Natur, die, begünstiget durch das Geschick, ursprünglich »schon besitzt, was wir strebend erreichen müssen, ist für denjeni»gen, der selbst innerlich die Freyheit des Staats als sein beleben»des Princip anerkennt, auf keine Weise etwas Hemmendes, Stö»rendes, was Neid oder Widerstreben erregen könnte, vielmehr »etwas wahrhaft Erfreuliches, Erheiterndes, welches, fehlte es, »einen tiefen Schatten über unser eigenes Daseyn werfen würde. »Die Bedingungen des äußern Daseyns muß der Adelige nicht erst »erwerben, er besitzt sie schon. Geboren in einer äußerlich wie »innerlich freyen Umgebung, entwickelt sich die heitere Zuversicht, »die lebendige Gewandtheit, die anmuthige Fülle, die alles Aengst»liche, Sorgenvolle verdrängt. Wenn der Bauer mit großer »Entsagung an die Natur gekettet, in mühevoller Anstrengung »die Bedingungen seines Daseyns immer von neuem erwerben muß; »wenn der Bürger, in einseitiger Richtung gefesselt, unter steter »Sorge, ein schwankendes Leben zu erhalten sucht; wenn der Ge»lehrte die unendliche Aufgabe seiner Thätigkeit, nie sich selbst »genügend, zu ergreifen und darzustellen vermag: so hat der »Adelige, mehr als alle, ein in sich gegründetes Daseyn.« . . . . »Ein Punkt muß im Leben da seyn, wo die Anstrengung, die »Mühe, die Sorge zurück tritt.« . . . . »Daß das Arbeiten in »freyen Genuß, das Gestaltete in schönen Besitz, das Erworbene »in sichere Erhaltung, das Gedachte in großartige That aufblühe, »was nur durch ein persönliches Daseyn möglich ist, das muß der »Bauer, der arbeitende, der erwerbende Bürger, der Gelehrte selbst »wünschen; denn der höhere, herrlichere Sinn seines eigenen Le»bens tritt ihm erst aus einem solchen Daseyn in frischer und ge»sunder Gestalt entgegen.« (S. 98, 99.)

Wir unterschreiben gern diese treffliche Charakteristik des in der Idee aufgefaßten Adels, und sind auch der Meinung, daß in jedem Staate, wo ein mächtiger und reicher Adel Statt findet, derselbe allen untergeordneten Ständen Leben, Freyheit und Gedeihen mitzutheilen vermöge. Daß aber eben durch jenen vierten Stand die Freyheit im Staate realisirt werde, ist die glückliche Idee, die wir nicht genug preisen können. Denn die gewinnenden Klassen sind unmittelbar an die Natur und Elemente gefesselt; die arbeitenden Bürger unmittelbar an die gewonnenen

Stoffe, und durch diese mittelbar an die Natur; die handelnden Kaufleute hängen aber von beyden ab; und so erblicken wir in diesen drey Ständen noch nicht den Staat in seiner Freyheit und Erhabenheit über die Natur. Daher muß ein vierter Stand hinzukommen, welcher, indem ihm schlechthin gegeben ist, was jene suchen, wahrhaft in sich frey, auch den untergeordneten Ständen Freyheit mitzutheilen vermöge. Man bemerke indeß, daß wir hier nur vom Staate als der äußern Erscheinung der Menschheit reden; denn freylich gibt es in anderer Hinsicht eine innere und höhere Freyheit, die nicht durch Adel bedingt ist, und an welche jedweder Mensch in jedwedem Stande den vollesten Antheil nehmen kann; aber diese Freyheit liegt über und außer dem Staate; es ist nämlich die religiöse Freyheit in und durch Gott.

Vom Staate aber, von welchem hier die Rede ist, bemerkt ferner der Verfasser sehr richtig, »daß ein jeder Staat, der ohne »Adel ist, immer etwas Kleinliches, Spießbürgerliches behalten »wird; weil ihm der edle, vornehme Mittelpunkt fehlt, in welchem »sein mannigfaches Streben sich vereinigt; weil ihm entgeht das »großartige Gepräge, die innere Kühnheit, die nur da sich zu zeigen »vermag, wo alle Richtungen sich durchdringen.« Eben so richtig und glücklich entwickelt der Verfasser die hohe Bestimmung des Adels aus der aufgestellten Idee desselben. »Denn eben weil der »Adelige das Element der reinsten Persönlichkeit darstellt, muß er »sich ganz opfern. Wie alle für ihn, muß er für alle sorgen. Er »soll ganz in und für die großen und allgemeinen Verhältnisse des »Staats leben, alle Stände sollen in, mit und durch ihn ihre »Freyheit erkennen.« (S. 100.)

Es ist gewiß eine merkwürdige Erscheinung, daß in jedem Saate, sobald er eine gewisse Reife erlangt hat, sich von selbst ein Adelstand, wiewohl in den verschiedenen Staaten auf verschiedene Weise, entwickelt und ausscheidet. Wir halten es daher für ein Mißverständniß seiner selbst, und Unkunde der ewigen Naturgesetze der Gesellschaft, wenn in unsern Tagen ein kleiner Staat dadurch etwas Besonderes zu gewinnen hoffte, daß er den Adel bey sich aufheben und abschaffen wollte. Daß der Adel in den europäischen Staaten anfänglich eine einseitige kriegerische Bedeutung hatte, war, wie der Verfasser bemerkt, eine natürliche Folge der frühern Verfassung dieser Staaten.

»Der Erwerb ist nothwendig bey dem Adel, wenn auch nicht »verdrängt, doch untergeordnet; denn seine Bedeutung ist in der »Sicherheit eines in seinen Bedingungen festen irdischen Daseyns, »welches sich nach allen Richtungen frey und sorgenlos bewegen »kann.« . . . . »Eben so nothwendig ist der Adel erblich. Sollte »der Adel zu jeder Zeit von neuem aus dem Erwerb entspringen,

»so wäre sein Daseyn nie gesichert, es könnte sich die freymüthige »Zuversicht, die feste Kühnheit der Gesinnung nie ausbilden.« (S. 100, 101.)

»Dennoch wäre es höchst thöricht, wenn man behaupten »wollte, daß die Zahl der Geschlechter abgeschlossen wäre. Wo »jene äußere Sicherheit einmal erworben ist, wo ein großer Be»sitz den großartigen Sinn erzeugt, da ist der Adel; ja in einem »wahrhaft in allen Elementen lebendigen Staate muß derjenige, »dem ein großer Besitz geworden, sey es durch Fleiß oder durch »Glück, wenn ihm der Sinn beywohnt, sein irdisch erweitertes »Daseyn dem Staate zu widmen, nothwendig ein Adeliger wer»den wollen, er muß wünschen, diesen Vorzug auf seine Nach»kommen zu vererben, nicht aus kläglicher Eitelkeit, sondern eben »aus ächt bürgerlichem Sinne.« (S. 101)

Der Verfasser erwähnt noch in diesem Abschnitte »jener »elenden Ansichten einer allgemeinen Glückseligkeit, die aus einer »Gleichartigkeit aller äußern Glücksgüter entspringen soll;« als eine unendlich seichte und oberflächliche Lebensansicht; »denn mit »jener Verschiedenheit würde aller lebendige Reiz und alle groß»artige organische Ausbildung, die eben in der Entwickelung des »Vielfältigsten in einer durchdringenden Einheit sich bewährt, »durchaus verschwinden.« (S 102.) Die Geschichte lehrt auch, wie alle Versuche der Art von jeher mißlungen sind, und wie diese Bestrebungen verblendeter Egoisten nur die unseligsten und verderblichsten Folgen für das Ganze gehabt haben. Wer dieses unverständige System zu realisiren gedächte, dem läge es zuvörderst ob, allen natürlichen Unterschied in den Charakteren der Menschen auszumerzen, um aus den todten Elementen der Gleichheit einen lebendigen Staat zu konstruiren.

»Wer sich aber durch die Vorzüge des Adels, der Idee nach, »eingeengt fühlt, offenbart nur seine eigene Knechtschaft. Ein »jedes Daseyn in einem freyen Staate ist gleich unendlich, und »hat seinen Werth nicht in der Erscheinung, sondern in einem gei»stigen Daseyn, welches über alle Erscheinung liegt.« (S. 102.)

Ehe wir die Ansichten des Verfassers von den so eben erwähnten Ständen verlassen, können wir nicht umhin, zu bemerken, daß wir sie als den vorzüglichern und gelungensten Theil dieses Werks betrachten. Es rührt dieses unserer Meinung nach daher, daß der Verfasser hier seinem eigenen Genius freyer folgt, ohne sich von den Fesseln des Systems beengen zu lassen. Es gelingen ihm daher insgemein jene Partien am wenigsten, die er streng geordnet aus einem, in seiner Grundansicht falschen und mangelhaften System, zu deduciren unternimmt; während er plötz-

lich und unerwartet durch Blitze des Geistes dunkle Gegenden beleuchtet, und verworrene Gegenstände sondert und belebt.

Mit dem Verfasser kommen wir jetzt zu der im System sogenannten idealen Seite des Staats, oder zu den Momenten des Erkennens; und der Verfasser vergleicht hier witzig den eigentlichen Gelehrten mit dem Bauer, den Talentvollen mit dem kunstreichen Arbeiter, das Genie mit dem Adel: »Der Staat bildet »aus sich selbst Institute, die dem Erkennen gewidmet sind, . . . »und wir nennen diejenigen Völker barbarisch, die, von bloß ir»dischen Bedürfnissen ergriffen, keine freye, geistige Blüthe zu »entfalten vermögen.« Nachdem der Verfasser über die Freyheit der Forschung einiges gesprochen, sagt er unter andern: »Seit»dem die Presse erfunden ward, denkt der Staat durch die Presse.« Richtiger wäre es wohl, zu sagen: der Staat spricht durch die Presse, oder wie er sich selbst ausdrückt, »sie ist das lebendige »Organ der geistigen Mittheilung.« Aber aus dieser Verwechslung der Organe des Sprechens und des Denkens entspringt ein sehr allgemeiner Irrthum, den wir auch hier wiederfinden, die Verwechslung der Gedankenfreyheit mit der Preßfreyheit. So heißt es hier: »Es gibt in unsern Tagen in keinem Staate Ge»dankenfreyheit, wenigstens für den Staat nicht, wo es keine »Preßfreyheit gibt.« Möge doch ein jeder denken, was er will, auch von seinen Gedanken nach Belieben eingenommen seyn; aber wir halten es für eine Wohlthat, wenn der Staat dafür sorgt, daß wir mit der Anhörung aller dieser trefflichen Gedanken verschont bleiben; denn fürwahr, die Wenigsten sind dazu berufen, Lehrer der Menschheit zu seyn, am wenigsten öfters diejenigen, die von diesem Dünkel befangen sind. Aber der Verfasser folgert noch weiter: »Da vernünftiges Handeln nur aus freyen Gedanken ent»springt, so fehlt alle freye Entwickelung, wo dieses fehlt.« Wir nehmen indeß großen Anstand, dieses zu glauben, indem wir der Meinung sind, daß vernünftiges Handeln aus vernünftigen Gedanken entspringe, von denen die freyen Gedanken oft weit verschieden sind. Es gibt überaus viele freye Gedanken, die recht unvernünftig sind, wenn wir sie mit dem Maßstabe der höchsten Vernunft des göttlichen Worts bemessen. Aus diesen freyen Gedanken entspringen nun auch scheinbar freye oder willkürliche Handlungen, die zum allgemeinen Verderben ausschlagen; wenn die höchste Staatsgewalt dieselben nicht in die gehörigen Schranken faßt. Freylich erheben diese kindischen Menschen alsbald einen Zeterruf über Despotismus, wenn ihnen nicht gestattet wird, jeden unreifen Gedanken in die Welt hineinzuschreyen, oder durch willkürliche Unternehmungen sich und andere zu verderben; aber wir preisen den Staat glücklich, der sich dadurch nicht irre machen

läßt, und aus Blödsinn dem unbesonnenen und stürmischen Zeitgeiste huldiget.

Der Verfasser betrachtet die eigenthümliche Thätigkeit des Gelehrten im Staate als eine doppelte, als eine Hineinbildung des Seyns in das Erkennen (so wird systemgemäß die Erziehung definirt), und als eine Hineinbildung des Erkennens in das Seyn (so heißt hier die Gesetzgebung). Diesem gemäß wird zuerst die Erziehung und dann die Verfassung oder das Gesetz abgehandelt. Wir bedauern es, in dem vielen Wahren und Guten, was über die Erziehung gesagt wird, den wahren christlichen Begriff von der Taufe zu vermissen. Sie paßt, wie es scheint, nicht ganz in das System hinein, und wir finden daher eine Transposition derselben in das Sentimentale. »Taufe,« heißt es, »und Exorcismus »gehören wesentlich zusammen. Die Taufe ist keinesweges eine »bloß äußerliche Handlung, ihre Bedeutung ist unendlich tief. »Die Thränen, die aus den Augen der Herumstehenden hervor»quellen, ja jede Thräne, die das dunkle Leben aus heiligem Ge»fühle erpreßt, ist ein Urbild der Taufe selbst.« Diesem nach wäre die Taufe ein Abbild des Weinens, gleichsam das Produkt einer Thränenpresse im Großen; denn die Masse des Wassers ist hier offenbar größer. Weiter erklärt sich der Verfasser: »Es ist »die gläubige Sehnsucht, die den ewigen Erlöser in jeder Erschei»nung, in den Stunden trüber Verirrung erwartet, und in der »Umgebung fühlt,« auf eine dunkle poetische Weise. »Am in»nigsten bey der Geburt eines Kindes, da tritt uns, aus dem »Glauben erzeugt, die Hoffnung entgegen, und daß in der Liebe, »die in uns wirkt, der Erlöser thätig sey, das erkennen wir, »indem wir gestehen, daß das Schicksal des Kindes mit unserer »Gesinnung auf eine wunderbare Weise verbündet ist, indem wir, »in scheinbarem Widerspruche, die Bewahrer seiner Freyheit sind.« Wer sich aus dieser philosophisch seyn sollenden Auslegung der Taufe, aus diesem mehr als scheinbaren Widerspruche heraus zu finden vermag, den preisen wir glücklich. Die wunderbare Verknüpfung der Schicksale des Kindes mit unserer Gesinnung, und wie wir, trotz des scheinbaren Widerspruchs, dennoch Bewahrer seiner Freyheit sind, dieses soll wahrscheinlich auf die Verbindlichkeit der Taufzeugen, das Kind christlich erziehen zu lassen, gehen. Seltsam ist, es zu bemerken, wie die anfangs so rührende Beschreibung der Taufe zuletzt eine komische Endung nimmt: »denn wer dann nicht, wenn das Kind dem Erlöser geweiht wird, »unwillkürlich das Kreuz schlägt, und ergriffen von grauenhaf»ter Furcht, den Satanas von sich und dem Kinde abweist, der »hat, vielleicht in unbestimmter Rührung, manches Schöne gefühlt, »aber klar, deutlich, in seiner unergründlichen Tiefe stand die

»Handlung keinesweges vor ihm.« (S. 110.) Ob der Verfasser selbst hier klar und deutlich gedacht hat, lassen wir dahin gestellt von; aber des Lächelns können wir uns nicht enthalten bey der Vorstellung, wie die umstehenden Taufzeugen, plötzlich, von grauenhafter Furcht ergriffen, unwillkürlich das Kreuz schlagen, als wenn der Satanas schon daran sey, sie alle zu erpacken. Auf des Verfassers unklaren Begriff von dieser Handlung deuten auch die folgenden Worte: »Aller Unterricht soll eine fortgesetzte Taufe, »alle Erziehung, im engern Sinne, ein fortgesetzter Exorcismus »seyn.« Denn der Unterricht ist von der Taufe himmelweit verschieden, so wie die Erziehung vom eigentlichen Exorcismus.

Wir glauben dasjenige, was der Verfasser von der Erziehung sagt, übergehen zu können, weil das Gute darin nicht neu ist. Bey der Stelle: »frey ist der Bürger nur, wenn er die »innere Unendlichkeit seiner Natur darzustellen vermag, und diese »ist nur, in so fern die unendliche geistige Richtung des Staats »sich in ihm darstellt;« glauben wir bemerken zu müssen, daß der Verfasser nirgends karg sey mit der Idee des Unendlichen, und wir kennen wenige Schriften, wo gleich Alles so ins Unendliche geht. Sonst hielt man Gott für das alleinige unendliche Wesen, aber hier ist Kind, Bürger, Staat, alles mit der Unendlichkeit begabt. Freylich bemerken wir im Leben bey diesen unendlichen Wesen sehr viele Spuren der Endlichkeit, auch wird man wohl im Systeme selbst genöthiget werden, die Ideen zu depotenziren und etwas von dem vielen Unendlichen nachzulassen, um die Unterschiede aller dieser Unendlichkeiten zu bestimmen. Daher sagten die alten Philosophen determinatio est negatio. Die Unendlichkeit aber schließt alle Negation aus.

In dem Abschnitte von der Verfassung wird insbesondere dem Staate zugemuthet, daß er uns von allen Banden und Ketten befreyen soll, womit die Natur uns eingeengt hat. Wir wollen aus diesem einige von den liberalen Ideen des Verfassers ausheben. »Es ist thöricht, daran zu zweifeln, daß die gesetzgebende »Gewalt im Volke liege, und der Ausdruck seines Lebens ist.« (S. 129.) »Ist nun die Idee des Staats, die der wechselseitigen »Befreyung, so folgt, daß er dahin zu streben habe, daß ein jeder »Bürger — als Meister — nicht bloß Gesetzgeber sey, sondern »auch als Gesetzgeber erscheine; denn frey sind wir nur, insofern »wir eigenen Gesetzen gehorchen.« (S. 130.) Nach diesem müßten wir behaupten, daß auch Gott kein Recht habe, uns Gesetze vorzuschreiben, weil er dadurch unsere Freyheit verletze. Aber freylich läßt sich nach der spinozistischen Evolutionstheorie dieser Widerspruch ausgleichen; denn da wir selbst nicht weniger sind als eine Evolution der Gottheit, so fallen am Ende die göttli-

chen Gesetze mit den unsrigen zusammen; und wir können die Zuversicht haben, daß unsere eigenen Gesetze göttlicher Art und Natur sind. Abgesehen indeß von diesem erhabenen Systeme, scheint uns, daß jemand ein sehr fleißiger und tüchtiger Landmann, ein ehrenfester und geschickter Handwerker und Künstler seyn kann, und demungeachtet für Gesetzgebungskunst wenig Fähigkeit besitzen; weil er die großen Verhältnisse des Staats weder kennt noch umfassen kann. Aber freylich ist es die erbärmliche Arroganz unserer Zeit, daß jedweder sich zum Gesetzgeber geboren dünkt; daher wir denn diese jämmerliche Pfuscherey von Konstitutionen haben, wobey Staaten der übergroßen Masse der innern Klugheit unterliegen, weil sie die Wucht der vielen gesetzgebenden Weisen nicht zu ertragen vermögen.

Wir übergehen das Uebrige dieses Abschnitts, weil er uns überhaupt zu den unreifern Partien des Werks zu gehören scheint.

Nach diesem handelt der Verfasser vom Könige, Beamten, Krieger. Er räumt hier der Monarchie den Vorzug ein vor der republikanischen Verfassung. »Mögen in den Republiken große »Thaten hervortreten, mächtige Naturen sich hier und da ent»falten, das behaupten wir dennoch, die Liebe findet in ihnen »keinen gemeinsamen Ruhepunkt, die Hingebung hat kein gemein»schaftliches Ziel, die Treue kann sich, in den einfachsten Ge»müthern wenigstens, nicht so rein menschlich und fromm gestalten. »Dieses Gefühl nimmt keinen Theil an der Verwirrung der Zeiten, »es ist der reinste Ausdruck der nationalen Unschuld, als solche »der eigentliche Grund und Boden, das unerschütterliche Funda»ment der Königswürde in einem jeden, der Idee seiner Gestal»tung nachstrebenden, Staate.« (S. 140.)

Den König betrachtet der Verfasser als den Centralpunkt der Freyheit des ganzen Staats, und behauptet daher: »daß »die königliche Gewalt eben, je freudiger und freyer der Staat sich »bildet, desto mächtiger, großartiger und in jeder Rücksicht reiner »hervortritt.« (S. 145.) »Der König soll sich zu den Ständen »verhalten, wie das Gold zu allen Bedürfnissen; aus allen »äußern Beziehungen heraustretend, soll er der Mittelpunkt der »Freyheit selbst seyn.« (S. 146.) Der Verfasser beurkundet hier eine tiefere Einsicht in das Wesen des Königthums, als jene neueren Konstitutionsmacher, welche die Könige zu wahren Staatssklaven machen wollen, und sie zu so schmählicher Knechtschaft verdammen, daß ihnen nicht einmal die allgemeine menschliche Freyheit und rein persönliche Rechte bleiben. Er begegnet auch der seichten Ansicht derer, welche, um dem Volke zu schmeicheln, die Könige für die ersten Bürger ausgeben; »denn der erste Bür»ger hat gar kein Recht, Gehorsam und unbedingte Verehrung

»zu fordern, er unterliegt dem Verhältnisse und kann nur herr»schen durch relative Unterwerfung, keineswegs durch Freyheit »und Liebe.« (S. 149.)

Des Verfassers Ansicht vom Kriege können wir nicht so ganz unbedingt unterschreiben. »Die Richtung des Staats nach »außen, heißt es, ist durch den Wehrstand bezeichnet.« (S. 158.) Uns scheint diese Ansicht von der auswärts gekehrten Seite des Staats einseitig; denn der Staat hat offenbar nicht bloß eine feindselige Richtung nach außen, die durch den Wehrstand bezeichnet ist, er hat ja neben diesem auch noch ein anderes, und zwar das gewöhnlichere, wir meinen ein offenes und freundschaftliches Verhältniß zu andern Staaten. Der Verfasser aber, der die Rechtmäßigkeit des Krieges hier in Schutz nehmen will, welche wir eben so wenig gesonnen sind zu läugnen für alle die Fälle, wo der Staat in seinem Daseyn angetastet, oder auch nur in seinem Leben ungerechter Weise gehemmt wird, geht so weit, daß er behauptet: »Wo Leben ist, ist Krieg.« (S. 160.) und »der »Krieg sey das frische Leben der Staaten unter einander.« (S. 161.) Wir können uns indeß wohl auch ein frisches und fröhliches Leben in Frieden und Eintracht denken, ja wenn wir die Sache genauer erwägen, so möchte gerade dieses friedliche Leben als das bessere und höhere erscheinen. Denn was das innere Leben der Staaten betrifft, und diese haben ja doch auch im Innern ein Leben, so ist es offenbar, daß dieses Leben, wo es gedeihen soll, nothwendig den Krieg ausschließt; denn der Bürgerkrieg ist der Ruin aller Staaten. Betrachten wir aber die Staaten in ihren äußern Verhältnissen zu einander, so scheint uns ebenfalls der friedliche und freundliche Verkehr als derjenige, wodurch das innere Leben eines jeden Staats am meisten gepflegt und gefördert wird; denn weil kein Staat in isolirter Selbstgenügsamkeit bestehen kann, sondern jedweder von dem andern Hülfe bedarf, wie er ihm gegenseitig Hülfe leistet, so ist offenbar ein solches Verhältniß, wodurch eine gegenseitige Hülfleistung am ungestörtesten Statt finden kann, das vorzüglichere für das innere Leben jedweden Staats. Dieses Verhältniß ist aber das friedliche. Wenn es daher wahr ist, daß der Krieg die Staatskräfte in Bewegung setzt und oft bis zur krampfhaften Anstrengung anregt; so folgt doch auf diese Ueberspannung insgemein später die Erschöpfung, und die Wehen des Krieges werden oft lange nachher empfunden. Daher denn auch die weisesten, und für das Wohl ihrer Unterthanen am meisten besorgten Monarchen so spät wie möglich zu diesem gewaltsamen Mittel greifen, und erst dann, wenn keine friedliche Ausgleichung mehr möglich ist. Dieses gibt auch der Verfasser zu. »Ein Staat, sagt er, »der den Krieg sucht, der ihm nicht auf alle Weise zu entgehen

»strebt, der nicht mit kriegerischem Sinne ein friedliches Streben »verbindet, hat in den Krieg selbst das schlechte Princip einge- »pflanzt.« (S. 161.) Wie kann aber das etwas Gutes und Leben förderndes seyn, welchem man auf alle Weise zu entgehen, und es als ein großes Uebel zu meiden sucht? Was ist der Krieg anders als der in That übergehende Haß und Zorn? In diesem treten aber die Kräfte nicht belebend, sondern tödtend einander entgegen; daher schnaubt der Krieg nothwendig Tod und Verderben. Statt daher zu sagen: wo Leben ist, ist Krieg, muß man umgekehrt sagen: wo Krieg ist, ist Tod. Wir geben indeß gern dem Verfasser zu, daß das irdische Leben nicht der Güter Höchstes sey, und daß es Fälle gibt, wo der Einzelne, wie der Staat, den Tod wählen muß, um ein höheres Leben zu erretten; daher denn auch die erscheinende Welt nur einen bedingten Werth hat, und in dieser Hinsicht hat er Recht: »daß der Krieg die »Freystätte des Schönsten, Heiligsten, Großartigsten werden »kann.« (S. 160.) Aber den Principien des Verfassers von dem Höchsten und Heiligsten müssen wir abermals widersprechen; ja wir erheben sogar die schwere Beschuldigung dagegen, daß sie durchaus unchristlich sind.

Wir wollen zu diesem Behufe die Ideen des Verfassers von der moralischen Weltordnung zusammenstellen. Der höchste Zweck der Menschheit ist nach ihm die Ausbildung zur Freyheit; diese aber ist eins mit der Sittlichkeit. Ferner ist die Sittlichkeit das Bestreben, sich in seine ursprüngliche Natur hineinzubilden, (S. 45.) oder die freye Entwickelung der Individualität, der Eigenthümlichkeit unserer innersten Natur. Wo demnach diese Eigenthümlichkeit angegriffen oder gefährdet wird, da muß das Schwert als rettender Engel eintreten: »denn die Idee des »Krieges ist das Streben, äußere Beschränkung, welche die reine »Ausbildung volksmäßiger Eigenthümlichkeit in allen Richtungen »des Daseyns hemmt, abzuwehren.« (S. 161.) Aus diesen Gründen vertheidiget auch der Verfasser in einem frühern Werke *) die Rechtmäßigkeit des Zweykampfs, wo nämlich die persönliche Ehre oder die reinste Persönlichkeit angegriffen wird.

Fragen wir aber, woher die Idee von dieser schlechthin nicht zu veräußernden Eigenthümlichkeit oder Individualität herstammt, so dürfen wir sie nirgends suchen, als in der Naturphilosophie. Es ist die Anwendung von den unwandelbaren Qualitäten der Natur auf die intellektuelle Natur des Menschen. Die Richtigkeit dieser Anwendung läugnen wir aber, und behaupten die mögliche Un-

*) Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden — von Heinrich Steffens. Berlin, 1817.

abhängigkeit des Geistes von allen individuellen Trieben, durch höhern Beystand. Es kann daher nie Pflicht des Einzelnen werden, zur Behauptung einer Individualität, worunter jedweder seine Lieblingsneigungen verkleiden kann, das Schwert zu ergreifen. Ja wir betrachten es als die höchste Forderung Christi, welcher die Selbstverläugnung zur Bedingung seiner Jüngerschaft macht, den Forderungen der Individualität überall zu entsagen, wo die höhere Idee der Liebe darunter leiden würde.

Auf diesen naturphilosophischen Grundsätzen des Verfassers von den natürlichen Eigenheiten der Geister, deren freyeste Entwickelung nach ihm höchstes Moralgesetz ist, beruht auch seine Apologie des Krieges wie des Zweykampfs; von hier aus glaubt er die schöne Seite desselben zu gewahren. Denn da die Individualitäten die natürlichen Unterschiede der Menschen begründen, so ist die Folge, daß je freyer und kräftiger diese sich zu entwickeln streben, sie einander desto leichter in die Haare gerathen. »Die »Staaten (wie die Einzelnen) sind äußerlich auf einander bezo»gen, durch diese Beziehung beschränken, hemmen sie sich wechsel»seitig, und diese Hemmung sollen sie abweisen; die innere Kraft »und Stärke, mit welcher sie diese Hemmungen zurückweisen, um »völlig fröhlich und eigenthümlich sich in sich selbst zu bilden, be»stimmt ja eben ihren Werth.« (S. 160.) Auf diesen egoistischen Vordersätzen beruht nun die Behauptung, wo Leben ist, ist Krieg; die wir als dem Geiste des Christenthums, welches Selbstverläugnung fordert, entgegengesetzt betrachten.

Ehe wir diesen Gegenstand verlassen, wollen wir noch bemerken, daß die Tendenz des Christenthums offenbar auf ein Reich des Friedens zielt. Wo der Prophet Jesaias von den segensreichen Folgen spricht, die aus der allgemeinen Verbreitung des Christenthums hervorgehen werden, bemerkt er zumal die allmähliche Vertilgung des Krieges durch den neuen Geist der Liebe, welcher über die Völker wird ausgegossen werden. »Sie »werden,« sagt er, »ihre Schwerter zu Pflugscharen, und ihre »Spieße zu Sicheln machen.« (Kap. 2.) Eine Weissagung, welche, wenn wir den alten kriegerischen Zustand Europas vor der Aufblühung des Ackerbaues betrachten, allerdings zum Theil schon erfüllt worden. »Es wird,« fügt er hinzu, »kein Volk wider das andere »das Schwert aufheben, und sie werden ihre Kriegsübungen ein»stellen.« Wenn dieses Ziel noch nicht erreicht worden, so können wir doch bemerken, daß die Kriege unter den weisen und christlich gesinnten Monarchen immer seltener und weniger verheerend werden, in Vergleich mit jener frühern Zeit, wo bey noch weit größerer Vorwaltung der Leidenschaften, das Schwert selten aus der Hand gelegt wurde, und ein geringfügiger Vorwand sogleich

zum Blutvergießen aufforderte. Wir glauben demnach, daß das Christenthum die Idee eines Lebens einführen will, dessen Seele nicht der Krieg ist, und daß dieses Leben das höhere und wahre ist.

Wir rücken nunmehr den, vom Verfasser aufgestellten, großen Karrikaturen der Zeit immer näher, und wollen nur vorläufig ein Paar Bemerkungen machen zu den Ideen des Verfassers über das Wesen des Bösen, als die Quelle der Karrikatur. In dem Abschnitte, Uebergang betitelt, erinnert der Verfasser, »daß das Böse nicht bloß negativ sey, denn es entspringt, wie das »Gute, aus der innern Quelle der Freyheit, und nur dadurch ist »es böse. Als Wille ist es positiv, in der Ausführung negativ. »Handlung ohne wahrhaftes, bleibendes Produkt, Thun ohne »That.« (S. 167.) Dieses scheint uns vortrefflich; wenn er aber fortfährt: »Aus dem Bösen entspringt die Erscheinung, die»ses ist ihre Wurzel,« so gestehen wir, daß eine solche Behauptung, daß die erscheinende Welt ein Produkt des bösen Princips sey, uns eine Art von Manichäismus scheint. Allerdings äußert das Böse seine Wirksamkeit in der erscheinenden Welt; aber daraus folgt nimmermehr, daß die Erscheinung selbst das Böse sey. Wir halten vielmehr die Welt der Erscheinungen für ein Produkt Gottes, oder des guten Princips. Uns scheint seine Behauptung aus dem System der Identität abzustammen, nach welchem die Erscheinung aus der Differenz, als dem Bösen, hervorgehen soll. »Die Selbstsucht,« fährt der Verfasser fort, »will die Verein»zelung, die Trennung dessen, was nur in der Einheit wahrhaft »ist; mit dieser Scheidung fängt das erscheinende Leben an.« Es versteckt sich, unseres Bedünkens, hierunter der erwähnte Irrthum des Identitätssystems, daß die erscheinende Welt aus der Selbstsucht hervorgegangen sey. Wir behaupten dagegen, daß die Liebe in der Trennung besteht, ja nur durch die Trennung allein möglich wird. Denn wie könnte die Liebe als solche erscheinen, wo keine Trennung wäre, keine Verschiedenheit, welche allein Lieben und Gegenlieben möglich macht. Ohne Scheidung, wodurch allein Leben und Liebe wird, wäre alles ein todtes Nichts. Sobald aber die von Gott gesetzte Trennung eine selbstsüchtige wird, dann tritt Haß an die Stelle der Liebe und Zwietracht ein, wo sonst Eintracht, unter den getrennten Gliedern herrschte. Daher setzt die Offenbarung weder in der Erscheinung der Welt noch des Menschen das Böse, sondern im Willen des Menschen, welcher als selbstständig und von Gott unabhängig zu bestehen sucht. Durch dieses verkehrte Bestreben ward aber keine neue Welt von Erscheinungen hervorgerufen; denn, wie der Verfasser sagt, es ist ein Thun ohne That. Die Erscheinung, wie sie vor dem Bösen da war, wurde auch dadurch nicht an sich böse; der böse Wille

aber brachte vielmehr in der, an sich guten, Erscheinung Veränderungen hervor, welche auf den Untergang der Erscheinung hinzielten, durch Unordnung, Störung, Verwüstung und Vernichtung, mittelst des Krieges, der Krankheit, Seuchen und des Todes. Gott aber, sagt das Buch der Weisheit, hat Alles zum Seyn und Leben erschaffen, Er will den Tod nicht, aber die Bösen ringen darnach. (Kap. 1.)

Wenn daher der Verfasser sagt: »Das Böse, die Selbstsucht, »sucht alle Realität in der Trennung; das Gute, die Liebe, in »der Einheit» (S. 167); so glauben wir dieses dahin berichtigen zu müssen, daß wir statt Einheit, Eintracht setzen, um dadurch anzudeuten, daß wir die Liebe nicht in einer absoluten Identität und Aufhebung aller Trennung, sondern in der Harmonie und Uebereinstimmung der getrennten Glieder setzen; weil wir die Trennung für Bedingung der Liebe halten.

Die Karrikatur nun, von der hier die Rede ist, bezeichnet der Verfasser sehr richtig »als das Heraustreten einer Richtung, »die in ihrer Vereinzelung ihr selbstsüchtiges Streben, aber auch »ihre eigene Nichtigkeit offenbart;« und stellt uns dann zwey große, allgemeine Karrikaturen der Zeit vor Augen, unter der Ueberschrift: die Bequemen und die Unruhigen, oder Glückseligkeit und Ruhe mit ihrem Gegensatze, Freyheit und Deutschheit.

Wir gestehen, daß es uns in der ersten Darstellung, worin das Glück und die Vorzüge des ruhigen friedlichen Bürgers mit sehr wahren und reizenden Farben geschildert werden, schwer war, die Karrikatur zu entdecken, bis wir durch die eigene Bezeichnung derselben vom Verfasser inne wurden, daß dadurch jene Gemüther bezeichnet werden, die unter dem Schein des Guten nur im Irdischen Ruhe und Glückseligkeit suchen. Abgesehen aber von dieser Verkehrtheit der Gesinnung, möchten wir sonst die Betrachtungen, welche der Verfasser hier den Bequemen in Mund legt, für sehr gut und löblich halten, um so mehr, da selbst der Apostel uns ermahnt: »daß wir Gott bitten sollen, damit wir ein ruhi»ges, stilles Leben führen mögen, in aller Gottseligkeit und Ehr»barkeit.« (1 Timoth. 2, 2.)

Wir können nicht umhin, aus der sehr geistreichen Darstellung, eine witzige Stelle herauszuheben, welche die ruhigen Bürger den Adepten neuer Verfassungen in Mund legen: »Hier stehen wir,« sagen diese Weltverbesserer den Regierungen; »wir taugten zwar bis jetzt nicht viel, ein Jeder von uns wollte »so viel nehmen, als er erhalten könnte, und so wenig geben, »als möglich; aber jetzt haben wir nun eine große Sehnsucht, »überaus herrlich und vortrefflich zu werden; bildet nur an uns, »wir warten darauf, ihr werdet eure Freude haben, besonders

»bitten wir euch, laßt uns einmal zum Worte kommen, da wir »so lange haben schweigen müssen. Ihr werdet über unsere Weis- »heit in Erstaunen gerathen. Ihr wißt euch doch nicht zu rathen. »Bis jetzt habt ihr euch angestrengt, habt euch mit den Verhält- »nissen des öffentlichen Lebens bekannt zu machen gesucht, aber »ihr seyd immer verworrener, immer konfuser geworden. Wir »wissen zwar von nichts, aber desto unschuldiger sind wir.« (S. 177.)

In der Bekämpfung der irdischen Gesinnung der Bequemen ist der Verfasser sehr heftig, als wollte er sie dadurch aus ihrem trägen Schlummer erwecken. »Ihre tugendhafte Seite,« sagt er, »ist nicht allein die leerste, sondern auch die verächtlichste. Ge- »duld, Wohlthätigkeit, Gehorsam, die schönsten Tugenden des »Himmels, haben sie aus der Hölle herausgehoben, und zur schlech- »testen Fratze verunstaltet.« (S. 186.) Hierin glauben wir dem Verfasser nicht ganz Unrecht geben zu können, indem auch uns scheint, daß eine rein irdische Gesinnung zu den schweren und all- gemein verbreiteten Geisteskrankheiten des Zeitalters gehört. »Jene, die nur für die irdische Glückseligkeit leben, haben zwar »nichts gegen die Unsterblichkeit, die man doch nun einmal nicht »läugnen kann, seit sie in neuern Zeiten durch allgemein verständ- »liche Schriften auf das deutlichste bewiesen ist; ja selbst die Se- »ligkeit lassen sie sich gefallen, nur darf sie ihnen ihre irdische Ruhe »und ihren gegenwärtigen Genuß nicht stören.« (S. 187.)

Er rügt hier zumal die Ausartung der schönen Tugend der Wohlthätigkeit als »eine Art freywilliger Anleihe, für welche man »sich von Gott die Seligkeit verpfänden, und hier im Leben sich »eine weichliche, ungesunde Rührung, eitles Rühmen und noch »mancherley Ansprüche, als wucherischen Zins, bezahlen läßt.« Wenn wir ihm hierin nicht ganz Unrecht geben können, so scheint er uns doch in seinem Eifer zu weit zu gehen, und unweise zu han- deln, indem er eine Tugend zu tief herabsetzt, die für viele das letzte Band des Himmels, und ein Mittel sich vom Irdischen los- zureißen, ist. Eben so wenig können wir als den Gipfel der Tu- gend ansehen, daß man sich dem Staate mit Leib und Seele er- geben solle. Wir hätten lieber gesagt, man solle sich Gott ganz ergeben, und Ihn aus allen Kräften lieben; aber freylich stim- men wir in unsern Begriffen vom Staate nicht mit dem Verfasser überein, wie schon oben erwähnt worden.

Bey Gelegenheit der Wohlthätigkeit macht der Verfasser eine allgemeine Bemerkung über die Sittlichkeit überhaupt. »Die »Wohlthätigkeit ist keine Tugend; wenn sie so genannt wird, nur »als Gesinnung. Keine Handlung ist an sich tugendhaft; denn »die Handlung ist nur Erscheinung der Tugend, die wandelbar,

»nichtig, und nur als Offenbarung der Gesinnung einen Werth »hat.« (S. 188.) Ohne Zweifel sind die Handlungen die Offenbarer und Verkündiger der Gesinnung, weil sie nichts sind als die Erscheinungen, und gleichsam Verkörperungen derselben; aber es darf auch nicht vergessen werden, daß die Handlungen ihrerseits einen reflektirenden Einfluß haben auf die Gesinnung, so daß mehrere wiederholte Handlungen allmählich dazu dienen, die Gesinnung zu bilden und zu gestalten. So nennen wir zwar denjenigen nicht einen Tonkünstler, der ein oder das andere eingeübte Stück kunstmäßig vorzutragen versteht; sondern wer die Fertigkeit besitzt, alle Erzeugnisse der Musik richtig darzustellen. Fragen wir aber, wie jener zu dieser Fertigkeit gelangt, so ergibt sich, daß es nur durch Wiederholung der musikalischen Handlungen geschah, die wir Uebungen nennen. Dasselbe gilt von der Sittlichkeit als Gesinnung; wo sie ist, bringt sie allerdings tugendhafte Handlungen hervor; aber umgekehrt haben dem Scheine nach gute Handlungen oft auch eine verkehrte Gesinnung umgestaltet; wie auch eine gute Gesinnung durch verkehrte Handlungen verschlimmert und verdorben werden kann. Wer die Gesinnung zu sehr gegen die That ausstreicht, der geräth leicht in Gefahr, sich mit der Gesinnung zu brüsten, ohne durch irgend ein Merkmal dieselbe kund zu geben. Ob übrigens ein Staat daran wohlthue, jede geringfügige Wohlthat auszuposaunen, das mag bezweifelt werden; aber die gute Absicht des Staats dabey, die Unterthanen zu edeln Handlungen zu ermuntern, darf nicht verkannt werden; noch auch, daß der Staat nur die Handlung loben kann, indem er die Gesinnung des Handelnden immer Gott, dem Herzenskundiger, anheimstellen muß.

Der Verfasser tadelt das allgemeine Lobpreisen der Wohlthätigkeit als übertrieben; »denn,« sagt er, »das Eigenthümliche »liegt darin, daß man allgemein dieses als etwas so unbeschreib»lich Großes ansieht, daß diese Wohlthuerey von höhern Behörden »in Kirchen und Schriften als etwas Göttliches gepriesen wird, auf »eine Weise, die mir wenigstens nie so erschienen ist in der Ge»schichte.« Wer aber recht beherziget hat, daß Jesus Christus die Versorgung der leidenden Menschheit zur Bedingung der Seligkeit für die Reichen gemacht hat, welche durch das Surrogat einer großartigen Gesinnung nicht ersetzt werden kann, der wird nicht leicht behaupten, daß hierüber zu viel gesagt werden könne.

Wir wenden uns jetzt zur entgegengesetzten Karrikatur der Zeit, die Unruhigen, oder Freyheit und Deutschheit vom Verfasser genannt. Zuerst vernehmen wir die Stimme derer, welche in der Entwickelung der Geschichte ein ewiges Fortschreiten sehen, und neuerungssüchtig behaupten, die Menschheit müsse fortgeschoben,

ja, wofern es nicht anders geschehen kann, mit Gewalt fortgerissen werden. Gegen dieses herrschende Streben, zumal der Jugend, nach Freyheit und Deutschheit, schwingt der Verfasser die Geißel mit besonderer Kraft und auch Glück. »Gibt es,« fragt er, »ein verzerrtes Deutschthum und Deutschthun, Ultra-Deut»sche oder nicht? Wenn es solche gibt, ist es nicht Pflicht, sie als »solche zu bezeichnen?« (S. 211.)

»Ließe sich also darthun, daß die Verzerrung des Deutsch»thums mit dem verhaßten Franzthum eine größere Aehnlichkeit »hat, als man meint, ja daß jener unversöhnliche und grelle Haß »eben aus der Aehnlichkeit entspringt, wie sich gleichnamige Pole »zurückstoßen; so ist nicht einzusehen, warum wir mit einer Dar»stellung der Art zurückhalten sollen.« (S. 212.)

Das Falsche jener Ansicht liegt, nach dem Verfasser, in der bloßen Negativität und leeren Unendlichkeit, die sich hier geltend machen will, und jede Schranke durchbrechen; und wie man besinnungslos die Menschen der Menschheit geopfert hat, so will man die Deutschen der Deutschheit opfern. Er behauptet, und wohl nicht mit Unrecht, daß was in unsern Tagen von deutscher Treue, Tiefe, Liebe, Andacht gesagt wird, eben so gehaltlos sey, wie die Worte Freyheit, Gleichheit, Menschenrechte, Volkswille zur Zeit der französischen Revolution. »Wir Deutsche haben »in der letzten Zeit für die Eitelkeit, die sich in dem Deutsch-thun »aufbläht, einen eigenen Weg eingeschlagen, indem wir nämlich »unser bisheriges nationales Ungeschick und Mangel an Selbst»vertrauen durch den höchst zweydeutigen Vorzug der Bescheiden»heit zu bemänteln suchen. Aber unter allen Tugenden, welche »die Nationen sich, wenn sie durch glückliche Ereignisse gehoben »wurden, freywillig beyzulegen pflegten, ist keineswegs jemals »eine lächerlicher erschienen, als diese; denn die bis zum fratzen»haftesten Extrem gehende unbescheidene Berufung auf die Be»scheidenheit gehört zu den lächerlichsten Attributen des altdeut»schen John Bull, der wie ein Hans an allen Ecken, die stillste »Tugend marktschreyerisch ausposaunt.« (S. 215.)

»Zu den furchtbarsten Irrthümern der Zeit gehört die An»sicht, die den Staat durch das Volk entstehen läßt, und unter »Volk die Masse versteht. Die Masse der Menschen ist wie die »Masse der Natur, das scheinbar Todte, dasjenige, in welchem »das Lebendige keineswegs auf jedem Punkte, sondern nur im »Ganzen wahrgenommen wird.« . . . »Wer sich an die Masse »wendet, der handelt eben so, wie wer bey den einzelnen Men»schen den irdischen Lüsten schmeichelt und die Freyheit tödtet. »Ein jeder wendet sich aber an die Masse, der den Schein zu er»zeugen sucht, als wenn man durch irgend etwas anderes, als

»durch eigenthümliche Tüchtigkeit, die einen festen Standpunkt »im Staate begründet, Organ des Staates seyn könnte. Dahin »gehörten zur Zeit der Revolution jene Begriffe der Freyheit und »Gleichheit, u. s. w. Dahin gehören eben so gewiß auch jetzt »jene, noch nicht verschollene, Begriffe; aber eben so gewiß das »Deutschthum in seiner Leerheit, die rohe Biederherzigkeit; denn »der Albernste meynt am Ende doch, daß er ein Deutscher seyn »kann, und die äußere Biederherzigkeit und plumpe Ehrlichkeit »liegt dem Schlechtesten am nächsten, und ist selbst für den Be»trüger die bequemste Maske, und wenn man so wohlfeilen Kaufs »und indem man der eignen Neigung zur Rohheit freyen Lauf »läßt, noch die deutsche Liebe, Tiefe, Gemüthlichkeit, ja sogar »Andacht zugleich erhält, so ist es kein Wunder, daß die Menge »sich drängt um diesen falschen Ablaßkram.« (S. 224.)

Die Tendenz des Deutschthums, politische Einheit Deutschlands zu erzeugen, welche freylich durch ein rohes äußerliches Wesen und einen allgemeinen Nationalhaß gegen die westlichen Nachbarn, als reine Negativität, nicht erreicht werden kann, hält der Verfasser nichts desto weniger für eine sehr wünschenswerthe Aufgabe, und für ein Bestreben, in die provinzielle Mannigfaltigkeit Deutschlands Einheit hineinzubringen, welches für die Selbstständigkeit und wahre Größe Deutschlands von den wichtigsten Folgen seyn müßte Ob die politische Größe dabey nicht mehr gewinnen würde als die intellektuelle, ist eine andere Frage. Um aber das Prinzip der Einheit aufzufinden, müssen wir das Entgegengesetzte der Trennung kennen lernen. »Hier ist »also der Ort, auf die Wurzel der Trennung aufmerksam zu ma»chen, die den Zwiespalt veranlaßte und fortdauernd unterhalten »hat, so daß, bis dieser aufgehoben wird, die wahre nationale Ein»heit als solche gar nicht hervortreten kann. Und das ist die re»ligiöse Trennung. Alle Staaten haben ein religiöses Fundament, »bilden sich aus diesem, werden in ihm erhalten.« (S. 229.)

Diese große und für die Dauer aller Staaten wichtige Wahrheit konnte nur von einem dem Göttlichen und Ewigen ganz entfremdeten Zeitalter verkannt werden. Alle zeitlichen und vergänglichen Dinge haben nur im Ewigen und Unwandelbaren Leben und Bestand; und wie könnten denn die Staaten in ihren irdischen Verhältnissen wähnen, außer Gott und Religion sich selbst erhalten zu können; etwa durch Armeen, Flotten, Handel, Finanzen? Wer erkennt nicht beym ersten Anblick das Gebrechliche solcher Stützen! Das Geld z. E. entzweyet insgemein die Herzen, statt sie zu verbinden. Hier zeigt sich nun die unbedingte Nothwendigkeit der Religion und Kirche zur Erhaltung der Einheit des Staats. Viele Staaten glaubten zwar in ihrem Ueber-

muthe, auf zeitliche und gebrechliche Mittel gestützt, der Kirche entbehren zu können *); aber die Strafe kam hinterher, wenn auch nicht sogleich auf dem Fuße. Das unglückliche Experiment, die Kirche zu schwächen, durch Niederreißen ihrer mächtigsten Stützen, hat seine verderbliche Wirkung schon auf viele Staaten bewiesen, zur Warnung der noch bestehenden, und sattsam gelehrt, daß der Altar die wahre Stütze des Throns ist.

So ist es auch allerdings wahr, daß die religiöse Trennung Deutschlands die Herzen und Gemüther der Einwohner entzweyet hat, und daß die innere Einheit der Gesinnung wahrhaft und in ihrem tiefen Grunde nur durch religiöse Einheit erzeugt werden kann. Der Verfasser möchte indeß dabey die entgegengesetzten Formen des Katholicismus und Protestantismus retten, von denen er, seiner eigenen Deduktion der Entzweyung zuwider, behauptet, »daß sie Deutschlands wahrhaft eigenthümlichen »Schatz bilden.« (S. 239.) Denn wenn von der religiösen Entzweyung der Gemüther die Schwäche Deutschlands hervorgegangen ist, wie können denn die Elemente der Trennung zugleich der Schatz Deutschlands seyn? Um diesen Widerspruch zu heben, postulirt er eine höhere Einheit, worin das Entgegengesetzte als eins und dasselbe soll erkannt werden. »Nun kann man,« heißt es, »einen über die bloße Form religiöser Erscheinung ste»henden tiefen Sinn sich allerdings denken, welcher die wahre »Einheit der scheinbar entgegenstehenden Formen selbst wäre, in »welchem und durch welchen dem Wesen nach verbunden wäre, »was sich für die Erscheinung trennt« (S. 229.) Man kann sich freylich vieles denken, aber die Gedanken sind nicht alle Mal richtig. Die postulirte höhere Einheit, die das Wesen, von den entgegenstehenden Formen abgesondert, darstellen soll, könnte nur dann etwas seyn, wenn die Formen selbst etwas Unwesentliches wären. Nun aber drücken die Formen oder Dogmen der katholischen Kirche das Wesen derselben ganz aus, so daß, diese Dogmen weggenommen, das Wesen selbst verschwindet und in leere Allgemeinheit sich auflöst; daher rührt auch das Zumuthen einer höhern, über die Dogmen stehenden, Einheit, von Mangel an wahrer Einsicht in das Wesen einer Kirche, das keine leere Abstraktion ist, sondern eine lebendige organische Gestalt hat.

»Das Wesen des Katholicismus ist,« nach dem Verfasser, »die Offenbarung des Christenthums, als in allen Momenten des »Lebens ordnendes Prinzip, die Erlösung, als Staat eine Idee,

---

*) Filios enutrivi et exaltavi, ipsi autem spreverunt me (*Isai*, 1.), kann die katholische Kirche, die wahre Mutter aller europäischen Staaten, mit Recht von sich sagen.

»welcher wir uns ewig nähern sollen, ohne sie je völlig erreichen »zu können; das Wesen des Protestantismus ist die Würde der »Freyheit in der Hingebung, das Erkennen.« (S. 239.) Wer mit den wissenschaftlichen Bestrebungen, tiefen Einsichten und der großen Gelehrsamkeit so vieler Lehrer der katholischen Kirche von den ältesten Zeiten an, unbekannt wäre; und so von dem Erkennen, als jetzt nur noch bey den Protestanten einheimisch, hörte, möchte leicht auf den Gedanken verfallen, als gäbe der Katholik bey Annahme seines Glaubens, alles Erkennen, und so zu sagen seinen Verstand auf. Eben so könnte man aus des Verfassers Erklärung verleitet werden zu behaupten, daß der Protestantismus, um die Würde der Freyheit im Erkennen zu behaupten, kein Prinzip der Ordnung, als welches zur Eigenthümlichkeit des Katholicismus gehöre, in sich habe. Dieses wollen wir indeß eben so wenig folgern wie jenes, sondern nur zeigen, wie wenig Wahres und Befriedigendes die hier angegebene Definition habe; die uns nur zum Behufe seines Systems vom Verfasser willkürlich angenommen scheint.

Ohne uns indeß länger hiebey aufzuhalten, wollen wir nun die vom Verfasser angegebenen Karrikaturen der verschiedenen Stände anzeigen. Der Bauernstand unterliegt dermalen dreyen. Die erste ist die, welche das Landleben für das einzig wahre Leben hält, und daher alle Staatsbürger zu Besitzern von Ländereyen machen will. Uns scheint eine Karrikatur, die bey Ackervertheilungen in Griechenland und Rom zum Grunde lag, anitzt etwas Seltenes. Ohne Karrikatur zu seyn, fand diese patriarchalische Lebensart in Palästina unter den Israeliten Statt. Die zweyte Karrikatur ist der Gegensatz von jener erstern. Sie behauptet die Freyheit des Menschen über die Natur, und will daher die Entsagung auf den Besitz des Bodens. Dem zu Folge sollte also der Bauernstand aufhören ein eigener Stand zu seyn, die Felder sollten Staatseigenthum und vom Staate aus verwaltet werden. »Wie ein Jeder verpflichtet ist, eine gewisse Zeit hin»durch als Krieger zu dienen, so sey er auch verpflichtet Bauer zu »seyn.« (S. 253.) Dadurch wäre die Hauptwurzel der Selbstheit, das Eigenthum aufgehoben. Auch diese Karrikatur hat wohl nur wenig Anhänger.

Als dritte Karrikatur wird die Meinung derer aufgeführt, welche behaupten, die Dienstbarkeit gehöre zur Natur des Bauernstandes, und sey naturgemäß in der Einfachheit ihres Geschäfts gegründet, als in dem Wurzeln an das enge, nur durch die Beschränkung festgegründete, Daseyn (S. 257). Der Bauer lebe daher auch viel sicherer und ruhiger, wenn er durch einen Herrn geschützt wird, dessen eigener Vortheil ihn auffordert, für ihn zu

sorgen, als jetzt, wo wenige ein festgegründetes und hinreichendes Eigenthum haben (S. 256). Der Verfasser widerlegt diese Karrikatur durch die Behauptung, daß der Bauernstand kein bloß dienendes, sondern ein selbstständiges Glied des Staats sey, um so mehr, da dieser Stand die größere Hälfte aller Menschen in den kultivirten Staaten einschließt.

Von der isolirten Lage des Landmanns gerührt, wodurch dieser von der lebendigen Wechselwirkung des Bildungsprozesses ausgeschlossen ist, und ohnedem durch ungebildete und mißgebildete Landprediger und Schulmeister übel berathen ist, erkennt der Verfasser für diese wenigstens das Bedürfniß einer unwandelbaren Kirche. »Es soll nicht geläugnet werden, daß dieses Unglück »nur dann überwunden wird, wenn eine lebendige kirchliche Ge»meinschaft, eine tiefe, in seinem Haupttypus bleibende Form der »Kirche so allgemein alle ergriffen hat, daß sie über die Nichtig»keit der Person wegsehend, nur die ewigen Symbole der heilig»sten Religion erblicken.« (S. 264.) Wenn man hiezu auch die folgenden Worte nimmt: »Man hat darüber genugsam gespro»chen, wie unsinnig es sey, wenn der Priester, selbst ein Sün»der, binde und löse und das Himmelreich zeige; aber da, wo »ein wahrhaft lebendiger Glaube herrscht, kann der Schlechteste »Priester seyn, weil er nur Organ ist;« so sollte man beynahe glauben, daß der Verfasser von der katholischen Kirche spreche. Aber bald betrachtet er diese Kirche mit ihren erblichenen Ceremonien als schon erstorben; da sie indeß noch nicht begraben ist, so wandelt sie dermalen noch als ein Gespenst unter uns. Merkwürdig genug ist es, daß er diese Kirche mit ihren ordnenden Prinzipien kurz zuvor als einen Theil vom Schatze Deutschlands betrachtete. Es scheint aber, daß er hier, wie öfter schon, im Eifer seiner Deduktion und Deklamation das kurz vorhin Gesagte vergißt, und der Sache nach den Umständen eine andere Wendung gibt.

Nach diesem folgt ein sehr lesenswerther Anhang von der persönlichen Treue, als einem nothwendigen Element des Staats, oder von der Hörigkeit. Der Verfasser bemerkt hier, »daß das »Verhältniß vom Diener zum Herrn zu den wesentlichsten und un»veränderlichsten Elementen des geselligen Vereins gehöre, und »die Sünde der Zeit hat sich in dem Bestreben, dieses Verhältniß »zu verwirren und vernichten, auf die zerstörendste Weise gezeigt. »In der blühenden Zeit des Mittelalters reichte ein Band treuer »persönlicher Anhänglichkeit von dem Höchsten bis zum Niedrig»sten.« (S. 267.) Diese Anhänglichkeit ist so fern davon, ein Zeichen der Knechtschaft zu seyn, daß gerade die freyesten Gemüther dazu am meisten geneigt sind, weil sie in der Hingebung an ir-

gend einen herrlichen Mann, den Repräsentanten der Idee des Guten, Vollkommenen und Trefflichen verehren (S. 268.). Und fürwahr, wenn man erst von dem Wahne von einer Anhänglichkeit an leere, abstrakte Begriffe zurückkommt, wird diese Wahrheit immer besser eingesehen werden. »So erhalten in engern »Kreisen Väter, väterliche Verwandte, Lehrer, religiöse Men»schen ihr tief begründetes Ansehen; so werden in den größern »Kreisen des öffentlichen Lebens Fürsten, Große, Feldherren, vor»nehme Geister, die gehuldigten Heroen der Zeit, nicht durch eine »Masse von Knechten, die sich um sie versammeln, vielmehr durch »die freywillige Unterwerfung der Freyesten im Volke.« (S. 268.) Ja steigen wir zum Höchsten, wozu sich das menschliche Gemüth erheben kann, was ist Religion und Christenthum anders, als persönliche Anhänglichkeit an Jesus Christus, den Offenbarer und Repräsentanten des unsichtbaren Wesens Gottes. Wo daher diese wegfällt, und die göttliche Persönlichkeit Jesu Christi vernichtet, da löst sich das Christenthum unvermerkt auf in Theismus und der Idee von einer leeren, abstrakten Gottheit, ohne Liebe und Treue. So ist auch der Muhamedanismus eine Anhänglichkeit an die Person Muhameds, als Vermittler und Repräsentant der Gottheit für seine Anhänger. Die Muhamedaner kämpfen daher gegen die Christen nicht wegen des einen unsichtbaren Gottes; denn in dieser Hinsicht waltet unter ihnen kein Zwiespalt ob; sondern wegen der Person Muhameds, den die wahren Christen für einen falschen Propheten halten.

Wir kehren zum Staate und Verfasser zurück, welcher darauf aufmerksam macht: »daß Dienstbarkeit so ganz zum Wesen »des geselligen Vereins gehöre, daß wir uns kaum irgend ein »Verhältniß denken können, in welchem sie nicht als nothwendig »erschiene. In der Administration, in der Gerichtsverwaltung, »in jeder Richtung der Regierung finden wir eine Menge Geschäfte, »die nur Treue, unbedingten Gehorsam und Gewissenhaftigkeit »erfordern.« (S. 269.) Bemerkenswerth ist es allerdings: »daß »je reiner die Hingebung der dienenden Klasse, je vollkommener »ihr Daseyn sich in dem der Herren verliert, desto herrlicher und »edler erscheint der Dienende selbst.« (S. 270.) Eben weil hier die reinste Liebe und die vollkommenste Abwesenheit aller Eigensucht erscheint.

Die einseitigen Ansichten vom Wesen und Zwecke des Bürgerstandes bilden nach dem Verfasser zwey Karrikaturen: die eine will die höchste Nützlichkeit, die Steigerung und Vervielfältigung der Bedürfnisse und des Luxus bis ins Ungemessene; will alle Zünfte und Innungen aufgehoben sehen, damit die größte Fertigkeit gedeihe, Kunst und Geschicklichkeit eine kaum zu ahnende

Höhe erreiche. Die zweyte entgegengesetzte betrachtet eine solche Steigerung der Bedürfnisse als Verderb der physischen und moralischen Natur des Menschen. »Kaum den Ketten der Natur »entronnen, haben wir neue erfunden, und eine zweyte Natur, »wilder, strenger, zerstörender, als die ursprüngliche, hat das »ganze Daseyn in Anspruch genommen.« (S. 286.) Dadurch sind Bedürfnisse erzeugt, die keiner befriedigen kann, und Mittel, welche die Verwirrung steigern, indem sie sie zudecken (S. 289). Diese Karrikatur fordert demnach die Rückkehr zu einfachern Sitten, die Verminderung der Bedürfnisse, Abnahme der Städte, Vorherrschen des Bauernstandes (S. 293).

Der Verfasser sucht die streitenden Elemente dieser Ansichten durch folgende sehr richtige Betrachtungen zu schlichten. »Man »stelle sich ein Volk im Besitz eines Landes vor, welches fruchtbar »an Naturprodukten mancherley Art, die ursprünglichsten Bedürf»nisse des Lebens hinlänglich zu befriedigen im Stande ist. Aber »diese Produkte sind nicht gleichmäßig unter die Einwohner ver»theilt, ja man ist darin einig, daß es für die vielseitige Ent»wickelung des Volkes höchst schädlich wäre, wenn eine solche »gleichmäßige Vertheilung Statt fände. Man kann sich aber eben »so wenig denken, daß die Besitzer den Genuß der Produkte, die »ihr Eigenthum sind, den Nichtbesitzern etwa aus Liebe oder Zu»neigung überließen. Es müssen Verhältnisse entstehen, die jene »Besitzer in die Nothwendigkeit versetzen, mit den Nichtbesitzern »ihre Güter zu theilen. Dieses geschieht, indem Verhältnisse er»funden werden, welche das Daseyn der Besitzer bequemer, ge»nußvoller, gehaltreicher in jeder Rücksicht machen. Solche Er»findungen, durch das Geschick veredelt, werden anerkannt, sie »erzeugen Bedürfnisse, die durch die Gewohnheit unentbehrlich »werden, und jetzt ist derjenige, der diese zu befriedigen weiß, »eben so gewiß, eben so wirklich und in der That ein Besitzer, wie »der ursprüngliche; es findet ein Austausch Statt, und die Ab»hängigkeit verliert dadurch, daß sie wechselseitig wird, auch ihr »erstes hartes Gepräge. Je mannigfaltiger jene Bedürfnisse wer»den, desto größer ist die Masse derjenigen, die ein unabhängi»ges Leben erlangen können, desto lebendiger und freyer bewegen »sich die Glieder des Staats.« (S. 295.)

Durch diese wahre Ansicht der Sache ist die Nothwendigkeit, der Werth der verfeinerten Bedürfnisse und der ihnen abhelfenden Industrie für das Daseyn der Menschheit und Wohlseyn des Staats anerkannt. Daß aber diese Bedürfnisse zu einem nichtigen Spiel mit Moden ausgeartet sind, tadelt der Verfasser mit allem Rechte. »Ist nicht die Wandelbarkeit der Mode das offen»herzige Geständniß, daß alles, was die nächste Umgebung er»

»heitern und veredeln soll, durchaus ein Nichtiges, in sich Leeres »ist?« . . . . »Nichts Bestehendes, keine gediegene Form bildet »sich für unsere Wohnungen, die sich bald gothisch, bald griechisch »auf jede Weise zieren.« »Ist nicht die nächste Umgebung Abglanz »der Gesinnung, erweiterte Physiognomie des Menschen.« (S. 303.) »Wir nennen die alten, überlieferten Hausgeräthe aus einer schö»nen vergangenen Zeit geschmacklos; aber wer kann ohne Rüh»rung an die stille, ja andächtige Anhänglichkeit denken, die die »anspruchlose Wohnung der Vorväter heiligte, wie die mühsam, »fleißig und gründlich bearbeiteten Werke wesentlich zur Familie »gehörten, mit einer wundersamen Liebe Väter, Mütter und »Kinder verbanden, und von Geschlecht zu Geschlecht erbten? Es »war der stille fromme Fleiß der Arbeiter, der beruhigend, ja, »wenn auch unmerklich durch die Gewöhnung, doch unablässig, »wie eine schöne, ruhige Gegend auf den Besitzer zurückwirkte.« (S. 304.)

Die beyden Karrikaturen des Adels bilden einen Gegensatz, die erste, auf die Erblichkeit des Adels fußend, fordert eine strenge Abgeschlossenheit der adeligen Geschlechter. Dadurch wird die Unwandelbarkeit irdischer Formen behauptet, welche als hemmend und widerwärtig in eine lebendige Entwickelung eingreift. Die andere will die Aufhebung nicht allein der Erblichkeit, sondern allen Adels überhaupt, welches eine völlige Auflösung aller geselligen Verhältnisse zur Folge haben würde (S. 329). Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte. »Der Adel soll eine Pflanz»schule des zartesten Ehrgefühls, der großartigen, nationalen »Gesinnung, der kecken und zugleich anmuthigen adeligen Sitten »seyn, die zwar in jeder Seele gedeihen kann, aber in Gefahr »geräth, durch den engen Sinn zu Grunde zu gehen, wenn er »nicht eine bleibende, auf immer gesicherte Stätte findet.« (S. 330.) »Wenn aber ein günstiges Geschick einen Bürger in den »Stand setzt, ein wirkliches adeliges Geschlecht zu gründen, wenn »ein mächtiger Besitz mit einer Gesinnung, die sich dem Staate »opfernd hingibt, ihn zur persönlichen Repräsentation hervorruft, »dann ist er adelig, der Staat macht ihn nicht dazu, erkennt viel»mehr nur an, daß durch ihn sich ein fester Mittelpunkt eines »neuen Geschlechts gebildet habe.« (Ebend.)

Der Verfasser erwähnt hier noch einer dritten, aus dem Systeme der Physiokraten hervorgehenden, Karrikatur, vermöge welcher der Grund und Boden den eigentlichen Besitz und Reichthum des Landes ausmacht, und mithin nur die Länderbesitzer die einzigen, wahren Bürger seyen. Das Irrige dieser Ansicht ergibt sich daraus, daß der Grund und Boden doch nur die Bedingung des Daseyns und der höhern Kultur ist, ohne welche

der Grundbesitzer ein Wilder wäre, der sich von den Früchten des Feldes nähren, und in die Felle der Thiere kleiden müßte.

Die zwey letzten Karrikaturen dieses Theils betreffen den Gelehrten und die Erziehung, und handeln von der Preßfreyheit und dem Turnwesen. Im ersten bietet der Verfasser alle Kraft seiner Vernunft und Beredtsamkeit auf, um die Schädlichkeit der Censur zu beweisen; sie ist insbesondere gerichtet gegen eine Abhandlung über diesen Gegenstand im ersten Bande dieser Jahrbücher. Es würde uns zu weit führen, wenn wir diesen vielbesprochenen Gegenstand hier ausführlich vornehmen wollten. Welcher Leser die Gründe jenes Aufsatzes und die des Verfassers gegen einander hält, und mit Ruhe und Unparteylichkeit urtheilt, wird leicht entscheiden können, auf wessen Seite das Recht ist. So haben auch alle christliche Staaten anerkannt, daß eine gelinde und verständige Censur das leichteste und zweckmäßigste Mittel sey, den vom Unfug der Schriftstellerey und Mißbrauch der Presse entstehenden Schaden möglichst zu verhüten, und so zu sagen in der Geburt zu ersticken. Der Verfasser zwar hält dieses Verfahren für nicht weniger verdammenswerth als den bethlehemitischen Kindermord, wir zweifeln aber sehr daran, daß alle diese Kleinen der Schriftsteller so rein und lauter seyen, wie jene Unschuldigen von Bethlehem. Uebrigens beruht die ganze Argumentation auf einer sophistischen Hypothese vom Gegensatze des Gesetzes und der Liebe, als ob die Liebe gesetzlos sey, oder das Gesetz durchaus und nothwendig lieblos seyn müsse. Es wird sogar behauptet: »daß der Erlöser selbst als ein Opfer des Gesetzes gestorben sey, »damit wir frey seyn sollten.« (S. 352.) Welches offenbar auf einer Verwechslung des jüdischen Gesetzes mit Gesetzen überhaupt beruht. Aus des Verfassers Behauptung müßte man folgern, daß das Christenthum uns entbunden habe von allem Gehorsam, und Freyheit und Gesetzlosigkeit dasselbe seyen. Eben dieses Mißverständniß Luthers, welcher die Werke des jüdischen Gesetzes, von denen der Apostel spricht, mit denen des Gesetzes überhaupt verwechselte, veranlaßte zu Anfange der Reformation den sogenannten Bauernkrieg. Denn durch eine sehr richtige und konsequente Auslegung der neugepredigten evangelischen Freyheit folgerten die einfachen Landleute, daß sie fürderhin alles Gehorsams entbunden seyen gegen Herren und weltliche Obere und Gesetze des Staates. Aus solchen Prämissen läßt sich freylich vieles beweisen. Ueberhaupt ist es ein nicht eben liebenswürdiger Charakterzug der Zeit, daß man die alte Rechtsregel: quisque praesumitur bonus, donec probetur contrarium, jetzt gerade umkehrt, und wie man den Königen und Fürsten stets die böse Absicht zumuthet, nur die Völker despotisiren und unterdrücken zu

wollen, als wenn daraus für jene ein ganz besonderer Genuß hervorginge; so wird denn auch von der Censur präsumirt, daß ihre vornehmste Absicht sey, alles Gute und Treffliche gleich in der Geburt ersticken zu wollen. Und da die Schriftsteller ferner in alle ihre Gedanken noch mehr vernarrt sind, als es nur irgend eine verkehrte Mutter in ihre verzärteltsten Kinder; so schreyen sie gleich Mord und Tod, wenn man nicht jeden ihrer Gedanken, deren schädliche Folgen sie oft selbst nicht eingesehen haben, für ein Evangelium vom Himmel aufnimmt und bewundert.

Den Beschluß des vorliegenden Werkes macht eine treffliche Beleuchtung des Turnwesens. Wir halten diesen Aufsatz für einen der lesenswerthesten und gelungensten des Ganzen, und es gehört zu einem der großen Verdienste des Verfassers um das Wohl der Menschheit, daß er durch seine kräftige Opposition zur Vernichtung dieser Karrikatur der Erziehung wesentlich beygetragen hat. Wir hätten einen Auszug aus diesem Abschnitte für sehr zweckmäßig gehalten, wenn nicht dieser Irrthum, welcher Seiltänzerkünste und Ausbildung der rohen physischen Kräfte für die Hauptelemente der Erziehung vorgab, schon anerkannt und gehoben wäre.

M.

Art. VI. 1. Von altdeutscher Baukunst, durch C. L. Stieglitz. Mit einem Titelkupfer (darstellend den Wiener Baumeister, Anton Pilgram) und 34 Kupfertafeln, in Folio. Leipzig, bey Gerhard Fleischer, 1820. 247 Seiten in Quarto. Mit dem Motto: »Was man in der Jugend wünscht, hat man »im Alter die Fülle.« —

2. Versuch einer Einleitung in die Geschichte der altdeutschen Bauart, von Büsching. Vorlesungen, gehalten im Sommer 1820, und zur Grundlage anderer Vorträge wieder bestimmt. Breslau, 1821. Bey Joh. Friedr. Korn dem Aeltern. 84 Seiten in 8. —

Diese Jahrbücher haben bereits in frühern Bänden das Wichtigste, was im Fache der altdeutschen Baukunst in der letzten Zeit erschienen ist, angezeigt; sie mögen sich daher auch als der geeignetste Ort zur Würdigung fortgesetzter Bestrebungen in diesem jetzt viel durchwanderten, von allerley Meinungen durchkreuzten Felde darbieten. — Referent faßt hier die Schriften der Herren Stieglitz und Büsching, zwar verschieden an Umfang und Ausstattung, dennoch in eine Anzeige zusammen, weil sie Gelegenheit geben, die sich widerstreitenden Ansichten dieser beyden, durch fleißige Forschung um unsere Kunstgeschichte verdienten Männer zu prüfen, sie mit andern, bereits ausgespro-

chenen, zu vergleichen, und, wo möglich Einiges zur Berichtigung und Vereinigung hinzuzufügen. Betrachten wir zuerst

1. das Werk des Herrn Stieglitz. Dem Verfasser, dessen Verdienste um die antike Baukunst und Archäologie aus mehreren früheren Schriften bekannt sind, gereicht es zur Ehre und ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß er, zum vortheilhaften Unterschiede von unsern Nachbarn, über seinen Studien des Vitruv und der antiken Denkmale, offenen Sinn und gerechte Würdigung für die Vorzüge der von vielen seines Gleichen nur zu sehr verkleinerten deutschen Baukunst behielt. Die geschichtliche Entwickelung der Kunst, die man ihm der Hauptsache nach, und wenn man an Namen nicht Anstoß nehmen will, kaum wird umstoßen können, so wie die Darstellung und Beschreibung der vorzüglichsten Bauwerke Deutschlands, in einer angenehmen, durchaus verständlichen Sprache, bleibt ein achtbarer Vorzug dieses Buches, das man auch, nach dem Wunsche des Verfassers deßhalb billig beurtheilen wird, weil es, die Frucht fortgesetzter Sammlungen und Beobachtungen von leicht dreyßig Jahren, zum Theil noch einer Zeit angehört, wo des Verfassers Eifer wenig verstanden wurde, und weil wegen des theilweisen Druckes, in der Schrift selbst nicht alles, was in neuerer Zeit über jenen Gegenstand geschrieben worden, gehörig hat berücksichtiget werden können.

In der als Einleitung vorangeschickten Uebersicht berührt der Verfasser S. 11 auch die mehrmals besprochene Frage, ob die altdeutsche Steinbauart noch jetzt anwendbar sey: er beantwortet sie bejahend für den Kirchenbau, für dessen Zwecke die altdeutsche Form viel entsprechender sey, als die runden oder länglichen antiken Tempelformen, die oft nur geschmückten Prunkzimmern gleichen, während die deutsche Bauart mehr zur Andacht stimme, weit mehr Licht, Raum für Nebengemächer und Emporkirchen gewähre, und die zum christlichen Gottesdienst nöthigen Thürme als Bestandtheil habe, welche bey antiken Formen stets als etwas Fremdartiges erscheinen. Schwerer zu beantworten dürfte dem Verfasser freylich der zweyte Theil dieser Frage, das Wie? werden. Auch die Annahme des Verfassers, daß der eigentliche deutsche Baustyl (er nennt ihn hier meistens noch den gothischen) aus dem christlich romantischen Charakter der Zeit, den der Glaube belebte, dem die Poesie neuen Aufschwung gab, entstanden sey (S. 12 u. an andern Stellen), genügt nicht. Es ist wahr, die Begeisterung, die zur Zeit der Kreuzzüge ganz Europa erfaßte, brachte hohe Wirkungen hervor, aber die Blütezeit der deutschen Baukunst fällt doch später, und es dürfte überhaupt schwierig seyn, in dem reli-

giösen Charakter des früheren und späteren Mittelalters eine so scharfe Gränzlinie zu ziehen, wie jene, welche seine früheren und späteren Bauwerke trennt. Gestehen wir also lieber, daß wir die Ursachen nicht kennen, welche die allgemeine Aufnahme und Verbreitung des schönen deutschen Baustyles bewirkten.

Den Hauptpunkt des ersten Abschnittes, wo der Verfasser die Entstehung der älteren Baukunst des Mittelalters aus der neugriechischen abzuleiten sucht, übergehen wir hier, weil wir ihn am Ende unserer Anzeige bey Gelegenheit des Büsching'schen Werkes zur Sprache bringen werden. Doch sind wir es unserm Verfasser sowohl, als uns selbst, des Zusammenhanges wegen schuldig, den geschichtlichen Gang, den er einschlägt, kurz zu verfolgen. — Seit der Eroberung Griechenlands neigte sich die Kunst unter den Händen der Römer mehr und mehr zum Verfalle. August, die Flavier, Trajan, Hadrian hielten sie noch mächtig aufrecht, nach ihnen ward weniger der wahre Geist der Griechen erfaßt, als die alte Form nachgeahmt, und in verjährtem Rechte belassen. Zierat und Schmuck häuften sich seit Aurelians Zeit, und nach Diokletians und Konstantins noch erstaunenswürdigen Prachtbauen trat Plumpheit an die Stelle der alten Einfachheit und schönen Zweckmäßigkeit. Verzierungen an Stellen, wo sie nicht hingehören, Säulen ohne Dienst, Kragsteine und Laubwerk, Bogen auf Säulen ohne Gebälk dazwischen kamen auf (Diokletians Pallast zu Spalatro, dem alten Salona, muß nach des Referenten Ansicht, als das entscheidendste Muster dieser Bauart genannt, und auch deßhalb vorzüglich beachtet werden, weil er, das letzte große heidnische Bauwerk, an dem Scheidepunkte des in der Folge so sehr getrennten Osten und Westen des Römerreiches steht). — Schon zu des ersten christlichen Kaisers Konstantin, und noch mehr zu Justinians Zeit war die Unkunde der Künstler so groß, daß man ältere Hochbilder in neuere Triumphbogen einsetzte. Bau der Sophienkirche durch Justinian († 563). — Um diese Zeit gab es in Gallien und in Deutschland, vorzüglich am Rhein und an der Donau, herrlich blühende, große Städte, von Römern gepflanzt. »Ueberall,« sagt der Verfasser, »wollte »der Römer seine Welt mit sich haben, alles gewohnte Lebensbe»dürfniß, alles Vergnügen einer verfeinerten Lebensart mußte »ihn umgeben; daher in allem römische Einrichtung, in der Staats»verwaltung, in dem, was zum bequemen, was zum frohen Le»ben gehörte, und so wurden auch die Kolonialstädte mit allem »versehen, was an die geliebte Vaterstadt erinnern konnte. Vor»züglich ausgezeichnet wurden Köln, Worms, Trier, Speier, »Straßburg, Augsburg, wo Tempel, Theater, Gymna-

»sien, Wasserleitungen und andere Gebäude angelegt wurden, wo »noch manche Ueberreste vormaliger Kultur sich finden, wodurch »der Grund zur Kultur der Deutschen gelegt wurde, die nach den »Siegen über die Römer sich hier ausbreiteten.« Wie viele Städte hätte der Verfasser noch hinzufügen können! Wie viele berühmte Namen bietet nicht allein der Theil des Noricum ripense und mediterraneum und der Rhätia, welche die Länder Oesterreich, Kärnten, Krain, Salzburg, Tyrol einnehmen! Referent wird es unten versuchen, auf der von dem Verfasser hier nur angedeuteten Bahn weiter zu gehen. — Justinians Zeit nicht fern, bezwingt Theodorich, der Westgothe, das römische Reich, um 493; er rettete und erneute viele alte Denkmale in Rom, schmückte seinen Sitz Ravenna mit herrlichen Gebäuden, wovon noch manches erhalten ist, z. B. das Mausoleum, die Vorderseite seines Pallastes, welche mit dem Vordertheile des Diokletianischen Pallastes zu Spalatro entschiedene Aehnlichkeit hat. Diese Uebereinstimmung der Grundformen der Gebäude, die zur Zeit Theodorichs aufgeführt wurden, mit den früheren römischen, widerlegt siegreich den lange beliebten Namen Altgothisch als Benennung einer besondern mit Theodorich eingeführten Baukunst. Dieser Meinung, welche die Unterabtheilungen in gothische, lombardische Baukunst verwirft, und die besiegten Italer als fortwährende Erhalter und Ausüber der Kunst, unter der Herrschaft ihrer roheren fremden Gebieter anerkennt, ist mit d'Agincourt und Moller auch unser Verfasser; nur scheint er zu weit zu gehen, wenn er, aus Mangel an gehöriger Sonderung der Begriffe den frischen Völkerstämmen, die das Reich der Römer stürzten, auf den Charakter der in ihrer Mitte fortgeübten Baukunst allen Einfluß abspricht, der sich wenigstens in Zufälligkeiten, Verzierungen, Nebendingen äußern konnte, und auch wirklich äußerte, denn man findet eine zu offenbare und schlagende Uebereinstimmung mancher Zierden, z. B. an Knäufen älterer Kirchen mit ähnlichen an indischen, ägyptischen, persischen, also überhaupt orientalischen Gebäuden, eine Wahrnehmung, worüber Herr Rhode im vorigen Bande dieser Jahrbücher sehr gründlich gesprochen hat. Wollte der Verfasser den Grundsatz, daß ein einwanderndes, kriegerisches Volk die Kunst des besiegten Landes durchaus unverändert behalte — folgerecht durchführen, so könnte, nach des Referenten Dafürhalten, auch von irgend einer Einwirkung arabischer und maurischer Formen auf die christliche Baukunst schwerlich die Rede seyn, da ja auch die Araber in den von ihnen besiegten Theilen des mittleren und vorderen Asiens Werke aus der griechischen und römischen Zeit, in Spanien Gebäude der römischen Kolonien, und überall auch

Leute unter den Besiegten fanden, welche die bisherige Bauweise fortan auszuüben im Stande waren. Und doch läßt sich diese gegenseitige Verschmelzung des orientalischen mit dem christlichen keinesweges ganz abweisen. Herr Stieglitz nimmt eine solche auch an, wenn er sich S. 27 von der Herrschaft der Gothen zur arabischen Baukunst wendet, die sich im achten Jahrhundert zu heben anfing, nachdem früher auch Griechen aus Konstantinopel den morgenländischen Arabern viele Moscheen sollen erbaut haben. Der Charakter der arabischen Baukunst sey daher auch gemischter Art, die Hufeisenform und der Würfelknauf deute auf morgenländischen, die runden Bogen und manche Säulen auf neugriechischen Ursprung. Wird dieß auf Spanien angewandt, wo nach dem Verfasser, ohne Angabe der Quelle, Abduerhamans Pallast zu Zehra nach einem Plane aufgeführt wurde, den griechische Künstler aus Konstantinopel gesandt haben, so darf man, wie Referent glaubt, im Allgemeinen wieder nicht so schnell das entfernte Konstantinopel herbeyrufen, da Spanien, zumal an den Küstenländern, wo die Mauren sich zuerst festsetzten, mit reichen und schönen Römerpflanzungen am Tartessus und Anas, Corduba, Hispalis, Emerita und vielen anderen besetzt war, worin, wie in allen Kolonien der Römer, seit Konstantin auch Gebäude im römisch christlichen Styl aufgeführt waren, deren Einwirkung auf die Baue der Araber nicht gering seyn konnte. Und nichts ist in der That auffallender, als die vollkommene Uebereinstimmung der antiken, zu Cordova gefundenen, Kapitäler mit jenen arabischer Bauwerke, z. B. der Moschee ebendort, wodurch einige sich dadurch wohl als arabische Arbeit ankündigen, daß unter den jonischen Schnecken und zwischen den korinthischen Blättern arabische Schriftzeichen erscheinen. Man sehe *Delaborde*, Voyage pittor. et histor. de l'Espagne, Paris, 1806. Livr. 27, 31, 32. — Der, den Deutschen seit dem zwölften Jahrhundert vorzugsweise und am frühesten allgemeine Spitzbogen scheint auch Herrn Stieglitz als später in die arabisch spanischen Gebäude aufgenommen. Zwey der wichtigsten Gebäude der Mauren werden beschrieben: die Moschee von Cordova, zwischen 770 und 800 erbaut, und der Pallast zu Alhambra in Granada, um 1200. Von dem Innern des Thurmes der zwey Schwestern in dem letzerwähnten Pallaste ist eine Abbildung gegeben. (Thl. III.) Dieser ist ein wunderbares, einem Feenschlosse ähnliches, phantastisches Gebäude. —

S. 30. Von indischen Gebäuden erwähnt der Verfasser nur einige, welche seit dem achten Jahrhundert unter arabischer Herrschaft sind errichtet worden: — Das Grabmal des Kaisers Akbar zu Sekundri, jenes der Taje Rahel, Gemahlin

des Kaisers Schah Jshan, bei Agra, und das des Kaisers Scheir Schah zu Sassira. Von ersterem wird eine Abbildung aus Hodge's Reisen wiederholt: es hat vier Minarets an den vier Ecken, die Referent den kleinen Eckthürmen der älteren Kirchen, so wie den Wartthürmen der Burgen nicht unähnlich findet: die Fenster haben theils Bedeckungen in sogenannter Eselsrückenform, theils geradlinige Giebelbedeckungen, die oben im rechten Winkel zugespitzt erscheinen. —

Zweyter Abschnitt. Wir können bey dem reichen Stoffe, der hier mit Wahl und Sorgfalt geboten ist, nur wenig berühren; das lehrreiche Buch muß überhaupt selbst gelesen werden. Der Verfasser theilt die älteste Zeit der Baukunst in Deutschland bis zum dreyzehnten Jahrhundert in drey Perioden: 1) Von Karl dem Großen, mit welchem er aber unrichtig das Mittelalter anfangen läßt, welches vielmehr mit dem Untergange des abendländischen Römerreiches beginnt; diese Periode schließt er mit den sächsischen Kaisern, um 900. — 2) Von da bis ins elfte Jahrhundert zeige sich schon manches Deutsche, besonders der Spitzbogen, doch sey die Bauart noch gemischt und vorherrschend rundbogig. 3) Vom elften bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts sey die arabisch-neugriechische Bauart wieder mit Zurücksetzung der deutschen vorherrschend; die vollkommene Entwicklung des deutschen Styles (des Spitzbogenstyles) wird im folgenden Abschnitte dargestellt. Referent hält diese Eintheilung im Ganzen und in der Hauptsache für richtig, wenn man die Sache selbst, und nicht die Namen betrachtet.

Vor Karl dem Großen kann von Bauwerken der Deutschen und Franken nicht viel gesagt werden. Karls Kirchen, der Münster, Pallast, die Kapelle zu Achen mit Mosaik am Gewölbe, abgebildet nach d'Agincourt, auf der Tafel VI.; letztere ist wohl auch von einem italischen Künstler erbaut, da diese, außen sechzehneckige, innen achteckige Kirche mit der St. Vitalskirche zu Ravenna in der Form des Planes Aehnlichkeit hat. Die Zahl der ältesten Kirchen, unter welchen der Verfasser den unter Ludwig II. erbauten Dom zu Regensburg, den Dom zu Frankfurt (874), die achteckige Johanneskirche zu Worms, das Kölner Domgebäude, den Chor der Marienkirche und den Martinsthurm daselbst anführt, ließe sich wohl noch vermehren.

Unter den sächsischen Kaisern erhob sich 930 die Domkirche zu Merseburg, die ohne Zweifel von einem italienischen Meister ist. Sehr wichtig erscheint die Kirche zu Memleben in Thüringen, um 900, um welche sich Herr Stieglitz schon früher dadurch ein lobenswerthes Verdienst erworben

daß er vor ihrer Zerstörung vier Zeichnungen davon entwarf. Die Kupfertafeln geben Abbildungen. Diese Kirche ist vorzüglich deßhalb merkwürdig, weil sich neben der damals gewöhnlichen Bauart mit runden Bogen in dem halben Achteck an der Vorlage des Chores, so wie am Eingange der bestimmt und scharf ausgesprochene Spitzbogen als deutsche, eigenthümliche Bauart ankündigt. Daß diese Spitzbogen wirklich der ältesten Zeit angehörten, nicht späterer Zusatz sind, welchen Fall Referent nicht selten selbst gefunden hat, so daß er ihn noch öfter an andern Bauwerken vermuthen darf — will er dem geübten Blicke des Verfassers gerne glauben.

S. 45. In dieser Zeit entstand eine Menge von Ritterburgen, deren viele auf dem Grunde römischer Kastelle erbaut wurden, wie auch Herr Stieglitz richtig bemerkt. Ob das Zeugniß der allzu jungen Limburger Chronik, oder die Redensart Altfränkisch dafür angeführt werden könne, daß die Franken die ersten festen Bergschlösser errichtet, muß Referent sehr bezweifeln. Die herrliche Wartburg in Thüringen, das Schloß Marienburg in Preußen und der Karlstein zu Prag haben hier eine verdiente Stelle gefunden. —

Referent hat sich überzeugt, daß die Verzierungen an alten Kirchen oft zu überraschenden Resultaten führen, daß man sie nach den Zeiten, wie nach den Gegenden eintheilen, und nicht selten aus ihnen auf die Zeiten mancher bis jetzt zweifelhafter oder widersprochener Kirchenbaue in einfachen Dörfern schließen könne. Dahin gehört außer der bekannten sogenannten neugriechischen Verzierung, die aber wieder sehr mannigfaltig erscheint und oft mit Lilien oder Perlen geschmückt ist, besonders eine im zwölften Jahrhundert übliche Gesims- und Giebelzierde, die aus an einander gereihten Würfelecken besteht. In Oesterreich ist sie sehr häufig, und fast immer mit jener Bogenstellung verbunden: an den kleineren Thürmen und der Vorderseite des St. Stephansdoms zu Wien aus dem zwölften Jahrhundert, den noch etwas älteren Kirchen zu H. Kreuz und Klosterneuburg, in einem runden Kirchlein zu Mödling und in ähnlichen zu Petronell und Deutsch-Altenburg, was bey diesen letztern besonders wichtig ist, da von dem Alter derselben nichts urkundlich bekannt ist. Aehnliche Würfelstreifen fand Herr Stieglitz an den Kirchen zu Paulinzelle und zu Erfurt, über den Bogenstellungen (S. 76.) und häufig erscheinen sie an den Kirchen der Normandie und Englands, wie wir aus den herrlichen neuesten Werken Turners, Cotmanns und anderer ersehen. — S. 52 handelt unser Verfasser von solchen Zieraten im Allgemeinen, vielleicht zu kurz, und namentlich auch von der ganz

irrig getauften neugriechischen Verzierung, die, ohne Zweifel von den Bogenstellungen der späteren römischen Zeit, wie sie auch an dem Diocletianischen Pallast zu Spalatro zu sehen sind, entstanden sind. — Säulen, Gebälke, Glieder an Gebäuden bis ins zwölfte Jahrhundert. — Die grotesken Zieraten, Thiere, Menschenfiguren in allerley Bewegungen und Stellungen in und um Laubwerk, Drachen, Teufel, Sirenen ꝛc. beurtheilt der Verfasser, und Referent stimmt ihm bey — im Allgemeinen als Spiel der Einbildungskraft des Baumeisters und Steinmetzen, als Gefallen an abenteuerlichen Gestalten, ob er gleich bald darauf aus einigen dieser Figuren seltsame, dem Geiste des Mittelalters nicht entsprechende, Schlüsse zieht, von welchen im Verlaufe noch einmal die Rede seyn wird.

S. 57. Das, was der Verfasser zu den Eigenthümlichkeiten der Bauart des elften Jahrhunderts zählt, die Fenster, die aus zwey rundbogigen, durch eine Säule getrennten Oeffnungen, bestehen, bemerkt man noch heute in Süddeutschland an den einfachsten Bauerhäusern, und hölzernen Scheunen, so wie an den Thürmen der meisten Dorfkirchen, die überhaupt eine merkwürdige Uebereinstimmung mit den altdeutschen Thürmen zeigen, nicht nur in den spitzen, hohen Holzdächern, sondern auch in den vier geradlinigen spitzen Giebeln, welche sich da an den vier Seiten des Thurmes lothrecht erheben, wo das Dach anfängt. Solches hat von der Hagen um Regensburg und München, und Referent in Oesterreich, Salzburg, Tyrol, Kärnten und Steyermark häufig bemerkt.

S. 58. Verschiedene Grundformen der Kirchen. Basilikengestalt, die älteste, und bis in die spätere, selbst bis in unsere Zeiten noch die Grundform der meisten Kirchen in und außer Deutschland. In einem Werke, wie das vorliegende, welches bis auf den Grund und Anfang zurückzugehen sich bemüht, hätten wir diesen so wichtigen Abschnitt viel ausführlicher gewünscht, da von Andern gar seltsame Ansichten über die Gestalt der Kirchen aufgestellt sind. Es wäre hiebey unerläßlich, die eigentliche Form der Basiliken und der ältesten Kirchen zu Konstantins Zeit aus Bauwerken und alten Schriftstellern recht sorgfältig und gründlich zu erörtern, wobey Eusebius und die Byzantiner (vor deren Umfang freylich Mancher zurückschaudert) zur Grundlage gemacht werden müßten. Hievon unten im Zusammenhange. — Eine andere Form, die schon die älteste Zeit kannte, war die runde und die achteckige, in der ohne Zweifel eine symbolische Bedeutung lag. Ob aber die Hypothese des Verfassers treffender sey, als die von Andern bereits aufgestellten, mögen Andere entscheiden. Er sagt: »Hier (im Achteck) war es, wo man

»an die Urkräfte der Natur erinnern wollte, die im Achteck, das »aus dem Fünfeck hervorgeht, sinnbildlich dargestellt sind, die »Jachin der Alten, was nicht weniger auf Johann den Täufer »Bezug hat, und wodurch zugleich auf die Bildung, Leitung und »Erhebung der jungen Christen gedeutet wird; Symbole, die hier »nicht erklärt werden können.« (?) — Gewiß ist, daß das Achteck, das Fünfeck, schon in den ältesten Zeiten als etwas Heiliges verehrt ward, und daß dabey eine uralte Ansicht zu Grunde liegt. Die Römer kannten sie auch bey Gebäuden in der spätern Zeit, z. B. dem Jupiterstempel in Salona. Den Baumeistern des Mittelalter's schwebten gewiß christlich mystische, durch Kunstüberlieferung oder scholastische Lehren fortgepflanzte Ideen vor.*)

Aus der achteckigen Form, welche vorzüglich den Taufkirchen eigen war (wenn gleich, wie Referent glaubt, nicht so allgemein; z. B. in Oesterreich finden sich mehrere alte runde Kirchlein, wovon einige sich durch Hochbilder bestimmt als Taufkirchen ankündigen), soll dann die halbachteckige oder fünfeckige Vorlage des Chores entstanden seyn, wie auch unser Verfasser annimmt. — Referent gibt nur zu bedenken, daß die Zahl der Ecken an der Vorlage nicht immer fünf sey, daß auch das Zwölfeck und Sechzehneck dabey als Grundform erscheint, welche an die Stelle des ältesten, des halbkreisförmigen Βημα oder Θυσιαστηριον, dessen Vorlage die αψις oder Muschel war, getreten. In diesem waren zu Konstantins Zeit zwölf Säulen in cylindrischer Richtung aufgestellt, welche nach Eusebius die zwölf Apostel bedeuteten: da waren auch die Plätze des Bischofs und der Priester, im Halbkreise, deren Zahl aber nach den verschiedenen Kirchen verschieden war. Sollte nicht diese uralte Einrichtung der christlichen Kirchen auch auf den Bau der Vorlage später noch haben einwirken können? Eine solche Erinnerung scheint auch noch darin zu liegen, daß an den Wandpfeilern des Chores oder Presbyteriums zuweilen die Statuen der zwölf Apostel, und an den Gewölbe-Rosen, wo sich die Gurten durchkreuzen, die Zeichen der vier Evangelisten angebracht sind, wie sich beydes z. B. in der Kirche zu Maria Stiegen in Wien vereinigt findet. Doch dieß nur als Muthmaßung! — Aber darauf muß Referent hier noch aufmerksam machen, daß man die runde Gestalt altdeutscher Kirchen bisher fast ganz übersehen zu haben scheint. Sie ist freylich nur an kleineren Gebäuden zu bemerken, und scheint sich seltener im

*) Büsching führt in einem kleinen Aufsatze in den Jahrbüchern IV. Anz. 40 eine beachtenswerthe Stelle des Rhabanus Maurus an, wo acht Achtecke in Kreuzesgestalt stehen, mit der Schrift: de octo beatitudinibus evangelicis.

nördlichen, als im südöstlichen Theile Deutschlands zu finden. Referent hat in geringen Entfernungen von Wien drey solche Kapellen gesehen, deren Eingänge mit Bogenstäben, die Verzierungen an Knäufen und Gesimsen, sie ganz bestimmt ins Ende des elften oder ins zwölfte Jahrhundert versetzen. Die erste ist neben der großen Pfarrkirche zu Mödling (zwischen Wien und Baden), die zweyte, die größte von allen, ist zu Petronell, die dritte, die zierlichste, zu Deutsch-Altenburg, beyde Orte unfern der ungrischen Gränze. Alle drey haben gegen Osten eine kleinere, zirkelrunde Vorlage, die man bey ihrer sonst ganz mit der Bauart jener Zeit übereinstimmenden äußeren Form, für nichts anders, als das Sacrarium halten kann. Nähere Angaben und Belege muß Referent für ein schon zum Drucke bereites Werkchen über österreichische Kunstdenkmale versparen. Von einer vierten runden Kapelle mit runder Vorlage, bey Znaym in Mähren, ist kürzlich in Hormayr's Archiv, 1821, Nro. 67, die Rede gewesen: Referent zweifelt nicht, daß sie auch hieher gehöre, hatte aber noch nicht Gelegenheit, nähere Erkundigungen darüber einzuziehen, da die ihm durch Freyherrn von Hormayr gütigst mitgetheilte Zeichnung im allerkleinsten Formate keine Details darbietet. — Merkwürdig ist ferner, daß die östliche Vorlage des Chores an den meisten alten Kirchen der Normandie, nicht, wie in Deutschland, ein halbes Achteck, sondern einen Halbkreis bildet, dessen äußere Mauer von unten bis an das Dach reichende runde Stäbe oder Säulen zeigt, wodurch sie jenen runden Kapellen sehr ähnlich sind. — Viele der älteren englischen Kirchen haben dagegen das Sonderbare, daß die östliche Wand des Chores ganz gerade ist und aller Vorlage, sie sey rund oder eckig, entbehrt (vgl. Lyson's Magna Britannia, Vol. I. p. 151, 579, 633). — Auf diese und andere, auch für unsere deutsche Kunstgeschichte wichtige Unterscheidungen glaubte Referent hier nur hindeuten zu müssen. — Wir kehren zu unserm Verfasser zurück.

S. 59. Unterirdische Kapellen nur bis zum dreyzehnten Jahrhundert. — Der Verfasser bemerkt nun einiges über die allmähliche Ausbildung des Spitzbogensystems, dessen Vollendung aber erst in die folgende Periode gehört. Die bekannte räthselhafte Stelle Cassiodors (Var. Lib. II. Form. XI.), der von ungemein schlanken Säulen (columnarum juncea proceritas) an Gebäuden zu Theodorichs Zeit spricht, da doch damals alles noch niedrig und schwerfällig aussah, muß man, wie wohl noch manches Schwankende, auf sich beruhen lassen, bis etwa neue genauere Untersuchungen mehr Licht verbreiten. Der Verfasser glaubt, Cassiodor spreche von Gebäuden, die vor Theo-

dorich aufgeführt sind, und bemerkt richtig, daß von Spitzbogen darin gar keine Rede sey. Referent findet übrigens keinen Grund, warum auf diese Stelle so viel Gewicht gelegt wird. Was dem Cassiodor binsenartig erscheint, kann andern, zumal im Vergleich mit der spätern in die Höhe strebenden Bauart, niedrig erscheinen. Vielleicht deutet Cassiodor auf die wohl schon damals in Kirchen üblichen doppelten Gänge mit Bogenstellungen über einander, deren Stützsäulen lothrecht sich tragen, welche er also wohl in seinem rhetorischen Style, auf dessen Rechnung ohnehin viel zu schreiben seyn dürfte — aufgerichtete Lanzen, erecta hastilia, nennen, und mit dem Filagrangusse (substantiae qualitates concavis canalibus excavatas, ut magis ipsas aestimes fuisse transfusas) vergleichen konnte. Herr Stieglitz scheint das excavatas canalibus für cannelirte Säulen zu halten: der Context gibt dieß vielleicht anders.

S. 61. Der Verfasser muthmaßt, der Spitzbogen möge in Deutschland zu Karls des Großen Zeit (um 800) entstanden, aber nicht allgemein geworden seyn. Um dieselbe Zeit erscheint er in Frankreich, England, und, wo nicht früher, in Italien: aber ohne Zweifel damals nur selten an untergeordneten Theilen, häufiger an Gewölben; diese Unterscheidung ist bisher viel zu wenig beachtet, und auch in dem vorliegenden Werke vermissen wir sie ungern. Referent findet hierin zu seinem Vergnügen Herrn Moller übereinstimmend.

S. 63. Nicht zu läugnende Spuren einer morgenländischen Einwirkung auf die europäische Baukunst (geschichtlich gegründet in der Verbreitung arabischer Macht in Spanien, mehr noch in den Kreuzzügen und dem ausgedehnten Handel der Venezianer und Genueser auf dem Seewege, und der Deutschen auf dem Landwege durch Oesterreich und Ungern, der nicht weniger bedeutend war) findet der Verfasser vorzüglich in den Würfelknäufen, in den in die Pfeiler eingeblindeten Säulen und in den aus mehreren Zirkelstücken besetzten Bogen. — Es entstand auf diese Art eine gemischte Bauart, die nach des Verfasses Ausdruck Griechisches, Arabisches und Deutsches (den Spitzbogen hie und da) enthielt. Beyspiele: die Kirche zu Basel, Gelnhausen, aus dem elften Jahrhundert. Mit dem Ende des eilften und Anfange des zwölften Jahrhunderts werde der Spitzbogen, sagt der Verfasser, wieder sehr selten, und der runde herrsche vor, z. B. in der Domkirche zu Speier, 1030 — 1061 *), Worms, Mainz, der nun ganz umgebaute Dom zu Würzburg (1042), in der 1106 wahrscheinlich von Mön-

*) Unter den hier begrabenen Kaisern ist Albrecht I. vergessen.

chen aus Hirschau gebauten, jetzt in ihren Ruinen liegenden, herrlichen Kirche der Benediktiner-Abtey zu Paulinzelle *). — Aus der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts sind K. Friedrichs des Rothbarts herrliche Palläste zu Kaiserslautern und Gelnhausen, der erste ganz zerstört, der zweyte wenigstens durch Herrn Hundeshagens verdienstliches Werk für die Kunst gerettet. Die Kirche zu Ignigen (?) in Kärnthen, die der Verfasser unter K. Friedrichs I. Baue zählt, und die mit vielen Gemählden und Bildsäulen soll geschmückt gewesen seyn, wird wohl die zu Innichen im tyrolischen Pusterthale seyn, welche aber nicht Friedrichs, sondern Tassilos von Baiern Stiftung, doch jetzt in einer ganz veränderten Gestalt ist. —

Zum Beschlusse dieses Abschnittes werden noch einige Kirchen angeführt, aus der ersten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts, wo der runde Bogen mit dem Spitzbogen abwechselt: die Elisabethkirche zu Marburg (der 1235 vollendete Theil zeigt nach Moller am frühesten den schon ausgebildeten Spitzbogenstyl, gehört also eigentlich nicht hieher), die Klara- und Jakobskirche, so wie die Sebalduskirche zu Nürnberg, die Stadtkirche zu Arnheim, der vorderste Theil der Stephanskirche zu Wien (dieser gehört, wie gleich gezeigt werden soll, noch ins zwölfte Jahrhundert), der Dom zu Naumburg (vom zehnten bis ins dreyzehnte Jahrhundert); über letztern vergleiche man Büschings

*) Die andern in diesem Zeitraume entstandenen Kirchen, welche der Verfasser beschreibt, sind: eine zu Bamberg, die St. Bernhardskirche zu Würzburg, die alte Kirche zu Frankenthal am Rhein, die Neumarktskirche zu Merseburg, die Benediktiner-Abtey zu Erfurt, zu Bürgelin, eine Kirche zu Limburg, die Gereonskirche zu Köln, das Kloster Hirschfeld in Hessen, die Kirchen zu Sangerhausen, Reichardsbrunn (in Thüringen), die zu Minden, Paderborn, Goslar, Münster, Hildesheim, Mühlhausen, Treffurt, Eisenach, Gmünd, die Vinzenzkirche zu Breslau, der Chor der Leonhardskirche zu Frankfurt a. M. — Das Kloster Lorch, 1102 von Friedrich von Hohenstaufen gestiftet, das Kloster Altzelle bey Nossen (1162). Der Dom zu Breslau 1148, die Kirche zu Olmüz, 1141, von Heinrich Bischof von Olmüz erbaut, der Blasiusdom zu Braunschweig, die Domkirche zu Lübek, der Dom zu Schwerin (alle drey Stiftungen Heinrichs des Löwen), die Castorkirche zu Koblenz, die Martinskirche zu Minden, der Dom zu Osnabrück, die Stiftskirche zu Gandersheim, die Kathedrale zu Lüttich, der Dom zu Freising, der Dom zu Hamburg, zu Bremen, das Kloster Bergen bey Magdeburg.

Anzeige von Fiorillo's Kunstgeschichte in dieser Jahrbücher II. Bande.

Der Herr Verfasser konnte allerdings bey dem reichen Stoffe vieles nur obenhin berühren: aber gerade das ist es, was dem aufmerksamen Leser zu so vielen Zweifeln Anlaß gibt. Gewiß hat Herr Stieglitz über jedes der von ihm angezeigten Bauwerke die besten Erkundigungen eingezogen, viele selbst gesehen, bey manchen die Beschreibungen Anderer benutzt; bey gar vielen mußte er sich wohl mit den bisherigen Angaben zufrieden stellen, in deren Richtigkeit allerdings Mißtrauen zu setzen ist, besonders wenn sie vor etwa 50 Jahren geschrieben sind. Solche Monographien stiften oft viel mehr Verwirrung, als sie brauchbare Daten bieten, und sie erschweren die ohnehin jetzt schwierige strenge Unterscheidung des Alten und Neuen an einem Baue; ihre Nachrichten sind nicht einmal in Hinsicht auf diplomatisch-historische Kritik verläßlich, geschweige daß die Kunstbeurtheilung mit dem Geschichtlichen gleichen Schrittes ginge. Solchen Angaben folgend, weil keine andere zu Gebote standen, haben auch tüchtige und umsichtige neuere Gelehrte oft irren müssen, zum unwidersprechlichen Beweise, daß dem lobenswerthesten Eifer und dem beharrlichsten Fleiße dieser Männer noch bey weitem zu wenig vorgearbeitet ist!

Referent hätte gewünscht, hier viele Beyträge von dem Baue alter Kirchen in Oesterreich zu geben: leider ist die Ausbeute auch bey uns nicht sehr groß. — Die Wiener Kirchen sind, die vorderste Seite des Domes und etwa das Ruprechtskirchlein ausgenommen, alle, ihrer jetzigen Gestalt nach, später als im zwölften Jahrhundert entstanden. Von andern Gebäuden verdienen die Cisterzienser-Stifter Heiligen-Kreuz (1135), Lilienfeld und Zwettel, welche etwas später gegründet wurden, das Chorherrenstift Klosterneuburg, von Leopold dem Heiligen 1136 gebaut, eine Kirche zu Mödling und noch mehrere andere Erwähnung, womit wir uns aber hier begnügen, und die Leser auf eine ausführlichere Darstellung der auf einer Reise durch Oesterreich und Kärnthen gesehenen Denkmahle alter Kunst verweisen müssen. (s. Proben davon im Archive v. 1811.)

Der dritte Abschnitt behandelt die vollkommene Ausbildung des Spitzbogenstyles, seit der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts. »Das Niedrige, das Gedrückte, was an »vielen Theilen der Kirchen im gemischten Style noch statt fand, »wurde ganz vermieden, alles zog sich empor, alles erhob sich »kühn und frey. Auch der halbzirkelrunde Bogen, als nicht passend zu dem Hochstrebenden, wurde ganz verbannt und an seiner »Statt der Spitzbogen gebraucht, der bisher nicht allgemein an-

»genommen war.« — Der Verfasser handelt dann von den einzelnen Bestandtheilen dieses Baustyles, von den Säulen, die er (in der Anm. S. 196) gegen Costenoble, der aus technischen Gründen ihr Daseyn in der altdeutschen Bauart läugnet, billiger Weise in Schutz nimmt, worin auch Herr Moller derselben Meinung ist, und Referent setzt noch hinzu: abgesehen davon, daß in dem Falle, wenn die Säulenstäbe an den Pfeilern nichts anders als Gurtfortsetzungen wären, die Knäufe wegfallen und an ihren Stelle höchstens ein wagerechtes Band um den Pfeiler laufen müßte, so müßten auch diese Stäbe unter dem Bande fort die Gestalt und Gliederung der Gewölbgurten behalten, was sie nicht immer thun, sondern als runde Schäfte bis an den Fuß fortlaufen. — Der Verfasser gibt schöne glockenförmige Knäufe aus St. Stephan zu Wien, aus St. Veit zu Prag, aus Freiburg und Straßburg (Tafel XX). — Gute Bemerkungen über Glockenthürme, die seit dem Bau der Sophienkirche im Osten und Westen aufkamen. (S. 102. Anm. 3.) — S. 103. Eingänge, mit oder ohne Hallen. Als eine ausgezeichnete Form wird die der Hauptthüre der Maria-Stiegen-Kirche zu Wien, die eine Art von Baldachin in sechseckiger Form hat, angeführt. (Tafel XVIII.). — Zieraten: Spitzsäulenbedeckungen der Bildsäulen, Giebelverzierungen, Rosen; die Knospe oder Blume, womit die Giebelseiten so oft besetzt erscheinen, soll den Marien- oder Frauenschuh (Cypripodium Calceolus) vorstellen (Anm. 5. S. 197.). Die Zieraten werden bis ins funfzehnte Jahrhundert immer künstlicher, gehäufter und gesuchter. Durch eine sehr zweckmäßige Betrachtung des Zustandes der deutschen Kunst in jener Zeit bereitet sich der Verfasser den Uebergang zur Beschreibung der vorzüglichsten Bauwerke aus der Blütezeit.

In Ansehung der Grundform der Kirchen unterscheidet der Verfasser zwey Hauptarten: entweder ist die Breite des Schiffes gleich der Breite einer Abseite, wie im St. Stephan zu Wien, oder die Breite des Schiffes verhält sich zur Breite einer Abseite wie die Diagonale eines Quadrats zu dessen Wurzel, wie dieß im Straßburger Münster der Fall ist. Die Länge des Schiffes betrage in beyden Fällen gewöhnlich die neunmalige Länge der Quadratwurzel (das ist der Breite einer Abseite). Nach der Breite richte sich auch die Höhe; diese sey im ersten Falle an Schiff und Abseiten gleich, im letzten sey das Schiff bedeutend höher, seine Seitenmauern bedürfen daher oft einen Widerhalt, der ihnen dadurch gegeben würde, daß sie durch bogenartige Gegenstreben mit den thurmartig erhöhten Strebepfeilern der Abseiten verbunden wurden (die Kirchen zu Straßburg, Köln, St. Veit zu Prag).

Weniger glücklich scheint der Verfasser in dem Versuche zu seyn, noch weitere Verhältnisse der Bauart aus den vorhandenen Gebäuden selbst und aus den noch jetzt erhaltenen Symbolen der Baubrüderschaften zu entwickeln: er läßt uns auch in praktischer Hinsicht hierüber ganz im Dunkeln: er deutet nur auf die wenigen Symbole und Prinzipien der deutschen Baubrüder: Weisheit, Stärke, Schönheit, auf die Bildung der Formen nach rein geometrischen Elementen, körperlichen, kubischen, stätigen Verhältnissen, nach mittleren Proportionalgrößen. Referent frägt den Verfasser, ob alle diese Grundsätze nicht mehr oder minder Gemeingut jeder wahren Bauart seyen, Grundsätze, die, wie es S. 123 heißt, Erbtheil von der indischen, ägyptischen, griechischen Bauart sind, und die sich nur nach dem Geist und Leben der Völker mannigfach aussprachen. — Gewiß ist, daß den alten deutschen Künstlern die tiefsten mathematischen und mechanischen Kenntnisse eigen waren, die sie als Geheimnisse zunftmäßig bewahrten, und treu ihren Jüngern überlieferten (man vergleiche Rhodes Recension von Mollers Werk, im vorigen Bande dieser Jahrb.). Euklid und Vitruv waren ihnen schon früh bekannt, und schon die alte Yorker Konstitution schreibt beyde als Hauptwerke vor, wenn sie gleich hiebey mehr Vitruv's moralische Lehren als seine Bauregeln berücksichtigten, die ihnen wahrscheinlich bey der Unbekanntschaft mit griechischen und römischen Baudenkmalen der besten Zeit oft unverständlich bleiben mußten, und deren wahrer Sinn durch Uebersetzungen wohl nach und nach auf ganz andere Bedeutungen mag geführt worden seyn. —

Der Verfasser geht nun zur Beschreibung der vorzüglichsten Bauwerke jener Periode über: einer der lehrreichsten und anziehendsten Abschnitte des ganzen Buches, der, größtentheils aus der Selbstanschauung geflossen, warm und gemüthvoll die Herrlichkeit jener Prachtbaue uns, wenn gleich in gedrängter Kürze, vor Augen führt. Wir können hier nur einiges andeuten.

Der Straßburger Münster. Von dem frühren Bau von 1015 bis 1028, durch Bischof Werner, ist noch der hohe Chor und die unterirdische Kirche, wo sich die alte Bauart mit Würfelknäufen zeigt. Das Schiff kam erst 1275 zur Vollendung, es hat Pfeiler, die mit Säulen besetzt sind, und Knäufe von glokkenartiger Form, die mit Blumen und Blättern geschmückt sind. Die Fenster sind niedrig. Erwin von Steinbach entwarf den Plan zu dem herrlichen Thurm und zur Vorderseite der Kirche; sein Name muß mit hoher Achtung genannt werden, denn er ist einer der ersten, die mit schöpferischer Kraft die deutsche Baukunst auf den Gipfel ihrer Vollenduug führten. Er starb

1318. (XVI. kal. Febr. ist nicht der 16. Februar, sondern der 17. Januar.) Sein Sohn Johann und seine Tochter Sabina setzten den Bau fort, Johann Hülz vollendete das Ganze 1439. Das schöne nördliche Portal ist von Johann von Landshut, der zweyte Thurm ist nur bis zur Hälfte geführt. Das Aeußere des Domes, dessen Thurm Muster für viele andere ward (s. die Abbildung der Vorderseite auf der Tafel XXIII) muß ergreifend seyn. Es ist, so wie die innere Einrichtung, genau und gut beschrieben.

Der Kölner Dom. S. 138. — Nach mehreren früheren Bauen ward 1248 der Grundstein zum Chor gelegt, der 1322 eingeweiht wurde, das Uebrige blieb unvollendet: aus dem Vorhandenen läßt sich aber der Geist und die Herrlichkeit des Ganzen ahnen, dessen Ausführung, nach dem wiedergefundenen Originalrisse, zu den sehnlichsten Wünschen des kunstliebenden Deutschen gehört. Herr Sulpiz Boisseree bereitet bekanntlich ein Prachtwerk über diesen Dom vor, wovon schon die erste Abtheilung erschienen ist.

St. Stephan zu Wien. S. 140 ꝛc. — Hievon hat der Verfasser nicht ganz richtige Nachrichten eingezogen. So behauptet er z. B., die Vorderseite der Kirche, die westliche, sey von Ottokar um 1265 erbaut, nachdem Feuersbrünste sowohl den ersten Bau des Herzogs Heinrich Jasomirgott (1140 — 1150) im Jahre 1258, als auch den neuen Aufbau 1265 zerstört hätten. Dem Referenten ist gewiß, daß diese Brände nicht das ganze Gebäude, höchstens Dach und Holzwerk verzehrten, die Stirnseite mit dem Riesenthore und die beyden Eckthürme gehören sicher in Heinrichs Zeit (1150). Von diesem Theile der Kirche spricht der Verfasser schon früher (S. 84), wobey auch einiges zu berichtigen ist. Er scheint nämlich die ganze Vorderseite als zu einer Zeit entstanden anzunehmen. Referent hält dagegen das große Spitzbogenfenster, welches über dem Riesenthore angebracht ist, für eine Aenderung des dreyzehnten oder vierzehnten Jahrhunderts, um mehr Licht zu gewinnen, da vordem in der einfachen, schmucklosen Wand ein oder zwey kleinere rundbogige Oeffnungen mögen gewesen seyn. Die hohen spitzen Dächer der achteckigen Vorderthürme sind auch wahrscheinlich später aufgesetzt, so wie die beyden Anbaue neben den Heidenthürmen (so hieß man sie) unwidersprechlich bey Vergrößerung der Kirche im vierzehnten Jahrhundert entstanden. Der spitze Bogen, der die Halle des Riesenthors nach außen schließt, berechtigt keineswegs zur Annahme, daß dieser Theil ins dreyzehnte Jahrhundert gehört: um die vom Verfasser angenommene so späte Zeit (1265) würde sogar die gedrückt runde Bogenbedeckung der Halle im Innern

befremden: denn nicht nur das um 1220 gebaute Kirchenportal zu Lilienfeld, sondern auch jenes zu Heiligenkreuz, vom Jahre 1135, haben ausschließend spitze Bogen zur Bedeckung. — Die um das Jahr 1107 entstandene Regensburger Schottenkirche muß, nach von der Hagen's Beschreibung, viel Aehnliches mit der Vorderseite unseres Stephandomes haben: die an ihren Ecken angebrachten Thürme, zwar viereckig, haben sonst mit denen des Stephan fast dieselbe Anordnung; besonders aber scheint das Seitenthor durch die mit Arabesken und Bildwerken verzierten Säulen, so wie die wunderbaren Thiere und sphinxartigen Löwen auf den Gesimsen — mit dem Riesenthore zusammen zu treffen. Vergleicht man hiemit dem Umstand, daß die schottischen Benediktiner (Hyberner, Schotten) zu Wien von dem gedachten Herzog Heinrich reichlich und fürstlich begabt und begünstigt wurden, so könnte man leicht auf die Vermuthung kommen, daß dieser Orden, der nach mehreren Anzeigen schon frühe die Baukunst gründlich betrieb, auch Einfluß gehabt haben möge auf den ersten Bau der Stephanskirche, als deren Baumeister, um 1150, Oktavian Falkner oder Wolzner, aus Krakau in Polen, in späteren Nachrichten, genannt wird. Das alte Schottenkloster in Wien soll Michael Hungar, ein Steinmetz aus Augsburg, aufgeführt haben. — Nach dieser Zeit bauten die Babenberger, dann Ottokar von Böhmen und die Habsburger fort, bis 1359 Herzog Rudolf, genannt der Stifter, die Kirche nach einem weit größeren, seiner Prachtliebe zusagenden, Plane anbauen und erweitern ließ. — Da entstand die Bauhütte in Wien. Der Klosterneuburger Georg Hauser begann den Thurm an der Südseite über der Vorlage des Kreuzes: sein Plan auf Pergament gezeichnet, liegt noch jetzt im Archive des Stadtmagistrats. Nach Hausers Tode (um 1400) und einer Unterbrechung von mehreren Jahren führte ihn Anton Pilgram bis zum Jahre 1433 an die Spitze auf. Derselbe Meister hat die treffliche Kanzel und andere innere Verzierungen errichtet. Sein Bildniß erscheint zweymal in der Kirche, an einem Orgelchorfuße und an der Kanzel. Erstere Büste ist von Meisterhand verfertigt, die andere hat Herr Stieglitz als Titelbild seinem Buche vorgesetzt. — Der nördliche Thurm, den Hans Buchsbaum 1450 anfing, kam nicht weit über die Höhe der Kirchenmauer, und ist durch seine planlose und verwirrte Anordnung ein Beweis von dem abnehmenden Verständnisse der deutschen Meister. Der Verfasser gibt eine kurze aber gemüthliche Schilderung des Innern und Aeußern der Kirche: von den Grabmälern erwähnt er billig das herrliche von Niklas Lorch aus Straßburg gearbeitete Denkmal Kaiser Friedrichs IV,

und er gedenkt der schönen aus Holz geschnitzten Chorstühle (sie sind Arbeiten deß funfzehnten Jahrhunderts.) — Auf den Tafeln XXIV und XXV wird die westliche oder Vorderseite und die nördliche oder Thurmseite der Kirche, in Umrissen, gegeben.

Der Münster zu Freiburg im Breisgau (S. 145) ist das vierte Prachtdenkmal der Deutschen aus jener Zeit. Zwar schon bald nach 1123 von Konrad von Zähringen gegründet, aber erst um 1354 weiter gebaut und 1520 vollendet, daher auch die verschiedensten Bauarten sichtbar. Der Thurm, oben sechseckig, reich und schmuckvoll, strebt mitten über der Stirnseite der Kirche empor: er wird als der schönste aller deutschen Thürme gerühmt. (Tafel XXVI.)

S. 148 beginnt die Beschreibung der übrigen ausgezeichneten, in diese Periode gehörigen Kirchen und anderer Gebäude Deutschlands *). Wir hätten am Schlusse noch eine ausführliche Würdigung der alten Klosterbauart gern gesehen, die so viel ganz Eigenthümliches, selbst in den verschiedenen Orden begründetes hat, und die nächst dem Kirchenbau als der Anfang aller deutschen Baukunst betrachtet werden muß; besonders sind die oft mit königlicher Pracht ausgestatteten Kreuzgänge, die Brunnkapellen, die Schlafsäle oder Dormitorien der höchsten Aufmerksamkeit werth.

S. 172. Vergleichende Uebersicht der deutschen Gebäude dieses Styles mit jenen in England, Frankreich, Spanien, Portugall, Italien, Holland, Schweden; das Re-

*) Wir geben hier die Namen der von dem Verfasser angeführten Gebäude: der Dom zu Meißen, Dom zu Magdeburg, Marienkirche und St. Lorenzkirche zu Nürnberg, Münster zu Ulm, Dom zu Erfurt, St. Veit zu Prag, Stadtkirche zu Kollin, verschiedene Gebäude Kaiser Karls IV., Kirche zu Oppenheim, Kapelle zu Frankenberg, St. Peter und Paul zu Liegnitz, der Thurm der Stiftskirche zu Wezlar, Cyriakskirche zu Duderstadt, Stiftskirche zu Heiligenstadt, die Kollegiatkirche zu Kleve und Xanten, Marienkirche zu Weissenfels, die Marienkirche und die Katharinenkirche (vgl. die Nachträge S. 230) zu Zwickau, die Marienkirche zu Würzburg, die Wenzelskirche zu Naumburg, das Reichsgotteshaus St. Ulrich und Afra in Augsburg, die Kirche zu Landshut, die Kirche zur schönen Maria zu Ingolstadt, der Dom zu Regensburg, die Kirche U. L. Frau zu München, die Georgskirche zu Dünkelsbühl (?), der Thurm der Elisabethkirche zu Breslau, Thurm der Domkirche zu Frankfurt am Mayn. — In den Nachträgen S. 229 ff. die goldene Pforte am Dom zu Freiburg. — (Billig hätten auch der Thurm zu U. L. Frauen zu Münster und noch viele andere Gebäude genannt werden sollen.)

sultat ist: nirgend zeigt sich der Spitzbogenstyl in der Reinheit und Vollkommenheit, wie in Deutschland, von welchem Lande, wie aus einem Lichtpunkte, sich auf ungekannte Weise die Strahlen der deutschen Baukunst nach allen Seiten verbreitet zu haben scheinen, wo sie sich aber an mancherley Fremdartigem brachen, und daher verschieden gefärbt erscheinen. In Italien herrscht immer das Antike und Römische vor, seltsam gemengt ist diese Bauart in Frankreich, fast immer mit Morgenländisch-Arabischem versetzt in Spanien und Portugall, ernst und dem deutschen Genius am nächsten verwandt, in England. In Abbildungen gibt der Verfasser die Kathedrale zu Rheims (Taf. XXVI), die Kathedrale zu Burgos (Taf. XXVIII), die Kirche von Batalha in Portugall (Taf. XXIX), die Kirche von York (Taf. XXX), von Amsterdam (Taf. XXXI). — Gewiß ist es, selbst nach dem Geständnisse der italischen Gelehrten, daß viele Deutsche an den Bauwerken Italiens, vom dreyzehnten bis funfzehnten Jahrhundert, durch Rath oder That bauen halfen in Mailand, Pisa, Florenz, Orvieto, Assisi u. s. w. Ihre Namen sind Johann Peter Fernach aus Freiburg (1391), Ulrich von Fissingen aus Ulm, Heinrich von Gmünd, ein gewisser Jakob auch Lapo (Jacopo?) genannt, arbeitete viel in und um Florenz. Der Glockenthurm zu Pisa wurde im Jahre 1174 von Bonano von Pisa erbaut, wobey auch ein Tyroler, Wilhelm von Inspruck (?) hülfreiche Hand geleistet haben soll.

Was nun folgt, bezieht sich beynahe durchaus auf die Bauverbrüderungen und andere mit ihnen in erwiesener oder muthmaßlicher Verbindung stehende Vereine, eine hochwichtige und in das Leben, die Ansichten und geistige Bildung des Mittelalters allerdings tief eingreifende Frage, für deren Beantwortung aber nach des Referenten Urtheil noch zu wenig feste Prämissen da sind; vor allem sollte man hiebey das Gewisse und Faktische ausscheiden, die Vermuthungen und Ausdeutungen verschieben, und hauptsächlich den Geist des Mittelalters nie aus den Augen lassen, auf daß nicht etwas gefolgert werde, was bey klarer Ansicht dieses letztern, wovon wir noch leider im Allgemeinen ziemlich fern sind, in sich zusammenstürzen muß. Referent bemerkt gleich jetzt, was er damit meine. Es sind Anzeichen und Gründe da, nach welchen Baumeister, so wie auch Mönchorden und andere christliche Orden gewisse Geheimlehren, Kenntnisse höherer, religiöser und philosophischer Art, das Verfolgen einer großen Idee, und Plane, die aufs ganze Geschlecht wirken, — manche unter ihnen wohl gar unsittliche, ja schändliche Grundsätze, gehabt, gelehrt und bewahrt haben sollen. Man beweiset das Daseyn sol-

cher in sich sehr verschiedenartigen geheimen Verbindungen aus Denkmalen, und aus noch fortwährenden geheimen Verbindungen, die, von jenen entsprungen, ähnliche Symbole, ähnliche Grundsätze, ähnliche Zwecke bewahren. Darüber stehen sich nun zwey Hauptansichten gegenüber. Die eine Partey spricht rücksichts- und schonungslos aus, was sie vertheidigen und was sie anklagen zu können glaubt, sie geht oft zu weit und thut sich selbst Schaden; aber man weiß nun doch, wohin sie will: die andere Partey ist sehr vorsichtig und umsichtig, sie fertigt uns mit einigen gnädigen Winken und Worten ab, das Beste behält sie zurück, sie wagt nur allgemeine Redensarten, deren schwankende Bedeutung am Ende keiner auf gleiche Weise auffaßt. Man halte uns dieses treuherzige Geständniß zu Gute, oder belehre uns eines Bessern! Herr Stieglitz scheint zu der zweyten Partey zu gehören; aber eben weil er sich nicht klar genug ausspricht, wird man ihm nicht leicht recht beykommen können. So viel geht aus vielen seiner Stellen hervor, daß er den Bauinnungen Ansichten über Religion zuschreiben möchte, die sich von den allgemein herrschenden des Volkes, und von jenen der im Mittelalter ungetrennten Kirche entfernten, daß er ihnen die Absicht beylegt, diese ihre sogenannten »geläuterten Kenntnisse und freyeren Ueberzeugungen« weiter zu verbreiten, heimlich, im Stillen, durch Bilder und Zeichen (von welcher Art diese sind, werden wir gleich hören), daß er sich endlich bemüht, die neue Gesellschaft der Freymaurer mit den Bauvereinen des Mittelalters, als ähnliche nichtkünstlerische, nicht werkmaurerische Zwecke verfolgend, in eine nähere und wesentlichere Verbindung zu setzen, als ihnen vielleicht zugesprochen werden kann. — Referent ist überzeugt, daß eine Untersuchung von so schwieriger Natur nicht ohne vielfache Verschmelzung mit verwandten Gegenständen abgehandelt werden konnte, was nicht im Plane des Verfassers lag; allein, da er einmal auf diese Zunftverwandtschaft viel Gewicht zu legen scheint, so hätten wir die Darstellung geordneter und folgerechter, vor allem aber mit triftigeren Beweisgründen ausgestattet gewünscht. Ohne (als zum profanum vulgus gehörend, quod oderunt et arcent) absprechen zu wollen, wird Referent des Verfassers Meinung, mit den eigenen entgegenstehenden Bedenken, kurz darlegen. Vor allem muß des Herrn Verfassers eben bezeichnete Annahme um so mehr auffallen, da die Baukunst ja eingeständlich im ganzen früheren Mittelalter von Geistlichen, von Bischöfen, Aebten, Mönchen geübt und geleitet wurde. So wie diese damals rohe Völker durch das Evangelium belehrten, ihre Länder durch Ackerbau urbar machten, so bewahrten sie auch die heiligen Keime aller Künste und Wissenschaften von Geschlecht zu Ge-

schlecht. Benedikt, Bonifaz, hoch zu preisende Namen, die unter den ersten Wohlthätern der Deutschen glänzen, machten demüthige und fromme Kunstausübung zur Pflicht des Ordens. Die baukundigen Aebte Egil und Rhabanus Maurus, die Mönche Ratgar und Racholf, beyde Baumeister, gingen aus dem Kloster Fulda hervor, andere aus Hirschau, Corvey, Hirschfeld, Trier, Mainz 2c. vorzüglich St. Gallen, dessen Baumeister Winidhar (930), Tutilo, Notker berühmt genug sind. — Auch späterhin konnte die Kirchen-Baukunst ja nur unter dem Einflusse, Schutze und mit Geld und Gut der Geistlichkeit bestehen und betrieben werden, da die deutsche Bruderschaft von Kaisern mit Freyheiten, von Päpsten mit Ablässen beschenkt wurde. Man führt hier die Konstitutionen und Statuten der Baubrüder an, namentlich die Yorker von 926, die aber nur in den eigenen Worten als Beweis aufgeführt werden sollte, was der Verfasser nicht thut; aber selbst das, was er daraus anführt, S. 189, scheint eher gegen ihn zu zeugen: »Jeder Bruder soll die Irrlehren meiden und des wahren Glaubens sich befleißen;« und die deutschen Gesellschaftsstatuten setzen unter andern fest, daß jeder Bruder jährlich wenigstens einmal zum heiligen Sakrament gehe. Worin bestand also der Unterschied der Religionsansicht, oder, nach des Verfassers Ausdruck »die geläuterte Kenntniß der Religion?« Der Verfasser scheint darin mit sich selbst nicht recht einig zu seyn: denn wenn er S. 56, 179, 188 die Ansichten der Bauinnungen denen der Kirche und des Volkes entgegensetzt, und Papst und Mönche als dem Aufkommen der Baukorporationen in England hinderlich darstellt (was übrigens von Deutschland und Italien zu keiner Zeit wird nachgewiesen werden können), so spricht er an vielen andern Orten, gleichsam vermittelnd, von dem frommgläubigen Sinne des ganzen Mittelalters, namentlich auch der Baumeister, und bezeichnet Zweck und Beschäftigung der Bruderschaft, wie Referent glaubt, sehr richtig und der Geschichte treu, ganz einfach in folgenden Worten: »Ein enggeschlossener Kreis gebildeter Männer, mitten in dem großen Ganzen der Welt, verwahrte wissenschaftliche Kenntnisse, vorzüglich Rechenkunst, Geometrie, Baukunst, die ohne diesen Bund bey der geringen geistigen Bildung des Volkes vielleicht verloren gegangen wären, wobey er sich bestrebte, überall das Gute zu befördern und nützlich zu seyn.« — Und schwerlich wird sich geschichtlich mehr als dieses nachweisen lassen. —

Ein zweyter, der Betrachtung würdiger Gegenstand ist der Beweis, der für diese Ansichten aus den Bildwerken und Symbolen gezogen wird. Gewiß ist, daß vieles aus der ältesten Zeit

durch Alexandriner, Neuplatoniker, die Gnosis, in die Vorstellungsart des Mittelalters, vor allem in seine bildliche Darstellungen überging, daß diesen wieder astronomische, astrologische, kosmische, wohl mitunter alchymische Ideen zum Grunde lagen, und daß dieses Streben, Altes und Neues, Antikes und Christliches in Religion, wie in der Kunst, in der Geschichte, wie in der Poesie zu parallelisiren, Aehnlichkeiten aufzufinden, Geheimes zu erforschen und das Unbegreifliche auf alle Art zu versinnlichen, als Grundzug im geistigen Leben des Mittelalters anerkannt werden muß, was diejenigen nicht läugnen werden, welche die Denkmale älterer deutscher und lateinischer Dichtkunst des Mittelalters, und seine Kunstwerke, auch von dieser Seite tiefer zu betrachten Gelegenheit haben. — Ist nun diese allgemeine Neigung zum Geheimnißvollen, die neben dem entschiedensten Katholizismus bestand, besonders im früheren Mittelalter nicht zu läugnen, so konnten und mußten auch wohl, ohne eine andere, als die herrschende Religionsansicht, die Bauverbrüderungen, die Baumeister, die Bauwerke von ihrem Einflusse nicht frey bleiben, aber diesen nachzuweisen, die Bedeutung der Bilder und Formen zu ergründen, möchte für immer schwer, ja unmöglich seyn. Dasselbe scheint von den, in den christlichen Orden eingeführten Symbolen zu gelten; und man darf nach einer Analogie aus dem fernen Alterthume, dessen tiefe Weisheit uns dunkle Bilder ahnen lassen, einen Schluß ziehen, daß oft das gemeinste und niedrigste irdische Bild die erhabenste und tiefste Bedeutung hatte. Dem mystischen Sinne der älteren christlichen Zeit entsprachen zur Bezeichnung des Höhern ähnliche Bilder, und so blieben sie theils durch die Lehre, theils durch Kunstüberlieferung und Gewohnheit späterhin fort und fort. Der Verfasser scheint hierin im Allgemeinen ganz dieser Ansicht zu seyn, wenn er in näherer Beziehung auf den Templerorden sagt: »Finden sich an »Kirchen und andern Gebäuden des Mittelalters Zieraten, die »als gnostische Symbole erscheinen, oder auf gnostische Lehren »deuten, so darf dieses nicht befremden, da nicht wenig Lehren »und Systeme der Gnostiker und ihrer orientalisch-platonischen »Philosophie in das Christenthum übergingen: doch würde man »zu weit gehen, alle solche Zieraten den Gnostikern zuzueignen: »viele dergleichen gebrauchten unstreitig die Künstler nur aus dem »in den ersten Zeiten des Mittelalters herrschenden Gefallen an »grotesken Verzierungen, um ihre Werke durch beliebte, sonderbare »Gestalten auszuzeichnen; allein die Befolgung ophitischer Grund»sätze in den Baubrüderschaften ist unerwiesen, ja sie läßt sich »um so weniger annehmen, da die Urkunden und Statuten jener »Brüderschaften den frommen Sinn derselben und ihre Anhäng-

»lichkeit an die christliche Religion beurkunden. — Ueberdieß ist »eine Verbindung der Tempelherren mit den Baulogen und temp»lerische Einmischung in dieselben noch sehr ungewiß, und wenn »sie ja statt fand, erst spät erfolgt. Vielmehr ist es wahrschein»lich, daß, waren dem Tempelorden und den Baubrüdern mehrere »Symbole gemeinschaftlich, dieses daher kam, weil die Tempel»ritter sich Baumeister zugesellten, die sie zur Errichtung ihrer »Kirchen und anderer Gebäude bedurften, so wie es aus der Ge»schichte erhellt. Herr von Hammer erwähnt (*Baphomet.* »p. 34) einen solchen Künstler, Anastasius, einen Laienbruder, »der von 1240 bis 1253 bey dem Bau der St. Wenzelskirche in »Prag thätig war und überdieß, in dem Zeitraume von funfzehn »Jahren, mehrere Kirchen und andere Gebäude der Templer auf»führte.« *) — Was nun die fraglichen Bildwerke an alten Kirchen und andern Gebäuden betrifft, so ist Referent der Meinung, daß bey weitem der größte Theil seltsamer Figuren und Zieraten,

*) Gegen die anderen Sätze des Herrn von Hammer wird wenig Neues oder Erhebliches vorgebracht. Wir setzen es, als zu unserer Untersuchung nicht gehörig, nur auszugsweise, kurz hieher. Der Verfasser bemerkt, der Ursprung und das Alter der Becher sey ungewiß, sie seyen wahrscheinlich alchymische Gefäße; der historische Beweis, daß die Templer der gnostisch-ophitischen Lehre zugethan, werde vermißt, das könne man auch schon deßhalb nicht annehmen, weil sie als christlicher Orden dem Papste und der Geistlichkeit unterworfen waren: gegen Herrn von Hammers Behauptung in Betreff der Bedeutung des gamma quadruplex, 卐, streite ein bey Albano tief unter dem Peperinsteine gefundenes, also uraltes, antikes Menschenbild von Thon, welches unter den Armen mit demselben Zeichen versehen sey. (Nicht das Menschenbild, sondern ein Thongefäß, welches eben da gefunden worden, hatte dieses Zeichen, s. v. d. Hagens Briefe III. 12). — Das Zeichen ♀ bedeute nach Sikler und Bellermann nicht den Phallus, sondern den Schlüssel der Weisheit, und die Schlange sey nicht Symbol der Sodomie, sondern der Lebenskraft (S. 238). Das G bedeutet auch Herrn Stieglitz das Wort Gnosis (S. 240), und er findet es besonders merkwürdig, wenn es im Fünfeck oder im Sechseck steht, wo es dann die Gnosis oder Erkenntniß bedeute, die aus beyden Figuren hervorgehe, aus dem Fünfeck die Erkenntniß der Flächen und der stätigen Verhältnisse, aus dem Sechseck die Erkenntniß der Körper und Würfelverhältnisse, womit auch die Säulen Jachin und Booz in Verbindung stehen. »Daß jedoch diesem, dem G ähnlichen Zuge« (so schließt der Verfasser) »noch eine höhere Bedeutung unterliegen kann, und er vielleicht die Linie ist, welche das Gesetz des Widerstandes zeigt, die aus dem Kreise nach mittleren Proportionalgrößen sich bildet, und die zugleich das Vorbild des Spitzbogens ist, kann hier nur angedeutet werden.«

theils aus römischen Denkmalen, wie die Masken an den Knäufen der Kreuzkapelle auf dem Odilienberge (690) und die zusammengewachsenen Thiergestalten (die συμπληγματα der Alten), *) theils aus Legenden und Geschichten, theils aus dem Volksleben, wie die so häufigen Jagden (an Gebäuden, Fenstergemälden, auf Pergamenten, Schnitzwerken ꝛc.), theils aus den von Mund zu Mund umgehenden Volkssagen, z. B. von Greifen ꝛc. (selbst Centauren waren dem Volke nicht unbekannt, wie die alten Volksbücher beweisen), theils endlich überhaupt aus dem Streben nach Abenteuerlichem und Wunderbarem ihren Ursprung genommen haben. So schwierig auch die Erklärung des Sinnes solcher Knauf- und Gesims-Bilder meistens ist, so ist doch aus den verständlicheren ein wahrscheinlicher Schluß auf das Gebiet erlaubt, aus dem die übrigen etwa ihre Deutung erhalten dürften. So fand Cotman (Architectural Antiquities of Normandy, Vol. I. tab. 9, 10, 11) die Darstellung des guten Hirten, die Geschichte des Falles von Jericho, Momente aus der normännischen Geschichte, — Herr Turner (Account of a tour in Normandy etc. 1820) Gegenstände aus bekannten Romanen, z. B. Alexanders Geliebte zäumt und sattelt den Aristoteles, Virgilius (der Zauberer) im Steigbügel hangend, Tristan, der auf der Klinge seines guten Schwertes liegend, die wüthende Flut durchschwimmt, am jenseitigen Ufer steht sein Hund, der vor einem Thurme Wache zu halten scheint, u. s. w. (Account V. II. p. 177). Am häufigsten sind jedoch Kämpfe mit Löwen, Drachen, Jagden, kinderfressende Ungeheuer ꝛc. Dinge, in welchen der regen und wilden Phantasie des frühesten Mittelalters der mannigfachste Spielraum geboten war. Darauf legt auch der Verfasser mit Recht an einigen Stellen besonderes Gewicht, wenn er gleich selbst in der Deutung der Figuren anderswo zu weit zu gehen scheint, z. B. da, wo er das Bild an dem nördlichen Eingange des Mainzer Domes als Dreyeinigkeit erklärt (S. 96, in der Anmerkung Nro. 72): Christus mit erhobener Rechten, in der Linken das Evangelium, sitzt in einem von zwey Engeln getragenen Langrund (gerade wie an dem Riesenthor zu St. Stephan in Wien, oder der Cathedrale zu Ely in England); über ihm sieht man den heiligen Geist als Taube. Zu beyden Seiten,

*) Der auch von dem Verfasser für den Hörnensiegfried gehaltene, auf einem Thiere sitzende Mann, in dem Dom zu Mainz (Seite 54 und Tafel XI. Nro. 5), dürfte wohl nichts als die Nachahmung eines alten Mithras seyn. Die Nibelungensage ward, sonderbar genug, selten oder nie Gegenstand der bildenden Kunst.

über den Gesimsen der neben der Thüre stehenden Säulen liegt ein Löwe. Der eine von diesen soll nun Gott den Vater darstellen, und der andere der Symmetrie wegen daseyn, die Säulen aber Jachin und Booz, das Positive und Negative bezeichnen. Dergleichen ganz unhaltbare Vermuthungen wünschte Referent aus einem sonst so tüchtigen Werke entfernt. Wie häufig sind nicht Löwen als Träger oder Hüter an alten Bauwerken, auf Knäufen, über Gesimsen, oder als Fußgestelle angebracht!

Nicht glücklicher scheint er zu seyn, wenn er in manchen Bildern Andeutungen sieht, daß die Bauleute ihre sogenannten helleren Erkenntnisse in Religionssachen, wie er sagt, weiter zu verbreiten und die herrschenden Mißbräuche zu rügen gesucht hätten. Die von ihm angeführten Bilder dieser Art sind: der an einer Sau säugende Jude zu Magdeburg, der Teufel und die Nonne zu Wezlar, die Mönchsköpfe in den Baumzweigen über dem Eingange der Marienkirche zu Zwickau, die Frösche und Eidechsen auf dem Geländergriffe der Kanzel bey St. Stephan zu Wien, die Darstellung auf einem Knaufe zu Basel *), die sich wohl auf eine Sage oder Legende beziehen mag, die häufig vorkommende Verkettung von Thieren, das bekannte, aber schon im Jahre 1635 zerstörte Spottbild im Straßburger Dom, welches von einem Steinmetze 1298 zur Parodirung des Meßopfers, des Chorgesangs, der Exequien, in die Kirche an einem minder zugänglichen Orte gesetzt worden seyn soll. Wir müssen annehmen, daß der Verfasser die auffallendsten und schlagendsten Beyspiele hier ausgewählt habe: wir sehen aber nicht, wie er ein anderes als das letzte zu seinem Beweise wird gebrauchen können, und auch bey diesem drängen sich allerley Zweifel und Bedenken auf, ob die Abbildungen, die uns mehrere Schriftsteller gegeben, auch treu sind, da es schon im siebzehnten Jahrhundert verschwand; ganz unbegreiflich ist, wie Bischof und Geistlichkeit dieses, wenn auch halb versteckte Spottbild durch mehr als dreyhundert Jahre nicht sollten entdeckt, oder es so lange haben bestehen lassen, hätte es wirklich ganz die angegebene Gestalt gehabt und als Verspottung der kirchlichen Gebräuche

*) Er gibt eine Abbildung Tafel XII. Nro. 1, 2, 3. Zwey Personen, wovon die eine ein langes Kopftuch hat, sind zusammengebunden und scheinen quer über an einem Baume zu hangen; auf der andern Seite tödtet ein bärtiger Mann ein Thier mit seiner Keule; die dritte Seite zeigt wieder einen in der Luft schwebenden Menschen, vor ihm steht die weibliche Figur mit dem Kopftuche, wie es scheint die Hände faltend. Unten sind Lilienzierden angebracht.

gelten können. In einem Kloster zu Tarragona in Spanien findet sich nach Delaborde (Voyage pittor. Livr. 8) eine ähnliche, aber doch weit weniger anstößige Knaufverzierung, wo eine Katze von Ratten zu Grabe getragen wird: vielleicht war das Straßburger Bild ein zwar eben so derber, aber auch gleich argloser Einfall. Aber auch die angebliche Richtigkeit der Darstellung zugegeben, erkennt man mehr nicht, als einen Beweis von Muthwillen eines Einzelnen, der in der Derbheit der Zeit seine Entschuldigung, und auch außerhalb der Baukunst häufige Belege finden mag. Der Verfasser kennt die Denkmale anderer Kunstzweige des Mittelalters (Gemälde, Schnitzwerke, vorzüglich Pergamentbilder) zu gut, als daß ihm die Beobachtung ähnlicher Dinge darin entgangen seyn sollte. Sind alle solche muthwillige Possen Beweise einer besondern Erleuchtung, so müßten auch die meisten Pergamentmaler zur Brüderschaft der Maurer gehört haben; was doch zu weit führen möchte. So z. B. kennt Referent eine prächtige Pergament-Handschrift von einer französischen Legende des heiligen Adrian aus dem funfzehnten Jahrhundert, mit herrlichen Randmalereyen, deren ganz unschickliche Gegenstände, die ebenfalls den Text zu parodiren scheinen, ihn auffallend an jenes Spottbild zu Straßburg erinnerten: Thiere in den verschiedensten menschlichen Verrichtungen und Kleidungen, eine spinnende Sau, ein Hund und eine Katze, die eine Bahre tragen, in welcher ein Hahn sitzt, ein Affe mit einer Kapuze, rc. — Wer würde diesem Maler aber auch nur die entfernteste Absicht oder das Bestreben zur Last legen, die Lehren einer Brüderschaft unter das Volk zu verbreiten? Das ist eben der Charakter des Volkslebens, jetzt wie in alter Zeit, daß es dem, was ihm ehrwürdig und heilig ist, in Sage und Lied und Bild auch scherzhafte Seiten abzugewinnen und in seinen niedern Kreis, den einzigen, der ihm zugänglich ist, herabzuziehen weiß.

Der Verfasser nimmt, mit den meisten Gelehrten, an, daß die Bauvereine des Mittelalters den römischen Baukorporationen ihren Ursprung verdanken. S. 179. »Diese fanden sich in jedem »von den Römern eroberten und zu einer Provinz oder Kolonie »umgeschaffenen Lande ein, wo sie, zur Erbauung der Tempel »und anderer öffentlichen Gebäude nothwendig, zugleich die Kul»tur des Landes beförderten (?). Diese Verbindungen dauerten »bis in späte Zeiten fort, und als Rom durch Kriege und Erobe»rungen fremder Völker steten Unruhen ausgesetzt war, fanden »sie in Konstantinopel unter den Byzantinern eine günstige Auf»nahme. Von hier verbreiteten sie sich ins Abendland und wurden »überall auf das mächtigste unterstützt, weil man die Meister,

»wegen ihrer Wichtigkeit und Nothwendigkeit bey großen Bauen, »nach Würden zu schätzen wußte.« — Referent ist ganz einverstanden, in Hinsicht auf das Daseyn dieser Vereine in Rom und seinen Kolonien, und läßt das Uebrige als wahrscheinliche, jedoch unerwiesene, Vermuthung des Verfassers gelten: doch muß er gestehen, daß ihm gerade bey diesen Collegiis fabrorum gar manches dunkel und wenig begründet scheint, und man sich sehr irren würde, die auf Steinschriften so oft erwähnten Collegia fabrorum, quibus ex S. C. coire licet (z. B. bey Gruter CCCCXXXII. 1.) gerade für Baumeisterzünfte, und die Zeichen auf Grabsteinen, die den Bauwerkzeugen gleichen, so leichthin für ihre Symbole zu erklären, die oft nichts als Maurerkellen und Hauen (Asciae) sind, worüber wir hier auf Muratori und Gruter verweisen können. — Referent hat keine einzige Steinschrift mit dem Worte Collegium Caementariorum auffinden können, und die von dem Verfasser (S. 209) angeführte Inschrift, die man zu Chichester in Sussex bey der Grundgrabung zu einem Gebäude gefunden hat, und welche ein Collegium fabrorum erwähnt, beweiset weder, daß diese fabri Baumeister gewesen, noch daß sie den Tempel des Neptun und der Minerva erbaut haben; sie sagt nur: de suo dedicaverunt, was eben so wohl gilt, wenn sie ihn von ihrem Gelde haben aufführen lassen, sie mögen gewesen seyn wer sie wollen. — Die häufig vorkommenden Collegia fabrorum sind gewöhnlich dann erst mit den Handwerksnamen näher bezeichnet, als: Collegia fabrorum tignariorum, ferrariorum, navalium: sie sind sehr häufig in Verbindung mit den Centonariis (niemals mit Caementariis) und Dendrophoris, wovon diese vielleicht Zimmerleute (?) jene aber eine Art uns wenig bekannter Handwerker zu seyn scheinen, die Lappen und Tücher (centones) zusammenfügten, womit man unter andern die Schiffe am Hintertheil zu überziehen pflegte, anderer Bedeutungen, die man bey den Lexikographen und bey Muratori findet, zu geschweigen. Das Daseyn römischer Bauzünfte in und außer Rom ist indessen nicht zu läugnen, da auch alle übrigen Handwerke ihre geschlossenen Innungen, Collegia, Corpora hatten, die das Recht hatten, sich zu versammeln, z. B. die Tiberfischer, quibus ex S. C. coïre licet (*Gruter* p. CCCXI), die Weinhändler in Lyon, corporibus Lugduni licite coëuntibus (*Gruter* p. CCCCXXXI). — Die eigentlichen Baumeister mögen wohl in dem Collegium Aedilium zu suchen seyn, und als Baudirektor könnte man z. B. den Aedilis duumvir praefectus fabrûm (bey Muratori p. DCCXXXVI. 7) betrachten. — Ganz unerwiesen scheint dem Referenten übrigens die Identität der in Rom so ver-

schrienen Mathematici mit den römischen Bauzünften. — Mag auch die englische Baubrüderschaft aus diesen römischen Vereinen schon nach dem Abzuge der Römer im fünften Jahrhundert entstanden, und dann durch die Yorker Bau-Konstitution 926 zu einem festen Körper gediehen seyn, so scheint Referenten doch das Alter der Entstehung einer förmlich organisirten Baubrüderschaft in Deutschland sehr ungewiß, wenn man nicht aus dem bloßen Zusammenberufen der geschicktesten Meister zu diesem oder jenem Kirchenbau darauf schließen will. Die erste bestimmte Anzeige von einem solchen Bunde geschieht 1275 zu Erwins Zeit, wo eine nach englischer Art befreyte Maurerey gestiftet wurde, deren Statuten aber erst 1459 zu Stande kamen, wo die vier Haupthütten Straßburg, Wien, Köln, Zürch, jede mit mehreren Nebenhütten, eingesetzt und der Werkmeister vom Straßburger Dom als jedesmaliger Großmeister der Brüderschaft in Deutschland anerkannt wurde. Dieses Verhältniß bestand bis zum Jahre 1707, wo die Verbindung der deutschen Bauhütten mit Straßburg, das in den Händen der Franzosen war, aufgehoben wurde. Seit dem Jahre 1731 verschwanden auch die übrigen Hütten Deutschlands und die Werkmaurerey ging nach und nach zu Grunde, die schon früher durch die Einführung der neu-italischen Bauart in ihrem innersten Wesen erschüttert war. — Wortzeichen, Gruß, Handschenk, dieß waren ihre Erkennungszeichen: Zirkel, Winkelmäß, Richtwage ihre Symbole, die jetzt von den Freymaurern moralisch gedeutet werden. — Die Steinmetze, deren jeder sein besondres Zeichen (ähnlich den Malerzeichen, doch keine eigentlichen Monogramme) führte, verehrten besonders die vier gekrönten christlichen Steinmetze, welche, nach der Legende, unter Tiber, weil sie sich weigerten, einen Heidentempel zu bauen, gemartert wurden. (Referent sah ein altdeutsches Bild mit dieser Darstellung zu Klosterneuburg.) — Zu den symbolischen Ideen der Baumeister gehört auch der Salomonstempel und dessen zwey Säulen, Jakin und Booz, Stärke und Weisheit. Diese findet man mit ihren Namen bezeichnet im Würzburger Dom, und Referent wagt die Vermuthung, daß eine ähnliche Idee auch bey manchen Kircheneingängen zum Grunde liege, wo die zwey vordersten Säulen größer als die übrigen, und eine von der andern verschieden gebildet sind: solches bemerkte er zu H. Kreuz, und an manchem kleinen Kirchlein.

In den Nachträgen werden die Werke, die während des Verfassers Arbeit erschienen, und noch einige alte Gebäude berührt, am Schlusse aber Nachricht gegeben über ein wichtiges Manuscript des siebzehnten Jahrhunderts, mit Bauregeln und Messungen,

die, wie es darin heißt, nie beschrieben, sondern nur von den Meistern in ihrer Folgerung erhalten wurden. Die Schrift enthält die Namen aller Theile der altdeutschen Kirchen, und eine Anleitung zum Kirchenbaue jenes Styles; sie scheint, ihrer Jugend ungeachtet, sehr wichtig, und verdiente wohl mit allen Zeichnungen bekannt gemacht zu werden. Dadurch wäre wieder ein Schritt gethan zur Erforschung der wahren Grundsätze, die nur durch Vergleichung und Anwendung klar werden, und eine Wiedererweckung dieses alten Kirchenbaustyles erleichtern können, wozu Costenobles schätzbares Buch, Mollers Riß des Kölner Doms, und Rhode's beherzigenswerthe Worte über die ganz vergessenen Bauregeln des Rivius (in dieser Jahrbücher vorigem Bande) bereits den Weg sehr lehrreich angedeutet haben.

Die Zeichnungen zu den vier und dreyßig Kupfertafeln sind sämmtlich von der Hand des Herrn Verfassers, und zwar größtentheils nach der Natur und eigenen Messungen, wie z. B. die Kirche von Memleben (Tafel VII bis X), andere aber aus d'Agincourt und andern, zum Theil berichtigt, mitgetheilt. Die Stiche sind rein und fleißig von verschiedenen Künstlern, Hüllmann, F. Richter, Schwarz, Frosch, besorgt, theils in Umrissen, theils ausgeführt: letztere, die meistens prospektartig, als Mitteldinge zwischen malerischer Auffassung und architektonischer Wahl, weder das Anziehende der ersten, noch die strenge Klarheit der zweyten erreichen, haben dem Referenten weniger gefallen; eben so schien ihm auch das in der Natur wirklich schöne Bildniß Pilgrams, des Baumeisters des oberen Theils des Stephansthurmes, im ausgeführten Stiche nicht ganz gelungen.

2. Herr Büsching hat früherhin größtentheils in einzelnen Abhandlungen und Beurtheilungen seine Ansichten über die Geschichte der altdeutschen Baukunst ausgesprochen: diese zerstreuten Aufsätze faßt er hier, der Hauptsache nach, in einem kleinen, für Vorlesungen bestimmten, Werkchen zusammen. Seine Absicht ist dabey vorzüglich die Widerlegung derjenigen, die den Ursprung der älteren Baukunst aus Byzanz herleiten, und ihr folglich die Eigenthümlichkeit nehmen zu wollen scheinen. Da er Herrn Stieglitz gänzlich entgegen ist, wollen wir zuerst Herrn Büschings und dann des Herrn Stieglitz Beweise für ihre Sache, dann auch unsere eigene Ansicht kurz darlegen.

Daß Herr Büsching (S. 12) die gesammte mittlere Baukunst in zwey Hauptstyle abtheilt, in den Rundbogenstyl, der von Karl dem Großen bis ins zwölfte Jahrhundert vorherrschte, und in den Spitzbogenstyl, der vom dreyzehnten

bis ins sechzehnte Jahrhundert ausgeübt wurde, findet Referent gut und zweckmäßig; doch muß es uns auffallen, wenn der Verfasser in dem gleich darauf folgenden diese beyden Arten so verschmelzt, daß er die Deutschheit der ersten wie der zweyten Art mit Gründen beweisen zu wollen scheint, die doch offenbar nur auf die zweyte Art anwendbar sind. Diese Gründe sind ihm: daß Italiener selbst von einer Architettura tedesca in ihren Ländern reden (S. 8, 15), daß Fremde die herrlichen deutschen Münster angestaunt, und sie in ihren Landen nachgeahmt haben (S. 16), daß diese Bauweise auf solche Art in ganz Europa verbreitet worden sey (S. 17, 18). Alle diese Sätze gehen gewiß nur auf den späteren Baustyl, welchem wir auch die deutsche Ausbildung gar nicht anzufechten gesonnen sind, aber nicht auf den früheren, den Herr Büsching bestimmt auch als einen deutschen bezeichnet, folglich als deutsche Eigenthümlichkeit aufstellen möchte (S. 15).

Die Benennung: sächsische Bauart, welche Herr Büsching nach dem Vorgange der Engländer dieser früheren Weise mit runden Bogen ertheilt, sehen wir als einen Versuch an, ihr wenigstens einen Schein von Deutschheit zu retten; sie reicht aber nach unserm Dafürhalten nicht aus; denn ist es zu erweisen (was nicht schwer seyn dürfte), daß die meisten Länder Europa's, Italien und Gallien, Spanien, England ꝛc. diesen Styl so früh und früher als Deutschland, als den herrschenden kannten und hätten, so bleibt dieser Name wieder für Deutschland eben so bedeutungslos wie für andere Länder, nur mag er für England insbesondere zur Bezeichnung seines Alters einen nationalen Grund haben: denn die sächsischen Kaiser können für Deutschland zu dem Namen nicht berechtigen, weil der Styl lange vor ihnen, und in großen herrlichen Gebäuden auch lange nach ihnen angewandt wurde. Auch soll dieses Wort nach dem Wunsche des Herrn Verfassers nicht so streng gerichtet werden, und nur das verhaßte »Byzantinisch« entfernen: es darf aber eben darum sich keine allgemeine Aufnahme versprechen. — Noch weniger können wir dem Verfasser beystimmen, wenn er, um die Deutschheit dieses Rundbogenstyls zu erweisen, als charakteristische Merkmale aufführt: das Kreuzgewölbe und die länglichviereckige Kirchenform: auf ersteres wird das größte Gewicht gelegt, Seite 24: »Und diese Kreuzgewölbe »sind es, was stets zu wiederholen und worauf der hauptsächlichste »Nachdruck zu legen ist, wodurch sich die altdeutsche Baukunst »in ihren beyden Abtheilungen von allen andern Bauarten aus- »zeichnet; sie sind es, welche diese Baukunst zu einer eigenthümli-

»chen erhoben, und ihr den Stempel der Ursprünglichkeit, von jeg»licher Nachahmung entfernt, aufdrückten.«

Referent hat sich lange vergebens bemüht, sich von diesem, schon früher von Büsching ausgesprochenen Satze zu überzeugen; denn es war ihm auffallend, daß man nicht zugleich auch das Alter des Kreuzgewölbes bestimmt nachzuweisen versuchte, wodurch man den Römern den Gebrauch desselben kühnlich hätte abläugnen können. Endlich fand aber Referent gerade das Gegentheil, nämlich, daß schon im zweyten Jahrhundert in den Thermen und andern Gebäuden zu Rom das einfache Kreuzgewölbe angewendet wurde, wie dieß die noch bestehenden, ursprünglichen Bedeckungen der Pinacotheken in den Thermen des Vespasian, des Titus, des Diokletian, des Tempels des Friedens zur Genüge darthun, und ein Blick in die Werke über die römischen Thermen lehrt, deren Decken ja durch die punktirten Kreuzlinien deutlich das Kreuzgewölbe verrathen. Dieser Umstand ward dem Referenten durch die Versicherung eines gelehrten, durch vieljährige Erfahrung mit diesen alten Gebäuden vertrauten Baumeisters mündlich, und gleich darauf durch Herrn Mollers Text, in den Beyträgen zur Kenntniß der deutschen Baukunst, schriftlich bestätigt.

Der Einwand, den Herr Büsching S. 25 macht, daß ein einzelnes Kreuzgewölbe vor der von ihm so genannten sächsischen Bauart ihm nichts gegen seine Annahme beweise, findet nicht statt, da die Bauart, die in den ersten Jahrhunderten des Christenthums in Italien geübt wurde, auch gewiß in alle römischen Provinzen überging, und doch angenommen werden muß, daß die Deutschen im Mittelalter, wenn sie diese Bauweise schon von den Römern gebraucht vorfanden, solche auch von ihnen angenommen haben. Wie in Rom, so war gewiß auch in Hispanien, Gallien und dem südlichen und westlichen Germanien dieselbe Art zu bauen herrschend. Gegen die römischen und von daher entstandenen Baue also wird das Kreuzgewölbe seine deutsche Ursprünglichkeit schwerlich behaupten können: aber auch selbst die Behauptung (S. 23), daß alle Kirchen des östlichen Römerreiches ausschließend mit Tonnengewölben bedeckt waren, möchte sich nicht ganz durchführen lassen, wenn gleich hierüber das Urtheil bey unserer Unbekanntschaft mit griechischen Kirchen erschwert ist. Wenigstens hat die nach dem Muster der Sophienkirche erbaute Markuskirche in Venedig das Tonnengewölbe mit dem Kreuzgewölbe vermischt.

Das zweyte Kennzeichen, wodurch sich die ältere deutsche Kirchenbauart ankündigen soll, ist die länglich-viereckige Kreuzform der Kirchen, wobey es aber dem Verfasser selbst

weniger um den Beweis zu thun seyn kann, daß diese Form ächt deutsch sey, indem er den Ursprung aus den römischen Basiliken zugibt (S. 33, 35), als vielmehr darum, zu zeigen, daß sie sich von der neugriechischen Kirchenform unterscheide, welche ein griechisches (T förmiges) Kreuz im gleichseitigen Viereck beschreibt, das mit Kuppeln bedeckt ist. Hierin stimmen wir dem Herrn Verfasser, wenn von der Mehrzahl der Fälle die Rede ist, bey, und in so fern man annehmen muß, daß die Sophienkirche oft als Muster nachgeahmt worden. Allein darf man deßhalb diese Quadratform als allgemeinen Charakter der byzantinischen oder neugriechischen Kirchenbaukunst annehmen? Die älteste Sophienkirche, welche Konstantin erbaute, war, wie mehrere von ihm erbaute Kirchen in Konstantinopel, länglichviereckig, δρομικη, forma oblonga, seine Kirche in Jerusalem, die Αναϛασις oder Basilica resurrectionis am heiligen Grabe, hatte, nach Eusebius, eine ähnliche Form, und wir sehen nicht ein, warum diese erste Kirchenform durch Justinians Sophienkirche im Osten sollte so verdrängt worden seyn, daß nicht auch später sich noch manche der älteren Art erhalten haben, oder neue dergleichen entstanden seyn sollten? In Deutschland finden sich, wie der Herr Verfasser richtig bemerkt, nur wenige und unvollkommene Beyspiele dieser Quadratform und des griechischen Kreuzes an Kirchen aus der Zeit des Rundbogenstyles, aber wohl komme die Gestalt des griechischen Kreuzes auch in Deutschland an Kirchen der sogenannten schönen deutschen Baukunst vor (S. 47), ein Umstand, der allein schon vermuthen läßt, daß jene Unterscheidung der beyden Kreuzformen wohl nie so streng befolgt worden, und sich diese nicht selten aus ganz zufälligen Ursachen des Anbaues, der Vergrößerung rc. erklären lasse. Indessen, die gewöhnlichste Form der deutschen Kirchen ist unstreitig das Langviereck, aber diese und das lateinische Kreuz haben sie ja mit mehreren der allerältesten Kirchen Italiens gemein, und sie erscheint in Frankreich so vorherrschend, daß z. B. Turner unter den äußerst zahlreichen Kirchen der Normandie nur eine, die zu Ecouis, fand, die nach dem Grundplane eines griechischen Kreuzes gebaut ist (II. p. 64). Aber eben wegen dieses fast allgemeinen Vorkommens des Langvierecks, auch außer Deutschland, scheint es ganz unzuläßig, diese Form gerade als eine deutsche aufzustellen. Man sehe nur z. B. die St. Michaelskirche zu Pavia, deren Entstehung der Zeit der Lombardenkönige angehört (bey d'Agincourt, Livr. IV. pl. XXIV. Nro. 7); der Grundriß zeigt ein Kreuzgewölbe, der Aufriß ein hohes Schiff, niedrige Abseiten, die Form des lateinischen Kreuzes, kleine rundbogige Fenster, und zwischen die-

sen Strebepfeiler; selbst die Thürhallen mit den Stäben, die sich oben rund schließen und mit allerley Schmuck geziert sind, gleichen den Werken, wie sie bis ins zwölfte Jahrhundert, aber schwerlich schon vor der Entstehung dieser Kirche in Deutschland angewandt wurden. — Wenn aber diese Kreuzform nicht schon in früherer Zeit in Italien allgemein gewesen, so scheint uns der Grund, wie auch Herr Hundeshagen irgendwo annimmt, darin zu liegen, daß der an Ideen arme, zur Ausführung weniger geschickte Baukünstler lieber das, was er aus dem kunstreichen Heidenthume vorfand, Tempel, vorzüglich Basiliken, seit Konstantin, dem christlichen Gebrauche anpaßte, um sich die Mühe und Gefahr eines neuen, seine Kräfte übersteigenden Baues zu ersparen. Die Basilikenform ist ohne Zweifel auch in den römischen Provinzen lange Zeit die herrschende gewesen; finden wir ja in Deutschland (zum Theile gerade in reichen Römerstädten) an der Kirche zu St. Emmeran und der alten Schottenkirche zu Regensburg, und an der Kastorkirche zu Koblenz u. a. die Gestalt einer Basilika, welche schon an sich, wenn gleich zufällig, auf die Form des lateinischen Kreuzes führen konnte, dessen Kopf in der Tribunia, die lange Seite aber innerhalb der beyden Portikus anzunehmen ist. Und gewiß nicht ohne Grund erhielt sich, bis tief ins Mittelalter hinein, der den römischen Ursprung deutlich verrathende Name: Basilica, in Urkunden Deutschlands, zur Bezeichnung einer Kirche. — Also auch hier müssen wir die Frage wiederholen: Was berechtiget uns, die ältere Art des Kirchenbaues, die in ganz Europa dieselbe war (wenigstens so weit unsere Kenntniß von gallischen, spanischen und anderweitigen Gebäuden reicht), geradezu eine deutsche zu nennen? Es scheint eben so wenig Grund dazu vorhanden, wie zu dem Worte Byzantinisch. —

Mit den übrigen Sätzen des Herrn Büsching sind wir größtentheils vollkommen einverstanden, über die Ausbildung des eigentlichen (schönen) deutschen Styles (wo aber freylich die englische Hypothese für Entstehung des Spitzbogens aus in einander gereihten Bogenstellungen nicht genügt); über die achteckige Gestalt der Kirchen (S. 38), über das Wenige, was er aus verläßlicher Quelle, wie es scheint, über die Bauverbrüderungen des Mittelalters anführt: denn auch hier wird S. 38 angedeutet, daß ihre Geheimlehren bloß die Kunstausübung betrafen, daß sie die Symbole der alten Welt nur in Hinsicht auf Formbildungen bewahrten, und bey so entschieden christlichem Streben (vielleicht unbewußte) Ueberlieferer heidnischer Lehre und Wissenschaft gewesen sind (S. 76).

Hören wir nun, wie Herr Stieglitz seine Benennung

»Byzantinisch, Neugriechisch« rechtfertigt, die er durch sein ganzes Werk gebraucht, um die bis ungefähr in die Mitte des zwölften Jahrhunderts mit mehr oder weniger Verschiedenheit übliche Bauart zu bezeichnen, deren Hauptkennzeichen er bey Kirchen in der länglichen Gestalt, in zirkelrunden Bogen sowohl an Thür- und Fensteröffnungen, als an Gewölben findet. — Die Gründe, die er anführt, sind beyläufig folgende: Byzantiner haben die Kunst seit den frühesten Zeiten des Mittelalters vorzugsweise ausgeübt, und sie um Konstantins Zeit, vorzüglich aus den Schulen Konstantinopels, ins Abendland übertragen. Auch in den Morgenländern sollen Griechen zum Moscheenbau gebraucht worden seyn, und Abdurhaman III. habe den Pallast seiner neugebauten Stadt Zehra in Spanien nach einem Plane aufführen lassen, den griechische Künstler in Konstantinopel entworfen. Die Sophienkirche sey das Muster geworden, nach welchem Griechen in allen römischen Ländern Kirchen aufgeführt haben. Auch später noch werde bey mehreren deutschen Gebäuden ausdrücklich gesagt: sie seyen von Griechen erbaut, so von der Kirche zu Paderborn: per graecos operarios constructam capellam per Geroldum consanguineum et signiferum Caroli magni (S. 50). In Frankreich sollen unter Karln dem Kahlen griechische Baumeister gearbeitet haben; durch die Ottonen, von welchen Otto II. mit Theophania, der Tochter des griechischen Kaisers Romanus vermählt war, und unter welchen ganz gewiß griechische Bildung in Deutschland Eingang fand, möge manches Griechische auch in die Baukunst übergegangen seyn (S. 50). So wie die Neugriechen es waren, durch welche alle Kultur ins Abendland gekommen, so habe auch Ulfilas von ihnen seine Schrift entlehnt, so habe Karl der Große Sänger und Gesänge aus Konstantinopel nach Gallien gerufen. — Referent hätte gewünscht, einige dieser Beweise von dem Verfasser näher beleuchtet, und aus Quellen erwiesen zu sehen, z. B. die Verbreitung griechischer Künstler aus Konstantinopel, ihre Theilnahme an arabischen Bauwerken, das Daseyn griechischer Baumeister unter Karl dem Kahlen: diese Anführungen hätten eben so gewissenhaft belegt und durch einzelne Fälle dargethan werden sollen, wie der Verfasser dieß gewöhnlich zu halten pflegt. Ulfilas griechische Schrift scheint dem Referenten das, was der Verfasser will, nicht zu beweisen. Er konnte als Gothe in Mösien, als Nachbar der Griechen, mit denen er als Gesandter am Hofe von Konstantinopel in unmittelbarem Verkehr und beständiger Berührung stand, nicht leicht eine andere Schrift, als die, welche er in jenen Gegenden fand, die griechische, zu seinen

gothischen Werken anwenden. Wäre er Italien näher gewesen, er hätte vielleicht den römischen Schriftzügen den Vorzug eingeräumt. Aber auch in seinem griechischen Alphabet finden sich nicht nur einige römische, sondern auch Runenzeichen: — Karl der Große aber stand wegen der Kirchenmusik nicht sowohl mit Byzanz als vielmehr mit Rom in beständigem Verkehr, dahin sandte er Kleriker zum Unterricht, und von daher schickte ihm Adrian Sänger nach Gallien (s. *Sigeberti* Chron.). — Der Verfasser hätte außer diesen allgemeineren Anführungen noch manches beybringen können, was uns hindert, den Einfluß der Kunst von Byzanz her ganz und gar abzuweisen. Hieher gehört der im Mittelalter ungemein lebhafte Handelsverkehr, der nicht nur zur See, sondern auch auf dem Festlande, von Byzanz durch Mösien, Ungern, Oesterreich nach dem übrigen Deutschlande ging, und dessen Bedeutenheit urkundlich erhärtet ist. Hieher gehört besonders in Beziehung auf Oesterreich unter den Babenbergischen Fürsten die stete Verbindung mit dem Hofe zu Konstantinopel. Markgraf Heinrich II. († 1172) war mit Theodora, der Tochter Kaiser Emanuels, Leopold, sein Sohn, mit der ungrischen und mit Byzanz verwandten Helena, Leopold der Glorreiche und Friedrich der Streitbare, beyde mit den griechischen Kaisertöchtern Theodora und Sophia vermählt. Hier müssen wir auch an die Kreuzzüge mehrerer der österreichischen Fürsten erinnern, unter welchen Leopold der Glorreiche, nach der Erstürmung von Ptolemais heimkehrend, nicht nur griechische Bilder und Reliquien in sein vielgeliebtes Stift Lilienfeld in Oesterreich verehrte, sondern auch in Klosterneuburg eine prachtvolle, unter dem Namen der Capella speciosa bekannte Marmorkapelle erbaute, von welcher ausdrücklich gesagt wurde, er habe sie nach der von ihm im Orient gesehenen Bauweise aufführen lassen; ihre Form ist länglich-viereckig, aber vorne mit einem vollkommenen Achteck als Sacrarium versehen. — Diese und noch andere Spuren verdienen allerdings bey unserer Untersuchung volle Beherzigung, und müssen zu weiterem Nachforschen aufmuntern. So wahrscheinlich aber daraus wird, daß einzelne Länder und Orte von östlichem Einflusse auf die Kunst nicht frey blieben, so unrichtig und gezwungen scheint diese Annahme im Allgemeinen. Warum heißt man uns die Anfänge und die Heimat der Baukunst, und zunächst der Kirchenbaukunst Deutschlands anderswo als da suchen, von wannen es seine erste Lehre, seine Kultur, seinen Anbau erhielt, von dem schon früher christlichen Italien und dem reichen, und an Kultur weit überlegenen Gallien aus. Mit dem Christenthume drang

ja von Süden und Westen her der Keim eines neuen Lebens immer weiter nordwärts vor, und mit diesem auch die zum Städte- und Kirchenbau unentbehrliche Baukunst, die unter den Händen der Verbreiter des Christenthums gewiß ihr Vaterland nicht verläugnete. Dieß sehen nun wohl auch die Vertheidiger der Deutschheit so gut wie die Anwälte der Byzantiner ein; so gibt Büsching die römische Grundlage und den Einfluß der römischen Pflanzstädte in Deutschland (S. 27, 44) wohl zu, er verkennt nicht, daß selbst zu Karls des Großen Zeit die bürgerliche Baukunst noch einen ganz römischen Charakter hatte (S. 30), wenn er gleich ohne Grund die Kirchenbaukunst davon ausschließt; und auch Herr Stieglitz ist an vielen Orten der Meinung, daß die Baukunst, wie alle andere Künste, am Schlusse der antiken Zeit (um 500) im Osten wie im Westen in Grund und Form auf gleicher Stufe stand; daß Italien noch immer seine roheren Besieger an Kunstfertigkeit übertraf, und er erinnert hiebey sehr richtig an die völlige Aehnlichkeit des Münzschlages im byzantinischen, wie im westlichen Römerreiche. (Wir setzen hinzu: Auch in der Uebereinstimmung fränkischer und westgothischer Königsmünzen mit den römischen derselben Zeit kündigt sich diese klägliche Einförmigkeit der Kunst in Europa an.) Warum also sollen wir alle Kunst aus dem fernen Byzanz holen? Liegen uns ihre Denkmale nicht nahe genug am Rhein und an der Donau, den uralten Gränzhütern Germaniens, an jenen Stellen, wo zahlreiche, bis jetzt nur zu sehr verwahrloste, Trümmer das Daseyn der Römer und ihrer Pflanzungen bis tief ins Mittelalter hinein verkünden, wo täglich neue Funde zu Tage kommen, deren Bedeutenheit auf die frühere Größe, bevor noch achtzehn Jahrhunderte über sie hinweggeschritten, schließen lassen. Aber bey weitem herrlicher noch muß das alte Gallien, selbst mitten unter den Gräueln der Völkerwanderung in seinen Denkmalen gestanden seyn, und es ist zu bedauern, daß die neueste Zeit dort noch mehr als die rohesten Jahrhunderte gegen alles Alte gewüthet zu haben scheint, so daß nach neuen Berichten sowohl die schönsten Römerdenkmale als auch die ehrwürdigsten Reste alter Klöster und Kirchen ein Raub der Habsucht geworden sind, und noch werden, daß, um aus Vielem Einiges zu erwähnen, die Trümmer der von vierzig Thürmen umgebenen Römerstadt Autun (Augustodunum) zum Bauen verbraucht, daß Karls des Großen Burg bey Lyon fast vernichtet ist, daß die Abtey Clügny und die Karthause zu Grenoble zu Ruinen geworden, und zahllose alte Kirchen im südlichen Frankreich niedergerissen sind *).

*) Mylius malerische Fußreise durch das südliche Frankreich.

Aber trotz der Zerstörungswuth (welche an den Kirchen meist zwey Mal geübt wurde, von den Hugenotten und während der Revolution), bleibt der Reichthum Frankreichs an Denkmalen des Alterthums und der mittleren Zeit noch immer außerordentlich, und ihre Bekanntmachung auch durch Montfaucons, Caylus, d'Agincourts, Millins, Delaborde's fleißige Werke lange nicht erschöpft. Welche herrliche Reste aus römischer Zeit zeigen nicht des Letztern »Monumens de la France!« deren neun Hefte fast ausschließlich den Römerdenkmalen zu Orange, Lyon, St. Remy en Provence, Autün, Nismes, St. Chamas (en Provence), Riéz, Vienne, Arles, Arroux, Besançon, Cüssi, Doué, Aix gewidmet sind. — Es wäre ungereimt, diesen Denkmalen allen Einfluß in dem nach Italien am frühesten gebildeten christlichen Lande auf die Kirchenbaukunst und ihre Verbreitung nach Westen hin gegen die Geschichte abzuläugnen.

Eben so darf auch das nahe, und durch die Kaiser sowohl als durch bischöfliche Sprengel, z. B. den Stuhl von Aquileja und sonst auf vielfache Weise in ununterbrochener Verbindung mit Deutschland gestandene Italien mit großem Rechte hiebey in Anschlag gebracht werden. Hier ward ein Samen gestreut, der in alle Länder Europa's getragen wurde, wir meinen die Stiftung geistlicher Orden, die Gründung von Kirchen und dadurch bewirkte Verbreitung des Christenthums. Entscheidend wirkte hier der Orden des heiligen Benedikt, wie auf Bekehrung des halben Nordens, so auch auf den Kirchenbau. Erwägt man die ungeheure Verbreitung dieser Mönche von Italien aus, wo der große Benedikt das Kloster zu Sublacum (Subiaco) stiftete, in alle Theile Europa's, durch Placidus nach Sizilien (534), durch Maurus, Simplicius, Konstantinian, Anton und Faustus nach Frankreich *) (543), durch den Römer Augustin (596) nach England, durch Willibrord nach Friesland (690), durch Bonifaz (773) nach Deutschland, seit 633 in Spanien; wie sich die Zahl in der Folge so sehr mehrte, daß 1336 der Orden in sieben und dreyßig Provinzen getheilt ward, wovon manche ganze Königreiche umfaßten; bedenkt man ferner, daß, nach dem Vorgange vieler trefflichen Bischöfe der älteren Zeit, die alle Handarbeit trieben, nach dem Ausspruche des vierten Conciliums zu

---

*) Das Christenthum ward indessen schon viel früher, seit Konstantin, in Gallien verbreitet; z. B. in der Normandie durch Suspirius, dann durch Mellonus († 314), den Erzbischof von Rouen, wo die älteste Kirche um 270 gestiftet seyn soll.

Karthago, welches Handarbeit ausdrücklich den Klerikern anbefiehlt, die Benediktiner in den Ländern, wo sie Wälder auszurotten, Felder zu bauen hatten, gewiß auch Kirchen und Klöster gründen mußten, wie denn wirklich die Angaben von Mönchen, die Baukunst trieben, häufig sind; fügt man noch hinzu, daß die Schotten- oder Hybernermönche aus dem Orden des heiligen Benedikt, welche schon frühe nach Deutschland kamen, besondere Bekanntschaft mit der Baukunst hatten, so wie dieß schon von den Mönchen des Mutterklosters Sublacum in Italien eine noch in diesem Stifte befindliche Chronik, die d'Agincourt erwähnt, anzudeuten scheint *): — so dürfte man nicht sehr irren, die Gleichförmigkeit der ältesten Kirchenbauart in allen Ländern Europa's zum Theil auch aus dieser allmählichen Verbreitung des Christenthums durch die Nachfolger des heiligen Benedikts herzuleiten. Ob ihnen dabey das italische Sublacum als Muster ihres Klosterbaues gedient habe, wie später den Cisterziensern das Kloster Citeaux, ist schwer zu sagen, da hierüber noch keine genügenden Nachforschungen angestellt sind, und ob auch die Wölbung nach dem Spitzbogen, wie sie in Sublacum im Felsen ausgehauen ist, in irgend einem Zusammenhange steht mit der allgemeineren Einführung dieser Wölbungsart, die ganz bestimmt dem Spitzbogen an Nebendingen, Fenstern, Thüren, voranging, dieses, so wie die Entscheidung, ob d'Agincourt Recht habe, wenn er die Stelle der Chronik von Subiaco: »Curvetur arcus ut sit fortior,« von dem Spitzbogen versteht, muß Referent dem Urtheile Unterrichteter und ferneren Erfahrungen anheimstellen.

Das Gesagte geht nun freylich zunächst auf den Kirchen- und Klosterbau, der aber wenigstens in Deutschland wohl gewiß als der älteste und vorzüglichste Zweig der eigentlichen Baukunst zu betrachten ist, und es würde bey dem anerkannten Uebergewichte, welches die Geistlichkeit im früheren Mittelalter in allen Theilen des Wissens und der Künste behauptete, nicht sehr folgerecht seyn, die Erbauung von Pallästen der Könige nicht auch wenigstens ihrer Leitung zuzuschreiben, um so mehr, da der Klosterbau weder an Größe und Pracht jenen nachstand, noch in seiner Einrichtung viel Verschiedenheit von jenem zu zeigen scheint; wenn man z. B. den Pallast Friedrichs des Großen zu Gelnhausen mit einem prächtigen Kloster jener Zeit ver-

*) Sie bemerkt unter andern als Bauregel der Benediktiner, daß der Bogen des Gewölbes der Stärke halber gekrümmt werden soll, curvetur arcus, ut sit forcior. d'Agincourt nimmt dieß für den Spitzbogen. Livrais. XXII. p. 58.

gleicht. — Der Bau der Ritterburgen und Bergschlösser weicht von jenem bedeutend ab, und die vorhandenen römischen Kastelle, Warten, Wälle und Lagerplätze waren gewiß das Erste, was von den Deutschen zum Theil selbst benutzt, zum Theil an andern, höheren Orten nachgeahmt wurde. —

Frägt man uns nun aber nach dem Namen, den wir jener älteren Bauart bis zum zwölften Jahrhundert geben würden, so treten wir bescheiden zurück, und wählen mit Herrn Moller das Aushülfsmittel, sie, bis auf Weiteres, die Bauart im Rundbogenstyl zu nennen. —

Alois Primisser.

Art. VII. Die Charaktere der Klassen, Ordnungen, Geschlechter und Arten, oder die Charakteristik des naturhistorischen Mineralsystems, von Friedrich Mohs. Dresden, 1820. In der Arnold'schen Buchhandlung. XXVI und 100 Seiten in 8.

Daß sich trotz der in unsern Tagen so sehr vermehrten Anzahl der Mineralsysteme noch keines finde, welches mit jenen in der Botanik oder Zoologie verglichen werden könnte, wird demjenigen am deutlichsten seyn, der sich oder andern diese Zweige der Naturgeschichte wissenschaftlich beyzubringen suchte. Zwar haben schon mehrere ausgezeichnete Mineralogen durch mühsame Darstellung einer wissenschaftlichen Terminologie, durch scharfsinnige Bearbeitung der Krystallographie, und durch genaue Prüfung ihres chemischen und physischen Verhaltens, eine wissenschaftliche Methode, die Mineralien kennen zu lernen, möglich zu machen gesucht; allein ein System, welches den Forderungen der Naturgeschichte entspräche, war noch immer frommer Wunsch in der Mineralogie.

Vorliegende Charakteristik zeichnet sich durch größere wissenschaftliche Strenge schon auf den ersten Anblick vor den vorhandenen aus, daß, wenn sie auch nicht einen der ausgezeichnetesten Mineralogen Deutschlands zum Verfasser hätte, sie schon um deßhalb vorzüglicher Aufmerksamkeit werth wäre. Selbst bloß Skizze, ist sie keines Auszugs fähig; sie im Einzelnen zu beurtheilen, verbietet die noch nicht vollständige Ausarbeitung derselben; aber mehrere Ideen, die zum Theil darin ausgesprochen sind, zum Theil stillschweigend zu Grunde liegen, verdienen beleuchtet zu werden.

Der Verfasser geht von der Idee aus, daß die Naturgeschichte die Wissenschaft sey, aus gegebenen naturhistorischen Kennzeichen eines Naturprodukts dessen systematischen Namen, und umgekehrt

zu finden; oder wenn wir die darin enthaltene Tautologie weglassen: die Wissenschaft, aus gegebenen Kennzeichen eines Naturprodukts dessen systematischen Namen und umgekehrt zu finden. Dadurch wäre nun der ganze Zweck der Naturgeschichte auf die Kenntniß des systematischen Namens, und bloß jener Eigenschaften der Naturprodukte, die nöthig sind, um diesen Namen zu finden, beschränkt, und derjenige z. B. hätte die ganze Naturgeschichte des Menschen inne, welcher weiß, daß er ein Säugthier mit zwey Händen sey, denn bloß darin liegt sein systematischer Charakter. Der geistreiche Büffon hätte, Rec. weiß nicht was, aber nichts weniger als Naturgeschichte geschrieben, denn es lag ihm nie an systematischen Namen, nie bloß an den Kennzeichen, um solche Namen zu finden, wohl aber alle Eigenschaften derselben aufzuzeichnen. Es springt in die Augen, daß diese Definition der Sache nicht entspreche; ohne uns also mit mehr Beyspielen aufzuhalten, und um desto deutlicher die irrige Bestimmung des Begriffes Naturgeschichte in dieser Definition darzulegen, wollen wir diesen Begriff und das Gebiet der Naturgeschichte als Theil unsers sämmtlichen Wissens von der Natur, aus der Naturwissenschaft ableiten. So mannigfaltig auch unser Wissen von Naturdingen seyn kann, und eingetheilt werden mag, in Bezug auf die Art, wie wir uns mit denselben beschäftigen, oder aus welchem Grunde wir sie zu Objekten unsers Erkenntnißvermögens machen können, zerfällt es in Naturgeschichte (Naturbeschreibung) und Physik (Naturerklärung), je nachdem unser Zweck ist, selbe bloß kennen zu lernen, oder sie zu erklären. Ersteres geschieht mittelst unserer Sinne, letzteres mittelst des Verstandes. Nach dieser höchst einfachen und befriedigenden Herleitung wäre die Naturgeschichte jener Theil unsers Gesammtwissens von der Natur, der uns die Naturdinge kennen lehrt, das Erkennenlehren nach allen ihren Eigenschaften wäre Zweck derselben, die Bemühungen, sie kennen zu lernen, naturhistorische Forschungen, deren Resultate die Naturgeschichte. Das Materielle der Naturgeschichte bildet also kein wissenschaftliches Ganze, sondern besteht aus einem Aggregat von Wahrnehmungen, und ist für sich nichts weniger als eine Wissenschaft. Da aber der Naturdinge so viele sind, und unser Gedächtniß nur kleine Abtheilungen derselben, so wie sie von den Sinnen wahrgenommen werden, aufzufassen und zu behalten vermag, bloß sinnliche Wahrnehmungen nicht durch Schrift und Sprache mitgetheilt werden können, und also subjektiv bleiben, so war ein Mittel nöthig, dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, und die subjektive Erkenntniß zur objektiven zu machen. Dieses Mittel gewährt die wissenschaftliche Methode; sie strebt durch eine bestimmte Auswahl von Kennzeichen, durch schickliche Zu-

sammenstellung und Benennungen unserm Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen. Diese wissenschaftliche Behandlung macht nicht die Naturgeschichte selbst aus, sondern sie verhält sich zu ihr, wie Mittel zum Zweck Sie hat in ihr denselben Werth, den die Hypothesen in der Physik; auch ohne sie kann man sich naturhistorische Kenntniß, obgleich mühsamer, erwerben. Das wissenschaftliche Gerüste der Naturgeschichte ist bloß eine Krücke unsers Gedächtnisses, der Schüler braucht sie, um sich mit ihrer Hülfe das Erkennenlernen der Naturdinge zu erleichtern, der Meister bedarf ihrer nicht mehr. Daß des Verfassers Definition von der Naturgeschichte eigentlich bloß auf diese wissenschaftliche Methode anwendbar ist, und folglich das Mittel mit dem Zweck verwechselt, fällt aus dem Gesagten in die Augen. Die Naturgeschichte nach ihr bearbeitet wird zu einem gehaltleeren Namenregister, willkürlich gebildete Namen, aber nicht die Natur wird sie uns kennen lehren, die gelungenste Darstellung kann durch systematische Konsequenz den Verstand erfreuen, aber sinnliche Erkenntniß wird sie uns wenig verschaffen.

Den Begriff eines Minerals hat der Verfasser einerseits durch Aufnahme der Atmosphärilien unter dieselben weiter ausgedehnt, anderseits durch Weglassung aller unkrystallisirten Fossilien enger begränzt, als bisher gewöhnlich war. Da zwischen den Atmosphärilien und Mineralien viele, aber kein ausschließender Unterschied Statt findet, und daher ihre Vereinigung eben so wenig in der Natur nothwendig begründet, als nicht begründet ist, so kann bloß deren Zweckmäßigkeit beurtheilt werden, ob sie nämlich beyträgt, das Kennenlernen beyder zu erleichtern, oder nicht.

Recensent muß für die Trennung stimmen, weil gleiche Kennzeichen, wie selbst die vom Verfasser vorgeschlagenen, nicht auf Mineralien und Atmosphärilien anwendbar sind; so läßt sich z. B. Krystallisation und Härte nicht auf Gasarten und Wasser anwenden. Inzwischen führt eine solche Vereinigung, Recensent will nicht sagen zu Ungereimtheiten, aber doch gewiß zu Verunstaltungen; denn will man in allem Ernste Wasser und Gase als reines, empyreumatisches, schwefliges, phosphoriges Wasserstoffgas, und die atmosphärische Luft unter die Mineralien zählen, und konsequent seyn, so muß man auch Eis und Schnee, Irrwische und Irrlichter darunter rechnen. Wenn aber der Verfasser zu dem Begriff einer mineralogischen Spezies als unerläßliche Bedingniß die Krystallisation erfordert, weil bloß Krystalle als Individuen betrachtet werden könnten, und diesen Grundsätzen konsequent alle nicht krystallisirten Fossilien wegließ, so widerspricht er sich selbst durch die Aufführung der gestaltlosesten unorganischen Körper wie der Gase als Spezies.

In der Bestimmung, was ein Individuum, was ein Geschlecht in der Mineralogie sey, liegt unstreitig die wichtigste Aufgabe ihrer wissenschaftlichen Behandlung. Unter den organischen Körpern hat die Natur Individuen und Geschlechter selbst bestimmt. Jeder Organismus, als ein in sich geschlossenes Ganze, als Selbstzweck, schließt schon den Begriff eines Individuums ein, so daß über die Individualität organischer Wesen gar kein Zweifel bleibt; so viel Individuen sich mit einander fortzupflanzen im Stande sind, bilden ein Geschlecht. Es hat also die Zoologie und Botanik bloß die Kennzeichen aufzusuchen, wodurch sich die dahin gehörigen Naturprodukte unterscheiden. Dagegen hat die Natur unter den unorganischen Körpern keine so genau bestimmten Gränzlinien gezogen, und was Individuum, was Gattung sey, dem Systematiker zu bestimmen überlassen. In der That lassen sich die Begriffe von Individuum und Geschlecht nur figürlich bey den Mineralien gebrauchen, und die Benennungen können bloß der Analogie wegen beybehalten werden. Inzwischen nähern sich allerdings die Krystalle, als die ausgebildetsten Produkte des Mineralreichs, am meisten dem Begriff eines Individuums, sie haben wenigstens eine regelmäßig begränzte Gestalt. Allein, wenn auch dieselben in einem streng wissenschaftlich naturhistorischen System am besten passen, so folgt doch keinesweges, daß bloß krystallisirte unorganische Naturprodukte als Mineralien betrachtet werden können. Platin, Quecksilber, obgleich sie nicht krystallisirte Körper sind, werden doch von allen mineralogischen Systematikern als Mineralien aufgezählt. Von dem Begriff eines Minerals ist der einer eigenthümlichen Verbindung materieller Stoffe unzertrennlich, eben so, wie von dem Begriffe eines organischen Wesens die organische Thätigkeit. Sowohl bey der Bestimmung, was ein mineralogisches Individuum, als was ein Geschlecht sey, muß auf die Materie Rücksicht genommen werden; alle Mineralien, wenn sie nicht krystallisirt sind, deßhalb aus der Mineralogie auszuschließen, heißt die Natur einem Systeme, aber nicht ein System der Natur anpassen. In der Mineralogie will man nicht bloß Krystalle, man will Mineralien kennen lernen.

Von den in der Mineralogie üblichen Kennzeichen sind in vorliegender Charakteristik nur sehr wenige gebraucht, fast bloß die Krystallisation, Härte und Schwere, die übrigen sehr selten, die chemischen sind ganz weggelassen. Der Verfasser hat darin gezeigt, daß für den Meister drey Kennzeichen, wenn sie nur möglichst genau bestimmt sind, hinreichen, alle krystallisirten Mineralien von einander wissenschaftlich zu unterscheiden; daß dieselben aber auch zum Kennenlernen für den Anfänger (für den er sie vor-

züglich bestimmt) hinreichen sollten, kann sich Recensent nicht überzeugen.

Er hat zu diesem Behufe eine neue Krystallographie entworfen, die, weil sie noch nicht vollständig vorliegt, nicht beurtheilt werden kann. Dem Kennzeichen Härte ist mehr Bestimmtheit und Genauigkeit gegeben, als es bisher geschehen. Zehn Härtegrade sind festgesetzt, die sich an folgenden Mineralien am deutlichsten aussprechen, nämlich an Talk, Gyps, Kalkspath, Flußspath, Spargelstein, Feldspath, Quarz, Topas, Korund, Demant. Sie werden durch Zahlen ausgedrückt. Das spezifische Gewicht der Fossilien ist sorgfältiger als bisher untersucht. Zu bemerken ist, daß das spezifische Gewicht und die Härte eines und desselben Fossils nach der Reinheit und andern Zufälligkeiten oft bedeutend verschieden gefunden werden. Die meisten Krystalle sind nach einer Theilungsrichtung härter als nach der andern, viele härter an der Spitze als an der Basis Dieser Verschiedenheiten hätte Erwähnung geschehen sollen. Wäre dem Verfasser bloß systematische Aufstellung und Bestimmung der Fossilien Zweck gewesen, und uns bloß in der Mineralogie darum zu thun, um Krystalle kennen zu lernen, die regelmäßigen Gestalten der Mineralien, so könnten die drey Kennzeichen hinlänglich seyn. Fürs Kennenlernen aber kann man nie zu viel Kennzeichen anführen. Zwar sind drey Kennzeichen leichter als mehrere zu merken, und es scheint daher diese Methode dem Anfänger das Studium zu erleichtern; allein da auch die schwerere oder leichtere Auffindbarkeit in Betracht kommt, ob dieselben in die Augen fallen, oder nur mit Mühe aufgefunden werden, so ergibt sich, daß die hier gewählten zu den schwierigsten gehören. Die Theilbarkeit der Krystalle, die Anwendung des Goniometers, die Ausmittlung der specifischen Gewichte erfordern mehr Zeit und Uebung, wenn sie zu sichern Resultaten führen sollen, als das Auffinden aller übrigen in der Mineralogie sonst üblichen Kennzeichen zusammen. Zugleich sind aber auch die gewählten Kennzeichen, mit Ausnahme der Krystallisation, nicht von der Art, daß sie uns bildliche Vorstellungen geben, also mehr zu Unterscheidungszeichen, als Kennzeichen brauchbar.

Die Kennzeichen zur Bestimmung der Mineralien müssen mit dem Wesen derselben in inniger Verbindung stehen. Allerdings steht nun das specifische Gewicht mit der Menge der vorhandenen Materie, die Härte mit der Stärke, und die Krystallisation mit der Richtung ihrer Anziehung in ursächlicher Beziehung, allein immer bloß mit den quantitativen, nicht mit den qualitativen Verhältnissen ihrer Stoffe; welche sich bloß durch ihre Wirkung auf andere Stoffe, durch chemische oder physische Eigenschaften aussprechen. Da das Wesen der Mineralien nicht in ihrer bloßen

Gestalt, Härte und Schwere liegt, da ihnen regelmäßige Gestalt nicht so wesentlich wie den organischen Körpern ist, hingegen die qualitativen Eigenschaften ihrer Stoffe zu ihren wesentlichsten gehören, so können die physischen und chemischen Kennzeichen, durch welche wir ihre Qualität erkennen, aus der Mineralogie nicht ausgelassen werden.

Daß aber, wie es aus der Einleitung hervorgeht, die chemischen und physischen Eigenschaften nicht naturhistorische Kennzeichen liefern könnten, sieht Recensent keineswegs; sie werden durch die Sinne wahrgenommen, und daß sie uns keine bildliche Vorstellung geben, macht sie bloß weniger geschickt zu Kenn- als zu Unterscheidungszeichen. Daß die Fossilien durch ihre Anwendung nothwendig zerstört würden, ist nicht immer wahr, am wenigsten bey den physischen.

Das Prinzip, nach welchem die Naturhistoriker die Naturprodukte zusammen zu stellen pflegen, ist zweyfach; entweder, sie setzen sich vor, die durch mannigfaltige Aehnlichkeiten und Beziehungen unter den Naturkörpern vorhandenen Verwandtschaften (und so eine gewisse Stufenfolge in der Natur) aufzufinden; eine solche Ordnung bedarf aller Merkmale der Naturkörper, und heißt ein natürliches System; es kann nicht so sehr dem Anfänger das Auffinden erleichtern, als es vielmehr dem Kenner einen leichten Ueberblick gewährt; — oder sie stellen, wenn auch im Ganzen, ziemlich verschiedene Naturprodukte nach einem oder mehreren herausgehobenen Merkmalen zusammen, und dieß sind künstliche Systeme. Es versteht sich, daß, je mehr es letztern gelingt, die ähnlichsten Körper zusammen zu bringen, und so für den Anfänger und Kenner gleich brauchbar zu werden, desto vortrefflicher ist es. Ein solches ist das in vorliegender Charakteristik aufgestellte, und gehört zu den größten Vorzügen derselben; es zeichnet sich nicht bloß durch wissenschaftliche Strenge, sondern, obgleich nur auf drey Kennzeichen beruhend, besonders durch glückliche Zusammenstellung im Ganzen ähnlicher Körper aus. Wer die vorhandenen Mineralsysteme genau prüfend durchgeht, der wird die Mineralien nicht nach ihrer größten Aehnlichkeit zusammengereiht finden, sondern wenn er von den Eintheilungsgründen abstrahirt, bisweilen die unähnlichsten; so finden wir in Werners Mineralsystem gediegenes Silber, Rothgülden und Glaserz in einem Geschlechte; gediegenes Kupfer, Kupferkies, Fahlerz, Malachit in einem andern; gediegenes Eisen, Schwefelkies, grüne Eisenerde ꝛc. in einem dritten vereinigt; Körper, die gewiß zu den unähnlichsten gehören. Die chemischen Kennzeichen sind nothwendig, um die Individuen, die Gattungen zu bestimmen; aber zu Eintheilungsgründen für größere Abtheilungen, zu denen sie so oft gebraucht

wurden, können sie nicht taugen. Die Zusammenstellung der gediegenen Metalle, Kiese, Erze, Blenden, Glimmer, Glanze, Schwefel, Spathe etc. hat zum Theil längst der Sprachgebrauch, und mithin das allgemeine Urtheil gerechtfertigt, zum Theil des Verfassers vortreffliche Charakteristik. In der That ist es zu verwundern, warum man nicht schon lange ähnliche Zusammenstellungen versuchte. Hausmann stellte die gediegenen Metalle, Kiese und Blenden zusammen, blieb aber ohne Nachfolger. Einige neue Ordnungen sind ihm zwar nicht ganz gelungen; indeß die Idee ist gut, durch Unterabtheilungen und hinzukommende neue Ordnungen kann geholfen werden, sie wird allgemeinen Eingang finden. Es lassen sich in keiner Hinsicht ähnlichere Körper, als die gediegenen Metalle, die Kiese, wie Schwefelkies, Kupferkies, Kupfernickel, Glanzkobalt, Arsenikkies, die Blenden etc. im Mineralreiche zusammenfinden.

Die gebrauchten Benennungen sind größtentheils neu gebildet. Die Klassen haben keine, die Ordnungen haben eigenthümliche Namen; durch einen Zusatz zu denselben wird das Geschlecht, durch einen zweyten zu diesen die Spezies benannt. Letzterer ist von der Theilbarkeit genommen. So bezeichnend und konsequent dem Systeme nun auch diese Namen sind, so sind sie doch meistens unförmlich, lang und mißlautend.

Recensent würde wünschen, daß der Geschlechtsname immer auch die Stoffe des Fossils, so viel möglich, bezeichne, so wie bey den Kiesen; statt Granatblende, würde ihm besser Zinkblende scheinen, weil es bezeichnender ist.

So viel über diese Schrift, die trotz einiger, wie es Recensenten scheint, irriger Ansichten in der wissenschaftlichen Mineralogie Epoche machen wird. Wäre konsequente Durchführung eines Systems in der Naturgeschichte das wichtigste, so würde sie alle vorhandenen Charakteristiken der Mineralien bey weitem übertreffen; allein eben darin, daß die Naturgeschichte nie eine rationelle Wissenschaft werden kann, daß die rein wissenschaftliche Seite der empirischen untergeordnet werden muß, steht ihr entgegen. Aber eben so, wie sie sich durch wissenschaftliche Behandlung auszeichnet, sichern ihr die mühsamen, einzelne Data begründenden, Untersuchungen bleibenden Werth.

Diese Bemerkungen drangen sich Recensenten bey der Durchsicht der ersten Ausgabe dieser Charakteristik auf; allein er nahm Anstand, Bemerkungen über eine Schrift bekannt zu machen, die nach ihres Verfassers eigener Aussage unvollendet war; da aber bereits eine zweyte verbesserte Ausgabe erschienen, welcher die nämlichen Ideen zu Grunde liegen, hielt er deren Bekanntmachung an der Zeit. F**.

Art. VIII. Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben durch die Freyherren von Hormayr und von Mednyansky. Dritter Jahrgang, 1822. Wien, im Verlage der Franz Härterschen Buchhandlung. gr. 12. S. 456.

Wenn die gute Aufnahme der beyden ersten Jahrgänge dieses Taschenbuchs die früheren Aeußerungen des Recensenten über die Angemessenheit dieses den Zeitbedürfnissen entgegen kommenden Unternehmens rechtfertigt, so glaubt er hier nur den Wunsch wiederholen zu müssen, daß mehrere ähnliche, mit gleichem Geiste ausgestattete Taschenbücher zur Aufnahme der ältern Geschichte sich bilden möchten. Es liegt nämlich sehr viel daran, die ächten Ansichten von dem Charakter und Geiste des Mittelalters, von den erhabnen Verhältnissen, in welchen dort Kirche und Staat gegen einander sich befanden, von der Kühnheit und Stärke derjenigen, welche die Schicksale der Staaten geleitet, von der Unschuld endlich des Privatlebens und von dessen siegender Einwirkung auf das öffentliche Daseyn zur allgemeinen Einsicht und Nationalüberzeugung zu bringen, wie es durch diese Taschenbücher hinsichtlich der Länder des österreichischen Staates geschehen ist. Der Uebergang endlich vom Mittelalter zu jener Zeit, welche wir die neuere nennen, in vieler Hinsicht beynahe schwieriger in der Auffassung, als das Mittelalter selbst, da man ihm so gern die Ideen dieser neuesten Zeit, in welche wir gestellt worden, und die ihm gänzlich fremd waren, unterzuschieben pflegt, ist insbesondere für uns von höchster Wichtigkeit, und kann zu anschaulicher Klarheit, ehe hierüber eigens hierauf berechnete Werke erscheinen, nur durch solche ins Einzelne des Privatlebens eingehende Arbeiten, wie sie hier für Oesterreich das vaterländische Taschenbuch gibt, gebracht werden. Es ist hier freylich nicht mit einigen Kupferstichen nach alterthümlichen Zeichnungen, mit Anpreisungen unbegriffener Aeußerlichkeiten des deutschen Alterthums, und jener hohl tönenden Begeisterung gethan, in der sich Einige groß fühlen; sondern die Sache will den Eifer und das Geschick des Bergmanns, und die noch seltnere Gabe einer leichten, anspruchslosen, daher allgemein zusagenden Entäußerung desjenigen, was man nur unter beschwerlichen Mühen zu erbeuten im Stande war.

Dieser dritte Jahrgang beginnt mit den Ahnentafeln, welche drey merkwürdige Darstellungen liefern: die Lichtensteine, die Trautmannsdorfe, die Forgats. Die erste ist eine der vorzüglichsten Arbeiten aller drey Jahrgänge. Der Herr Verfasser beginnt mit der Hinweisung auf die Untersuchung seiner zahlreichen Vorgänger über die Geschichte dieses erlauchten Für-

stenhauses, mit Verwerfung so mancher genealogischer Träume und der Zurückführung der edlen Geschlechter neuerer Zeit in ein spur- und pfadloses Alterthum. Er verneint die Verwandtschaft der Lichtensteine mit den Kuenringern durch deren beyderseitige Abstammung von Azzo, den Retter Oesterreichs unter Leopold dem Schönen; da erst zur Zeit Rudolphs von Habsburg, Otto von Lichtenstein durch seine Vermählung mit Adolfriden von Pottendorf, der Enkelin des berühmten Heinrich von Kuenring, in diese Verwandtschaft eintrat. Die Lichtensteine seyen übrigens älter als die Kuenring: urkundlich wird das Daseyn dieses Hauses bis auf das Jahr 1136 zurück geführt, und Steyermark als dessen eigentliches Vaterland bezeichnet. Sehr anziehend sind die Untersuchungen über den Ursprung der Lichtensteine, und die Ausscheidung dieses Geschlechtes von andern in verschiednen Ländern unter demselben Namen vorhanden gewesenen Familien. Als der gemeinsame Stammvater der in seinen Söhnen Ulrich und Heinrich in eine steyrische und mährische Linie sich theilenden Familie wird Dittmar angegeben, der vom Hoflager Leopold des Glorreichen unzertrennlich war. Nach dessen Tode gründet Ulrich die steyrische, Heinrich die mährische Linie. Das Leben beyder Brüder, für die Geschichte von höchstem Interesse, wird von dem Verfasser mit fruchtbringender Ausführlichkeit behandelt. Ulrich, als Kampfesheld und Dichter der erste seiner Zeit, hat in seinem Werke: Frauendienst, der Nachwelt ein Gemälde des ritterlichen Lebens jener Zeit, und seines eignen kühnen und sanften Herzens hinterlassen; er wurde aber auch für die Geschichte Oesterreichs wahrhaft Quelle und Richtschnur der Darstellung, weil er in der Schilderung seines, der Tapferkeit und der Liebe geweihten Lebens die größten Männer seiner Zeit, mit welchen er in die Verhältnisse des Streites oder in freundschaftliche Annäherung gekommen, mit unübertroffener Lebendigkeit vor den Leser hinstellt, und dadurch ein klares Bild seines Zeitalters liefert. Heinrich von Lichtenstein aber (von der Regierung Friedrich des Streitbaren durch das ganze Interregnum hindurch bis zur Ankunft Rudolphs von Habsburg als Feldherr und Staatsmann von größter Wichtigkeit) ist Mitbegründer einer bessern Zeit und eines ganz neuen Daseyns in Oesterreich geworden. Die Darstellung des Lebens dieser beyden so seltenen Männer beschäftigt daher den Verfasser mit Recht vorzüglich. Wie er nun das inhaltsreiche Wirken Heinrichs von Lichtenstein, seine Feldherrngröße unter Friedrich dem Streitbaren, seine Bemühungen für das Vaterland während des Interregnums und unter Ottokar, sein entscheidendes Einschreiten

bey der Herankunft Rudolphs von Habsburg und in der Todesschlacht Ottokars mit sichtbarer Vorneigung für den Helden seines Gemäldes entwickelt, so verweilt er mit eben so vieler Liebe bey Ulrich, dessen heldenmüthige Thätigkeit er aus dessen Frauendienst am besten nachweiset.

Recensent hat Ulrichs Frauendienst, aus welchem ihm eine neue Welt der deutschen Vorzeit aufging, seit dieß Werk durch Tiecks Uebertragung bekannt geworden ist, oft und mit immer erneuter Aufmerksamkeit gelesen. Was ihm aber eben so mit immer erneuetem Befremden auffiel, ist das gänzliche Stillschweigen Ulrichs über so viele Ereignisse des Kriegs, die während des Zeitraums, inner welchem das dargestellte Leben sich entfaltete, vorfielen, und die, wenn sie gleich nicht zum Frauendienst gehören, doch einen so mächtigen Einfluß auf Ulrich geübt haben müssen, daß es schwer zu begreifen ist, wie ein, der ritterlichen Wagniß ganz hingegebener Mann, daran keinen Theil nehmen, oder davon still schweigen, und nur Turniere beschreiben konnte. Die Schlacht, in der Friedrich der Streitbare fiel, und deren Verlauf mit so einfacher Größe des Ausdrucks erzählt ist, ausgenommen, kommt nirgends etwas über so wichtige Gegenstände einer gewiß allgemeinen Theilnahme vor, und nicht einmal des Zuges gegen die Tataren geschieht Erwähnung. Es ist als wäre Ulrich im ewigen Frieden einer translunarischen Welt durch die Lande gefahren. Alle Darstellungen haben indeß einen so ergreifenden Charakter der Wahrheit, daß an ihrer Aechtheit zu zweifeln nicht erlaubt seyn kann. Vielleicht bestand dieß Werk förmlich in zwey Büchern, deren erstes seiner frühen Liebe und dem Dienste jener hohen Frau, die ihm mehr Schmerz als Freude gebracht, das zweyte aber dem Dienste der später gewählten Geliebten geweiht war. Die Ereignisse der ersten Epoche fallen ungezweifelt ganz noch in die Lebenszeit Leopold des Glorreichen; das zweyte Buch würde dann einer viel späteren Zeit angehört haben. Das Ganze zerfiele sodann in eine Darstellung zweyer verschiedenen Epochen seines Lebens, zwischen welchen allerdings manche wichtige Ereignisse unberührt bleiben konnten. In der großen Lücke vor seinem zweyten Zuge, als König Artus, mögen auch verschiedene Andeutungen über Ereignisse der Zeit gewesen seyn, wie dergleichen zu Ende des Ganzen hinreichend vorkommen.

Es ist hier nicht der Ort, über den poetischen Gehalt dieses nicht einmal noch in der Ursprache bekannt gewordenen Werkes zu urtheilen, den hohen Werth desselben für die Geschichte Oesterreichs aber hat der Verfasser der hier besprochenen Ahnentafel hinreichend gewürdigt, und ihn auf eine Art in Erinnerung

gebracht, daß Niemand, der in Zukunft über jene Epoche, die das Werk umfaßt, Darstellungen wagen wird, dasselbe übergehen kann. Von großem Interesse für Jeden, der den Frauendienst gelesen, ist die Frage: wer jene Frau von erhabner Abkunft gewesen, der Ulrich seine ersten Dienste widmete? und da der Herr Verfasser der Ahnentafel, zwar nur obenhin, die Vermuthung fallen läßt, daß sie Friedrichs dritte Gemahlin, Agnes von Meran gewesen sey, lohnt es sich wohl der Mühe, mit leichter Beseitigung dieses Verdachts, überhaupt die Schwierigkeit klar zu machen, hierüber jemals mit einiger Wahrscheinlichkeit eine Vermuthung wagen zu können. Ulrich entschloß sich schon in früher Jugend, dieser Frau seine Dienste zu widmen. Wenigstens um einige Jahre war er jünger als sie, und schon eh er, in seinem siebzehnten Jahre, zu Heinrich von Mödling zur Erlernung des Ritterdienstes gegeben ward, war er, wie aus allen Umständen hervorgeht, da er ihr Handwasser weg zu tragen hatte, bey ihr Page gewesen. Bey der Vermählung der Tochter Leopold des Glorreichen, Agnes, mit Bernhard von Anhalt, 1222, wo er das erste Mal als neuer Ritter turnierte, war jene Frau zugegen, und er erregte ihre Theilnahme. Damals war aber Friedrich der Streitbare noch ein Knabe von eilf Jahren, und, wie natürlich, noch nicht verheirathet. Agnes von Meran, seine dritte Gemahlin, acht Jahre später mit ihm vermählt, war damals noch gar nicht im Lande. Sie kann also diese Frau nicht gewesen seyn. Auch der ältere Sohn Leopolds, Heinrich der Grausame, vermählte sich erst 1225, und so scheint der Verdacht von der ganzen regierenden Familie weg zu fallen, da die Gemahlin Leopold des Glorreichen, Theodora, zur Zeit jener Hochzeit ihrer Tochter schon neunzehn Jahre vermählt war, und als Mutter von sieben Kindern nicht mehr fähig gewesen seyn mag, eine so anhaltende Liebe einzuflößen. Auch nicht eine Gattin Heinrichs des jüngern von Mödling konnte diese viel gefeyerte Frau seyn, da er von ihr weg erst in den Ritterdienst Heinrichs gekommen war. Daß sie gleichwohl eine Frau von sehr hohem Range gewesen, beweiset alles.

Die traurigen Schicksale Ulrichs während des Interregnums, Ottokars Ungerechtigkeit gegen ihn und mehrere Steyermärker, die Thaten seines Sohnes Otto von Lichtenstein, und die Aufeinanderfolge der ganzen Steyrischen Linie bis zu Otto dem V., dessen Kinder, wegen hinterlassenen großen Schulden ihres Vaters 1574 alle ihre Besitzungen in Steyer, Oesterreich und Kärnten verkaufen mußten, und mit welchen dieser ältere Zweig der Lichtensteine erlosch, entwickelt der

Herr Verfasser in gehaltreicher Kürze. Bey dem Leben Heinrichs von Lichtenstein, des Gründers der mährischen Linie, verweilt der Herr Verfasser, wie wir bereits oben bemerkten, mit gleicher Vorliebe und Ausführlichkeit, wie bey Ulrich. Die Herrlichkeit der österreichischen Waffen unter Friedrich dem Streitbaren, das dumpfe Unglück der kaiserlosen und herrenlosen Zeit, das Wiederaufkeimen eines bessern Looses liegt in dem Umkreise dieser Darstellung, die ohne genauere Berührung der großen öffentlichen Angelegenheiten jener Zeit auszuführen unmöglich war.

Die ausgedehnte Folgereihe trefflicher Helden dieses Geschlechts der mährischen Linie, deren Geschichte so viele, Herz und Seele erhebende, Züge darbietet, durchgeht der Verfasser nun bis zu dem jetzt regierenden Fürsten, Johann von Lichtenstein, mit aller nach den Schranken des Werks möglichen Genauigkeit, und krönt das Ganze dieser in jedem Betrachte ausgezeichneten historischen Arbeit mit der Darstellung des ruhmvollen Wirkens des gedachten Herrn Fürsten.

Die Trautmannsdorfe sind der Gegenstand der zweyten Ahnentafel dieses Jahrgangs. Der Ursitz dieser Familie soll, wie jener der Lichtensteine, in Steyermark gewesen seyn, die ersten bekannten Glieder dieses Geschlechts sich Stuchse von Trautmannsdorf genannt haben, und Stixenstein wird als der älteste Sitz der Familie genannt. In Folge des Klosterneuburger Saalbuchs aber zeigen sich die Trautmannsdorfe schon in Oesterreich zu Zeiten Heinrichs Jasomirgott. Der Verfasser geht nach einigen über diese Familie sich verbreitenden sehr ansprechenden Untersuchungen zur Schlacht im Marchfelde gegen Ottokar über, in welcher für die Sache des Vaterlandes und in Schirmung Rudolphs von Habsburg vierzehn Stuchse von Trautmannsdorf fielen; auch die entscheidende Schlacht bey Mühldorf zwischen Friedrich dem Schönen und Ludwig dem Baiern, funfzig Jahre nach Rudolphs Erwählung, in der zwanzig Trautmannsdorfe ritterlich für ihres Herrn Sache gefallen, wo Hektor von Trautmannsdorf, schwer verwundet, mit ihm die Gefangenschaft zu theilen begehrte, und die Gewährung seiner Bitte erhielt. Er ward darauf, als Friedrich mit Ludwig zugleich das Reich verwaltete, Oberstkämmerer, und vielfältig geehrt und ausgezeichnet. Der Verfasser führt uns nun eine interessante Reihe erlauchter Männer dieses Hauses vor, und wenn es gleich nicht sein Zweck seyn konnte, eine genealogische Tafel der Familie zu geben, suchte er doch nichts Merkwürdiges in seinem Berichte zu übergehen. Höchst reichhaltig ist die Erzählung des Lebens Maximilians von

Trautmannsdorf, des Friedenbringers, dessen weisheitsvollen Bemühungen das bedrängte Jahrhundert die Beendigung des dreyßigjährigen Krieges dankte. Auch hier geht der Herr Verfasser auf die Geschichte dieses Kriegs und die Schwierigkeit der diplomatischen Verhältnisse jener Zeit mit unterrichtender Ausführlichkeit ein, und bekräftigt die zwar durchgehends anerkannten Verdienste des Grafen Maximilian von Trautmannsdorf durch das, von der Familie als merkwürdiges Zeugniß kaiserlicher Huld aufbewahrte, Schreiben Kaiser Ferdinands, worin ihm dieser seinen Dank für die in den westphälischen Friedensunterhandlungen bewiesene große Treue und Klugheit rührend zu erkennen gibt. Der Herr Verfasser, nachdem er auch der bey der Reorganisation des Reichsfürstenraths 1804 auf dies Haus übertragenen Fürstenwürde Erwähnung gethan, und der ruhmvollen Söhne des Grafen Maximilian gedacht, schließt diese Arbeit mit der Bemerkung: daß, wenn er von jenen Gliedern der Familie, die unsern Tagen näher stehen, wenig mehr sage, als daß der Name Trautmannsdorf unter den Helden des spanischen und österreichischen Erbfolgekriegs, dann des siebenjährigen, so wie in den ersten Würden der Kirche und des Staates, am Hofe und im Ministerium geglänzt habe, dieß nur beweise, daß nicht leicht eine Wahl schwerer zu treffen sey, als die unter wetteiferndem Verdienste, und daß oft gerade die herrlichsten Perlen der Staatsklugheit, Selbstaufopferung und Gebrauch der Augenblicke im Kabinet und in Unterhandlungen selten so der geschichtlichen Ueberlieferung gegönnt seyen, wie die kriegerische Großthat, und daß wenigen Geschlechtern gegeben ward also zu endigen, wie dieses begonnen hat.

Die Forgáts beschließen die Ahnentafeln des dritten Jahrgangs auf das glänzendste durch eine fünfhundertjährige Reihe großherziger, dem Vaterlande verschieden, nach verschiedner Ansicht, welche Zeit und Verhältnisse ihnen aufzwangen, jederzeit aber mit einer nur starken Gemüthern möglichen Beständigkeit und Festigkeit ergebenen Männern. In allen Zweigen der Staatsverwaltung wie des Krieges ruhmvoll thätig, erscheinen die Sprossen dieses erlauchten Hauses als wahre Säulen eines Gebäudes, das, den vielen Stürmen eines halben Jahrhunderts trotzend, durch diese Dauer selbst die Kraft seiner Stützen bekräftigt. Der Ursprung dieser Familie reicht bis zu Stephan dem Heiligen hinauf, wo, nebst andern deutschen Einwanderern, zwey schwäbische Ritter, Hunt nnd Páznán (die dem jungen Herzog Stephan den Ritterschlag ertheilten, daher mit Recht als schon berühmte ausgezeichnete Männer betrachtet werden) sich einfanden, von welchen nebst andern edlen Geschlech-

tern auch das der Forgátse abgeleitet wird. Ein Graf Iwanch, vom Geschlecht Hunt Páznán, und dessen Sohn Iwánka erhalten im Jahre 1226 von König Andreas dem II. für treu geleistete Dienste die Besitzung Ghym in der Neitraer Gespannschaft, von diesem steigt die Geschlechtsfolge in ununterbrochener Reihe bis zu den gegenwärtigen Zeiten herab. Schon die Söhne Iwánka's, Andreas und Thomas, verbreiten über ihr Stammhaus unvergänglichen Glanz durch ihre Todesverachtung in Zeit der dringendsten Noth, wo es den König zu retten galt. Andreas gab Bela dem IV., als ihn die verfolgenden Tataren beynahe erreichten, sein schnelles Roß, selbst mit seinem Bruder Thomas zurückbleibend, von den Feinden ereilt. Thomas erlag, Andreas rettete sich schwer verwundet, später von Bela reich beschenkt, und ward durch Befestigung des neu erbauten Schlosses Ghym, das seither das Stammschloß der Familie blieb, zweyter Gründer des Hauses. Dessen Söhne, gleichfalls durch die unerschütterliche Treue für das Haus Anjou Beyspiele eines edlen Sinnes, und Opfer desselben, werden nur noch durch die Kühnheit des Blasius Forgáts übertroffen, jenes gewaltthätigen Eiferers für die Königin Marie, der 1386 das Bildniß der Königin in sein Wappen zu setzen befugt wurde. So ist auch der ganze Zeitraum der verheerenden Türkenkriege, mit den siebenbürgischen Zwisten, der großen Religionsuneinigkeiten, so wie jener des Uebertritts aus den Jahrhunderten des in sich zerspaltenen Mittelalters in die Zeit eines klarern Ueberblicks der Verhältnisse des Lebens, in Ungern, mit Helden und Männern der Kirche aus dem Geschlechte der Forgáts erfüllt und geschmückt. Als letzter einer langen und ruhmerfüllten Reihe so ausgezeichneter Männer wird der noch lebende Graf Niklas mit derjenigen zurückhaltenden Bescheidenheit von dem Verfasser genannt, welche gegenüber des noch lebenden Verdienstes von Geschichtschreibern, die den Vorwurf der Schmeicheley vermeiden wollen, gerne beobachtet wird.

Die Rubrik der Burgen liefert dießmal: das Zipserhaus, dann das Schloß Neitra, beyde sehr merkwürdige historische Darstellungen; da so manche wichtige Begebenheit der Vorzeit, an diese Burgen geknüpft, mit der Geschichte dieser Schlösser in erneutem Glanze und größerer Verständlichkeit aus dem Dunkel lang erloschner Jahrhunderte heraufschreitet. Eine vorzügliche Zierde sind die beyden Kupferstiche von Fr. Stöbers trefflichem Grabstichel, welche die jetzige Gestalt dieser Burgen, aus glücklichen Standpunkten aufgefaßt, in wahrhaft landschaftlicher Schönheit geben.

Die Legende der heiligen Elisabeth, von Herrn Johann

Grafen von Mailáth erzählt, findet wohl mit Recht in diesem Taschenbuche eine Stelle, da diese ehrfurchtwürdige Frau, eine der größten Zierden ihres Geschlechtes, zu den vorzüglichsten Musterbildern liebenswürdiger Tugend gehört, welche das Mittelalter hervorgebracht. Sehr interessant ist die von demselben Herrn Verfasser herrührende, an die Legende sich anschließende Lebensgeschichte Hedwigs, der Tochter Ludwigs des Großen von Ungern, sowohl durch die Darstellung ihres Charakters selbst, als durch die merkwürdigen Ereignisse ihres kurzen Lebens.

Die einfach und zart durch Therese von Artner ausgeführte slavische Volkssage: der Willi-Tanz, hätte billig in der unmittelbar darauf folgenden sehr reich ausgestatteten Rubrik: Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder, aufgenommen werden können. Die Herren Herausgeber scheinen sich in der Darstellung dieser Sagen eine eigenthümliche Poetisirung des vielfältig gesammelten Stoffs als Aufgabe gesetzt zu haben, und da es eben Jedermann unbenommen bleiben muß, was, und wie er es geben will, wenn es nur gut ist, und seinen Zweck erreicht, so kann von Seite des Recensenten dagegen nichts mit Grunde eingewendet werden. Nur würde es ihm dem Zwecke des Taschenbuchs angemessener scheinen, wenn diese Sagen wirklich nur als Sagen, in ihrer ursprünglichen Einfachheit und schmucklosen Anspruchslosigkeit erzählt wären, weil sie sich dadurch dem historischen Gebiete, dem eigentlichen Plane des Ganzen, mehr nähern, und zu Zeiten wirkliche Grundlage historischer Untersuchungen werden könnten. Gegen die Darstellung der beyden feindlichen Brüder Kuenring kommt hier zu erinnern, daß sie in eine zu frühe Zeit hinauf gerückt worden. Vielmehr sind diese feindlichen Brüder zu Rapottenstein keine Kuenringer gewesen, da der Ermordete nicht durch Schwert oder Lanze, sondern durch eine, hinterlistiger Weise, aus dem Nebengemache durch die geschlossene Thür geschossene Kugel gefallen ist. Einen eigenen Eindruck gewährt es übrigens: jährlich, wie in diesem Taschenbuche der Fall ist, Sagen, aus so verschiedenen Volkserzählungen gesammelt, und so weit aus einander gerückten Jahrhunderten angehörend, im bunten bedeutungsvollen Verein zu sehen, der uns belehrt: wie mannigfaltig die Ahnungen und Gefühle der Menschen, durch Verhältnisse der Zeit und des Orts bestimmt, und wie sie dennoch so sehr unter sich gleich, und auf wenige einzelne Grundideen zurückfuhrend, jederzeit gewesen sind.

Die beyden Biographien Niklas Isthvánfi, und Franz Széchényi, beyde mit trefflichen Bildnissen der geschilderten Männer geziert, sind dem Recensenten insbesondere auch als Gegensätze so verschiedener Zeitalter, welchen sie angehören, merk-

würdig geworden. Die erstere, Darstellung des Lebens eines Mannes, der zwar von hohem Geschlechte entsprossen, gleichwohl durch Mißgunst früherer Zeit in Armuth und Glanzlosigkeit geboren, alles sich selbst, und den Freunden, die sein Verdienst sich erwarb, zu danken hatte, ist jedem denkenden Leser durch die selbstständige Kraft des geschilderten Charakters, durch die Rechtlichkeit seiner Verfahrungsweise, mehr noch durch die Katastrophe seines Lebens belehrend. Ueberdieß liefert bereits diese Biographie Supplemente zu einigen historischen Darstellungen der frühern Bände: ein erfreulicher Vorzug solcher, über das große Gänze der vaterländischen Geschichte in ihren einzelnen Theilen sich verbreitender, durch längere Zeit fortgesetzter Arbeiten. Die Biographie des Grafen Franz Széchényi, der neuesten Zeit angehörend, da der ehrwürdige Stifter so vieles Guten, dessen Leben hier vor den Leser geführt wird, erst Ende Dezembers 1820 gestorben ist, bietet außer dem lebhaften Bilde seiner Trefflichkeit so manche aufklärende Blicke in die Geschichte der Zeit, und ein so reiches Gemälde der bewegungsvollen letzten Jahrzehende dar, daß sie ein sehr unterrichtender Beytrag zur Zeitgeschichte genannt werden muß, zugleich aber ein aufmunterndes Beyspiel ist, vor die Augen der Welt hingestellt, woran andere, denen, wie ihm, Kraft und edler Wille, das Gute zu fördern, geworden, sich aufrichten, um mit gestärktem Muthe für die Menschheit zu wirken, und nur Gutes von guten Bestrebungen zu erwarten lernen mögen.

Ueber Maximilians Sammlung altdeutscher Gedichte in der bekannten Pergament-Handschrift der k. k. Ambraser Sammlung hat Herr Kustos Alois Primisser einen ausführlichen Bericht als Fortsetzung des im vorigen Jahrgange gegebenen Berichtes beygetragen. Er beginnt mit einigen treffenden Bemerkungen über den Sagenkreis des Königs Artus als Gegensatz des Sagenkreises von den Nibelungen, um sodann auf Ritter Hartmann von der Aue überzugehen, der zu den dem Sagenkreise der Tafelrunde sich widmenden, nach fremden Mustern arbeitenden deutschen Dichtern gehörte, und durch seinen armen Heinrich, so wie früher durch einige Minnelieder, und durch seinen Iwain unter uns bekannt geworden ist. Hier wird außer diesem Iwain, der sich auch in gedachter Pergament-Handschrift befindet, noch sein Gespräch zwischen Leib und Herz über die Liebe, und sein wie Ritter Iwain nach Chrestien de Troye bearbeitetes Gedicht Erek und Enite, beyde gleichfalls der Handschrift angehörig, entwickelt, und von letzterm, das Herr Primisser mit Iwain zu den vorzüglichsten Erzeugnissen deutscher romantischer Poesie zählt, und an Originalität über ihn stellt, nächstens eine ausführlichere Anzeige und der Abdruck einiger Stellen versprochen. Fer-

ner werden über die im Kodex befindlichen Gedichte Herants von Wildonien: die getreue Kone (Gattin), der verkehrte Wirth, von dem bloßen (nackten) Kaiser, endlich von dem Kater kurze Berichte erstattet. Von Ulrich von Lichtenstein befindet sich daselbst das Frauenbuch, oder der Ytwitz (Verweis). Von Wernher dem Gartner eine Erzählung: von dem Mayr Helmprechte und seinem Sohn; dann finden sich noch in dem Kodex sechs andere Gedichte ungenannter Verfasser.

Es kann hier zwar nicht erlaubt seyn, die interessanten Auszüge des Herrn Kustos Primisser abzuschreiben, ohne welche es unmöglich ist, einen Begriff von den gepriesenen Gedichten zu geben; doch ist bereits seit den ersten von demselben mitgetheilten Nachrichten und Auszügen, mehr noch seit der durch ihn veranlaßten Herausgabe des in so vieler Hinsicht wichtigen Gedichtes Chautrum eine hinreichend würdige Idee von der Trefflichkeit und dem Reichthume des Ambraser Kodex im Publikum vorhanden. Möchte sich bald auch eine Gelegenheit finden, Hartmann's von der Aue größere Werke, wenigstens das Gedicht Erek und Enite, heraus zu geben, das, so wie der Iwain, über Ritterleben und Ansicht der Dinge im Mittelalter sehr willkommene Aufschlüsse geben würde, überdieß aber, wenn ein Schluß von der hier mitgetheilten Inhaltsanzeige auf das Werk selbst zu machen erlaubt ist, an poetischem Werthe den Rang weit über den, nicht durch besonders glückliche Erfindung ausgezeichneten, in seiner Darstellungsweise etwas zu locker und zerfließend gehaltenen Iwain behaupten würde. Das erste ungestüme Feuer der seit der Hagen'schen Erneuerung des Nibelungenliedes wieder erwachten Liebe zur altdeutschen Poesie ist zwar bereits verflogen, mit ihr aber keineswegs jene tiefer begründete stillere Neigung für die hohen Vorzüge der Dichtungen unserer Vorzeit. Zur Zeit Bodmers und Müllers konnten die Dichtungen des deutschen Mittelalters unmöglich weder einen tiefen noch einen bleibenden Eindruck hervorbringen, und wurden im Ganzen kaum anders als etwa nur wie eine merkwürdige Seltenheit betrachtet. Das poetische Gefühl, und die Eigenthümlichkeit der jetzt erstarkten deutschen Phantasie war damals, als jene Dichtungen zuerst erschienen, nur in dem ersten Keimen seiner neuen Entwicklung begriffen, und konnte in keiner Hinsicht einen klar sich aussprechenden Gegensatz zur poetischen Welt des deutschen Alterthums bilden, der dessen Natur der Auffassung näher gebracht hätte. Jetzt verhält sich dieses ganz anders. Wir haben die dichterischen Schöpfungen des Mittelalters als ein Erbeigenthum, als einen untrennbaren Theil unseres Selbsts anerkannt, und alle künftige

Dichtung kann nur durch Begründung auch auf jene ältere wahrhaft deutsch seyn. Das, worin noch viel zu thun übrig geblieben, ist jener zweyte Sagenkreis der Tafelrunde, der uns weniger eigenthümlich, ja manchmal nach dem Innersten der darin herrschenden Empfindungsweise fremdartig, dennoch durch die Art selbst, in der Fremdes deutschem Sinne angeeignet worden, höchst merkwürdig und tief national ist. Einem vaterländischen historischen Taschenbuche würden übrigens Mittheilungen dieser Art keinesweges fremd, sondern vielmehr durchaus angemessen seyn.

Einen gehaltreichen Aufsatz liefert dieser Jahrgang über die tyrolischen Kanzler, als einen Beytrag zum gelehrten Oesterreich. Der Herr Verfasser macht im Eingange auf die schwierige Lage aufmerksam, in welcher sich die tyrolische Seitenlinie des Habsburgischen Hauses, so vielen Stürmen der Zeiten blos gestellt, und in oft zweydeutigen Verhältnissen gegen die Hauptlinie, durch so lange Zeit befand; es sey daher höchst anziehend, die Männer kennen zu lernen, welche so schwerem Geschäfte vorgestanden. Vom Jahre 1504 bis zum Jahre 1778 gibt der Herr Verfasser längere und kürzere Notizen über ein und zwanzig Kanzler, deren letztem, Joseph Freyherrn von Hormayr zu Hortenberg, seinem Großvater, er insbesondere eine vorzügliche Aufmerksamkeit widmet, und dessen an Einfluß reiches Leben, die Würde seines Charakters und seine wissenschaftlichen Bestrebungen er mit angemessener Pietät entwickelt.

Den Schluß des Taschenbuchs bildet eine Uebersetzung eines alt-ungrischen Gedichtes: die Kaisertochter, dessen Original durch den Herrn Ritter von Schönfeld aus seiner bedeutenden Handschriftensammlung, wie die Anmerkung besagt, mitgetheilt wurde. Sehr interessant würde es seyn, wenn aus derselben oder aus andern handschriftlichen Schätzen ungrische, einem hohen Alterthum angehörende Gedichte in treuen Uebersetzungen mitgetheilt würden, wodurch die Kenntniß des Alterthums sehr gewinnen, und den Freunden der Dichtkunst wie der Historie in Deutschland der Blick in einen Theil der Geschichte des Mittelalters eröffnet würde, der ihnen bis jetzt noch eigentlich unbekanntes Land ist.

Recensent scheidet von diesem Taschenbuche, dessen hier angezeigter dritter Jahrgang den frühern an innerem Gehalte wenigstens gleich steht, an äußerer Zierde aber durch die trefflichen Kupferstiche weit voraus ist, mit dem Wunsche: daß es die Leser bald mit einer ausführlichen Schilderung des Geschlechtes der Kuenringer, welches leicht, obgleich lange ausgestorben, unter den Ahnentafeln Platz finden könnte, erfreuen möchte. In allen drey Jahrgängen wurde im Vorübergehen, manchmal sehr

ausführlich, von ihnen gesprochen, weil die Geschichte dieses Hauses, sobald von der Babenbergischen Zeit, oder von den ersten Regierungsjahren der Habsburger die Rede ist, nicht übergangen werden darf. Es würden aber alle künftigen, über diesen Zeitraum sich verbreitenden Aufsätze ungemein an Verständlichkeit und Klarheit des Ueberblicks gewinnen, wenn die Geschichte dieses Hauses einmal in vollständiger Entwicklung vor den Leser gebracht wäre. Dasselbe dürfte vielleicht mit der Geschichte des Hauses der Grafen von Bogen der Fall seyn. Dieses Geschlecht gehört zwar Baiern an, und die baierischen Schriftsteller haben es nicht versäumt, über dasselbe die ausführlichsten Untersuchungen mit einem wahrhaft eisernen Fleiße anzustellen: so befindet sich unter andern im vierten Bande der neuern historischen Abhandlungen der baierischen Akademie der Wissenschaften, München 1792, eine auf das eifrigste Quellenstudium begründete Geschichte der Grafen von Bogen. Dieses Geschlecht ist aber auch für Oesterreich wichtig, und aus einer, mit wirklicher Kenntniß des Geistes des Mittelalters, welche obigen Arbeiten mangelt, behandelten Geschichte dieser Familie möchte die Geschichte Oesterreichs manche höchst wichtige Aufklärungen erhalten; da die Grafen von Bogen auch in den österreichischen Landen sehr begütert, ja reich an Allodialgut waren, überhaupt so mächtig, daß sie sich leicht einem Herzoge gleich schätzen mochten; und, wie sie den Herzogen von Baiern furchtbar und oft unheilbringend, manchmal erwünschte Hülfespender gewesen, so auch auf die Geschichte Oesterreichs jener Zeit von wichtigem Einflusse seyn mußten. Sie besaßen, wie es scheint, nordwärts der Donau das ehemalige Boigreich, oberhalb Krems die an Weinbau reiche Wuchau, eben so an den Gränzen Kroatiens in Krain das Gurkfeld mit allem anhängenden Gebiete und der dienstpflichtigen Ritterschaft. Berthold der III. und Albrecht der IV., Söhne Albrecht des III. von Bogen, und Ludmilla's, der Tochter Herzog Friedrichs von Böhmen (später durch die zweyte Heirath ihrer Mutter mit Herzog Ludwig unmittelbare nächste Verwandte der baierischen Herzoge) zogen im Jahre 1217 mit König Andreas dem II. von Ungern, mit Leopold dem Glorreichen von Oesterreich, mit Otto, Herzog von Meran und dem Bischof Ekbert von Bamberg, von vielen Edlen geleitet, unter welchen auch Hadmar von Kuenring, ins gelobte Land. Berthold fiel im Sturm auf Damiate von der in Brand gebrachten Leiter; sein Bruder erscheint später unter Friedrich dem Streitbaren als wahrer Retter des von dem Kriegsheere des Kaisers in Neustadt umlagerten, bannbeladenen Herzogs. Er vereinigte sich mit ihm, und der durch

seinen Beystand starke Herzog sprengte in einer einzigen kühn gewagten Schlacht seine Dränger in die Weite. Mit diesem lang ersehnten Tage des Glücks trat der Wendepunkt des Schicksales Friedrichs ein, dem von nun an kein Feind mehr furchtbar blieb.

M. v. Collin.

Art. IX. *Epitome Institutionum Juris Hungarici privati. Budae,* typis R. Universitatis Hungaricae, 1819. 344 S. in gr. 8.

Dieses Werk wurde unlängst auf Vorschlag der Pesther Universität für die Lehranstalten in Ungern zum Schulbuche vorgeschrieben, wird folglich hinführo zur Richtschnur der öffentlichen Vorlesungen dienen. Daher schmeichelt sich Recensent, durch dessen genaue Prüfung dem einheimischen Publikum einen gefälligen Dienst zu erweisen.

Das vorliegende Werk überhaupt ist ein Auszug aus dem bekannten Werke des weiland k. Raths und Professors Kelemen, oder vielmehr aus dessen älteren Handschriften; denn es kommen darin auch solche Behauptungen vor, die Herr Kelemen schon in seiner ersten Ausgabe 1814 geändert hatte. Der Verfasser bleibt dem Systeme des Herrn Kelemen im ganzen Werke getreu, auch dort, wo es mangelhaft ist. Nur in der Art des Vortrags weicht er von ihm ab; indem der Verfasser, wie er selbst in der Vorrede sagt, die mathematische Methode befolgt, von welcher Seite dieses Werk in der Pesther ungrischen Zeitung und auch in Tudományos Gyüjtemény ganz ausgezeichnet gerühmt wurde. Diese mathematische Methode besteht darin, daß der Verfasser dasjenige, was Herr Kelemen zur Gründung und Erläuterung seiner Definitionen im Syhen selbst vorträgt, oft, obwohl nicht immer, in Corollarien *) und Scholien anhängt. Hier muß der Recensent noch bemerken, daß die meisten Corollarien (etwa zwey oder drey ausgenommen) solche Sachen enthalten, die aus den gegebenen Definitionen entweder gar nicht, oder wenigstens nicht nothwendig fließen; dann daß der Verfasser die Richtigkeit seiner Definitionen äußerst selten ausweiset, folglich den Rechts-Candidaten (für welche dieses Werk vom Verfasser bestimmt ist) meistens die in der Vorrede enthaltene Versicherung, daß selbe aus dem Geiste der ungrischen Gesetze geschöpft wurden, für Beweis gelten müsse. Nun insbesondere.

---

*) Bis Seite 15 sind sieben Corollarien, von Seite 15 aber bis Seite 344 nur drey und zwanzig.

Die Einleitung, Seite IX bis XVI, enthält den Begriff, Eintheilungen, Quellen und Hülfsmittel des ungrischen Rechtes. — Seite X vermißt man eine hier nothwendige Eintheilung des ungrischen Rechtes, jene in Civil- und Kriminalrecht; nämlich der Gegenstand dieses Werkes ist bloß das Civilrecht. — Eben dort die Definition des Gesetzes (Lex est propositio obligationem enuncians) entspricht nicht den Regeln der Logik; weil hier, wie es aus dem Scholio erhellet, nicht von Gesetzen im Allgemeinen, sondern von einer besonderen Gattung derselben, von den Landtagsverfügungen die Rede ist. Man vermißt hier auch die Lehre, wie das Gesetz seine Kraft verlieren könne, dann auf was für Weise auch der König daran gebunden sey, so wie auch die ganze Lehre über die Interpretation der Gesetze. Es wäre wenigstens nöthig gewesen anzumerken, daß in Ungern die ausdehnende Interpretation Statt findet. — Seite XI. Im Scholio, wo die Erfordernisse der Gewohnheiten (Consuetudo) vorgezählt werden, vermißt man deren mehrere, auch jene der Nothwendigkeit einer königlichen Bestätigung. Ferner was über die Kraft der Gewohnheiten gelehret wird, stimmt mit dem dort angeführten Gesetze (Prol. tt. 11) nicht überein. — Es ware auch für Rechts-Candidaten nicht unnütz gewesen, die Frage zu berühren, ob die streitenden Parteyen schuldig sind, die Existenz der Gewohnheit, wenn sie sich darauf berufen, vor dem Gerichte zu beweisen. — Seite XII. Es wäre höchst nöthig gewesen zu erörtern, wie die Privilegien veralten. — Seite XIII. Die Behauptung, daß das Privilegium den Grundgesetzen nicht widersprechen solle, ist wahr, aber nicht hinreichend, um die Gültigkeit des Privilegiums von dieser Seite zu bestimmen. — Die Lehre, daß der König bey der Verleihung des Privilegiums aus seinem eigenen Wissen handeln müsse, ist irrig; das dazu angeführte Gesetz (2. tt. 16) lautet nicht von Privilegien. Gälte diese Lehre, so wären die meisten königlichen Schenkungen ungültig. — Seite XIV. Das Scholion drückt die Kraft des Privilegiums nicht vollständig aus. — Ferner unter den Arten, auf welche die Privilegien ihre Kraft verlieren, vermißt man eine, nämlich die wider das Privilegium wiederholt gefällten Sentenzen. Der Recensent will nicht glauben, daß der Verfasser diese Art mit der Invalidation vermengt. Auch hätte der Verfasser bestimmen sollen, wann das Privilegium durch Zurücknahme des Königs, und durch das entgegengesetzte allgemeine Gesetz seine Kraft verliere; denn so ganz unbedingt kann die Behauptung des Verfassers nicht bestehen. — Seite XV wird nur eine Gattung der Statuten, und auch diese unvollständig behandelt. — Seite XVI. Unter den Hülfsmitteln der Rechtswissenschaft hätte der Verfasser nach dem Bey-

spiele des Herrn Kelemen auch das fleißige Lesen der vom ungrischen Rechte geschriebenen Werke anführen sollen, und zwar desto nothwendiger, weil aus dergleichen Auszügen, wie der vorliegende ist, das ungrische Recht sich nicht erlernen läßt.

I. Buch. Seite 1 bis 88. Ueber die Personen und deren Privatrechte. I. Kap. Ueber die allgemeinen Begriffe und Rechte der Personen. — Diese Abhandlung ist ziemlich befriedigend, den 4. §. ausgenommen, wo die Erörterung der jedem Alter zustehenden Rechte und Benefizien sehr unvollständig ist. — Es gibt jedoch hier und da auch Fehler; z. B. Seite 2 wird gesagt, daß die Frauen von der Führung der Vormundschaft ausgeschlossen sind, ausgenommen die Mutter in Rücksicht des Sohnes. — Warum denn nicht auch der Tochter? Das Gesetz macht ja hierin keinen Unterschied. — Seite 6. Die Behauptung: »die Fremden bindet das Civilgesetz einen Monat, und das Kriminalgesetz drey Monate nach der Bekanntmachung,« kann, so wie sie lautet, nicht bestehen. Das Gesetz (2. tt. 5) spricht nur von solchen Fremden, die in Ungern manche Geschäfte haben, sich aber im Lande nicht bleibend aufhalten; ferner die dreymonatliche Frist läßt das Gesetz ihnen nicht bloß in Kriminalsachen, sondern in allen solchen, da für sie ein Schaden entstehen kann, angedeihen.

II. Kap. Von den Adeligen. — In diesem Kapitel scheint der Verfasser besonderen Fleiß angewendet zu haben, es ist ihm auch unter allen am besten gerathen. Man findet darin sehr wenige Anstöße. Hiezu gehören: 1) Seite 9 die bisher noch nicht gehörte Untereintheilung des mitgetheilten Adels (Nobilitas participata) in den kommunizirten, Familien- und erblichen Adel. — 2) Seite 11 die sehr unvollkommene Auseinandersetzung der Adoption. — 3) Seite 13 die Behauptung, daß die Aufnahme der Fremden zu Indigenen auf dem Landtage durch Einwilligung des Königs und der Stände geschehen müsse. — Die Aufnahme der Fremden zu Indigenen laut des 77. Art. 1550, und kraft der alten Gewohnheit kann durch den König auch außer dem Landtage geschehen, und hierin ist der Monarch nur in so fern limitirt, daß Er es mit Berathung seiner ungrischen Räthe unternehme. — 4) Seite 16. Der größte Vorzug des Adels, kraft dessen selber an der Gesetzgebung Theil nimmt, nämlich daß sie Glieder der Krone sind, wird unter die minderen Vorzüge gezählt. — 5) Seite 17. Der Vorzug des Homagiums wird nicht unter die persönlichen Vorzüge, wohin er gehört, sondern zwischen jene, die den Gütern ankleben, gesetzet.

III. Kap. Von der Geistlichkeit. — Die Rechte der

Geistlichkeit, besonders der Prälaten, dann der Kapitel und der Klostergeistlichen werden sehr mangelhaft aufgezählt.

IV. Kap. Von den Magnaten. — Von dieser Abhandlung gilt eben dasselbe, was von der vorigen gesagt wurde, mit der Bemerkung, daß der Preßburger Graf (Comes Posoniensis) in dem 10. Art. 1687 aus der Zahl der Reichsbaronen ausgeschlossen ist. — Auch die Behauptung, daß die Magnaten in Betreff ihrer Prozesse erst durch den 36. Art. 1751 der Jurisdiktion des Komitats unterworfen wurden, ist irrig. Dieses Gesetz lautet bloß von Kroatien, Slavonien und Dalmatien. In Ungern waren selbe laut des 21. Art. 1486, 72. Art. 1492, 15. Art. 1495, und 2. tt. 12 längstens derselben unterworfen.

V. und VI. Kap. Von königl. Freystädten und von Distrikten. — Diese Abhandlungen sind befriedigend, einige aus dem Kelemen'schen Werke auch hieher überbrachte Fehler Seite 29 ausgenommen, welche in dem bekannten Werkchen, Ratio Jurisprudentiae gerügt, und auch durch den heißen Vertheidiger Kelemens, den Verfasser der Discussion, anerkannt wurden.

VII. Kap. Von Libertinis. — Die Definition Seite 41 stimmt mit dem nicht überein, was im Scholio gesagt wird. Die Definition lehret, daß die Libertini solche Personen sind, welche keinem Grundherrn unterthänig sind; im Scholio hingegen werden deren zwey Gattungen aufgeführet, die einem Grundherren unterwürfige, und die keinem Grundherren unterthänige. — Seite 41 sagt der Verfasser, daß die Libertini, wenn sie adelige Güter an sich bringen, gegen Ausbezahlung der investirten Summen durch einen jeden Edelmann daraus vertrieben werden können. Der Rechts-Candidat möchte aber auch gern wissen, was denn Rechtens sey, wenn ein Libertinus das adelige Gut titulo gratuito bekam? — Seite 42. Was im Satze: Jus intabulationis communitatibus oppidanis absolute non competit, das Wort *absolute* bedeuten solle, ob man es für gar nicht, oder im Gegensatze von *conditionale* nehmen soll, ist nicht möglich mit Gewißheit zu ergründen; besonders weil die Urquelle des Verfassers diesen Gemeinden das erwähnte Recht in dem Falle zueignet, wenn sie darüber ein Privilegium haben. — Seite 43. Daß die in ihren mütterlichen Gütern wohnenden Libertini der ordentlichen Kontribution in Rücksicht ihrer adeligen Güter unterliegen, das läßt sich aus den angeführten Gesetzen nicht beweisen. Der 26. Art. 1647 spricht nicht von der ordentlichen Kontribution, und die übrigen Gesetze enthalten nichts, was hieher gehörte. — Gleichfalls läßt es sich aus den eben dort angeführten Gesetzen und

der Curial-Decision nicht beweisen, daß der königliche Fiskus, um die Succession in den beweglichen Gütern des auf Bauergrund wohnenden Libertini zu erlangen, nichts weiter zu beweisen habe, als daß er ein Libertinus war.

VIII. Kap. Von der väterlichen Gewalt. — Dieses Kapitel enthält einen treuen und vollständigen Auszug aus Kelemen. Daß dem Vater auch das Recht zustehe, den widerspenstigen Sohn einzukerkern, will Recensent aus dem was der Verfasser über die Pflichten der Eltern sagt, sehr gerne folgern.

IX. Kap. Von der Ehe. — Diese Abhandlung ist ein bloßes Skelett, und zum Gebrauche ben Vorlesungen ganz ungeeignet. — Der Verfasser sagt zwar in seiner Vorrede, daß er bey seinem Rechts-Candidaten eine nicht oberflächliche Kenntniß des Kirchenrechts voraussetze; aber wie man dieses in ungrischen Akademien, wo das Kirchenrecht nicht vorgetragen wird, voraussetzen könne, begreift Recensent nicht.

X und XI. Kap. Von der Legitimation, Adoption und den Arten, wie die väterliche Gewalt sich auflöset. — Die Abhandlung über die Legitimation enthält sehr mangelhafte und einseitige Lehren, die übrigen sind ziemlich wohl gerathen. Die Citation der Gesetze Seite 54, über die Kraft der königlichen Legitimation in Rücksicht des königlichen Fiskus, ist irrig.

XII. Kap. Ueber die Tutel und Curatel. — Diese wichtige Abhandlung ist sehr mangelhaft. — Die Gesetze schließen manche Leute von der Vormundschaft aus; diese werden nicht angegeben. — Die Frage, welche Tutel in der Collision den Vorzug habe, wird nicht berühret. Welche die kompetenten Jurisdiktionen seyen, denen das Recht, Vormünder zu geben, zukommt, wird nicht auseinander gesetzt. Die Vorsichtsmaßregeln des Gesetzes, um vorzubeugen, daß niemand ohne Inventarium die Vormundschaft antrete, und die Pflichten des Magistrats in Betreff der Tutelen, werden kaum berühret. Die Rechte und Pflichten der Vormünder werden mit einander vermenget. Es werden sehr viele wichtige Sachen behauptet, ohne irgend einen Grund oder ein Gesetz anzuführen, z. B. über die Befugniß, manchmal auch unbewegliche Güter des Pupills zu veräußern, über die Verpflichtung der Erben des Vormundes, Rechnung abzulegen, und über ihre Befreyung von dieser Last in einigen Fällen, u. s. f. — Es kommen auch manche irrige Behauptungen vor, z. B. Seite 58. Der Agnat wird den Cognatis in der Tutel auch dann vorgezogen, wenn er mit dem Mündel in einen Prozeß verwickelt ist. — Dieses sagt kein Gesetz; er muß in solchem Falle, laut 1. tt. 123, §. 9,

von der Tutel entfernt werden! — Ferner lehrt der Verfasser, daß, wenn im gleichen Grade der Verwandtschaft mehrere Personen da sind, dann gehöre, laut 1. tt. 55 und 117, der Vorzug dem geschicktesten unter ihnen. — Hätte der Verfasser sich die Mühe genommen, diese Gesetze zu lesen, so hätte er dort anstatt des geschicktesten den ältesten (aetate grandior, annisque et aetate major) angetroffen. — Seite 60 wird gesagt, daß der Vormund kraft seiner Revisorien nützliche Transaktionen mache, und die schädlichen widerrufe, welche der Pupill ohne Wissen des Vormundes etwa geschlossen hatte. — Recensent sieht nicht einmal die Möglichkeit des zweyten Falles ein, indem der Pupill unfähig ist vor dem Gerichte zu erscheinen, und Prozesse selbst zu führen. — Auch die Behauptung: »wenn jemand den Pupill vor »Gericht belanget, so kann der Vormund die Homagialstrafe fordern,« so allgemein ausgesprochen, ist irrig. Das Gesetz (1. tt. 132, und 2. tt. 23) verhängt diese Strafe nur für den Fall, wenn der Pupill wegen einer Gewaltthätigkeit (actus potentiarius), als wenn solche durch den Pupill selbst, oder auf dessen Befehl begangen wäre, vor Gericht belanget wird. — Seite 62. Die hier beschriebene Belohnung des Vormundes hat nur unter gewissen Bedingungen Statt.

XIII. Kap. Von der herrschaftlichen Gewalt. — Seite 70 sind manche neue Lehren zu finden: 1) daß dem Herrn die Befugniß zustehe, seinen, wiewohl adeligen Diener, wenn er nachläßig ist, zu prügeln. — Den Grund dazu gibt der Verfasser nicht an, Recensent weiß auch keinen anderen, als — den Mißbrauch. — 2) Daß kraft der Gewohnheit der Diener ein Vierteljahr voraus den Dienst aufkündigen müsse. Es würde jedoch dem Verfasser schwer fallen, die Universalität dieser Gewohnheit darzuthun. — 3) Daß durch's Gesetz verboten sey, in den Livreen Pracht zu treiben; — nur Schade, daß das angeführte Gesetz (66. Art. 1723) davon gar nichts enthält. — Uebrigens kann auch dieses Kapitel für einen wohlgelungenen Auszug gelten; Mängel gibt es jedoch auch hier hie und da; z. B. unter den Prozessen ist der vierte der Prozeß wegen Aufnahme eines flüchtigen Unterthans, und der fünfte jener wegen Aufnahme eines ohne Entlassungsschein wandernden Unterthans. — Ist also der ohne gesetzliche Entlassung wandernde Unterthan nicht flüchtig? — Auch die wider die Aufnahme solcher Unterthanen im 35. Art. 1791 verhängte Strafe ist nirgends angezeiget u. s. f.

XIV. Kap. Vom königlichen Fiskus. — Dieses Kapitel gehört zu den mangelhafteren. Recensent will nur einige Mängel andeuten. Seite 84 wird gesagt: der königl. Fiskus kann wegen der vor dem Jahre 1715 occupirten Güter vor Ge-

richt nicht belangt werden, außer wenn der Kläger vorher seine Bitte höchsten Ortes angebracht, und von dort ad viam juris verwiesen ward. — Die Gesetze (7. Art. 1687, und 9. Art. 1715), welche hievon handeln, sprechen nicht so allgemein, wie der Verfasser, sondern bloß von solchen Gütern, welche unter dem Vorwande des Criminis laesae Majestatis und Notae konfiszirt wurden. — Auch die Behauptung — »das Gesetz (2. tt. 39) über»hebt den Fiskus schlechterdings von der Last des Beweises; doch »muß er, wenn er nicht im Besitze ist, kraft der Curial-Decision »Beweis führen,« ist irrig; denn 1) das erwähnte Gesetz überhob den Fiskus von der Beweisführung bloß in Rücksicht der an den Fiskus gefallenen Güter, und befreyete ihn nur von Produktion der Dokumente. Dann 2) weil es laut der vierzehnten Curial-Decision de Act. Fis. auch heute noch Fälle gibt, wo der Fiskus den Beweis zu führen nicht genöthiget ist, wenn er sich gleich nicht im Besitze befindet. — Seite 86. Die Verbrechen, die der königliche Fiskus verfolgt, wie auch die Strafen einiger derselben, z. B. des Wucherns, des Mißbrauches der Kriminal-Gerichtsbarkeit, sind unvollständig aufgezählt. — Ferner der offenbare Defectus seminis wird als der einzige Fall angeführt, wo der königliche Fiskus die Güter eines Privatmannes eigenmächtig einnehmen kann. — Recensent las im 7. Art. 1715 auch einen anderen Fall. — Seite 83. Eine kurze Erläuterung der Caducitatis Virtualis wäre für die Rechts-Candidaten nicht überflüssig gewesen; indem hier noch manche Mißhelligkeiten obwalten, u. s. f. Uebrigens hat es Recensenten befremdet, daß in diesem Buche dem königlichen Fiskus, der doch den König vertritt, der allerletzte Platz angewiesen ist; er hätte doch wenigstens einen Platz unter den sui juris personis verdient. — —

II. Buch. Seite 89 bis 272. Ueber die Sachen, und Sachenrechte. I. Kap. Von Sachen überhaupt. — Seite 89. Wenn der Verfasser durch Sachen, so wie seine Urquelle, auch die Kontrakte und Verbrechen versteht; so passen die hier aufgezählten Eintheilungen auf alle Gattungen der Sachen keineswegs. — Seite 90. Der Grund, worauf der Verfasser die Haupteintheilung dieses Buches bauet, ist wankend; indem durch Kontrakte auch dominium rei, folglich nicht nur jus ad rem, sondern auch jus in re erhalten werden kann. — Ferner: hier verspricht der Verfasser, daß er in diesem Buche auch von den öffentlichen Civil-Verbrechen handeln wird; man findet jedoch diese Abhandlung nirgends. —

I. Abschnitt. Vom *jure in re*. II. Kap. Vom *dominium*, und den natürlichen Mitteln, selbes zu erhalten. — Seite 91. Die zweyte, dritte und vierte Einthei-

lung des Dominiums ist keine Haupteintheilung desselben, wofür sie der Verfasser ausgibt; weil das dominium eminens diese Eintheilungen nicht zuläßt, sondern nur das dominium vulgare. — Seite 97. Zwischen den Mitteln, das dominium zu erhalten, setzt der Verfasser auch die servitutes rerum! — Ueberhaupt ist dieses Kapitel, die Abhandlung über die Jagd ausgenommen, fast nur ein unvollständiges Register der hiezu gehörigen Gegenstände. Selbst die Abhandlung über die Jagd ist sehr mangelhaft. Der Verfasser hat das neueste Gesetz über die Jagd (24. Art. 1802) sehr flüchtig gelesen.

III. Kap. Von Schenkungen, hauptsächlich von den öffentlichen. — Seite 98 bis 106. Dieser Gegenstand, welcher doch im ungrischen Rechte der wichtigste ist, konnte nicht ungenügender abgehandelt werden. — Von Privat-Schenkungen kommt darin nichts anderes vor, als manche Eintheilungen derselben. — Mit der Kenntniß, welche der Rechts-Candidat aus der Lehre über die königlichen Schenkungen schöpfen kann, ist er nicht im Stande, über die Gültigkeit irgend einer Schenkung, nicht einmal in den leichtesten Fällen, zu urtheilen; denn er müßte dazu mit Bestimmtheit und Präzision wissen: 1) welche, d. i. wie sowohl in Rücksicht des Fiskus, als auch der Privaten beschaffene Güter durch diese oder jene Gattung der Schenkung gültig impetrirt werden können? 2) Welche Jurisdiktion der Krone durch selbe auf den Beschenkten übertragen werden könne? — Diese Hauptsachen hat aber der Verfasser entweder gar nicht, oder sehr mangelhaft berücksichtiget.

IV. V. und VI. Kap. Von der Statution, Contradiction und Restatution. — Die Abhandlung über die Statution ist ziemlich befriedigend. Was in der Lehre über die Qualitäten des Hominis regii, des Termins und Kraft der Statution, dann über die Strafe der falschen Statution u. s. f. mangelt, kann der Professor leicht ersetzen. — Die Abhandlung über die Contradiction ist sehr mangelhaft. Aus den Prozessen, welche aus den Donationen zu entstehen pflegen, werden nur vier, und diese auch sehr schwach und unvollkommen, mit Hinweglassung der schwersten Fragen, verhandelt. Bey dem Prozesse ex radicalitate juris wird zur Bestätigung der Behauptungen kein Gesetz, kein Grund angeführt. — Was die Restatution anbelangt, so kennt Recensent aus den ungrischen Gesetzen nur eine einzige Gattung derselben, nämlich diejenige, welche durch die Execution vor sich geht.

Hier unterbricht der Verfasser die bisher verfolgte Lehre über die Mittel, dominia rerum zu erlangen, indem er in drey folgenden Kapiteln ganz fremdartige Gegenstände einschaltet.

VII. Kap. Ueber die Gleichheit und Ungleichheit der Rechte zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte in der Familie. — Es scheint, daß der Verfasser sich besondere Mühe nahm, einen guten Auszug hievon zu machen; nur schade, daß er vergaß anzumerken, daß die Disposition des Erwerbers die Eigenschaft der Güter, nur in Rücksicht seiner Familie, nicht aber auch des Fiskus ändern könne; dann daß beym letzten §., wo von den Prozessen die Rede ist, ihn der Fleiß verließ. — In dem Prozesse ad aequal. juris weicht er sogar von Kelemen ab, und zwar 1) indem er vom weiblichen Geschlechte in der Familie auch die Erweisung der Usuroboration fordert, und 2) indem er behauptet, daß in diesem Prozesse dem triumphirenden weiblichen Geschlechte zugleich auch die Theilung zuerkannt, und selbe durch Exekution gleich vollzogen werde. — Diese letztere Behauptung widerspricht offenbar der neunten Curial-Decision ex inaequ. jur. Was die erstere betrifft, so kann das männliche Geschlecht ja wider das weibliche in solchen Gütern nicht präscribiren, welche beyderley Geschlechtes sind, folglich können die Weiber, wenn sie auch nie im Besitze solcher Güter waren, ihre Rechte doch immer verfolgen.

VIII. Kap. Vom *Quartalitio, Jure Capillari, Dote* u. s. w. — Diese Abhandlung ist ziemlich vollständig; jedoch gibt es auch mehrere Mängel darin, z. B. die Definitionen werden nicht bewiesen; beym Jure Capillari wird gar kein Gesetz angeführt. Daß aus einem Gute Quartalitium gegeben werden müsse, laut der ersten Curial-Decision, de Jure quartalitio, wird mehr erfordert, als was der Verfasser verlangt, nämlich daß das weibliche Geschlecht nicht einmal in den als Donation gezahlten Summen je eine Succession habe. — Daß das Quartalitium einem Mädchen, welches einen nicht begüterten Mann heiratet, in natura gegeben werden solle, ist, so unbedingt, wie der Verfasser es vorträgt, nicht wahr. In der Herzählung der Fälle, in welchen das Weib die Morgengabe (dos) verliert, S. 125, sagt der Verfasser zu viel; nämlich in dem vierten und fünften Falle verliert sie selbe nicht. — Was von der Leistung der dos legalis S. 127 gesagt wird, gilt nur im Falle, wenn die Witwe wieder heiratet, u. s. w.

IX. Kap. Ueber die Regalien. — In dieser Abhandlung werden zwar die meisten Attributen eines jeden Regal-Benefizes kürzlich hergezählt, jedoch deren mehrere auch ausgelassen; z. B. die Quellen, woraus diese oder jene Gattung der Regalien entsprungen seyn muß, werden (das Patronatsrecht ausgenommen) nirgends angeführt, u. s. f. Man findet auch hie und da Unrichtigkeiten, z. B. Seite 142, daß die Adeligen von

ihren Produkten keinen Ausfuhrzoll zahlen, daß die Unterthanen des Graner Erzbischofs vom Dreyßigstzolle befreyet sind. — Seite 144 wird gesagt: wenn der Prälat und der Grundherr über den Pachtzins des Zehenten nicht übereinkommen können, so setzt ihn der Vizegespann fest, und damit müssen die Parteyen zufrieden seyn. — Diese Behauptung gründet sich auf kein Gesetz; der 61. Art. 1548 erlaubet in diesem Falle dem Prälaten, daß er den Zehenten für sich behalte, ohne ihn jedoch einem anderen verpachten zu dürfen. Auch jene Behauptung ist irrig, daß, wenn der Prälat, oder jemand anderer des Grundherrn Pachtrecht verletzet, poena dupli Statt habe; der 61. Art. 1548, und der 70. Art. 1622 verhängen in diesen Fällen ganz andere Strafen, u. s. f.

X. Kap. Vom Testamente. — Seite 151. Der Erbe, sagt der Verfasser, muß fähig seyn, die Erbschaft anzunehmen, wie es jene nicht sind, die dem Amortisations-Gesetze unterliegen. — Also die Geistlichen und die Gemeinden können durch Testament gar nichts erben? — Im 222. §. wird die Sache so vorgetragen, als wäre der Verfasser jener Meinung, daß das von einem Unger im Auslande nach den dort üblichen Solennitäten gemachte Testament nur dann gültig wäre, wenn der Testator keine öffentliche Person aus Ungern dort fand, und zugleich sein Testament durch den Orts-Magistrat legalisiren ließ. — Das Gesetz (24. Art. 1729) fordert keines von beyden. — Seite 152. Das öffentliche Testament, sagt der Verfasser, muß vor authentischen Personen oder Behörden gemacht werden. — Dieß ist richtig, aber welche diese Personen und Behörden seyen, ist in seinem ganzen Werke nirgends zu finden. — Die Requisiten der adeligen Privat-Testamente sind schon aufgezählet, nur ein Nothwendiges vergaß der Verfasser anzumerken, nämlich daß im Nothfalle auch die Unadeligen zu Zeugen gebrauchet werden können. — Seite 153. In dem wörtlichen Testamente der Bürger erfordert das Gesetz die Rekapitulation nicht. — Daß der Unterthan nur über die Hälfte seiner erworbenen Gründe testiren könne, wird im Gesetze nur in Rücksicht des Grundherrn, nicht aber, wie der Verfasser behauptet, auch in Rücksicht seiner Erben gesagt. — Seite 137. Es wäre nöthig gewesen, anzuzeigen, welche jene Sachen und Güter seyen, worüber der Testator gar nicht disponiren kann. Die Auslassung dieser Erklärung macht, daß aus diesem Werke niemand bestimmen kann, welche Testamente ipso jure nulla, und welche nur invalida sind, folglich was für ein Prozeß dem Beleidigten offen stehe. — Schade, daß dergleichen Fehler diese sonst gelungene Abhandlung entstellen.

XI. bis XV. Kap. Von der Succession *ab intestato*, und dem dazu gehörigen. — Auch in diesen Abhandlungen gibt

es Mängel und Fehler. — Im 233. §. vermißt man die Fürsorge des 36. Art. 1659 zu Gunsten der aus der ersten Ehe entsprossenen Kinder. — Es werden nur einige, und nicht alle Schuldigkeiten des erstgebornen Sohnes hergezählt. — Den Mönchen, deren Orden fähig ist, Güter zu besitzen, wird ohne Einschränkung aus allen Gütern Succession (ad decimalitatem ratae) eingeräumt, was jedoch, wenigstens in Rücksicht der erworbenen Güter, dem Gesetze gerade widerspricht. — Auch die Behauptung, daß die aus mehreren Ehen entsprossenen Kinder sowohl im väterlichen als auch mütterlichen Vermögen gleichen Antheil haben, wenn ihre Eltern es so unter sich ausgemacht haben, kann so, ohne Einschränkung, nicht gelten, indem die Avitica keiner Disposition der Eltern unterliegen. — Seite 161 wird denen, die durch ein königliches Rescript legitimirt wurden, auch in Aviticis gleiche Succession mit den gesetzmäßig gebornen Kindern einberaumt, im Falle, wenn diese dazu einwilligen. — Recensent zweifelt sehr daran, daß diese Einwilligung für ihre Erben verbindend sey. — Eben dort: die durch den Papst legitimirten Kinder werden von aller Succession ausgeschlossen. — Recensent fragt: ob auch von solchen Erworbenen, in denen auch ein Unadeliger succediren darf? natürlich vorausgesetzt, daß die Eltern selbst die Legitimation veranlaßten? — Ferner im §. 235 wird von der Succession der Adoptirten gehandelt. — Nach der Meinung des Recensenten gehört diese Succession gar nicht hieher; denn die Adoptirten succediren nicht kraft des Gesetzes, sondern kraft der Adoption, welche die Natur eines Testaments hat. — Seite 162. In Aviticis, sagt der Verfasser, succedirt jene Linie der Vorfahren, von welcher selbe an den Verstorbenen gekommen waren. — Hier hätte der Verfasser nothwendig bemerken sollen, wem dann die Succession zustehe, wenn aus dieser Linie niemand vorhanden ist. — Seite 163. Unter den Ausnahmsfällen, wo die Anverwandten einander auch in dem erworbenen Vermögen succediren, wird auch die Verlassenschaft der minderen Geistlichkeit gesetzt. — Warum denn nicht auch die der Prälaten? es fällt ja auch von dieser $^1/_3$ den Anverwandten zu. — Seite 164 behauptet der Verfasser, daß in den ererbten beweglichen Gütern des Mannes die Anverwandten desselben vor der Witwe succediren. — Dieß wäre doch seltsam; nach der Meinung des Verfassers, §. 241, schließen die Kinder des Mannes die Witwe von diesen Gütern nicht aus, und die Anverwandten des Mannes sollten sie ausschließen! — Seite 166. Der Fideikommißbesitzer verliert kraft des Gesetzes das Fideikommiß nicht nur wegen Verkauf, wie der Verfasser lehret, sondern auch wegen Verpfändung. — Seite 170 behauptet der Verfasser, daß, wenn jemand ein noch ungetheiltes Gut

ohne Einwilligung seiner Brüder veräußert, dieser Verkauf in Betreff des eigenen Antheiles gültig sey. — Recensent sieht nicht ein, wie diese Lehre mit dem 47. Art. 1723, und mit den Curial-Decisionen zu vereinbaren sey. — Seite 172. Unter die Wirkungen der Theilung wird auch jene gerechnet, daß die Theilung die Präscription der Güter auf ewig verhindere. — Also vor der Theilung konnte ein Bruder wider den anderen präscribiren? —

Hierauf werden wieder in zwey Kapiteln fremdartige Sachen eingeschaltet.

XVI und XVII. Kap. Von der Proportion, und von Metis. — In der Lehre über die Proportion vermißt man ungern die besonderen Verfügungen des 21. Art. 1807 in Betreff des Proportional-Prozesses in Wäldern. — Eben so ungern vermißt man in der Lehre von den Gränzen die Verfügungen des 23. Art. 1802 über die Erneuerung der Gränzzeichen. Uebrigens bekennet Recensent, daß er angenehm überrascht wurde, als er den 268. §. las, denn er fand endlich eine völlig brauchbare Beschreibung eines Prozesses, die er seit Seite 17 bisher nirgends antraf.

XVIII bis XX. Kap. Von der Succession des Fiskus, von Krongütern, und von der Verjährung. — Seite 182. Die Regeln, nach welchen man bestimmen soll, wann der königliche, und wann ein Privat-Fiskus succedire, sind sehr unvollständig, und eines Theils auch verwirrt angegeben. — Seite 183. Daß ein Privatmann wider den königlichen Fiskus ein Sequestrum fordern könne, hat bisher niemand gelehret; hierin ist unser Verfasser der erste. — Seite 187 wird behauptet, daß der Denuntiant im Hochverrathe das Drittheil der Güter des Verbrechers zur Belohnung bekommen müsse. Die dazu angeführten Gesetze enthalten jedoch davon keine Sylbe. — Seite 189 wird gelehret, daß, um die Verjährung anfangen zu können, nöthig sey, daß man im physischen sowohl, als zugleich auch im Civil-Besitze des Gutes sey; also wenn der Käufer die Nutznießung des Grundes jemanden vermiethet, ohne vorher den physischen Besitz anzutreten, kann alsdann keine Verjährung Statt finden? — Recensent ist einer entgegengesetzten Meinung, indem der Besitz des Nutznießers im Jure für den Besitz des Eigenthümers gilt.

II. Abschnitt. Von den Kontrakten. Seite 193 bis 240, in zwölf Kapiteln. — Wie im I. Abschnitte und im I. Buche, so fehlt auch in diesem Abschnitte bey Abhandlung der Materien die logische Ordnung; z. B. vom Cambio wird eher, als von Fassione perennali gehandelt, wo doch die Natur des Cambii ohne vorläufige Kenntniß der Natur der Perennal-Fassionen, und

theils auch des Pignoris (nämlich was das zeitliche Cambium anbelangt) nicht genau verstanden werden kann. — Dieses überhaupt, nun insbesondere:

Was Seite 193 und 194 von den Kontrakten überhaupt gesagt wird, daraus kann der Rechts-Candidat von diesem so wichtigen Gegenstande nichts lernen; denn hier wird nur angezeigt, wovon man beyläufig handeln sollte. — Die Lehre über das Cambium, Seite 195 bis 196, ist auch sowohl unvollständig als unordentlich vorgetragen. — Die Sentenz: Usus unius anni errorem in Cambio commissum penitus corrigit, ist irrig, und hat weder in dem angeführten Gesetze (1. tt. 71), noch anderswo einen Grund. — Seite 197. Die Behauptung: »der vor der Tradi»tion zwar, aber nach geschlossenem Kontrakte durch Zufall ge»schehene Schaden trifft den Käufer,« hätte einen Beweis erfordert; indem nach der Lehre des Verfassers §. 132 und 144 durch die Kontrakte nur Jus ad rem erworben wird, und das Dominium nur mit der Tradition gegeben wird. — Außerdem ist diese Behauptung nicht in allen Fällen, sondern nur dann wahr, wenn eine allerseits bestimmte Sache verkauft wurde. — Seite 199. Von Fassione perennali behauptet der Verfasser, die Prämonition sey nur in ererbten Gütern nöthig. — Das Gesetz (1. tt. 60) jedoch macht hierin zwischen den ererbten und erworbenen Gütern keinen Unterschied. Der Verfasser meint, daß der Grund der Schuldigkeit zu prämoniren im Praejudicio liege, da er doch bloß im Vorkaufsrechte liegt. — Die Frage über die Gültigkeit der Perennal-Fassionen, Seite 200, und die Prozesse aus dieser Materie, Seite 201, werden sehr unvollständig abgehandelt. — Aus dieser Abhandlung ist nicht leicht zu ersehen, worin eigentlich das Praejudicium bestehe. — In der Abhandlung über die Verpfändung der Güter, Seite 204 bis 209, wird zum Beweise der meisten Behauptungen weder Gesetz noch Rechtsgrund angeführt; und viele wichtige Fragen werden gar nicht berührt, z. B. ob der Pfandgeber die durch den Pfandnehmer gesetzten Gebäude reluiren müsse? ob die Gesetze, welche die Verpfändung der Güter über ihre gemeine Schätzung verbieten, noch verbindend seyen? u. s. f. Auch der Judicatus, Seite 207, wird unvollständig beschrieben, u. m. d. — Seite 211. Von der Inscription wird behauptet, daß der Eigenthümer die auf eine bestimmte Zeit gemachte Inscription auch vor dem Verlaufe jener Zeit zurücknehmen könne, wenn er dem Besitzer eine den Einkünften des Guts angemessene Belohnung auswirkt. Der Grund dazu wird nicht angegeben; da doch diese Meinung dem allgemeinen Grundsatze: Contractus contrahentibus legem ponit, geradezu widerspricht. Ueberhaupt ist auch diese Abhandlung mangelhaft; den Behauptungen wird kein Recht-

grund beygefügt — ob und welche Solennitäten zu beobachten seyen in der Ausfertigung der Inscriptionen, wird nicht erörtert, u. s. f. — Was der Verfasser Seite 212 und 213 vom Locato und Commodato lehret, daraus wird der Rechts-Candidat nur wenig lernen. — Daß die operae liberales ihrer Natur nach kein Gegenstand der Lokation sind, das ist leicht zu verstehen; daß aber, wie der Verfasser behauptet, selbe es an sich selbst nicht seyn können, das will dem Recensenten nicht einleuchten. Die tägliche Erfahrung lehrt ja, daß viele Menschen ihre operas liberales um einen bestimmten jährlichen Lohn vermiethen. — Was vom Locato, eben das gilt auch Seite 214 vom Deposito, die Lehre über die Prozesse ausgenommen, die jedoch auch nicht fehlerfrey ist; z. B. im ersten Prozesse läßt sich der angegebene Judicatus aus den angeführten Gesetzen nicht entnehmen; im zweyten Prozesse wird eine Hauptsache ausgelassen, nämlich daß der dolus des Depositärs zu erweisen sey. — Seite 218. Nachdem der Verfasser die Schuld so definirt hatte, daß sie die Obliegenheit sey, eine gewisse Summe Geldes zu zahlen, so theilt er die Schulden sehr unlogisch in aktive und passive Schulden. — Die Definition des Mutui, nachdem selbe von jener des Naturrechts im Wesentlichen abweicht, hätte eine Erklärung verdient. — Es wäre auch nöthig gewesen, zu erörtern, wessen der Gewinnst oder Verlust sey, wenn der Nennwerth einer Geldsorte geändert wird. — Was die Strafe des Wuchers betrifft, so zeigen die ungrischen Gesetze zwey Gattungen des Wuchers: die erste, welche durch Forderung eines gesetzwidrigen Interesses, die zweyte, welche durch Verschreibung größerer Summe, als die geliehen wurde, begangen wird. Hier begeht unser Verfasser auf einmal zwey Fehler, nämlich, er läßt die zweyte Gattung des Wuchers ganz aus, und fügt deren Strafe der ersten Gattung bey. — Seite 220. Die Behauptung, daß die Prozeßkosten in der Regel nur in den evidenten Schulden ersetzt werden, kann mit der sechs und zwanzigsten Curial-Decision de liqu. deb., so wie auch, daß in Prozessen wegen des Wuchers die königliche Gerichtstafel Richterin sey, mit dem 51. Art. 1715 nicht vereinbaret werden. Auch die Behauptung, daß die Distriktual-Tafel auch in den kleinsten Schulden ausschließlich richte, wenn eine in mehreren Comitaten liegende Hypothek obligirt wurde, ist irrig. Aus dem Gesetze, 31. Art. 1723, §. 3, läßt sich nicht mehr entnehmen, als daß in Fällen, wo die Distriktual-Tafeln nach dem Gesetze in Schulden richten, wenn die Hypothek in mehreren Distrikten liegt, jene Tafel dort zu verfahren habe, wo das Hauptgut etc. liegt. — Seite 222. Es wäre sehr nöthig gewesen, nach dem Sinne der Gesetze zu bestimmen, wann der Richter der Schulden halber eine persönliche Exekution festsetzen könne. —

Seite 225. Bey den Fällen, in welchen der Unger auch außer dem Lande Schulden halber vors Gericht gezogen werden kann, wäre nöthig gewesen anzumerken, daß die drey ersteren Fälle nur die Kaufleute, der vierte aber einen jeden ohne Rücksicht des Standes betreffe. — Seite 231. Die Natur und Wirkung des Vorzugs, den manche Schulden aus der Intabulirung oder andern Gründen vor andern Schulden haben, wird sehr unvollständig erörtert. — Seite 234 wird ohne Ausnahme gelehret, daß die im Konkursual-Prozesse nicht befriedigten Kreditoren den Schuldner, wenn er später sich etwas erwirbt, zur Zahlung zwingen können. Diesen Satz hätte der Verfasser beweisen sollen, denn er hat kein Gesetz für sich, vielmehr ist der 12. Art. 1807 wider ihn, nämlich hierin werden dieser Schuldigkeit nur jene unterworfen, die ihren Bankerott nicht legitimiren können. — Seite 236. In der Abhandlung über die Fidejussio vermißt man ungern die Erörterung einiger Fragen, z. B. wer fähig sey, Bürgschaft zu leisten? in welchen Verbindlichkeiten die Bürgschaft Statt finden könne, und in welchen nicht? welche Vertheidigungsmittel dem Bürgen zu Gebote stehen wider den Hauptschuldner? — Die Abhandlung über die Transaktion, Seite 238 und 239, ist sehr dürftig. Es gibt auch mehrere Fälle, wo die Transaktion umgestoßen wird, als welche der Verfasser §. 358 aufzählet; einen Hauptfall hätte der Verfasser in der achten Curial-Decision ad inval. Transact. finden können.

III. Abschnitt. Ueber die Verbrechen. Seite 241 — 272, in neun Kapiteln. — Seite 241. Die nothwendigste Eintheilung der Verbrechen in dolosa und culposa, wovon doch die Fällung der Strafen meistens abhängt, wird nicht einmal angezeigt. — Seite 243. Recensent zweifelt sehr, daß die thätliche Verletzung aller, was immer für öffentlichen Beamten, wenn sie in ihrer Funktion sind, die Strafe der schwereren Gewaltthätigkeit (majoris potentiae) nach sich ziehen; denn so wäre die Sorgfalt, womit das Gesetz einige höhere Beamte benamet, überflüssig. — Ferner das Gesetz, welches die Verstümmelung unter die Fälle majoris potentiae stellet, versteht dadurch nicht (wie der Verfasser meinet) die Verstümmelung der Anverwandten, sondern in Gemäßheit der ältern Gesetze, 3. Art. 14, 2 Art. 149, 1. Art. 14, die Verhängung der Strafe der Verstümmelung durch Gerichte. — Auch die Abprügelung der Anverwandten wird unter die neuen Fälle majoris potentiae irrig gemengt; denn das Gesetz spricht nur von der Verwundung derselben. — Seite 244. In Betreff der Strafe majoris potentiae besteht es nicht, daß der Beleidiger titulo homagii immer 200 Gulden zahle, da die Prälaten und Magnaten, kraft 2. Art.

43, 400 Gulden, die Unterthanen aber, laut 3. Art. 26, nur 40 Gulden zahlen. — Auch die vom Verfasser beschriebene Exekutionsordnung kömmt mit der 16. Curial-Decision ad art. maj. pot. nicht überein. — Seite 247. In der Beschreibung der summarischen Reposition hätte der Verfasser auch auf die Verordnungen des 13. Art. 1807 Rücksicht nehmen sollen, wo die Festsetzung eines gesetzmäßigen Termins, die Zuerkennung des wirklichen Schadens und der Unkosten u. s. w. vorgeschrieben werden. Seite 248. Was hier über die Anklageschrift in dem Violential-Prozesse gesagt wird, das alles hätte auch über die Aktion im majoris potentiae Prozesse gesagt werden sollen. Auch wäre im Violential-Prozesse nöthig gewesen anzuzeigen, daß wenn die Gewaltthätigkeit per missos etc. begangen wurde, die Kommission zu erweisen sey, u. s. f. — Seite 250. Da der Verfasser unter die Gesetze, worauf die Action im Repositional-Prozesse sich gründet, auch den 13. Art. 1807 rechnet, so ist es irrig, ohne Ausnahme zu behaupten, daß der Kläger in diesem Prozesse die Wirklichkeit der Violenz beweisen müsse; weil im Falle, worin dieses Gesetz den Repositional-Prozeß verordnet, der Angeklagte den Besitz ohne Gewaltthätigkeit erlangte, folglich dessen Gewaltthätigkeit zu erweisen unmöglich ist. — Seite 251 wird irrig behauptet, daß die königliche Curie in Rücksicht der Strafe wegen der einem Unterthan zugefügten Gewaltthätigkeit vom Gesetz (3. tt. 31) abgewichen sey. — Das Gesetz sagt: wenn der Grundherr die Beleidigung seines Unterthans wider einen Adeligen verfolgt, dann soll der Beleidiger in Rücksicht des Grundherrn in 100 Gulden, und in Rücksicht des Unterthans obendrein, nach der Beschaffenheit der Sachen, entweder in 40 Gulden, oder in Ersetzung des Schadens konvincirt werden. Die königliche Curie ist also vom Gesetze gar nicht abgewichen, als sie entschied, daß wenn ein Adeliger wegen der Beleidigung des Unterthans in 100 Gulden, und in die Ersetzung des Schadens konvincirt werde, die Homagial-Strafe nicht mehr Statt finde. — Auch hätte der Verfasser hinzufügen sollen, daß die Strafe von 100 Gulden nur dann Statt habe, wenn der Beleidiger des Unterthans adelig ist, nicht aber, wenn er es nicht ist. — Seite 253. Die Strafe der geläugneten Impension wird nur im Falle einer minderen Gewaltthätigkeit, und da auch unvollständig beschrieben; der Rechts-Candidat wünscht aber auch zu wissen, wie die Sentenz ausfallen müsse, wenn die Impension in Fällen schwererer Gewaltthätigkeit geläugnet war? — Er wünscht ferner zu wissen, wem die Violential- und Homagial-Strafen zufallen? Hierin befriediget aber der Verfasser seine Wißbegierde eben so wenig wie in manchen andern Fällen. — Noch eines über die Lehre

von Gewaltthätigkeiten. — Nach den Gesetzen und Curial-Decisionen kann die Strafe der schwereren sowohl als minderen Gewaltthätigkeit nur dann verhängt werden, wenn der Angeklagte mit dem Vorhaben dem Andern zu schaden, oder ihn zu necken zu Werke ging. Auch diese wesentliche Anmerkung findet man nicht im vorliegenden Werke. — Seite 254. Daß die Proditio fraterni sanguinis auch dann nur bis in den vierten Grad sträflich sey, wenn jemand seine Anverwandten aus den Familiengütern auszuschließen trachtet, sagt der angeführte Kittonich nicht. — Seite 258 wird gelehret, daß im Prozesse wegen Verfälschung der Urkunden, laut des 12. Art. 1723, in den drey ersten Fällen die königliche Gerichtstafel, in dem vierten aber das Komitat richte. — Hier hat der Verfasser das Gesetz unrecht verstanden. Von den zwey ersteren Fällen handelt ja der ganze 12. Art. gar nicht, den im dritten Falle gebräuchlichen Prozeß hätte der Verfasser im Plano Curiali unter den zum Komitat gehörigen Prozessen auffinden können, und es ist doch zu supponiren, daß die königliche Curie diese Sachen versteht. — Seite 259. Durch das Respirium selbst bekömmt man seine Dokumente nicht zurück, folglich gehört es nicht zu den Mitteln, die Dokumente zurück zu erhalten. Füglicher hätte der Verfasser den im 14. Art. 1622 enthaltenen Fall hieher setzen können. — Seite 260. Der Behauptung des Verfassers, daß man ad perpetuum Evictoratum wider den Zurückhalter der Dokumente nur vor der königlichen Gerichtstafel procediren könne, widerspricht die dritte Decision ad repet. liter. — Seite 262 sagt der Verfasser, daß die Regeln der Genugthuung aus der reinen Vernunft und aus der Combinirung der Gesetze von sich selbst fließen. — Allerdings, aber bey allem dem wäre es doch dem Rechts-Candidaten nützlich gewesen, selbe anzuzeigen. Alles fließt ja aus diesen zwey Quellen. — Seite 263. Im Prozesse zur Vergütung des Schadens, meint der Verfasser, findet der nämliche Judicatus Statt, welcher in den Schulden Statt findet. — Recensent glaubt es nicht; da der 28. Art. 1715 diesen Prozeß zwischen jene setzt, in welchen die Protonotärie, folglich die Distrikts-Tafeln nicht urtheilen dürfen, sondern bloß das Komitat. Auch im Plano findet man ihn unter den Komitatensern. — Seite 265 im §. 398 entdeckt uns der Verfasser eine bisher noch unbekannte Prozedur, wo ein höherer Richter, der Vize-Gespan, zum Gebrauche eines niederern (des Herrenstuhles) eine vorbereitende Investigation macht. — Seite 269 wird gesagt, daß in der Abaction die Schätzung des Schadens unnöthig sey. — So? also wird in dem daraus entstehenden Violential-Prozesse die Vergütung des Schadens nicht zuerkannt? — Ferner ist bey

der Abaction noch zu merken, daß das Gesetz zur Conviction in dem Verluste des eingetriebenen Viehes nicht eine einzige, wie der Verfasser lehret, sondern zwey gerichtliche Inhibitionen erfordern. — Seite 270. Zur Zuerkennung der Violential-Strafe verlangt der 42. Art. 1729 mehrere Requisiten in Rücksicht des Besitzes, als der Verfasser hier angibt. — Seite 272. Daß die Strafe der Beschimpfung am öftersten nicht durch einen besondern Prozeß, sondern nur accessorie begehret wird, dieß widerspricht der dritten Decision ad poen. dehon. —

III. Buch. Von den Aktionen. Seite 273 bis 344. in 29 Kapiteln.

I. Abschnitt. Von der Jurisdiktion, und den Gerichtspersonen. Seite 273 biß 290. — Seite 274. Jurisdictionem contentiosam theilt der Verfasser in die höchste (des Königs), und die gemeine (der Gerichtstafeln). — Recensent weiß nicht, wie diese Eintheilung mit dem 12. Art. 1791 vereinbaret werden könne. — Der Verfasser hätte Jurisdictionem judicialem überhaupt so eintheilen sollen. — Ueberhaupt sind die hier angegebenen Eintheilungen der Jurisdiktion unlogisch; die Haupteintheilungen werden mit Unterabtheilungen vermengt. — Seite 278. Da der Verfasser weiter unten die Pflichten des Advokaten, wider seine sonstige Gewohnheit, weitläuftig auseinander setzt, so hätte er auch hier die Pflichten des Richters berühren sollen. Aus den Rechts-Candidaten werden ja nicht lauter Advokaten, sondern auch Richter gebildet. — Seite 280. Dem noch unter der väterlichen Gewalt stehenden Sohne (gesetzt, daß er schon das gesetzliche Alter hat) mangelt es in Rücksicht der väterlichen und mütterlichen Güter nicht am persönlichen, sondern am Real-Aktorat. Im Ganzen genommen ist die Lehre über den Aktorat sehr unvollkommen. — Seite 282. Von der Privat-Ingession wird gelehret, daß sie dann Statt finde, wenn der Ingerent mit dem Kläger nexum sanguinis und jurium hat. Mit der Hülfe dieser Regel wird niemand genau bestimmen können, wann die Ingession vorm Gerichte bestehen wird, und wann nicht; z. B. nach dieser Regel könnte sich der Vatersbruder in einen solchen Prozeß ingeriren, den der Sohn anfing zur Invalidation einer Fassion, die sein Vater über seinen eigenen Antheil von großväterlichen Gütern machte, indem er nexum sanguinis und jurium mit dem Kläger hat; was doch laut der zehnten Decision de Ingessione unrichtig ist. — Seite 283. Der Wittwe kömmt in den Gütern, die sie titulo paraphernі besitzt, die Eviction nicht kraft eines ausdrücklichen Gesetzes, wie der Verfasser meint, sondern von Natur der Sache zu. Die von dem Verfasser angeführten Gesetze (1. tt. 103, 110).

erwähnen nicht einmal der Eviction. — Auch diese wichtige Materie wird mangelhaft erörtert. — Seite 285. Nach den neueren Gesetzen, den 28. Art. 1765 und 16. Art. 1792, kann man einen Plenipotentiär auch vor dem Ober- oder Vize-Gespan, dann vor einem Stuhlrichter und Jurassor konstituiren. — Auch sind in der Abhandlung über die Plenipotentiäre mehrere wichtige Fragen unberührt geblieben, z. B. ob die nachtheiligen Beschlüsse des Plenipotentiärs invalidirt werden können? was für Geschäfte der Gegenstand der Bevollmächtigung sind, u. s. f. —

II. Abschnitt. Von den Gerichtshandlungen. Seite 290 bis 323. — Seite 290. In Rücksicht der gerichtlichen Admonition, wie auch der Citation, ist der 8. Art. 1807 ein wesentliches Gesetz; denn es bestimmt genau die Personen, durch welche, und die Art, wie diese Funktionen geschehen müssen. — Der Verfasser erwähnt nicht einmal der Verordnung dieses Gesetzes. — Seite 293. Um zwey Prätensionen in einer Aktion vortragen zu können, fordert der Verfasser, daß sie ejusdem Instituti seyn sollen; dieses kömmt mit den Curial-Decisionen nicht überein. — Seite 294. Wo der Verfasser von reflexoria Citatione handelt, hätte er auch bestimmen sollen, wann sie nothwendig sey, und wann nicht. — Er hätte ferner anmerken sollen, wann der Richter jemanden zur persönlichen Erscheinung citiren dürfe? u. s. f. — Seite 296. Man vermißt die Darstellung der verschiedenen Erfordernisse der Levata, dann des Benefizes, dessen vor der königlichen Gerichtstafel ein Kläger genießt, der die Levata vernachläßiget hatte, wie auch noch andere dergleichen Gegenstände. — Seite 297, 298. In der Lehre über die Comparition, und Kontumazstrafe vermißt man vieles, dessen Erklärung nöthig ist. Eben das gilt Seite 299 von Serie Causarum. — Seite 300. Der Verfasser nimmt die dilatorias und condescensorias exceptiones für synonym, folglich muß ihm auch Dilatio und Condescensio causae synonym seyn. — Seite 300 im Scholion wird gelehret, daß die Dilation nur aus gerechter Ursache geschehen müsse, sonst sey sie sträflich. Hier bestimmt der Verfasser weder die Gattung der Dilation, wovon dieses gilt, noch die Strafen. — Ebendort. Der Verfasser hätte noch mehrere Fälle finden können, als er hier angibt, wo die Prorogation Statt findet. Auch wäre es nöthig gewesen darzustellen, in was für Prozessen und wie oft die Prorogation Statt finde. — Seite 304 bis 306. Die Abhandlung über die Ferien ist befriedigend, nur von den abgeschafften Feyertagen hätte noch manches angemerkt werden sollen. — Seite 307. In der Lehre über die Litis Contestatio werden sehr wenig Assertionen bewiesen. — Seite 308. Ungern vermißt man die Erörterung der

Frage: was für ein Beweis erforderlich sey, um eine definitive Entscheidung zu fällen? — Seite 310. Im §. 486 spricht der Verfasser von jenen Requisiten der Zeugen, welche aus der Natur der Sache selbst herrühren, und doch zählt er auch jene auf, die blos aus Verfügung der ungrischen Gesetze unfähig sind, Zeugen zu seyn; z. B. die Unadeligen wider die Adeligen. — Daß die Juden wider die Christen kein Zeugniß ablegen können, ist schon lange veraltet. — Wann die Unadeligen für und wider die Adeligen zu Zeugen gebraucht werden können, wird sehr unvollständig erörtert. — Eben so unvollkommen werden Seite 311 die gesetzlichen Requisiten der Zeugen dargestellt. — Seite 312. Es wäre in der Lehre über die Inquisition nützlich gewesen, auch etwas davon zu reden, wie die Fragen beschaffen seyn müssen, und noch von mehreren andern dergleichen Sachen. — Seite 314. Das letzte allgemeine Requisitum der Dokumente, daß selbe im alten approbirten Style verfaßt seyn müssen, gilt schwerlich von den Privatdokumenten. — Die speziellen Requisiten der Dokumente, Seite 314 und 315, werden sehr unvollständig vorgetragen, so wie auch Seite 316 die Kraft derselben. — Seite 318 wird gelehret, daß wenn eine Partey der andern den Eid anträgt, diese schuldig sey, ihn entweder zu leisten, oder zurück zu schieben. — Diese Behauptung besteht nur dann, wenn die Gegenpartey den ihr angetragenen Eid acceptirt hat, wozu sie jedoch nicht verbunden ist. Uebrigens wäre es hier nöthig gewesen, auch von der Kraft der Sentenzen, wodurch der Eid auferlegt wird, wie auch jener, welche nach geleistetem Eide gesprochen werden, ausführlich zu reden. — Seite 320 wird gesagt: wer zum Nachtheile der Krone meineidig wird, verliert alle Güter. Man hätte vielleicht hinzufügen sollen: für seinen Antheil. —

III. Abschnitt. Von den juridischen Hülfsmitteln. Seite 323 bis 344. — Seite 324. In dem Rechtsmittel der Deposition übersprang der Verfasser die wichtigsten Fragen, nämlich: wann eine gänzliche, und wann nur eine partielle Deposition Statt finde? dann was der Gegenstand der Deposition seyn könne? — Seite 325 behauptet der Verfasser, daß derjenige, welcher aus dem Strafgelde der Gegenpartey seinen Antheil nahm, revocationem Procuratoris nicht mehr veranstalten dürfe. — In der angeführten Kittonichischen Stelle hätte der Verfasser, wenn er sie mit Aufmerksamkeit gelesen hätte, etwas ganz anders gefunden, nämlich, daß wenn jemand vom Strafgelde (Birsagio), welches die Gegenpartey für den Gebrauch der Revocation erlegt hatte, seinen Antheil annimmt, die Revocation nicht mehr bestreiten dürfe. — Seite 326. In den longae litis-Prozessen für den dritten Termin setzt der Ver-

fasser den Repulsional-Prozeß, und für den vierten die via novi. — Nach der Meinung des Recensenten heißt viam novi unter die vier Termine setzen, die Gesetze verwirren; denn, wenn via novi der vierte, folglich der letzte Termin wäre, so wäre der Repulsional-Prozeß einer der vorderen Termine, folglich würde im Repulsional-Prozesse noch eine Repulsion Statt finden können; was jedoch Seite 334 der Verfasser selbst nicht zuläßt. Hiezu kömmt, daß die Gesetze selbst, der 51. Art. 1492, und 2. tt. 77, viam novi aus der Zahl der vier Termine ausschließen, und Kittonich c. 8. qu. 28 selbe für einen fünften außerordentlichen Termin setzt. — Die oben angezeigte unrichtige Behauptung über die vier Termine zwang unsern Verfasser die Ungereimtheit zu begehen, daß er im §. 513 einen einzigen letzten, folglich drey vordere, im Corollar zum §. 525 hingegen nur zwey vordere Vereine setzt. — Seite 328. Die Kraft der Prohibitae wird nicht genau bestimmt. — Seite 329. Von der Art, die Transmission der appellirten Prozesse zu machen, hätte der Verfasser auch etwas sagen sollen, so wie auch Seite 330 von den Graden der Gerichtsstellen in Betreff der Appellation, dann von den Prozessen, in welchen nicht erlaubt ist, bis zur höchsten Gerichtsstelle zu appelliren, ferner von der Art, die Prozesse von der kroatischen Banal-Tafel zum Septemvirat hinüber zu senden, u. s. f. Auch die neueren Verordnungen des 9. Art. 1807 hätten die Aufmerksamkeit des Verfassers einigermaßen verdient. — Es ließe sich auch über die Lehre von den Prozessen, welche nicht appellirt werden können, vieles sagen; z. B. die Sentenzen, wodurch ein Eid auferlegt wird, werden schlechterdings zwischen die pure interlocutorias gesetzt, und wider diese Sentenz erlaubt der Verfasser ohne Ausnahme die Appellation. — Recensent hält mit der königlichen Curie nur die revelatorium juramentum auferlegenden Sentenzen für pure interlocutorias, und hält mit der königlichen Curie (3. Dec. ad repet. liter) diese Sentenzen für solche, die nicht appellirt werden können, einen einzigen Fall im Prozesse ad transumta literarum, den die 12. Decision alldort angibt, ausgenommen, u. s. f. — Seite 332. Recensent zweifelt sehr, daß ein minax factum zum Wesen, folglich zur Definition der Opposition oder Repulsion gehöre; er glaubt, daß selbe auch mit bloßen Worten geschehen können. — Seite 333. Cum gentibus sich zu widersetzen ist unterm Verluste des Prozesses verboten; hier hätte der Verfasser, laut des 19. Art. 1500, hinsetzen sollen, über die gewöhnliche Oppositionsstrafe. — Ueberhaupt ist die ganze Abhandlung von der Opposition und Repulsion sowohl oberflächlich als unvollständig. Die Mängel alle anzudeuten, erlaubt der Raum nicht. — Seite

335. Wenn die hier gegebene Definition novi judicii gälte, so könnte der Kläger, wenn seine Bitte ganz, ohne jedoch in etwas konvincirt zu werden, abgewiesen wurde, nicht novisiren: weil in solchem Falle keine Exekution Statt finden kann, was jedoch nach der Definition des Verfassers nothwendig ist, um novisiren zu können. — Seite 337. Es wäre für den Rechts-Candidaten ersprießlich gewesen, die Ausnahmen anzuzeigen, wo via novi Statt findet, obwohl die Exekution nicht vor sich ging, so wie auch, in welchen Prozessen die via novi keinen Platz finde, ferner ob mit dem novo judicio auch die Revokation des Prokurators verbunden werden könne; dann ob alle Personen, die im Fundamental-Prozesse ständen, auch zum erneuerten Prozesse geladen werden müssen, und noch mehrere andere dergleichen Attribute zu erörtern. — Seite 342 und 343. In der Abhandlung von den gerichtlichen Befehlen vermißt man die Specifikation jener Personen, denen die Befugniß zukömmt, gerichtliche Befehle auszugeben; auch hätten die Theile, woraus diese Befehle bestehen, angezeigt werden sollen. — Seite 343. Nicht die Indorsirung, wie der Verfasser sagt, sondern die Vorzeigung des Befehls muß binnen sechzig Tagen geschehen. — Seite 344 beschließt der Verfasser sein Werk mit der irrigen Behauptung, daß, bevor man einen Prozeß in Betreff der neoacquirirten Güter anfängt, auch heute noch nothwendig sey, zuvor den Weg der Instanz zu ergreifen. — Der Verfasser findet weder in dem angeführten Gesetze (21. Art. 1741), noch in den Curial-Decisionen irgend eine Stütze dieser Behauptung. — Herr Kelemen hielt zwar auch einstens diese irrige Meinung, allein er verließ selbe schon bey der ersten Edition seines Werkes.

Aus diesem erhellet, daß es diesem Werke zwar an vielen Eigenschaften, am meisten aber an der Vollständigkeit fehle. Alles scheint es zu beurkunden, daß dieses Werk eine jugendliche Arbeit sey. Dessen ungeachtet besitzt dasselbe eine der Haupteigenschaften des Schulbuches, nämlich, daß durch selbes der Professor nicht überflüssig gemacht wird. — Die Schreibart ist klar und leicht, die Latinität ziemlich gut, einige Barbarismen, z. B. situatur, quaestionatus, improcessuatus und dergleichen ausgenommen, die leicht konnten vermieden werden.

Art. X. *Marino Faliero*, doge of *Venice*, an historical tragedy, in five acts, with notes, by Lord *Byron*. *London*. *John Murray*. 1821.

Wenn, wie die menschliche Kraft unsre höchste Bewunderung in ihrer Selbstüberwindung erregt, auch in gleichem Maße der Dichter als solcher geehrt werden müßte, wenn er seine Eigenthümlichkeit bezwingt, so würde Lord Byron in seinem Dogen von Venedig dem Gipfel der Poesie nahe scheinen. Unsre innige Theilnahme im Gebiete der Poesie nimmt die Kraft in Anspruch, wenn sie, wie im Aeschylus, die Regung des Mitleids über den von ihr selbst gefesselten Prometheus empfindet. Ein bewunderungswürdigeres Schauspiel gewährt es aber gewiß, wenn die Kraft sich selber fesselt: denn dort tritt sie aus sich selbst heraus, hier bleibt sie was sie ist, und nur der Schein geht verloren. Ob sie aber auch unter diesen Bedingungen eben im Gebiete der Poesie höher stehe, dürfte keine so unbedingte Entscheidung erwarten. Freyheit ist das Leben der Poesie. Immer werden unsre Augen zuerst forschen, ob sie noch die Fesseln erblicken, mit denen die Kraft sich selbst gebunden hat. So lange dieß der Fall ist, verschwindet alles poetische Leben. Erst wenn die Kraft so weit gediehen ist, daß jede Spur der Fesseln entschwunden ist, und wir ein neues eigenthümliches Leben zu erblicken glauben, kann von einem poetischen Leben die Rede seyn. Eine solche göttliche Kraft, welche nicht allein sich selbst zu überwinden, sondern auch den Schein der Ueberwindung zu vertilgen versteht, trauten wir dem Dichter des Marino Faliero zu, und finden unser Vertrauen eben in diesem Gedichte bewährt. Daß Byron aber darin noch zuweilen nicht allein die Fesseln sondern auch die alte Natur, welche er überwinden will, hervorblicken läßt, wollen wir unten, so wie die große Frage: Ob denn die Kraft allein, ohne Liebe, das Princip der Poesie seyn könne? näher betrachten. Auf jeden Fall aber verdient dieses berühmte Trauerspiel unter den Werken des Dichters, wegen des Aufsehens bey seiner historischen Erscheinung sowohl, als weil es vielleicht einen Uebergang zu einer neuen Epoche in Byrons poetischem Leben bildet, eine besondere Beleuchtung.

Theodor Hells versprochne Uebersetzung ist noch nicht erschienen, und ein inländischer Abdruck des seltenen englischen Originales noch nicht erfolgt, so daß eine ausführliche Skizze der Tragödie hier nöthig scheint.

Marino Faliero, Doge von Venedig, in dem achtzig Jahre das ungestüme Feuer der im Kriege und Ruhm verlebten Jugend nicht zu dämpfen vermochten, wartet mit Ungeduld auf den Urtelsspruch des Rathes der Vierzig. Michel Steno,

Mitglied der Vierzig, ein Wüstling, hat, um sich an dem Dogen wegen gerügter Unanständigkeit zu rächen, an den herzoglichen Pallast Nachts eine schamlose Schmähschrift auf die tugendhafte Gattin des Dogen angeheftet, und ist von demselben belangt. Die Spannung Faliero's wird immer größer durch das widerrechtliche Verfahren der Patricier, indem das Gericht der Avogadori seine Klage an die Vierzig, die natürlichen Verbündeten des Verklagten, verwiesen hat, so wie durch seine Freunde, welche mit Hoffnung eines gerechten Erfolges die Ungeduld des Greises zu beschwichtigen suchen. Er erwartet gewissen Tod für den Verbrecher der beleidigten Majestät, für den, der das ihm Heiligste, die Ehre des edelsten Weibes, anzutasten gewagt hat, obgleich er im Gespräch seinem Unmuthe über die Parteylichkeit der Patricier Raum gibt, indem er an dem gerechten Ausfalle des Urtels Zweifel zu hegen scheint. Da bringt der Sekretär der Vierzig ihm das versiegelte Urtheil: »Einmonatlicher Verhaft.« Seine Wuth ist zu groß, um in Worte ausbrechen zu können, er wirft den Herzogshut zu Boden und tritt ihn mit Füßen, und der lang verhaltene Groll über die Ohnmacht seiner glanzvollen Würde bricht in die bittersten Verwünschungen aus:

> O wär' der Saracene in Sankt Markus,
> Ich wollte vor ihm knien. —
> Wär' der Genueser Flotte in dem Hafen,
> Die Hunnen, die ich überwand bey Zara,
> Sie ständen um den Pallast! — —
> Venedigs Herzog?
> Wer ist jetzt in Venedig Herzog? — Zeig' ihn,
> Daß ich vor ihm mein Recht erhalte. —

In dem alten Manne dämmert nicht ein Gedanke an Rache, an Sturz der Patrizier-Tyranney, er wäre zu alt, um den Sonnenaufgang abzuwarten. Der Gedanke steht klar vor ihm, und sein Neffe stärkt ihn darin. Der Gedanke wird zum Entschluß, als ein kühner Plebejer, Israel Bertuccio, der Aufseher des Arsenals, ein Mann, voller Kraft, Gewandtheit und Ansehn beym Volke, sich bey ihm meldet, und über schmachvolle Behandlung durch einen Patricier klagt. Der Doge hört willig seine Beschwerde an, er bedauert ihn, aber kann ihm nicht helfen, denn ihm selber ist nicht geholfen, und er weiß Keinen, der auf eine Klage seines Herzogs höre. Die Klagen über die Patricier-Tyranney steigern sich zwischen dem obersten Magistrat der Republik und einem Diener derselben. Da tritt Bertuccio vor und verspricht dem Dogen und dem ganzen Staate Hülfe, wenn er einer Verbindung kühner Männer beytreten wolle, deren Zweck es sey, die unnatürliche Herrschaft zu stürzen. Faliero, nachdem er

den Mann durch eine Drohung, ihn der Folter zum Geständniß der Verrätherey zu übergeben, als furchtlos und sicher erprüft hat, verbündet sich mit ihm, und verspricht Nachts mit ihm die Versammlung der Verschwornen zu besuchen.

Im zweyten Akte tritt die Herzogin, Angiolina, auf und äußert in einem Gespräch mit ihrer Vertrautin, welches ihren rein tugendhaften weiblichen Sinn offenbart, ihre Besorgniß für den Gatten, dessen Seelenfriede seit dem unglückseligen Vergehen des Patriciers Steno gestört erscheine. Der Doge naht, in schwere Gedanken versunken. Sein Entschluß ist unabänderlich, und die Betheurungen der geliebten Gattin, den verächtlichen Verläumder zu vergessen, können ihm nur den Werth seines Weibes in hellerem Lichte zeigen, um das Bedürfniß der Rache immer lebendiger in ihm hervortreten zu lassen. In der trefflichen Unterredung entwickelt sich das edle Verhältniß beyder Gatten. Faliero hat Angiolinen, die Tochter seines Freundes, als dessen Vermächtniß empfangen, um die zarte Blume vor dem Gifthauch der venetianischen Lasterwelt zu bewahren. Die Edle hat den Edlen frey erwählt, und er kann sagen:

> Nicht war es eines alten Gecken Laune,
> Nicht schlechte Lustbegier des Greisenalters,
> Die mich nach Jugendschönheit lüstern machte,
> Und einer jungen Braut; denn jugendfeurig
> Besiegt' ich schon die Lust; auch war mein Alter
> Nicht angesteckt von solcher geilen Naschgier,
> Die oft der Lasterhaften Greisenjahre schändet. —

Er traut ihr vollkommen, aber er will auch nicht, daß der Schatten eines Fleckens das reinste Weib in den Augen der Welt herabsetzen solle, und wird zum aufbrausenden Jüngling, wenn er denkt, daß die Lästerworte in dem Munde des Volks wiederholt werden können. Am Schlusse des Aktes unterredet sich Bertuccio mit dem feurigern Calendaro über den Ausbruch der Verschwörung, und verspricht ihm einen Verbündeten zuzuführen:

> ein Kind der Größe, Einen,
> Der einen Thron hoch zierte, oder stürzte,
> Der große Thaten that, und wechseln sah,
> Obgleich erzogen zum Tyrannen, nicht Tyrann,
> Im Kriege wacker, weis' im Rath, und edel.
> Obgleich von hohem Sinn, schnell doch verschlagen,
> Und doch dabey so voll von Leidenschaften,
> Daß, wenn die eine fruchtlos aufgestört,
> So wie ihm jetzt die zartste Sait' berührt,
> Kein Feuer, wie in griech'scher Fabelkunde,
> Die Eingeweide grauser könnte sengen.

An der Kirche SS. Giovanni und Paolo harrt im Anfange des dritten Aktes der Doge, um in der nächtlichen Dunkelheit von seinem Verbündeten zu den Verschworenen geführt zu werden. In der Kirche schlummern seine Ahnen, deren zwey schon, gleich ihm, Fürsten waren. Sie scheinen ihn von dem verbrecherischen Wege abrufen zu wollen. Sie gründeten den Staat und seinen Ruhm, ihr Enkel will ihn stürzen. Bertuccio ist besorgt über die zweifelhaften, Reue verkündenden Aeußerungen des Dogen, aber es sind nicht seine Gründe, welche den festen Mann bewegen können. Er läßt die Phantasie alle Folgen seines verbrecherischen Schrittes sich vorspiegeln, aber sein Vorsatz kann nicht wanken, denn er hat Rache den Patriciern, welche ja auch in naturverkehrter Ordnung allen Rechten der Natur Hohn sprechen, gelobt. — Die Verschwörer erwarten versammelt ihren Anführer Bertuccio, während Bertram, einer unter ihnen, fruchtlos die rauhen, erbitterten Gemüther zur Schonung wenigstens einiger Patricier im Fall des Ausbruches zu bewegen sucht. Bertuccio tritt ein und stellt ihnen in dem verhüllten Dogen ihren nenen Anführer vor. Der Doge wirft den Mantel fort. Die Verschwörer glauben sich verrathen, und dringen mit gezognen Schwertern auf beyde Ankömmlinge ein. Nur Falieros edler Trotz, Bertuccios kalte Verachtung und Calendaro's Vertrauen in letztern retten sie vor der augenblicklichen Wuth. Jetzt reden Bertuccio und der Doge. Dieser zeigt sich als der treueste Verbündete der plebejischen Verschwörer, weil er am meisten von den Patriciern beleidigt worden, und als der willigste Verfechter der Freyheit, weil er selbst, obgleich der Erste im Staate, doch nur ein Sclave im Purpur ist. Er klagt bitter über die unnatürliche Oligarchie, welche den Gehorsam gegen den Herrscher, das Vertrauen zwischen Fürsten und Volk, ja zwischen den herrschenden Patriciern selbst und dem aus ihrer Mitte erwählten Dogen, vernichte, und nur den Egoismus regieren lasse. Er sagt sich los von allen Familienbanden, welche ihn an das Blut der Patricier fesseln, weil sie ja auch, sobald er Doge geworden, sich gänzlich von ihm losgesagt haben, und verspricht, indem er zum Anführer einstimmig erwählt wird, ein neues Reich der Freyheit und des gleichen Rechtes. Nachdem Bertrams Einwendungen nochmals verworfen worden, wird der Ausbruch des Aufstandes auf Morgen, und zugleich die Ermordung aller Patricier beschlossen. Das Tönen der St. Markusglocke, welche nur der Doge darf läuten lassen, soll bey der Dämmerung das Zeichen seyn, daß die Verschwornen bewaffnet und mit dem Ausruf: »die Genueser sind im Hafen,« nach dem Pallast stürzen, und einzeln und versammelt die Patricier, welche nach dem Ge-

natsgebäude stürzen werden, ermorden sollen. So lange ein Patricier lebt, ist keine Freyheit zu hoffen, denn aus dem einen Gliede der verdammten Kette kann die ganze in neuer Kraft erwachsen.

Im vierten Aufzuge kommt der edle Patricier Lioni ermüdet von einer Maskerade zurück und labt sich beym erfrischenden Anblicke der sternenhellen Nacht, indem ein unbekanntes Gefühl ihm unter den rauschenden Vergnügungen keine reine Freude erlaubt hatte. Plötzlich meldet sich ein Fremder, und da er sich keiner Privatfeinde bewußt ist, läßt er den ungestüm Dringenden unter gehöriger Vorsicht eintreten. Es ist sein Jugendfreund, den nichts von ihm als der ungleiche Stand trennt, der Plebejer Bertram. Dringend bittet er den Freund, morgen nicht zur Signoria zu gehn, und möge auch das Ungewöhnlichste vorfallen. Lioni glaubt Verrath zu spüren, und läßt seinen Freund verhaften, um ihn zu den »Zehnen« und dann zum Dogen zu bringen. Alle Bitten Bertrams sind umsonst, denn der Pflicht, für die Erhaltung des Staates zu sorgen, muß die Freundschaft weichen. — Indessen harrt Faliero mit Ungeduld in seinem Pallaste auf den dämmernden Tag. Endlich schlägt die Stunde, und er sendet den Neffen ab, um die Sturmglocke von St. Markus schlagen zu lassen. Jetzt ist kein Rücktritt möglich, und der Erretter des Staates vor der Hunnengefahr bey Zara wird ein Zerstörer der von ihm erretteten Republik. Der entsetzliche Augenblick kommt ihm zu langsam an. Schon glaubt er die Truppen der Verschwornen heranstürmen zu sehn, als ein bewaffneter Signor di Notti hereintritt, und den Dogen »um Hochverrath« verhaftet. Er sucht Zeit zu gewinnen und triumphirt als die Markus-Glocke zu schlagen anfängt. Aber sie hört sogleich wieder auf, sein Neffe ist gefangen und Alles im Augenblicke verloren.

Der Rath der Zehn mit den andern Senatoren bildet das Gericht über die Verschwornen. Ueberführt, aber ohne weder die eigene Schuld noch die Mitschuldigen zu bekennen, werden die im eignen Kraftgefühl trotzenden Häupter Bertuccio und Calendaro zum Tode abgeführt. Bertuccio vergibt, Calendaro speyt auf den Verräther Bertram. Eben so wenig vermag der Richter Benintende ein Bekenntniß der Schuld aus dem vorgelassenen Dogen zu erpressen. Der Greis klagt das Gericht, welches ihn des Verrathes zeiht, selbst des furchtbarsten Verrathes an, er verwirft es, als ihm unterworfen, als parteyisch, da es Kläger und Richter zugleich sey, und als verächtlich, da Steno darin sitze. Während er jede Vertheidigung verschmäht, tritt seine Gattin auf, um mit weiblicher Beredsamkeit sein Anwalt zu seyn. Nachdem ihre Klagen, ihre Vorwürfe,

daß Venedig undankbar gegen den sey, ohne den es jetzt als Aschenhaufen und sein Senat an hunnische Galeeren geschmiedet läge, fruchtlos verhallt sind, wendet sie sich zu ihrem Gatten:

Stirb denn Faliero, da es so seyn muß,
Doch mit dem Geist von meines Vaters Freunde;
Wohl bist du schuldig eines großen Fehltritts,
Doch halb verlöscht ihn dieser Männer Härte.

Als Michel Steno, getroffen von dem Unheil, welches sein unbesonnenes Vergehen bewirkt hat, sie und den Dogen um Vergebung als Christen gebeten hat, antwortet sie, zum Richter Benintende gekehrt:

Sag du dem Lüstling Steno, daß sein Wort
Nie Loredanos Tochter mehr bewegte,
Als etwa mitleidsvoll herab zu blicken
Auf seine Niedrigkeit. O hätten Andre
Ihn so verachtet, wie ich ihn bedaure.
Mehr werth ist meine Ehre mir, als wär'
Mein Leben tausendmale mir geschenkt,
Doch möcht' ich nicht ein einzig Leben Andrer
Dahin für das geopfert, was kein Mensch
Verletzen kann, den Sinn der Tugend, der
Nicht nach dem trachtet, was die Welt benennt
Als guten Namen, sondern nach ihr selbst.
Mir war der Spott wie Windhauch einem Felsen.
Doch andre Geister kann solch bloßer Name
Wie Wirbelwind das Wasser wild aufregen.

Marino Faliero wird zum Tode und Verlust aller seiner Güter verurtheilt, seine Statue wird mit einem Schleyer verhangen, und sein Gedächtniß soll, wie das der Landplagen, alljährig gefeyert werden. In der letzten Unterredung mit seiner Gattin im Pallaste verläßt ihn eben so wenig als auf dem Schaffotte seine Kraft, nur steigen wie trübe Nebel vor seinen Augen die Gedanken an ein früheres Vergehen auf. Vor langen Jahren, die dem jetzigen Geschlechte längst entschwunden, nur in den Jahrbüchern noch leben, hat Faliero als Podesta von Verona einen Bischof, der säumig in seiner Pflicht war, in aufbrausendem Zorn geschlagen, daß die Hostie zu Boden gefallen ist. Der fromme Mann prophezeyte ihm die Strafe für diesen Frevel in späten Jahren. So verkündete ihm auch seine Ankunft als Doge in der Stadt sein bevorstehendes Geschick, denn die Barke, welche ihn trug, landete, vom Nebel getäuscht, an dem Orte, wo die Verbrecher gerichtet werden. Faliero wird aber nicht schwach, er entwindet sich den Armen seiner ohnmächtig hinsinkenden Gattin, und beschreitet die Riesentreppe, um an der Stelle enthauptet zu werden, wo er gekrönt worden. Das Schwert aber

sinkt erst auf ihn herab, nachdem er dem verderbten Staate alles Unheil vorausgesagt hat, und sein Haupt rollt die Riesentreppe hinab.

Welchen reichhaltigen romantischen Stoff bietet dieses Thema dar! Die wunderbare Republik Venedig im Hintergrunde, wo die höchste Ausartung mit störrig großartigen republikanischen Geistern und Formen in Konflikt geräth. Ein glanzvoller Herrscher, ein mächtiger und allein herrschender Adel. Das gesetzlich geheimnißvolle Verfahren bey allen Verhandlungen. Ein achtzigjähriger Greis als Gatte einer jugendlichen Schönheit. Der Herrscher eines Staates, und zwar der achtzigjährige, in einer Verschwörung gegen dessen uralte Verfassung begriffen, um einen neuen Staat für sich zu bilden. Auch in einem unbedeutendern Dichter hätte ein solcher Stoff zu einem wahrhaft romantischen Gebilde sich gestalten können, indem das italienische Kolorit und der freye Blick in das weite Meer, dessen Tochter die wunderbare Stadt Venedig ist, das Grelle dieser Gegensätze gemildert hätte. Aber wie bey uns Hofmann in seiner Erzählung: »Der Doge und die Dogaresse,« den echten romantischen Quell sich getrübt hat, indem er, um ihn noch romantischer zu machen, die romantische Wahrheit in den Hintergrund gedrängt oder verworfen, und dafür lauter selbst erfundene romantische Glut in den Vorgrund gebracht hat, so hat Byron sich selbst geschadet, indem er, alles romantische Feuer verwerfend, sich rein an die Thatsachen gehalten hat. Hofmanns Erzählung läßt sich recht angenehm lesen, man kann aber dabey fragen, weßhalb mußte dieß grade der Gattin des Dogen von Venedig begegnen? weßhalb diesen geschichtlich so bedeutenden Mann entnehmen, um das Mißverhältniß in der Heirath eines Greisen mit einer leben- und liebevollen Schönen zu zeigen? Hierzu konnte jede andre beliebige Person fingirt werden, ohne um nichts und wieder nichts den versuchten Umsturz Venedigs, der schon für sich allein betrachtet die reichhaltigste Novelle abgibt, ans Licht zu bringen. Dazu ist der Marino als alter Geck gezeichnet, von dem auch jedes andre erträgliche weibliche Wesen, ohne die Dogaresse zu seyn, hätte abgestoßen werden müssen; woraus natürlich hervorgeht, daß hier nicht jene romantische Verbindung da seyn könne, welche aus dem zarten Verhältniß zwischen einem Greise und einer jugendlichen Schönen entspringt, welche im Besitze aller Bedingungen, um die schönste Liebe zu zeugen und zu fesseln, ja auch im Glauben der Liebe sind, aber immer von der Kluft des Alters geschieden werden. — Byron dagegen hat, was ihm die Historie bot, in eine strenge Form gebracht, und dabey das romantische Leben verkannt.

Die Gegensätze treten wohl hervor, aber die Stoffe sind nicht mit Liebe in ihrer Eigenthümlichkeit aufgefaßt, sondern werden meist nur in der Rede als Antithesen gebraucht, mehr des schönen Redeprunkes in dem epigrammatischen Dialoge wegen, als um für das Ganze etwas zu bewirken. So spricht wohl der Doge, wenn er bey den Gräbern seiner Väter nächtlich vorüber schleicht, um mit Plebejern sich gegen seinen und den Stand seiner Väter und gegen des Vaterlandes uralte Verfassung zu verschwören, mit den Geistern derselben, und malt sich ihr Entsetzen über diese, ihr Angedenken schändende, Frevelthat. Aber dieß ist alles nur Deklamation, und wir wissen es recht gut vorher, daß diese Unterredung auf seinen festen Entschluß nicht im geringsten wirken könne. — Ein gleiches findet beym Verhältniß des Dogen zu seiner Gattin Statt. Es wird uns erzählt, wie Loredano seine Tochter dem alten Freunde zur Gattin vermacht habe, um sie vor den Verderbnissen zu bewahren, wie Angiolina selbst auf Vollziehung des väterlichen Willens gedrungen habe; wir hören im Gespräche, wie sich beyde Gatten im edelsten Verhältnisse gegenüber stehen, welches sogar zur Harmonie wird, da jeder die Wünsche seines Herzens oder seiner Sinne selbst bekämpft hat, und nur für den andern lebt; aber eben hierdurch ist sichtbar und unsichtbar für uns der, wenn auch edle, so doch immer Kampf der beyden Gegensätze verloren gegangen. In der gegenseitigen Hingebung sehen wir ein schönes Verhältniß, es äußert sich aber nur in Worten, und hat auf die Handlung wenig oder gar keine Wirkung. Wie sehr wir nun auch uns zur Verehrung dieser reinen Tugend angezogen fühlen müssen, so wird uns doch bey strengerer Prüfung der Zweifel, ob denn diese Tugend natürlich sey? nicht entgehen. Wie bey weitem interessanter, und auch glorreicher am Ende, ist es, wenn ein wirkliches Ringen der verschiedenartigen Prinzipien und zuletzt ein Sieg der Tugend hervortritt, als wenn von Anfang an die Tugend als Herrscherin, und unangreifbar von den Mächten der sinnlichen Natur, in ihrem Besitzthume erscheint. Byron hat somit aus einem romantischen Stoffe die reinen Elemente der antiken Tragödie hervorgesucht. Die Gestalten stehen klar und gesondert vor uns, der Mittel zu einem großen Zwecke sind wenige, aber auch das Interesse ist schwächer, und nur in der Bewunderung seiner Kraft, welche auch dem Widernatürlichsten einen Reiz abgewinnt, vergessen wir die in der Grundlage verfehlte Auffassung.

Wenn wir in dem Dogen bewundern, wie Byron sich mit der höchsten Kraft aus seinen dumpfen Phantasien, aus seinen menschenfeindlichen Reflexionen zu einer Gedanken-Klarheit und gediegenen Form herausgearbeitet; wie er aus dem Reiche seiner

Teufel auch Engel habe steigen lassen, und wie dieses neue Erzeugniß kein Stückwerk, sondern ein in sich geschlossenes Drama geworden, so können wir ihn als ein großes Werk eines größern Dichters anstaunen, aber ein reines poetisches Kunstwerk ist es deßhalb noch nicht. Es ist das Ganze ein Gemisch von wahrer Poesie und politischer Deklamation. Aber nicht allein die letztere erinnert an den alten Byron, sondern auch manche anderweitige Anklänge lassen uns den düstern, brütenden Menschenfeind nicht vergessen.

Suchen wir die bewußt oder unbewußt in diesem Drama ausgesprochene Idee auf, so finden wir sie in dem Kampfe zwischen dem menschlichen Rechte der Form und dem göttlichen Rechte in unserm Busen, in Fällen, wo beyde einander entgegen gesetzt sind. Wie Viele sich auch schon an Bearbeitung dieses Thema versucht haben, so wird es darum doch nie altern, denn es ist unerschöpflich. Die uralte Verfassung des venetianischen Staates ist das menschliche Recht, und die dagegen ankämpfenden Elemente sind das klare Gefühl der Unterdrückung, des Mißbrauchs und der Ahnung der Freyheit. Aber in das vermeintlich göttliche Recht unseres Busens schleicht sich der Egoismus ein, und das menschliche Recht der Form wird göttlich, indem es, als Schützerin des Bestehenden, die Ordnung, welche immer die Tochter des Himmels ist, erhält, und indem es, allen Pfeilen des Geistes ausgesetzt, durch seinen passiven Zustand den Schein einer stillen, leidenden Größe gewinnt. Hier verbinden sich zur Empörung die unterdrückten Plebejer, in deren Geistern die Liebe zur Freyheit erwacht ist, mit dem Dogen, der, selbst aus einer bessern Zeit, noch in seinem Greisenalter die Kraft in sich fühlt, die bessere Zukunft herbey zu führen. Aber in den Plebejern drängt sich die unreinste Selbstliebe vor, denn sie, die bisher Unterdrückten, werden nach dem Sturze der tyrannisirenden Patricier gesetzlos und vielleicht selber Regenten; den Dogen dagegen treibt die furchtbare Rachgier, und die entsetzliche Tyranney tritt mit der Sehnsucht nach einer segenbringendern Zukunft erst da mächtig hervor, als der Racheteufel sich seiner Seele schon ganz bemächtigt hat. Die Republik dagegen erscheint nur in ihrer ruhigen Größe, als nach den Gesetzen der Senat unter dem Vorsitze des besonnenen Benintende das Urtheil über die Verschwörer fällt. Ob der Dichter sich dieses Verhältniß so klar gedacht habe, dürfen wir nicht entscheiden, und wollen lieber glauben, daß sein poetischer Genius ihn halb unbewußt dahin geführt habe. Aber merkwürdig bleibt es in jeder Hinsicht, wenn wir in diesem Drama den Dichter, welcher bisher seine wilde Subjektivität überall hat walten lassen, zum ersten Mal von einem Fatum bezwungen sehn.

Es ist aber nicht das launische, blinde, sondern der allmächtige Geist der gesetzlichen Ordnung, welcher meist unbewußt auch die wildesten, genialsten Geister ergreift, und wenn sie ihn auch noch nicht zu begreifen vermögen, doch in ehrfurchtsvolle Scheu setzt. So ward Schillers edler, leicht empörter Geist, der im Gefühl des Rechtes, welches in seinem Busen lebte, alle Schranken der Erbärmlichkeit und des Frevels mit einem Wurfe niederreißen wollte, in den Räubern unwillkürlich zur halben Erkenntniß seiner verfehlten Anstrengung und des höhern Geistes der Weltordnung, der unsichtbar auch in dem anscheinenden Kreise der gesetzlosen Willkür vorwaltet, geführt, bis er zu jener herrlichen Klarheit gedieh, welche wir an den spätern Werken des edlen Dichters bewundern. Auch Byron ist hier noch nicht zur Anerkennung gekommen, die Macht des Gesetzes tritt mehr unsichtbar zurück, der Dichter vertieft sich oft zu sehr in der Subjektivität des Dogen, welche das Gesetz verwirft; aber dennoch muß er es, von einer unbekannten Macht bezwungen, walten lassen, und für den unbefangenen Leser wird, zum Preise des Dichters, gewiß diese gesetzliche Macht als eine parteylos über den irdischen Schranken der Leidenschaft dastehende erscheinen.

Daß Byron sich selbst bezwungen habe, zeigt sich vor Allem in der Form, indem wir ein geregeltes Drama statt der gewöhnlich formlosen Ausbrüche seiner Phantasie erblicken. Er hat sich den französischen Einheitsregeln genähert, und der Einheit der Zeit sogar in einem Punkte die historische Treue aufgeopfert. Wir sind gewohnt, ihn mit wenigen Mitteln nach seinem Ziele eilen zu sehen; auch in diesem Drama hat er nur diejenigen ergriffen, welche ihm die Geschichte, welcher er sonst überall treu geblieben ist, dargeboten hat. Aus einem unbedeutenden Ereignisse, der unbesonnenen That des Steno, entwickelt sich das Ungeheuerste, bis der zum Untergang des Staates entsponnene Verrath auf die Häupter der Verräther selbst vernichtend zurückfällt. Für ein großes Glück müssen wir es rechnen, daß der Dichter seinen frühern Eingebungen nicht gefolgt ist, und jetzt die gekränkte Ehre statt der Eifersucht zum Hebel gemacht hat. Recensent möchte überhaupt die Eifersucht aus der Tragödie ganz in die Komödie verweisen, und ist deßhalb auch nicht der höchste Verehrer des Othello, wo übrigens andere Kräfte zusammen wirken, um das Stück in der tragischen Höhe zu erhalten; hier aber würde die Eifersucht des greisen Faliero gewiß ins Lächerliche fallen. Wir können hierin ebenfalls eine Selbstüberwindung erblicken, denn Eifersucht ist eine weit teuflischere Leidenschaft, und bringt, nachdem sie lange in der Stille gehegt ist, weit entsetzlichere und widernatürlichere Erscheinungen hervor, als die gekränkte Ehre, de-

ren Prinzip immer eine edle menschliche Regung ist, während bey jener der Egoismus doch am Ende zum Grunde liegt. Dem alten Byron wäre daher Eifersucht ein weit angemessenerer Hebel gewesen, um in den über- oder unterirdischen dunkeln Leidenschaften zu schwelgen. Eben so ist nicht außer Acht zu lassen, daß, wie jenes menschliche Motiv zu der Katastrophe führt, ein noch menschlicheres Gefühl, das reinste, die Freundschaft, die Auflösung herbeyführt. Endlich, wird man sagen, gibt der Charakter der engelreinen Angiolina den sichersten Beleg für die Umwandlung des Dichters. Wer ein solches Weib, das über alle irdischen Anfechtungen erhaben dasteht, das auch nicht einmal von der Verläumdung getroffen werden kann, und im innern Bewußtseyn ihrer Tugend gegen Alles, was außerhalb vorgeht, gleichgültig ist, in seiner Phantasie sich zu bilden vermag, muß seine Gedanken von den Teufeln und Halbmenschen fortgezogen haben. — Aber eben mit aus dem Charakter der Angiolina möchten wir den Schluß ziehen, daß noch keine wahre poetische Liebe den Dichter bey der Schöpfung dieser Tragödie durchglüht, und mehr eine kalte Berechnung ihn dazu getrieben habe. Wir wollen beym Durchgehen des Einzelnen uns die echt Byron'schen Momente anzugeben vorbehalten; hier fragen wir im Allgemeinen: was sind die geistigen Bestandtheile dieser Tragödie? Die unnatürliche That eines greisen Mannes, der als Herrscher seines Vaterlandes sich zum Umsturz desselben verschwört, und die beynahe übernatürliche Tugend eines Weibes. Mit vollem Bewußtseyn und wahrer Liebe hebt er diese Gegensätze vor. Er läßt in einer der trefflichsten Reden des Stückes den Benintende die ganz unnatürliche Handlung des alten Dogen demselben vorhalten, und auch der Doge unterläßt nicht in Monologen, sich selbst als auf einem entsetzlichen Irrwege fortschreitend zu schildern. Angiolina dagegen steht über alle menschliche, alle weibliche Leidenschaften erhaben da, sie ist, wie der Name selbst besagt, ein Engel; aber eben deßhalb würden wir sie aus dem Kreise der menschlichen Natur, wenn wir in diesem, wie es im Drama geschieht, bleiben wollen, verweisen müssen. Hätte nicht Byrons zauberische Kraft ein Leben hineinzuhauchen gewußt, so würden wir statt eines Individuums nur die personifizirte Idee der Tugend zu erblicken glauben. Wie geschickt der Dichter diese Personifizirung ausgeführt habe, wollen wir unten betrachten, und uns hier nur mit dem Resultate begnügen: daß Byron auch in dieser Tragödie zwey Extreme aufgestellt hat. Er schwelgt zwar nicht in der Auseinanderlegung und Ausmalung dieser übernatürlichen Charaktere, wie dieß sonst seine Art ist, aber er stellt sie in grellern Antithesen einander gegenüber, ohne im Romantischen die wunderbare Vereinigung der

kämpfenden Gegensätze gefunden zu haben. Es ist eine Kunst, vielleicht besser Künsteley oder Manier genannt, welche ihn angetrieben hat, seine poetischen Gebilde bis zu diesen unnatürlichen Extremen heraufzuschrauben; aber diese Extreme sind hier bey weitem nicht so isolirt, wie wir sie in seinen andern Dichtungen gewohnt sind, und wir können hoffen, daß eine Natur darunter verborgen sey, welche ihn dereinst als alleiniger Steuermann bey den Klippen glücklich vorbeyführt. Alles in sich Vollendete in diesem Drama ist durch Selbstüberwindung des Dichters hervorgebracht. Nur zuweilen scheint der Geist der Ordnung durch wilde Ausbrüche der frühern, ungezügelten Kraft gestört. Aber der Geist der Milde und Liebe, unter dessen Flügeln nur das Schöne blüht, regiert noch nicht in diesem erst aus dem Chaos wild empörter Leidenschaften und Gefühle erstandenen Reiche. Nur in einer Scene waltet die Liebe und die reine Natur, und diese Scene ist wahre Poesie.

Wenn der Doge Byrons erster dramatischer Versuch ist, so müssen wir die scenische Eintheilung bewundern. Sie erinnert eher in ihrer Einfachheit an die späte Vollendung eines Dramatikers, welcher der Form wegen jede Aufwallung seines Genius bezwingt, als an den Erguß eines Dichters, der zum ersten Male die dramatische Bahn betritt, und bey der Fülle der Mittel und dem Reichthum an Gedanken keine geordnete Begränzung zu machen versteht, sondern ohne Maß und Ziel was treiben soll, und was getrieben wird, in reicher Verworrenheit in den ersten Scenen entfaltet, um alsdann vor der erreichten Katastrophe zu erlahmen, oder durch unnatürlichen Affekt das Interesse bis zum Ende zu erhalten. Im Gegentheil fängt Byron sehr ruhig an, und schreitet in gemessenem Gange bis zum Ende. Er braucht sehr wenig Mittel, und auch diese, ohne weder gegen die Wahrscheinlichkeit, noch im geringsten gegen die historische Treue zu sündigen; aber dieser scenische Gang wird die meisten kalt lassen, und wohl nicht mit Unrecht, denn zu einem so reichhaltigen romantischen Stoffe passen nicht diese beengenden Regeln der französischen Tragödie. Der Dialog ist im Anfange lebendig, und wird in den letztern Akten nur durch allzu lange Monologe oder Reden unterbrochen. Namentlich sind Angiolina's Reden, sowohl zu ihrem Gemahl als auch vor den Richtern, wenn auch jene treffend und diese poetisch seyn mögen, doch im Ganzen allzu lang. Es ist merkwürdig, daß im ganzen Drama Niemand den Andern überzeugt, das heißt, daß kein Gespräch (wenn wir es so nennen dürfen) eine Wirkung hat; die Subjektivitäten treten einander gegenüber, im Wechselgespräch wird geredet und gepredigt, aber der Erfolg ist nur, daß beyde Theile sich ausgeredet, aber keiner den andern

überredet hat. Die schroffen Charaktere gehen gesondert, wie sie kamen, aus einander, und die geringe Wirkung würde auch ohne diese Reibung gekommen seyn. Die einzige wahrhaft poetische Scene macht auch hier eine Ausnahme. Die Sprache ist im Ganzen schön, nicht reich an Bildern und Gleichnissen, wohl aber an kräftigen Metaphern. Doch läßt sich nicht läugnen, daß sie oft noch zu geschraubt ist, und sich in jenen tönenden Regionen bewegt, wo der Sinn vom Schall übertäubt wird. Zuweilen, besonders in den politischen Definitionen, schreitet sie auf viel zu hohem Kothurn für den prosaischen Begriff, welchen sie ausdrücken will. Daß die Verse mitunter hinken, rechnen wir für keinen Fehler (?); denn die Natur des echten Drama erfordert, da es doch immer auf dem gewöhnlichen Conversationstone, als seinem Elemente beruht, nicht den lyrischen Schwung von Walter Scott's vollendeten Versen.

Wenn wir einzelne Momente hervorheben, so verdient es besonders folgendes Gespräch, welches durch seine schneidende Kürze sich noch mehr auszeichnet; es läßt, wie durch den Riß eines schön gemalten Vorhanges, die alte Wirklichkeit, das finster brütende Element des Dichters hervorblicken. Angiolina sucht ihren Gatten zu besänftigen, als er nach dem Urtheilsspruch der Vierzig finster schweigend im Pallaste umherwandelt.

Ang.

Heaven bids us to forgive our enemies.

Doge.

Doth heaven forgive her own? Is Satan saved
From wrath eternal?

Ang.

Do not speak so wildly
Heaven will alike forgive you and your foes.

Doge.

Amen may heaven forgive them.

Ang.

And will you

Doge.

Yes, when they are in heaven. (!)

Aehnlich ist eine Aeußerung des Calendaro vor Gericht. Die Qualen der Folter haben die Verschwornen zu keinem Geständniß zu bringen vermocht, und auf Antrag der Richter sollen die Grade derselben verstärkt werden. Alle versichern: das Leben könne ihnen entrissen, aber kein Bekenntniß oder Angabe der Mit-

schuldigen erpreßt werden. Nur Calendaro fragt: werden die, welche wir auf der Folter angeben, gewiß als unsere Mitschuldige mit gleichen Strafen belegt werden? und auf die bejahende Antwort ruft er aus: dann seyd versichert, wird Benintende mit uns auf dem Richtplatz sterben! — Eine treffliche Schilderung ist folgende des Israel Bertuccio im ersten Akte:

they never fail, who die
In a great cause. The block may soak their gore,
Their heads may sodden in the sun, their limbs
Be strung to city gates and castle walls,
But sill their spirit walks about.

Die Anrede des Dogen in der Versammlung der Verschwörer ist viel zu lang, kunstvoll und politisch, als daß sie poetisch seyn könnte; am wenigsten aber paßt sie in den Mund des von Zorn durchglühten Faliero, dem jeder Moment, bis die Markusglocke schlägt, zur Ewigkeit wird. Eine Stelle kann man als Lob der brittischen Verfassung ansehen; er verspricht nämlich eine solche dem neuen Staate:

Not rash egality, but equal rights,
Proportion'd like the columns to the temple,
Giving and taking strength reciprocal,
And making firm the whole with grace and beauty,
So that no part could be removed without
Infringement of the general *Symetry*.

Die schönste Scene ist Lioni's Monolog und das folgende Gespräch mit Bertram. So wie es an sich isolirt im ganzen Drama dasteht, denn Lioni erscheint nur in dieser Scene, und auch Bertram tritt nur hier deutlich hervor, so ist es auch das einzige, welches einen Erfolg hat. Die natürlichste, fließendste Sprache, die allerreinsten menschlichen Gefühle herrschen darin. Man glaubt hier an keine Kunst, sondern daß Alles, was geredet wird, nun einmal so und nicht anders gesprochen werden könne; und doch wirkt es so mächtig, daß es im Drama den Knoten löset, und den Leser zum ersten Male wahrhaft erwärmt. Keiner unnatürlichen Mittel, keiner auf die Spitze getriebenen sophistischen Grundsätze bedarf es; nur der Sprache des Herzens und einer gesunden Natur, um den vom Schein des Rechtes befangenen Sinn zu überreden. Zwey Gefühle und zwey Pflichten sind im Kampfe; bey Bertram siegt das Gefühl, und führt ihn dennoch zur Pflicht; in Lioni steht das Pflichtgefühl zu klar vor dem gesunden Sinne, um auch nur zu schwanken; aber es unterdrückt deßhalb nicht die süßeren Regungen der Freundschaft. Glücklich ist, daß der Dichter uns diesen Seelenkampf in keinem Monologe vorgeführt hat, wo das ganze dramatische Leben im lyri-

schen Kampf der Gefühle erstorben wäre. Der vorhergehende Monolog Lioni's ist, obgleich an sich höchst poetisch, für das Drama allzu lang, besonders da der Gegenstand kein neuer ist. — Sehr verschieden von dieser Scene ist Faliero's wunderbare Prophezeyung auf dem Richtplatze. Es ist, als wäre noch einmal am Schlusse der alte Teufel vorgetreten, um zu verwischen, was an klaren und lieblichen Erscheinungen im Stücke uns vorgeführt worden. Aus der Unterwelt holt der sterbende Greis alle Verwünschungen über sein Vaterland und die Patricier herauf. Der Dichter gibt ihm seine historische Kenntniß der Nachwelt in den Mund. So stirbt er, von allen Geistern der Rache und des Unmuths befangen. Der einzige reine Stern, Angiolina, liegt in Ohnmacht, von dem Segen des Priesters scheint wenig Frucht gekommen zu seyn, und statt jeder tragischen Beruhigung hören wir unter dumpfem Gemurmel das Volk ausrufen:

Sein Schädel rollt die Riesentrepp herab!

Wie es auch im Ganzen dem Dichter gelungen ist, seine Charaktere zu individualisiren, und namentlich den Dogen lebendig hervortreten zu lassen, so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß er nur eine Umwandlung des bekannten Byron'schen Gloomy ist. — Zwar braucht der Doge nicht, wie seine Verwandten, düster auf sein voriges Leben zurück zu blicken, sondern kann sich dessen freuen, da es in Ruhm, Ehre und kriegerischer Recht ichkeit verbracht ist; aber die finstern Geister umschweben ihn gleich jenen. Er reißt sich los von Allem, was ihm durch Bande des Bluts und lange Bekanntschaft heilig seyn sollte, um das Ungeheuerste zu vollbringen. Wie der Fürst sich verhüllt in nächtlichem Dunkel, längs den Gräbern seiner Ahnen schleicht, und vor sich selber verbergen muß, schamvoll über den unnatürlichen Vorsatz: gegen seinen eigenen Staat sich zu verschwören, und doch unaufhaltsam getrieben von dem unbesiegbaren Rachegefühl — erscheint er ähnlich dem Lara oder Konrad, nur unendlich adeliger. Der schnelle Entschluß kann bey dem lange zuvor gespannten Seelenzustande des Greises nicht befremden. Will er sein Werk vollenden, so darf er nicht lange zögern, da er am Rande des Grabes steht. Aber wie auch der Vorsatz fest ist, die Zweifel und Ahnungen kommen warnend und abschreckend; daher die vielen Vergleichungen über die Folgen des glücklichen oder unglücklichen Ausganges, das Philosophieren über die mächtige Gottheit des Ausgangs, welche die Urtheile der Menschen bestimmt:

— try the *Caesar* or the *Catiline*
By the true touchstone of desert — success.

Aber es sind nur Bilder der Phantasie, welche seinen Sinnen vorgaukeln, doch den ehernen Geist des Helden nicht zu bewegen vermögen. Bey dieser Festigkeit könnte es verwundern, wie er dennoch am Ende seines Lebens an ein Fatum zu glauben bestimmt werden könne, wenn er es nicht selbst für einen Trost erklärte, weil es für einen Helden schöner sey zu glauben, daß er durch ein unabwendbar Verhängniß, als durch die Erbärmlichkeit derer, die er verachte und hasse, untergehe. Jener sarkastische Ausruf, »der Prüfstein alles Werthes, der Erfolg,« steht nicht allein da, sondern wir finden mehrere jener bittern Ausrufe, welche immer noch ein Anklang von dem alten Menschenhasse, und nicht die Aeußerungen einer Ironie sind, welche sich über den Kreis, in welchem die andere Dichtung befangen ist, frey erhebt.

Wer Angiolina sey, haben wir oben beleuchtet. Es ist eine ganz neue Schöpfung Byrons, die nichts, weder mit seinen in Weichheit zerfließenden Gestalten, noch mit der leidenschaftlich kräftigen Gulnare gemein hat. Wer etwa die Schönen »mit »den liederlichen Thränen« eben satt bekommen, könnte seinen Geist an dieser kräftigen gesunden Gestalt laben. Wo sie lebend auftritt (handelnd können wir leider noch nicht sagen), wie im Gespräche mit ihrer Vertrauten, muß sie unsere Bewunderung und Liebe fesseln; aber in der ganzen Erscheinung ist sie für ein lebendes Weib eine zu herbe Tugend, und was wir ihr vor Allem vorwerfen möchten, sie spricht zu viel von der Tugend. Mit welchem Ernste aber muß der Dichter, der bisher nur unter den verworfensten, zerfließendsten oder leidenschaftlichen Frauen gelebt, zum Studium der wahren weiblichen Natur sich gewandt haben, um in diesem hohen Wesen den Inbegriff aller weiblichen Tugenden geschickt vereinigen zu können. Welche treffliche Charakterisirung der ehelichen Tugend, deren Prinzip er in der Ehre findet:

where is honour
Innate and precept-strengthend, 'tis the rock
Of faith connubial, where it is not, where
Light thoughts are lurking, or the vanities
Of worldly pleasure rankle in the heart etc.

Der Gedanke schon tödtet die Tugend. Auf die Frage ihrer Vertrauten, ob ihre Blicke nie einen schönern Mann, als ihren greisen Gemahl, unter Venedigs Edlen getroffen; ob sie nie den leisen Wunsch gehegt: einem solchen zu Theil worden zu seyn; entgegnet Angiolina beleidigt: wenn auch nur der Gedanke daran aufgestiegen wäre, würde sie ihre eheliche Treue für verletzt halten. Wir haben anderwärts das Beyspiel gesehen, wie Dichter, welche bisher nur Bösewichter gemalt haben, wenn sie edle Charaktere auftreten lassen, durch Uebertreibung auf der an-

dern Seite nur Karrikaturen zum Vorschein bringen. Von diesem Vorwurf hat Byron sich frey erhalten, und wir wollen hoffen, daß, wie er hier glücklich angefangen hat, edlere Ideen zu personifiziren, diese Ideen in seinen künftigen Erzeugnissen immer lebendiger hervortreten werden, bis wir endlich nur menschliche Menschen erblicken.

Unter den andern Personen tritt Lioni in der einen Scene so bedeutend vor, daß wir ihn den ersten Charakter im Drama nennen möchten. Bertram, edel, großherzig, aber von den Gefühlen mehr als der Kraft der Ueberzeugung beherrscht. Die gemeinere Natur der plebejischen Verschwörer ist, ohne im Geringsten ins Gemeine zu fallen, trefflich durchgeführt; besonders im Gegensatze zum feurigen Dogen. Sie gehen mit festen Schritten, sind unwandelbar, und nur von eingewurzeltem Haß geleitet; der Doge fliegt mit kühnen Gedanken, und nur der gemeinsame Zweck vereinigt diese verschiedenen Geister. Auch unter ihnen treten Calendaro und Bertuccio wieder völlig gesondert hervor. Wie unwillkürlich Byron dem Geiste der gesetzlichen Ordnung gehuldigt habe, indem er einen Lioni und Benintende zu dessen Vertretern gemacht, ist schon bemerkt worden.

Bey Allem, was wir als Fehler gerügt, ist es ein großes Werk. Aber uns muß es um deßhalb lieber seyn, weil es ein Zeugniß für den zum Klaren, aus düsterer Befangenheit sich herausarbeitenden Geist des Dichters ablegt. Wenn wir auch aus den frühern weichlichen und sinnlichen Verhältnissen, welche er Liebe nannte, so wie aus dem übermenschlichen hehren Verhältniß des Dogen zur Angiolina, welche sie hier ersetzen soll, schließen möchten, daß Byron eine romantisch-innige Liebe zu dichten und aufzufassen unfähig wäre, so könnte doch uns dieß zum frommen Wunsche führen, daß er nun die ganze Natur mit der größern Liebe umfassen möchte, welche die Mutter aller Poesie ist.

Die Tragödie trägt im Allgemeinen die Spuren angestrengten Fleißes und einer durchdachten Ausarbeitung an sich. Die Noten können, der englischen Natur gemäß, nicht fehlen. Wir erfahren aus der Vorrede, daß es nie für die Bühne bestimmt worden, weil der Dichter bey ihrem jetzigen verderbten Zustande es für ein Unglück halte, wenn sein Kind der Zerarbeitung auf derselben ausgesetzt werde. Eine einseitige Ansicht, welche dem alten Byron vollkommen angemessen ist. Wie bekannt, ist des Dichters Wunsch nicht in Erfüllung gegangen. Auch erfahren

wir aus derselben Quelle, daß Byron nie die berühmte O'Neill gesehen — um sich nicht das Andenken an die Siddons zu trüben!

Willibald Alexis.

Art. XI. Historische Werke, von A. H. L. Heeren, Ritter des Guelphen-Ordens, Hofrath und Professor der Geschichte in Göttingen. Erster Theil. Göttingen, bey Römer, 1821. p. I—LXXX. 1—451.

Es würde überflüssig seyn, die Verdienste des Verfassers um alte und neue Geschichte bey Gelegenheit der vorliegenden, willkommenen Sammlung kleinerer Werke desselben ins Licht setzen zu wollen. Keinem Leser von Urtheil und Geschmack, keinem, dem es um klare und verläßliche Resultate bey dem historischen Studium zu thun ist, dürfen die Werke dieses höchst achtungswürdigen Forschers und Darstellers der Geschichte fremd bleiben, welcher mit einem sehr weiten Umfange der Untersuchung und mit dem glücklichsten Scharfblick zugleich jene Liebe für Gleichmaß, Ordnung und friedliche Wohlfahrt verbindet, ohne welche die Gelehrsamkeit nicht immer würdevoll, und jene lichte Deutlichkeit des Vortrags, ohne welche sie nicht anziehend erscheint.

Es dürften indeß die in dem uns vorliegenden ersten Bande der neuen Sammlung enthaltenen Schriften in zweyerley Beziehung zu einer genaueren Anzeige einen passenden Anlaß darbieten; erstlich, weil sie an sich selbst Gegenstände vom allgemeinstem Interesse betreffen; dann aber auch, weil ihr Inhalt, in Verbindung mit den biographischen Nachrichten, die der Verfasser, den Wünschen seiner Freunde nachgebend, im Eingange von sich selbst gegeben hat, geeignet scheinen, über das Verhältniß, worin derselbe als sehr ausgezeichneter Schriftsteller zu den Bedürfnissen und Bestrebungen der Zeit steht, einigen bestimmteren Aufschluß zu geben.

Den Lesern von Heerens Schriften muß es bekannt seyn, daß eine jener Thatsachen, die diesen Verfasser am meisten ergriffen, und überwiegend die Bahn seiner Forschungen bestimmt haben, die mächtige und überraschende Wirksamkeit des Handels ist. Unstreitig ist wohl das berühmte Werk: Ideen über Politik und Handel der alten Völker, eins von denen, worin über wichtige Theile der Weltgeschichte, die im Ganzen wenig beachtet oder nur unbestimmt aufgefaßt und unvollständig aufgehellet waren, erst eigentlich der Tag verbreitet wird; und namentlich ist es der Einfluß des Handels und Verkehrs auf die Bildung und auf die

Schicksale der Völker, welcher erst aus Heerens Forschungen verständlich zu werden scheint. Wer fühlte sich nicht mächtig angeregt, und zur Ahnung der umfassenden Wirkungen oft übersehener oder zu gering angeschlagener Ursachen gehoben, durch Fragen, wie die, was aus Europa geworden seyn würde, wenn den Raum des mittelländischen Meeres eine große Steppe, wie Mittelasien sie enthält, einnähme; — oder durch Bemerkungen, wie die, daß in allen Jahrhunderten, älteren und neueren, der Verkehr mit Indien, diejenigen Länder, welche die Stapelplätze, oder auch nur die letzten Niederlagen desselben waren, zu Reichthümern und Wohlhabenheit gehoben, und durch die Bereicherung der am weitesten aus einander liegenden Theile der Erde mit den kostbarsten und gesuchtesten, wenn gleich nicht nothwendigsten Geschenken der Natur, die Grundlage des wechselseitigen Verkehrs der Völker, dadurch zugleich ihrer Bildung und blühenden Gedeihens, so wie freylich auch häufig ihres Verderbens und Untergangs geworden sey?

Ohne Zweifel haben schon die Jugendeindrücke, welche auf unbefangene Gemüther die stärkste und nachhaltigste Wirkung auszuüben pflegen, beygetragen, den Forschungen des Verfassers jene Richtung zu geben. Seine Vaterstadt Bremen, eine wohlhabende Handelsrepublik, welche ihre Entstehung und Blüte ganz eigentlich dem Handel, und zwar der umfassendsten Art desselben, dem Seehandel verdankte, und welche als solche ihre Stelle in dem hanseatischen Bündniß, so wie in der deutschen Reichsverfassung einnahm, erzog im empfänglichen Knaben und Jünglinge schon den künftigen Geschichtsschreiber des Handels der Nationen und der Wechselbeziehungen desselben mit einer Politik, wodurch er beschützt oder erweitert wird.

Der Verfasser erwähnt solches selbst in den Nachrichten, die er von der Zeit seiner Jugend gibt. »Wie konnte es anders seyn, sagt er, als daß das Leben, in einer freyen Handelsstadt, die eben damals in vollem Aufblühen war, auf meinen Geist und meine ganze Denkungsart einwirkte. Es war die Zeit des amerikanischen Krieges, während dessen der bisher nur beschränkte Handel meiner Vaterstadt anfing, sich zum Welthandel zu erheben. Ich sah das alles nicht bloß aus der Ferne, sondern in der Nähe; in dem Kreise meiner nächsten Umgebungen, meiner eigenen Verwandten außer dem väterlichen Hause. Die Unternehmungen nach Amerika, nach Westindien, bald auch nach Ostindien, wurden die täglichen Gespräche. Ohne es mir einfallen zu lassen, daß ich je über den Handel schreiben würde, faßte ich doch einen hohen Begriff davon: und erhielt manche anschauliche Kenntnisse. Dazu kamen die bürgerlichen Verhältnisse.

Man bekommt von einem freyen Gemeinwesen keinen anschaulichen Begriff, wenn man nicht darin gelebt hat; und wie hätten jene Jugendeindrücke wieder verschwinden, jene Bilder wieder verlöschen können? Brauche ich es Ihnen zu sagen, wie unschätzbar mir dieses für meine späteren historischen Studien geworden ist?« u. s. w. —

Nicht bloß das Alterthum, auch das Mittelalter und die neuern Zeiten hat Heeren mit vorzüglicher Beachtung dieser Gesichtspunkte erforschet. Die großen Völkerzüge nach dem Osten im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert, jene wunderbaren und durch Ungunst der Erfolge im Ganzen nicht weniger, als durch die Institutionen und Gemüthsanlagen, aus denen sie hervorgingen, denkwürdigen Unternehmungen eines Heldengeistes, welcher mit religiöser Begeisterung, und mit dem Gehorsam unter eine politische Hierarchie, in jener höchst eigenthümlichen Verbindung erschien, sind von Heeren wohl am meisten in der Beziehung aufgefaßt worden, nach welcher sie in ihrer Zurückwirkung auf Europa das Emporkommen der Städte, und die Ausbreitung und eingreifende Gewalt des Handels mächtig befördert haben.

Auch in der neuern Geschichte waren es vorzüglich die Handels- und Seemächte, England, und noch mehr die Niederlande, »diese gleich der Pallas bewaffnet geborene Republik,« und die Wechselwirkungen zwischen der politischen Entwicklung dieser Staaten in ihrem Innern, und dem politischen Einfluß derselben auf das Staatssystem von Europa auf einer Seite, und dem Welthandel der neueren Jahrhunderte auf der andern, welche die Aufmerksamkeit des Verfassers in vorzüglichem Maße auf sich gezogen haben. Und da die Periode des Aufschwungs und der ersten Kraftentwicklung jener Staaten den Forscher von selbst in die Zeiten der Reformation führt, und von dieser so viele äußere Veranlassungen gegeben wurden, um jene Entwicklung zu befördern; da überhaupt die neuere Gestaltung aller politischen Verhältnisse und des ganzen öffentlichen Lebens, Verkehrs und Handels, einem großen Theile nach, eben jener Richtung und Entwicklung angehört, worin die Reformation, diese weitgreifende und folgenreiche Begebenheit, einer der kühnsten oder verwegensten Schritte war, so wie schon jene oben bemerkte Lieblingsaufgabe des Verfassers ein hinreichender Grund, um auch die Erforschung der Folgen der Reformation in Bezug auf die erwähnten Gegenstände zu einem seiner vorzüglichsten Gesichtspunkte zu machen. Wirklich gibt die Reformation dem Verfasser in der neuern Geschichte gleichsam das Licht und die Färbung, unter welcher derselbe die Verhältnisse der Staaten, auch namentlich der Kontinentalstaaten Europas auffaßt. Selbst die Geschichte des Mut-

terlandes von Europa gewann in den Augen dieses Forschers erst durch die Wirkungen der Reformation eine bleibende Beziehung und lebendiges Interesse Er gesteht es in den vorangeschickten biographischen Nachrichten, daß ihn die frühere deutsche Geschichte nicht angezogen habe. »Das Hin- und Herschwanken in Unformen, und das Vergeuden der besten Kräfte in Italien habe ihn abgestoßen, und zum Proselyten des Mittelalters mache man ihn einmal nicht,« u. s. w. Dagegen meint er, daß der Kampf der altgläubigen mit der protestantischen Religion der deutschen Geschichte erst Spannkraft und Interesse gegeben habe, und die Entwicklung seiner Verfassung hierauf gegründet worden sey. Erst nachdem das in zwey Hälften zerfallene Deutschland in gesetzlos eingegangenen Bündnissen (nach Art der für Erhaltung und Ausbreitung der Handelsvortheile geschlossenen wechselnden Allianzen) wider einander stand, und mit allen erdenklichen Waffen Krieg führte; nachdem alles, was mit einander eins seyn, und das wechselseitige Gedeihen befördern sollte, aus einander gerissen erschien, oder nur nothdürftig und künstlich nach abgedrungener Aussöhnung zusammenhielt, scheint die Geschichte dieses eigentlichen Vaterlandes des europäischen Lebens dem sonst so hochachtungswürdigen Untersucher eine anziehende Seite darzubieten!

Sind es Eindrücke seiner religiösen Erziehung und damit in Verbindung stehende Ansichten, die dem Verfasser diese Richtung gaben, nach welcher er nur die eine Seite gerade auch der deutschen Welt und Geschichte ins Auge faßt — oder kann auch schon jene vorzugsweise Beachtung des Handels und des Verkehrs der Völker, und des Verhältnisses, worin derselbe zur Politik steht, hinreichen, um jene unvollkommene Auffassungsart begreiflich zu machen? — In jedem Falle darf bey aller dankbaren Verehrung für die Verdienste des Verfassers, und bey voller Anerkennung der Mannigfaltigkeit seiner Leistungen bemerkt werden, daß der Handel und Verkehr, durch schrankenlosere Entwicklung des politischen Lebens sowohl als der Wissenschaften erweitert und ausgebreitet, nur eine einzelne, wenn gleich unermeßlich eingreifende und umfassende, Erscheinung im öffentlichen Leben der Völker sind — und da sie verderblich werden, wo sie ausschließend herrschen und alle Verhältnisse bestimmen, es auch nothwendig noch ganz andere Seiten und Beziehungen der Geschichte überhaupt geben muß, deren Erforschung zum Theil noch viel wichtiger als die des gegenseitigen Völkerverkehrs ist, und für welche die deutsche Jugend sich nicht mit den Darstellungen und Resultaten des Verfassers befriedigt halten darf. Daß dieß die Verdienste des Verfassers, und den Ruhm, den er auf

die neuere historische Literatur des Vaterlandes verbreitet hat, nicht schmälern kann, versteht sich von selbst; doch bekennen wir frey, daß nach unserer Ansicht, eben auch durch jene in gewissem Sinne einseitige Richtung dieser sonst so vorzügliche Lehrer sich mehrmals zu einer nicht richtigen Würdigung von Bewegursachen und Entwickelungen in der neueren Geschichte hat verleiten lassen, indem er z. B. über glänzenden Folgen einer Begebenheit fur den Völkerverkehr im Großen ihre nachtheilige und verderbliche Seite nicht genug ins Auge gefaßt, und auch die wahren Ursachen, welche eigentlich jenen Erscheinungen zum Grunde lagen, zu sehr in den einzelnen Begebenheiten selbst zu finden geglaubt hat. — Nachstehende Auszüge aus den im ersten Theile der vorliegenden Sammlung enthaltenen Schriften werden zu dem bisher Gesagten mehrere Belege geben können, und uns mit manchen, großentheils lehrreichen, aber zum Theil auch wohl nach unserem Dafürhalten ungenügenden oder unrichtigen Bemerkungen und Darstellungen des Verfassers über die neuere Zeit näher bekannt machen.

I. Die erste der hier vorliegenden Schriften handelt von den politischen Folgen der Reformation; sie war schon im Jahr 1802 auf Veranlassung einer vom französischen Nationalinstitut gegebenen Preisfrage entstanden. »In der letztern Zeit, »vor dem Ausbruche der Reformation,« sagt der Verfasser, »habe »es kein großes moralisches Interesse mehr gegeben, was der Po»litik einen lebendigen Geist habe einhauchen können. Alle Fäden »der Politik waren in den Händen einiger Mächtigen, die sie nur »mißbrauchten, um ein elendes Gewebe von Intriguen zur Be»friedigung ihrer Leidenschaften daraus zu spinnen. Es habe ei»nes neuen großen Interesses bedurft, das nicht bloß das der Herr»scher, sondern auch das der Völker war, um Europa aus ei»nem Geistesschlummer zu wecken, durch den es unter das Joch »des Despotismus je länger je mehr würde gebracht seyn, und »dieses neue und große Interesse sey in der Reformation gegeben »worden. Statt des platten Eigennutzes sey nun Religion die »Triebfeder der Politik geworden; es habe bald nicht leicht ein »politisches Interesse gegeben, welches nicht mehr oder minder »ein religiöses gewesen wäre; nicht leicht eine politische Partey, »die nicht zugleich religiose, ja nicht leicht einen Krieg, der nicht »auch mehr oder minder Religionskrieg gewesen wäre.« — Die Erwähnung der Abwege, auf die man hiebey gerieth, glaubt der Verfasser durch folgende Bemerkung beseitigen zu können: »Er»warten, daß unser Geschlecht auf dem geraden Wege, den die »kalte Vernunft bezeichnet, ungestört zu seiner Ausbildung fort-

»schreiten solle, heißt seine Natur verkennen, die, mit der Sinn»lichkeit gepaart, keine rein vernünftige Natur ist. Kaum ver»mag es das Individuum, jenen Pfad zu betreten, niemals aber »die Gattung, die nur durch Umwege ihrem Ziele sich nähert.« Wir werden weiter unten auf diese Ansicht zurückkommen; aber auch schon hier müssen wir als auffallend erwähnen, daß dem Verfasser die Verbindung des religiösen Interesses mit dem politischen als etwas Neues, erst nach der Reformation Eingetretenes erscheint, da doch in jener alten tausendjährigen Hierarchie, die durch die Reformation erst eigentlich gestürzt wurde, alle Staatsverhältnisse ganz und gar von der Religion durchdrungen waren. Der Verfasser äußert sich hierüber bald nachher näher, da er als die erste der einzelnen Folgen der Reformation für den gesellschaftlichen Zustand bezeichnet, daß die Religion nun förmlich zur Basis der Staatsverfassungen gemacht worden sey. »In den Jahrhunderten des Mittelalters,« meint Heeren, »war die katholische Religion die allgemein verbreitete, »aber nirgends war die Konstitution ausdrücklich darauf ge»baut (?); nirgends war es ausdrücklich Gesetz, daß sie die Staats»religion seyn sollte, daß sich die Regenten zu keiner andern soll»ten bekennen dürfen (?). Wenn man keine dissentirende litt, wenn »man die sogenannten Ketzer verfolgte; so war dieß nicht unmit»telbar Sache des Staates, sondern der Kirche und ihres Ober»hauptes; mischte sich der Staat darein, wie bey den Waldensern »in Frankreich, so geschah es auf Requisition von jenen,« u. s. w. Diese Darstellung scheint uns in Sache und Ausdruck, in jedem Fall aber im letzteren unrichtig zu seyn. War doch der ganze Geist der Staatseinrichtungen im Mittelalter darauf gerichtet, den Staat so zu sagen selbst in einen Bestandtheil der Kirche zu verwandeln! Dermaßen waren die Ideen von Verbindung des Geistigen mit dem Politischen ins innerste Mark der europäischen Nationen eingedrungen, daß wir nicht umhin können, die ähnlichen, obgleich anders modifizirten und gerichteten Entwickelungen seit der Reformation zum Theil nur als eine Fortsetzung und Nachklang jener alten und tief empfundenen Beziehungen des Staats zur Kirche zu halten. Die Stärke dieser ursprünglichen Idee zeigte sich sogar auch da noch in der öffentlichen Sprache der Staatsverhandlungen, wo man die Religion bloß zum Vorwande nahm, welches vor und nach der Reformation allerdings aufs häufigste geschehen ist. Der Unterschied lag nur darin, daß sich früherhin die Staatseinrichtungen mehr an die allgemeine Kirche anschlossen, und von ihr das Gesetz empfingen, später aber irgend ein durch einzelne Zufälligkeiten in Persönlichkeit und Umständen, bedingtes, abgeschlossenes und getrenntes

Bekenntniß durch Staatsdekrete als die Basis einer bestimmten Verfassung aufgestellt wurde, und der Begriff einer Staatsreligion die wesentliche Abänderung erlitt, daß er nicht mehr bloß eine Religion bezeichnete, der sich der ganze Staat gläubig unterwirft, sondern eine solche, die der Staat mit dekretirt.

Als eine zweyte Folge gibt der Verfasser an: Erweiterung und Vergrößerung der Macht der Fürsten; in den protestantischen Ländern theils durch Einziehung der Kirchengüter, mehr aber, weil die Lücke, die durch den Fall der Hierarchie entstand, der Vergrößerung der Fürstengewalt Platz gab. In den katholischen Ländern wurde eine größere Macht der Fürsten auf Besiegung der politisch-religiösen Parteyen gegründet u. s. w. Maßloses Streben nach religiöser Freyheit brachte sowohl unmittelbar als durch Reaktion in eine größere weltliche Abhängigkeit, eine Wirkung, die man wohl nicht hatte herbeyführen wollen! — Als eine dritte Folge wird bezeichnet, die veränderte Bestimmung der Geistlichkeit. Was hierüber in der Kürze gesagt wird, muß sehr unbefriedigend, und zum Theil höchst unrichtig genannt werden. — Wichtiger scheinen dem Verfasser die mittelbaren Folgen der Reformation in Bezug auf Staatswirthschaft und Staatsverwaltung. Was derselbe indessen hierüber sagt, wäre wohl eigentlich nur eine Deklamation über die Segnungen der Reformation in dieser Beziehung zu nennen, da es keine gründliche Nachweisung weder darüber enthält, in wie fern die Staatsverwaltungen der letztern Jahrhunderte wirklich eigenthümliche Vorzüge hatten oder nicht; — noch auch darüber, ob nicht das Gute in denselben auch ohne die Reformation auf anderem Wege hätte herbeygeführt werden können.

Der Verfasser entwickelt im Fortgange der Abhandlung den politischen Einfluß der Reformation auf die einzelnen Staaten von Europa in Rücksicht ihrer innern Verhältnisse, wie dieselbe nämlich auf Bildung der Parteyen, oder auf Vermehrung der Macht der Fürsten, auf innern Kampf und auf die daraus hervorgegangene Verfassung der verschiednen Reiche gewirkt habe; namentlich für Deutschland, Oesterreich, Preussen (dessen Begründung eine Folge der Reformation war), Frankreich, England, die vereinigten Niederlande (den durch die Reformation geschaffenen Staat, »der mitten aus ihren Stürmen gleich einem glänzenden Gestirn zwischen Gewittern hervorging«), Schweden, Dänemark, Polen, endlich für die übrigen Länder von Europa; — meistens nur kurze, aber zum Theil umfassende Bemerkungen, deren genaue Würdigung uns hier zu weit führen müßte. — Im weitern Verfolg

gibt der Verfasser die Beantwortung der Frage, wie der Einfluß der Reformation auf die wechselseitigen Verhältnisse der Staaten von Europa, d. h. auf das System des politischen Gleichgewichts beschaffen gewesen; und zwar in Absicht auf jede der fünf Hauptepochen, in welche die neuere Geschichte Europa's von der Reformation bis zur französischen Revolution nach jener Abtheilung zerfällt, welche auch aus Heerens Handbuch über die Geschichte des europäischen Staatensystems bekannt ist. Der erste dieser Zeiträume umfaßt nämlich die Kämpfe zwischen Oesterreich (in Verbindung mit Spanien) einerseits und andererseits Frankreich in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts; der zweyte die Kämpfe zwischen der spanischen Linie von Habsburg-Oesterreich und England unter Elisabeth in der zweyten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts; der dritte die Periode des dreißigjährigen Krieges, die Kämpfe beyder Linien von Habsburg-Oesterreich mit Frankreich, dem protestantischen Deutschland und Schweden in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. — Der vierte die Periode von Ludwig XIV. oder die Kämpfe von Oesterreich in Verbindung mit England und den Niederlanden mit Frankreich, in der zweyten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts und einem Theil des achtzehnten: — endlich das achtzehnte Jahrhundert bis zur Revolution, worin Oesterreich und Preußen hervorragend einander gegenüber stehen. Der Verfasser bemerkt nun, daß die Reformation schon dadurch einen großen Einfluß auf die Ausbildung des Gleichgewichts der Staaten hatte, daß sie ein eignes System des Gleichgewichts in Deutschland bildete, welches die entscheidendste Einwirkung auf jenes von Europa erhalten mußte. Uebrigens war der Einfluß der Reformation in dem ersten der genannten Zeiträume auf die allgemeine Politik von Europa nur untergeordnet, weil von den beyden mit einander im Kampf begriffenen Hauptmächten keine sie annahm, wogegen, wenn Franz I. ihr freyen Eingang in Frankreich gegeben hätte, die religiöse Grenzscheidung auch schon damals zugleich die politische in Europa würde bestimmt haben. In der zweyten jener Perioden, da Spanien und England gleichsam an die Stelle von Oesterreich und Frankreich als rivalisirende Hauptmächte traten, wurde durch die Revolution der Niederlande und durch die Glaubensänderung in England das religiöse Interesse mit dem politischen unzertrennlich vereinigt. In dieser Periode traten die Seemächte zuerst als solche auf, und die Republik der Niederlande, welche noch während des Streites über ihre Existenz schon den Welthandel an sich riß, und aus diesem die Hülfsmittel zu einem

eben so langen als denkwürdigen Kampfe, und zugleich immer steigende politische Wichtigkeit erhielt, war die erste, welche das Handelsinteresse zum politischen erhob. — Daß im dritten der angegebenen Zeiträume der Einfluß der Reformation auf das Staatensystem von Europa sich in seiner größten Stärke zeigte, leuchtet von selbst ein. Hier traten auch zuerst die nordischen Reiche mit dem übrigen Europa in eine feste Verbindung, da sie bis dahin ein System für sich gebildet hatten, welches besonders durch die schwedisch-polnischen Kriege (die ebenfalls zum Theil durch das religiöse Interesse herbeygeführt worden) seit vierzig Jahren genau in einander verschlungen war. Nun aber wurde, und zwar durch die Reformation, Europa zum ersten Mal zu einem gemeinschaftlichen Staatensystem verbunden. — Im vierten Zeitraum zeigt sich das moralisch-politische Interesse bereits als allmählich ermattet; die französische Politik, gegen welche sich Europa verbündete, hatte sich von allem religiösen Interesse losgesagt. Es fällt auf, wenn der Verfasser dieses als ein Verdienst anzuerkennen scheint, da er sagt: »Man »muß dem französischen Kabinette den Ruhm zugestehen, daß es »sich zuerst über den engen Gesichtskreis erhob, auf den sich die »Bigotterie der übrigen Mächte beschränkte.— Das Zeitalter von »Ludwig XIV. befreyte Europa allmählich von dieser Mei»nung« (daß das politische Interesse bloß an das religiöse geknüpft werden könne). Allerdings sind Religionskriege besonders auch darum eine Geißel der Menschheit, weil sie die Idee, wofür sie angeblich oder aufrichtig geführt werden, nicht nur nicht verdeutlichen oder reinigen, sondern sie vielmehr mit den schlechtesten Leidenschaften und wildesten Kräften in eine ganz unreine Verbindung bringen. Es ist aber doch minder trostlos, die Menschheit, im vermeintlichen Dienste höherer geistiger Gemeingüter wider einander in Kampf erregt, als dasselbe bewirkt zu sehen durch eine ganz herz- und gemüthlose, von aller höhern Beziehung entkleidete, durch keinen großen Zweck auch nur beschönigte Politik, die nur dem ganz offen gezeigten Eigennutz oder der Herrschsucht dienet. Wenn es daher auch an sich selbst als ein großes Verdienst erscheinen kann, die Politik von der Religion zu trennen, und sie auf ihre eigenthümliche Sphäre anzuweisen, in der sie unmittelbar wenigstens nur den äußern Rechtszustand und Frieden aufrecht zu halten den Beruf hat, so ist es doch gewiß nicht zu rühmen, wenn die Politik, weit entfernt frühere, im Grunde edlere Antriebe durch bessere Einsicht und reineres Bestreben zu läutern, vielmehr an die Stelle derselben noch weit schlechtere und gemeinere aufnimmt. Wenn also der Verfasser nur sagen wollte, daß allerdings die Politik vom

religiösen Interesse getrennt seyn, und die Religion nicht in die Kämpfe der äußern Gewalt herabgezogen werden solle, daß vielmehr eine rechtliche und rühmliche Staatskunst dem religiösen Interesse, als dem Höchsten der Menschheit, nur mittelbar, nur als Werkzeug der höhern Weltregierung, und nicht in einer, Zeitliches und Ewiges vermengenden, Weise dienen sollte, so wird wohl jeder diesem Gedanken Beyfall geben müssen. Es trat aber, als die neue Spannkraft wieder abnahm, welche seit der Reformation das religiös-politische Interesse erhalten hatte (theils nämlich durch die gewaltsame Ertrotzung und Behauptung der neuen Lehre, theils aber indem die alten Ideen des christlichen Reichs- und Staatensystems in einer neuen Weise und unter abgeänderten Rechtsverhältnissen wirksam geworden), — am meisten durch die französische Politik, ein ähnlicher Zustand ein, wie jener gewesen, welcher der Reformation unmittelbar vorherging. — Der Verfasser scheint mit sich selbst im Widerspruch zu stehen, da er der Rückkehr zu einem solchen Zustande als einer Art von Begriffsverdeutlichung und Aufklärung lobend erwähnt, den er vorher mit so großem Recht getadelt, und die Reformation sogar für nöthig gehalten hatte, um die Politik aus der Gemeinheit, worin sie versunken war, aufzuregen. Fast sollte man auf die Meinung kommen, der Verfasser schreibe, vielleicht sich selber unbewußt, allein demjenigen religiösen Interesse einen politischen Werth zu, welches vom gläubigen Gehorsam unter einer von Gott gegebnen Kirche und Religion unabhängig ist, und darauf beruht, nach eigener Staatsraison und Gutbefinden, sich auf einen willkürlichen Standpunkt in Bezug auf die Religion zu stellen. Hier wäre es wahrlich nicht die religiöse Beziehung selbst, die der Politik Werth gäbe, sondern vielmehr die ungebundne, scheinbar selbstständigere Kraft, womit man dieselbe entweder wählt, oder sich davon lossagt. Eine solche Ansicht würde die verschiedenen Aeußerungen des Verfassers, nämlich das Uebersehen des so mächtigen religiös-politischen Interesses im Mittelalter, die durch die Reformation nach Darstellung des Verfassers veredelte Thätigkeit der Politik, und endlich auch das behauptete Verdienst des französischen Kabinets, welches die Politik nach eigner Konvenienz wieder von aller religiöser Beziehung entkleidete, allerdings wohl unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt bringen können. Wir wollen indeß ohne vollständigere Belege über die eigentliche Meinung des Verfassers nicht entscheiden. Und gewiß, es konnte schwerlich seine Meinung seyn, daß das französische Kabinet deßhalb Lob verdiene, weil es statt des religiös-politischen Interesses nur noch tadelnswerthere Antriebe befolgte; daß es die Religion in einer atheistischen und

indifferenten Art einer ideenlosen Klugheit dienen ließ, indem es den Schismatikern in andern Reichen gegen ihre gesetzliche Obrigkeiten beystand, während es dieselben im Innern Frankreichs nicht ohne treulose Grausamkeit unterdrückte; indem es endlich sich mit den damaligen Feinden der Christenheit verbündete, um die kaiserliche Macht zu schwächen. — Der Verfasser bemerkt übrigens bey diesem Zeitpunkte noch, daß in demselben die Reformation die letzte große Wirkung auf die Politik Europens dadurch ausgeübt habe, daß durch den Kampf der politisch-religiösen Parteyen in England sich dort die Meinung festsetzte, daß nur mit Erhaltung des Protestantismus die Nationalfreyheit erhalten werden könne. Weil nun Ludwig XIV. ein Freund der Stuarts war, so half die Feindschaft gegen jenen, Wilhelm dem III. auf den englischen Thron.

Offenbar ist das Wesentliche der englischen Verfassung weit älter, als diese Periode. Dennoch dürfte es eine wichtige Frage bleiben, welche aber der Verfasser nicht näher erörtert, in wie weit seit der englischen Revolution der offenbar im Allgemeinen ganz falsche Satz, daß nur mit Erhaltung des Protestantismus die Nationalfreyheit erhalten werden konnte, ein Grundzug der brittischen Verfassung geworden ist. Ließe sich dieses behaupten, so würde die englische Revolution vielleicht als der Wendepunkt angesehen werden müssen, seit welchem das Bestreben nach innerer politischer Freyheit davon ausgehen zu müssen glaubte, die alte Kirche auszuschließen; und wie die englische Revolution überhaupt von unläugbarem Einflusse auf die späteren Bewegungen und Erschütterungen bis auf unsere Zeit gewesen ist, so ließen sich auch vielleicht die späteren Wirkungen, die die Annahme eines so falschen Grundsatzes, daß um der politischen Freyheit willen die katholische Kirche ausgeschlossen werden müsse, für England selbst sowohl als andere Völker haben mußten, auffinden und zeigen.

Ferner fällt in den oben genannten Zeitraum die Bildung der preußischen Monarchie. Ob gleich die Entstehung derselben aus der Säcularisirung des Hochmeisterthums, und ihre wesentliche Erweiterung aus den Säcularisationen des westphälischen Friedens unläugbar der Reformation zugeschrieben werden muß, so meint doch der Verfasser, daß die Reformation auf die Stellung und auswärtige Politik von Preußen sowohl im deutschen Reich als im Staatensystem von Europa nicht einen so großen Einfluß gehabt, als man häufig anzunehmen pflegt, weil nämlich zu der Zeit, als Preußen mächtig wurde, das religiös-politische Interesse bereits viel von seiner Spannkraft verloren hatte. Doch trat Preußen auch nach des Verfassers Darstellung in

gewisser Rücksicht an die Stelle von Schweden und bildete zugleich fortan eine feste und bleibende Verbindung zwischen der nördlichen und südlichen Hälfte des europäischen Staatensystems. — Im fünften Zeitraum endlich, wenn auch der Geist der Intoleranz noch vielfach in der innern Staatsverwaltung fortlebte, hatte die Religion, wie der Verfasser meint, auf die politischen Systeme keinen Einfluß. In den beyden Decennien von 1720 bis 40 war ein kleinliches Schwanken in Bündnissen und Gegenbündnissen in Europa, jenem nicht unähnlich, welches die ersten sechzehn Jahre des sechzehnten Jahrhunderts charakterisirte. Fridrich II. veranlaßte durch individuelle Kraft die Bildung des neuen Systems des Gleichgewichts in Europa seit 1742, worin Oesterreich und Preußen die ersten Glieder waren, u. s. w.

In einem dritten Kapitel betrachtet Heeren noch insbesondere den Welthandel und das Kolonialsystem in ihrer Verbindung mit der Reformation. Wenn gleich schon früher der Weg nach beyden Indien gefunden war, und das Beyspiel Spaniens und Portugals schon vorlag, so würde doch, meint der Verfasser, dieser Welthandel ohne die Reformation viel langsamere Fortschritte gemacht haben. »Es bedurfte dazu einer »kühnen und unternehmenden Nation (der Niederländer), die un»ter dem Drange der Umstände sich aufraffte, und indem sie nur »in ihm die Hülfsquellen ihrer Freyheit und Existenz sah, mit »aller der Kraft, deren sie fähig war, sich ihn zueignete.« u. s. w. Ob es aber nicht vielleicht für das Ganze gleich vortheilhaft oder noch viel vortheilhafter gewesen wäre, wenn der Welthandel auf dem Wege langsamer Entwicklung und stätigen Gedeihens zu seiner neuern unermeßlichen Ausdehnung und Ausbildung gelangt wäre, untersucht der Verfasser nicht.

II. Die zweyte der vorliegenden Schriften ist eine in vielen Beziehungen vortreffliche und sehr lehrreiche Abhandlung über Entstehung und Wachsthum des brittischen Kontinental-Interesses. Der Verfasser behandelt darin einen Lieblingsgegenstand, das Interesse einer Seemacht, als solcher, welche ihre Schiffahrt und Kolonien in entfernten Meeren zu schützen hat, und welche zugleich als eines der mächtigsten Glieder eines großen Staatensystems in alle wichtigen Angelegenheiten desselben verwickelt ist. Eine Seemacht als solche setzt einen hohen Grad von politischer Kultur schon voraus, und hat sowohl dadurch schon ein besonderes Interesse, als auch dadurch, daß wo sie mit in die Wagschale kommt, die Landmacht nicht allein die Entscheidung geben, und daher das Principat eines Einzelnen

viel sicherer vermieden werden kann. Die insularische Lage einer solchen Macht erhöhet dadurch dieses Interesse um vieles, daß sie schon durch dieselbe von einer politischen Revolution, die das Ganze des vorhandenen Staatensystems zertrümmern könnte, leichter ausgenommen bleibt. Nichts sey einseitiger, sagt Heeren, als einer Inselmacht darum die thätige Theilnahme an den politischen Händeln anderer Staaten abzusprechen, weil sie für sich durch Lage und Marine ganz gesichert sey. Denn wenn die Mächte des Festlandes zugleich auch Seemachte sind, und ausgedehnte und entfernte Besitzungen beschützt werden müssen, so ist jene völlige Sicherheit keineswegs vorhanden. Handel und Verkehr führt indeß noch eine viel häufigere und innigere Verflechtung in die politischen Verhältnisse anderer Staaten herbey, um sich nämlich den Markt für den Absatz seiner Waaren offen zu erhalten und zu erweitern. Der Verfasser bemerkt jedoch hierüber, daß man in der neuern Politik diese Verbindung des Handelsinteresses mit dem politischen der Kabinette oft enger angesehen habe, als sie wirklich sey, indem die Regierungen den Gang des Handels zwar wohl erschweren und erleichtern, nicht aber vernichten oder schaffen können. Außerdem aber ist die Behauptung des erlangten Ansehens und der Würde im Staatensystem ein Hauptgrund der Theilnahme an den politischen Angelegenheiten, weil das Zurücktreten von den gemeinschaftlichen Angelegenheiten der unvermeidliche Anfang des Sinkens wäre. An Holland zeigte sich dieß seit dem Utrechter Frieden. In demselben Maße als ein solcher Staat seine Sphäre beschränke, werde die seines Nebenbuhlers erweitert, u. s. w. Zwischen einer leichtsinnigen und anmaßenden Theilnahme und indolenter Apathie liege die richtige Linie in der Mitte, welche durch das Interesse und die Kräfte, durch die wahren Vortheile sowohl als den wahren Umfang des Wirkungskreises eines solchen Staates bestimmt werde u. s. f.

Nach diesen allgemeinen Andeutungen über die Stellung Großbrittaniens zu Europa betrachtet der Verfasser das brittische Kontinental-Interesse im Einzelnen nach sechs Zeiträumen, welche mit den oben angeführten Zeiträumen, in welche die neuere Geschichte des ganzen Welttheils zerfällt, fast gänzlich übereinstimmen, nur daß sie ihre genaue Abgrenzung von besondern Thatsachen der englischen Geschichte hernehmen, und der letzte Zeitraum mit dem größten Recht vom Anfang der französischen Revolution begonnen wird. Der erste reicht von Heinrich VII. bis auf Elisabeth, 1484—1558. Uebergang aus dem Staatsverhältniß Englands im Mittelalter; Theilnahme an den Kriegen wider Ludwig XII. und Franz I. Das Handels-

interesse beschränkte sich damals auf den Wollhandel. Der zweyte umfaßt das Zeitalter der Elisabeth, 1558—1603. Die Einführung des Protestantismus bestimmte nicht nur die innern Verhältnisse dieses Reichs, sondern wurde auch auf lange Zeit hinaus die wahre Grundlage des brittischen Kontinental-Interesses. Erst jetzt, meint Heeren, entstand ein wahres Kontinental-Interesse, welches nicht bloß ein persönliches Interesse der Herrscher, sondern zugleich der Nation war. England mußte gegenüber von Philipp II. in einem Kampfe, in dem es nur Sieg oder Untergang galt, sich entweder selbst zu einer Macht der ersten Größe erheben, oder sich erdrücken lassen u. s. w. 3) Periode der Stuarts, 1603 — 1689. Unter Jakob und Karl I. zeigte sich schon das klare Resultat (sagt der Verfasser), daß Vernachlässigung des Kontinental-Interesses für England auch der Anfang zum Sinken ist. — Seit Cromwell galt der Grundsatz, die Staatsverhältnisse mit dem festen Lande zum Mittel der Vergrößerung des Handels und der Schiffahrt von England zu machen. Kolonialsystem Schifffahrtsakte, Handelskriege. — Vierter Zeitraum: Wilhelm III. und Anna, 1689 — 1714. Rivalität mit Frankreich, welche seitdem als die eigentliche Seele der brittischen Politik und eines der ersten Triebräder des europäischen Staatensystems überhaupt betrachtet werden kann. — Fünfter Zeitraum: Periode des Hauses Hannover bis auf die französische Staatsumwälzung. 1714 — 1789. Am ausführlichsten bearbeitet. Erhaltung des Friedens im südlichen Europa durch die Quadrupelallianz, die Englands Werk war. — In bemerkenswerther und gründlicher Weise wird die Uebereinstimmung der Politik Georgs I. mit dem Staatsinteresse von Großbrittanien, als er aus Anlaß der Erwerbung von Bremen und Verden für Hannover, auch England in den nordischen Krieg verwickelte, gezeigt. — Verbindung Englands mit Schweden nach dem Tode Karls XII. bis zum Nystädter Frieden. — Seitdem Verbindung Englands mit Rußland; beyde Länder wurden einander unentbehrlich, um wechselseitige Bedürfnisse zu befriedigen, Verbindungen, die fester und unauflöslicher als alle Allianztraktate sind. — Ministerium von Walpole. Gute und tadelnswerthe Seite der Politik Georgs I. in dieser Zeit. England trennte sich von Oesterreich, der Kontinentalmacht des südlichen Europa, mit der es allein durch ein bleibendes Interesse vereinigt seyn konnte. Es schloß sich an Frankreich und Rußland an rc. — »Die »Nichtkenntniß der wahren Entwürfe der auswärtigen Staaten, »die man so oft dem brittischen Kabinet vorzuwerfen Gelegenheit »sieht, zeigte sich damals auf eine auffallende Weise.« rc. — Durch den Kardinal Fleury unter Vermittlung der päpstlichen

Nuntien wurde der Frieden erhalten. — An der letztern Periode der Staatsführung von Walpole wird getadelt, daß England mit aller Welt Freund war, ohne einen einzigen wahren Freund im politischen Sinne des Wortes zu besitzen, und daß es nicht konsequent war, wenn England vorher alle Thätigkeit aufgeboten hatte, sobald irgend ein partielles Interesse in Bewegung gesetzt worden, neutral zu bleiben, als Oesterreich aus Anlaß der polnischen Königswahl von Frankreich, Spanien und Savoyen gemeinschaftlich angegriffen, und seiner wichtigsten Länder in Italien beraubt wurde. Es kann vermuthet werden, daß eine kräftige Unterstützung, an Oesterreich demals ertheilt, vielleicht Europa den ganzen bald folgenden Successionskrieg hätte ersparen können. — 1739. Krieg mit Spanien in Westindien, um die Freyheit der brittischen Schiffahrt von der spanischen Visitation zu behaupten. Es war das erste Mal, daß brittische Kriegsflotten nach jenen Weltgegenden segelten. — Das Jahr 1740, in welchem Maria Theresia und Friedrich II. den Thron bestiegen, ward Epoche machend für die Geschichte von Europa, aber auch für jene der brittischen Kontinental-Verhältnisse. Auf Anstiften Frankreichs brach der österreichische Successionskrieg aus, und hatte keinen geringern Zweck, als die österreichische Monarchie so viel immer möglich zu zerstückeln. Als die Versuche, eine Allianz zwischen Oesterreich und Preußen auf der Grundlage von erzwungenen Abtretungen der ersten Macht noch zu Stande zu bringen fehl schlugen, wählte England den Krieg, um Oesterreich Hülfe zu leisten, weil die Stimme der Nation denselben laut forderte. Walpole aber verläugnete auch hier noch seine alte Politik nicht; er wollte England dennoch nicht selbst in den Krieg verwickeln, er gab Subsidien und nahm Miethtruppen in Sold, welche beyden Erscheinungen die brittische Kontinentalpolitik von dieser Zeit an charakterisiren. Als aber 1742 das hannöverische Korps von 16000 Mann in brittischen Sold genommen wurde, welche Maßregel wesentlich zum glücklichen Ausgange beytrug, benutzte die Oppositionsparthey, welche nach dem Sturz von Walpole die Stimme des großen Haufens gewonnen hatte, diese Maßregel zum Erguß des wüthendsten Faktionsgeistes. »Es ist unglaublich,« sagt Heeren in gerechter Aufwallung des Gefühls, »wie weit die »Ansprüche in dieser Rücksicht in England getrieben und in wel»chem Tone sie gemacht worden sind.« — »Man muß die damali»gen Parlamentsreden, besonders im Oberhause, gelesen »haben, um sich von diesen wüthenden Diatriben, voll der Aus»brüche des plumpesten Nationalstolzes und der gröbsten Be»leidigungen gegen ein Volk, das mit England in so manchen

»Verbindungen stand, einen Begriff zu machen.« Von größter Wichtigkeit ist folgende weitere Bemerkung aus diesem Anlasse, die wir ganz hersetzen zu dürfen glauben. »Die brittische Geschichte »des achtzehnten Jahrhunderts ist so reich, und vielleicht reicher, »als irgend eine andere an Beyspielen großer Tugenden und gro»ßer Thaten; aber sie hat eine Seite, auf welche der Mann von »Gefühl meist nur mit Widerwillen blicken kann: die Geschichte »der Opposition. Es ist nicht die Opposition selbst — ohne »welche keine politische Freyheit bestehen kann; — es ist selbst »auch nicht das Aufbrausen des Parteygeistes, welches in gewis»sen Zeitpunkten davon unzertrennlich ist, welches ich tadle. Auch »jener Ekel, der aus dem ewig wiederholten Geschrey, selbst oft »bey geringfügigen Gelegenheiten über das bevorstehende Verder»ben des Staates — das nie erfolgte — erhoben wurde, mag sich »überwinden lassen. Aber es ist jener traurige, so oft wieder»kehrende Anblick, zu sehen, wie Männer selbst von großem Kopf »und (sonst) großem Charakter, ihren Egoismus Vaterlandsliebe »nennend, gegen ihre bessere Ueberzeugung sprechen; wie sie jede »Maßregel des Ministers, weil sie seine Maßregel ist, tadeln; »wie es ihnen bey dem Allen sichtbar nicht um das Beste des »Staates zu thun ist, sondern nur sich Platz zu machen. Das Be»tragen des Mannes, den England noch immer mit Recht als »den ersten seiner Staatsmänner betrachtet, des ältern Pitt, als »er in der Opposition gegen Walpole war, ein Betragen, wor»auf er nachmals selber nur mit Mißbilligung zurücksah — mag »hier allein als Beyspiel angeführt werden! Der wahre Charakter »der Opposition soll der seyn, daß sie eine beständige Censur »der Minister ist. Aber eine Censur, die nur tadelt, und im»mer tadelt, verliert ihre Kraft und erreicht ihren Zweck nicht. »In diesem verkehrten Geiste der Opposition liegt ein Hauptgrund »von der immer wachsenden Uebermacht der Regierung. Die Op»position hat in England öfters gesiegt, und den Minister ver»drängt, wenn das Uebel schon geschehen war, aber die Aus»führung verkehrter Maßregeln zu rechter Zeit zu »verhindern hat sie fast niemals vermocht.« Der Verfasser hätte auch noch insbesondere der rohen Grobheit und krassen Stupidität erwähnen können, mit welcher öffentliche Stimmen, besonders von der Opposition, oftmals gerade jene Nationen, Mächte und Verhältnisse herabzuwürdigen pflegen, mit welchen Großbritanien durch die ehrwürdigsten Bündnisse und Interessen verbunden gewesen ist.

Durch den Achner Frieden gewann England nichts an Besitzungen, aber der Zweck des Krieges, Oesterreich gegen Frankreich zu unterstützen, war erreicht. Für die brittische

Politik hatte dieser Krieg Folgen von hoher Wichtigkeit. Zuerst die tiefere Verflechtung des Kolonial-Interesse in die europäischen Staatsverhältnisse; dann die seitdem gegründete Ueberlegenheit der englischen Marine; und festere Bestimmung seines Verhältnisses zu den einzelnen Mächten des festen Landes.

Annäherung, dann enge Verbindung zwischen Oesterreich und Frankreich. Der siebenjährige Krieg. Der Verfasser bemerkt, daß der nachfolgende, fast dreyßigjährige glückliche und blühende Zeitraum für das deutsche Reich jenem guten Vernehmen zwischen Oesterreich und Frankreich zugeschrieben werden müsse, weil ohne dieses in Deutschland an keine Sicherheit und feste Ruhe zu denken gewesen wäre. — Charakteristik des ältern Pitt, Lord Chatam, dessen fünfjährige Verwaltung die glänzendste Periode war, die Großbrittanien noch gesehen hatte, u. s. w. — Chatams Austritt aus dem Ministerium erfolgte, weil man den durch den Familienpakt zwischen Spanien und Frankreich unvermeidlich gewordenen Krieg gegen das letztere nicht gleich erklären wollte. Verhältnisse Englands zu Portugall. Amerikanischer Krieg, wodurch England mit den Seemächten aufs neue in Krieg verwickelt wird. »Eines der großen Uebel, die Europa drücken, ist die Verflech»tung der Kolonien durch ihre geographische Lage. Diese ver»mehrte die Anlässe und erweiterte den Schauplatz der Kriege,« u. s. w.

Katharina's der II. bewaffnete Neutralität. Man wollte ein Seevölkerrecht aufstellen. »Aber auch hier,« sagt Heeren, »diente die Politik, wie gewöhnlich, nur dem momentanen Be»dürfniß. Und was hätte auch ein Seevölkerrecht auf dem Pa»piere geholfen, dessen man in Friedenszeiten nicht bedarf, und »von dem es sich voraussehen läßt, daß es in Kriegszeiten der »Konvenienz der Einzelnen würde weichen müssen.« Im Allgemeinen scheint dieses doch zu viel gesagt zu seyn. Völkerrechtlich aufgestellte Grundsätze, zu denen wirklich alle Theile sich bekannt haben, werden zwar in Kriegszeiten von der mächtigen Konvenienz leicht verletzt; dennoch aber tragen sie auch eine große Stärke und moralische Garantie in sich selbst. Der Macht, die sie beschützet, wächst das Ansehen der Gerechtigkeit und der allgemeinen Ordnung zu, und alle Schwächern, die in jenen Grundsätzen ihren Vortheil finden, bieten ihre Kräfte zu deren Behauptung auf. Diese Erwägung tritt freylich nur in sehr beschränktem Sinne bey den Grundsätzen der bewaffneten Neutralität ein, schon darum, weil gerade die Macht, auf die es hauptsächlich ankam, dieselben nie förmlich anerkannt hat. Uebrigens kommt der Verfasser auf diesen Gegenstand später bey Veranlassung des

von Napoleon mit Paul dem I. geschlossenen Bündnisses und der Erneuerung einer bewaffneten Neutralität gegen England im Jahr 1801 zurück, und beleuchtet ihn aus rechtlichen Gesichtspunkten in einem eigenen Anhange. Aus seiner Darstellung geht die bemerkenswerthe Ansicht hervor, daß der Satz: frey Schiff macht frey Gut, in seiner ganzen Ausdehnung (wo man auch feindliches Eigenthum mit einbegreifet) bey der jetzigen Wichtigkeit des Seehandels für die Hülfsquellen der Staaten, nie in Europa praktisch anerkannt werden könne; daß aber England zu tadeln sey, wenn es den eignen Handel der Neutralen beschränke, denen es nämlich frey stehen müsse, ihr Eigenthum den kriegführenden Mächten zum Verkauf zuzuführen, so wie die von diesen wirklich erkauften und bezahlten Güter als ihr Eigenthum abzuholen.

Trippelallianz mit Preußen und Holland. — Versuchte Vermittlung Englands beym russisch-türkischen Kriege, u. s. f.

Sechster Zeitraum. Von der französischen Revolution bis zum Jahre 1815. Ein allgemeiner Charakter der englischen Kontinentalpolitik im achtzehnten Jahrhundert war, daß sie theils auf Erhaltung des Friedens, theils auf Unterstützung des Schwächern gegen den Stärkeren gerichtet war. Ungeachtet der tiefen Verflechtung Englands in die Händel der auswärtigen Länder, hat es in keinem derselben den Faktionsgeist angeregt und unterhalten. Wie ganz anders hat Frankreich auf Schweden, Rußland auf Polen gewirkt! Ueberhaupt griff die englische Politik nicht in die innern Verhältnisse der Staaten des festen Landes ein, die Periode der patriotischen und oranischen Partey in den vereinigten Niederlanden etwa ausgenommen. Aber auch in diesem Falle, und in dem mit den eignen Kolonien geführten großen amerikanischen Kriege schien die Macht Großbritanniens nur die gefährlichen und zweydeutigen Kräfte eines ungeordneten und gewaltsamen Strebens nach Freyheit zu bekämpfen, welche in ihrem Beginnen Grundsätze und bestehende Rechte verletzen, und im Fortgange der gegebenen Bewegung eines festen Ziels und sicherer Richtung entbehren. Es gereicht der brittischen Handelspolitik zum dauernden Ruhm, daß sie nicht in der durch Auflösung vorhandener Verhältnisse und Rechte entstehenden schnellern Zersetzung und Verzehrung des vorhandenen Kapitals, wodurch allerdings die augenblickliche Konsumtion auf einer Seite vermehrt wird, während sie auf andern Seiten sich selbst zerstört, die Erweiterung ihres Markts gesucht hat, sondern vielmehr in dem auf der Basis des festen Rechts- und Besitzstandes und grundgesetzlicher Ordnung sich gründenden Aufblühen der Staaten. In dem letzten Zeitraum fand nunmehr von Seiten

Großbrittaniens allerdings ein ganz anderes und machtvolles Eingreifen in die innern Verhältnisse der Staaten, und zwar auf die glänzendste und ruhmvollste Weise statt, worin sich die im Vorstehenden angedeutete Richtung aufs herrlichste entfaltete. Es war die Periode des großen William Pitt! — Nach kurzer Charakterisirung dieses hervorragenden Staatsmannes bemerkt der Verfasser, daß dessen innere Politik, welche aber mit seiner auswärtigen in der engsten wechselseitigen Verbindung stand, sich um die Angel gedreht habe, daß Erhaltung seiner Konstitution für England sein höchstes Gut sey. Dann geht der Verfasser in einer großartigen Weise zur Rechtfertigung der auswärtigen Politik Englands in jener folgenreichen und unheilschwangern Epoche über. »Es war eine Lieblingsbehauptung der Volksfüh»rer und Volksschriftsteller jener Zeit, daß kein auswärtiger »Staat sich in die innern Angelegenheiten eines andern zu mischen »habe; und selbst noch jetzt hören wir die Behauptung, daß die»ses als ein Angriff auf seine Selbstständigkeit und Unabhängig»keit zu betrachten sey. Jene Behauptung sey richtig, wird aus»geführt, so lange von Staaten die Rede sey, die durch ihre geo»graphische Lage und ihre politischen Verhältnisse isolirt seyen, wie »z. E. China von Frankreich, oder Nordamerika von »Oesterreich. Aber anders verhalte es sich mit Staaten, welche »sich geographisch und politisch berühren, welche einen gemein»schaftlichen Verein, oder ein System bilden, wie es mit den »Staaten von Europa der Fall sey. Was insbesondere die Ver»fassungen betreffe, so müsse die Vertauschung des Prinzips der»selben bey dem unvermeidlichen Einfluß auf das Ganze, auch »gerechte Besorgnisse bey den andern erregen. Wie groß, wie »lebhaft muß aber diese Theilnahme, wie gerecht die Besorgniß »seyn, wenn die in dem andern Staate aufgestellten Grundsätze »gerade das Gegentheil von den bisher angenommenen, und »mit diesen gänzlich unverträglich sind? . . . Wird »es dem sich umwandelnden Staate frey stehen, die Theilnahme »der andern mit der schnöden Antwort abzufertigen, daß er keine »fremde Einmischung in seine Angelegenheiten zugeben wolle? Wie »aber vollends, wenn diese Grundsätze nicht nur ihrer Natur nach »den andern widersprechend sind, sondern zugleich ihre Verbrei»tung und praktische Einführung in andern Staaten ausdrücklich »beschlossen und laut angekündigt wird? . . . Tritt da nicht die »Pflicht der Selbsterhaltung ein? Wird sie es nicht fordern, auch »selbst mit den Waffen in der Hand sich zu vertheidigen, und jene »Grundsätze zu bekämpfen? — Diese Gründe traten in Frank»reich um so einleuchtender ein, da die Dekrete des National»Konvents allen Völkern Frankreichs Beystand versprachen,

»die zur Gründung der Freyheit, d. h. der Volksherrschaft, sich »gegen ihre rechtmäßigen Regierungen auflehnen würden, und »allen Feldherren der neuen Republik befahl, in den Ländern, »wohin sie ihre Waffen tragen würden, an die Stelle der bishe»rigen Verfassungen Volksherrschaft zu setzen. Ein solcher Auf»ruf zur allgemeinen Empörung ist ohne Beyspiel in der Geschichte, »und so ward durch diese Dekrete das Heiligste, was Völker ha»ben, das, wodurch sie einen Staat bilden, ihre Verfassung, mit »dem Untergange bedroht. Zugleich ihre Selbstständigkeit, weil »die neue Verfassung ihnen vorgeschrieben ward. Bedarf es mehr, »um die Regenten zu rechtfertigen, wenn sie das, was man ih»nen aufdringen wollte, verwarfen; wenn sie ihre Rechte verthei»digten, und zu ihrer Vertheidigung die Waffen ergriffen?« —

Der Verfasser führet einige Stellen aus den hierauf Bezug habenden kraftvollen Reden Pitts an, die zu bezeichnend sind, um nicht auch hier wiederholt zu werden. »Es ist eine grobe Um»kehrung der Grundsätze jeder bürgerlichen Gesellschaft, welche »auf der Voraussetzung ruht, daß fortdauernd bey jeder Regie»rung eine Souveränität von Seiten des Volks im Stillen fort»dauere, bereit bey jeder Gelegenheit, oder vielmehr unter jedem »Vorwande, aufgerufen zu werden, wenn es den Zwecken der »Partey oder Faktion, die die Vertheidiger dieser Lehre sind, ge»legen ist, sie zu brauchen In diesen falschen Grundsätzen ist die »Saat alles des Elends, der Verwüstung und des Ruins ent»halten, welche gegenwärtig über einen so großen Theil der Erde »verbreitet sind. Ich habe vielleicht mehr hierüber gesagt, als »nöthig wäre, hätte ich nicht gefühlt, daß dieser falsche und »gefährliche Spottname von Volkssouverainität »eine der Lieblingsbetrügereyen wäre, um den Verstand irre zu »leiten, um dem großen Haufen zu schmeicheln, und seine Lei»denschaften zu entflammen, der nicht im Stande ist, die Sache »zu untersuchen; und daß jener Sophism deßhalb bey »jeder Gelegenheit, und in welcher Gestalt er sich »zeige, von jedem Freunde der bürgerlichen Ord»nung, des Friedens und des Glückes der Mensch»heit bekämpft werden sollte.«

Und wiederum, da er vom revolutionirten Frankreich spricht: »Sie hatten durch ihre Dekrete eine allgemeine Kriegser»klärung gegen alle Thronen von Europa ergehen lassen; sie »hatten ihr Dekret vom 19. November gegeben, das allen Na»tionen, die frey werden wollten, die Hülfe Frankreichs ver»sprach; sie hatten sowohl durch ihre Sprache, als ihr Beyspiel »gezeigt, was sie unter frey werden verstanden; sie hatten »ihre Grundsätze besiegelt durch die Absetzung ihres Souverains;

»sie hatten sie auf England angewandt, indem sie die Adressen »jener aufrührischen und verrätherischen Gesellschaften ermunter»ten, die von Anfang an ihre Lehren öffentlich bekannten, die ih»ren Fortschritten in Frankreich, die zu dem Morde ihres Kö»nigs führten, Beyfall zollten, und den Tag erwarteten, wo sie »einen ähnlichen National-Konvent in England zusammenrufen »könnten« ꝛc.

Die einzelnen Wendungen dieses großen Kampfes, in den England sich so groß fühlend einließ, und den es so ruhmvoll bestand; die verhängnißvolle Zeit der fünf Koalitionen hindurch, und dann im letzten entscheidenden Kampfe gegen Napoleon, in unerschütterlicher Verbindung Englands mit Oesterreich, dem Gegenpol der französischen Revolution auf dem festen Lande, können wir hier übergehen. Am Ende dieser Abhandlung aber macht der Verfasser zwey Bemerkungen, die zu einer näheren Erörterung Veranlassung geben, da sie auf den jetzigen und künftigen Einfluß Englands auf die Angelegenheiten des festen Landes Bezug haben. Die eine betrifft die englische Konstitution. »Es sey von höchster Wichtigkeit gewesen, wird gesagt, daß der »unerschütterlich aufrecht bleibende Staat gerade derjenige war, »der durch seine Verfassung die politischen Ideen lebendig erhielt, »deren Untergang nie verderblicher und beklagenswerther gewesen »wäre, als eben in diesem Zeitraume. Dadurch habe sich eben »der unermeßliche Einfluß Englands für die Folge vorbereitet, »als das Streben nach konstitutionellen Einrichtungen allgemeiner »geworden sey. Sein Vorbild habe hier vorgeleuchtet, nicht um »seine Verfassung unbedingt als allgemeines Muster anzunehmen »(wofür uns, sagt Heeren, ein günstiges Geschick bewahren »wolle!), aber doch aus ihr die Ideen der in andern Staaten in »die Wirklichkeit tretenden Institute zu schöpfen.« — Die andere Bemerkung betrifft Englands Stellung zum übrigen Europa. »England steht jetzt, heißt es, in der Reihe der fünf Haupt»mächte, welche die Verhältnisse des europäischen Staatensystems »bestimmen. Es hat sich an sie angeschlossen, ohne sich ihnen doch »ganz hinzugeben; es hat sich dadurch die Möglichkeit vorbehalten, »als Vermittler aufzutreten, wo dieses nöthig seyn möchte. »Eine Kontinental-Politik, wie die vorige war, auf Anleihen »und Subsidien gegründet, kann, wenigstens im gleichen Maße »schwerlich wieder entstehen. Wenn aber auch diese im Ganzen »wohlthätig für Europa war, sind wir dann nicht berechtigt zu »hoffen, daß die künftige, die vermittelnde, es noch mehr seyn »werde? Und so dürfen wir auch zum Besten des Kontinents und »des eignen Vaterlandes diesen Aufsatz mit dem Wunsche für Bri»tannien enden: Esto perpetua!«

Wir ehren die hier angedeuteten Gesichtspunkte des Verfassers. Eine gründliche Würdigung der englischen Verfassung, um daraus die Natur ihres Einflusses gehörig ins Licht zu stellen, und deutlich anzugeben, welche dieser Wirkungen als heilsam, welche dagegen als verderblich betrachtet werden müsse, und wiefern man wirklich bey Erlassung der Verfassungsurkunden auf dem festen Lande das Gute der englischen Konstitution benutzt, in wiefern dagegen das Schädliche nicht vermieden habe, eine solche gründliche Würdigung dieses umfassenden Gegenstandes können wir hier nicht vornehmen. Genug! England zeigte in dem großen Kampfe das Bild einer Monarchie, in welcher untergeordnete Rechte der einzelnen Bestandtheile des Staats verfassungsmäßige Mittel haben sich geltend zu machen, und zu vertheidigen; wo Rechte und Freyheiten gegen Willkür auch durch die Formen der Verfassung geschützt werden, ohne den Bestand der Monarchie aufzuheben. Das Bild der brittischen Konstitution, so viel falscher Glanz auch in ihm bey recht strenger Forschung vorhanden seyn mag, hatte in jedem Fall einige echte und große Züge, wenn man nur nicht die sogleich in die Augen fallenden der drey Gewalten, der beyden Kammern und der Opposition sofort dafür annehmen will; und es war vielleicht von großer Wichtigkeit, daß ein Staat, in dessen Verfassung diese echten und großen Züge einer wahren Freyheit aufgefunden werden konnten, mit solcher ausdauernden Kraft und unermeßlichen Mitteln den Kampf gegen die falsche Freyheit, gegen die Revolution bestand. Monarchie und Freyheit im ehrwürdigen Bunde bildeten einen starken Damm gegen jene zerstörende Kraft, die unter dem erlognen Namen der Freyheit alles Recht und alle wahrhaft gesetzliche Ordnung zu vernichten strebte.

Oftmals sind die Zeiten großer Kraftanstrengungen auch die Zeiten der großen Proben, und die Uebel und Gefahren, auf deren Ueberwindung es ankommt, zeigen sich dann oft erst nach dem Augenblick der Thatkraft selbst. Und so eröffnen sich ebenfalls hier dem Blicke zwey Pfade des Verderbens, die vor allem vermieden werden müssen, wenn England auch fortwährend und fernerhin einen heilsamen Einfluß auf die übrigen Staaten Europas ausüben soll, sey es nun ein konstitutioneller oder ein vermittelnder; und die Frage, auf die es ankommt, ist, ob jene beyden Abwege wirklich vermieden werden.

Es ergibt sich nämlich bey unbefangener Prüfung von selbst, daß in der englischen Verfassung ein gewisser Bestandtheil vorhanden ist, der mit der Fortdauer der gesetzlichen Staatsordnung in schneidendem Widerspruch steht. Man hat dort gewagt, auch den ganz ungebundenen und gesetzlosen Kräften die Mittel der

freyesten Aeußerung zu lassen, und sich darauf verlassen, diese durch die größere Stärke und freye Wirkung der aufrecht haltenden Kräfte und des gesellschaftlichen Geistes jederzeit zu bändigen. Nun ist aber sehr bekannt, daß in dem Verhältniß, als der Geldreichthum den Grund und Boden in England mehr an sich gezogen, und das Fabriks- und Manufakturenwesen auf seine jetzige Stufe gebracht hat, eine besitzlose Bevölkerung unermeßlich angewachsen ist. Bey der großen Anspannung aller Kräfte, um den Welthandel in seiner jetzigen Ausdehnung zu erhalten, ist die äußere Existenz einer Menge von Menschen bey jeder Schwankung, bey jeder Aenderung oder Stockung im Gange des Handels bedroht; und von der andern Seite ist die Schuldenmasse, und der jährliche Bedarf ins Ungeheure vermehrt. Die Kommunalgüter sind von den öffentlichen Bedürfnissen verschlungen worden; die Armentaxe ist übermäßig angewachsen, und die Zahl der Armen im weit größerem Verhältniß gestiegen. Zugleich haben die Lehren von allgemeiner Gleichheit und radikaler Umkehrung große Fortschritte gemacht; der Glaube ist erschüttert; die Religion hat viel von ihrer wohlthätigen Kraft verloren, und die englische Kirche, obwohl sie durch Güterbesitz und Rang fortwährend ein starkes aristokratisches Element ist, scheint doch als Kirche, als Religionsanstalt von einer Seite gegen methodistische Schwärmerey, und von der andern gegen die ewige Stärke der katholischen Kirche an Kraft bedeutend zu verlieren. Dieß alles sind Wahrnehmungen, die aus der Ferne leicht aufgefaßt werden können. Wir sind weit entfernt zu behaupten, daß damit schon ein treues und vollständiges Bild von der jetzigen Lage Großbritanniens gegeben wäre. Es ist vielmehr eine merkwürdige und beruhigende Erscheinung, daß auch die entbundensten und in den verwegensten Richtungen befangenen Kräfte in Augenblicken der Entscheidung so oft wieder aufs neue ohnmächtig und gleichsam verwandelt erscheinen vor der politischen Lebenskraft der brittischen Monarchie und Verfassung. Aber dennoch bleibt die Frage erlaubt, und sie ist vielleicht nur zu gehaltvoll, ob nicht der Geist der brittischen Politik nach innen zu schon jetzt große und ernsthafte Verluste erlitten habe, die England hindern könnten mit gleicher Würde, als zuvor, in dem Staatensystem von Europa eine der ersten Stellen einzunehmen. Auffallend wenigstens war die Verschiedenheit der Sprache, welche von den Ministern selbst, einstimmig mit der Opposition, im Parlamente aus Anlaß der italienischen Revolutionsversuche geführt wurde, von jener, die Englands große Anstrengungen gegen die französische Revolution begleitete. Wir untersuchen nicht, ob nicht bey jenem erneuerten Kampfe zwischen der Monarchie und den

Grundlehren der neuen Umwälzungen, nämlich der absoluten Demokratie, eine Macht sich zur Vermittlung aufgefordert fühlen durfte, die sich den Beruf beylegen zu können glaubt, die untergeordneten Rechte und Freyheiten der Völker vor einem einseitigen Machtgebrauch der Monarchie zu beschützen. Aber es dürfte einleuchtend seyn, daß das in keinem Falle durch Läugnen eines Rechts der Theilnahme und Dazwischenkunft im Allgemeinen geschehen konnte, wodurch man vielmehr jener engen und unpraktischen Ansicht von Isolirung der Staaten beyzutreten schien, die mit den glorreichen Grundsätzen eines Pitt und Burke und mit jener Politik, vermöge deren man einen fünf und zwanzigjährigen harten und ehrenvollen Kampf bestanden hatte, im vollen Gegensatz sich befindet; einer Ansicht, welche außerdem in so universellen Kämpfen, wie wir sie erleben, nur ein bloßer Vorwand zu seyn pflegt. Die revolutionären Grundsätze haben großentheils die ausgesprochne Tendenz, nach Möglichkeit alle Staaten von Europa umzukehren; und ob die oben angeführten Dekrete der französischen Nationalversammlung vom 19. November und 17. Dezember 1792 den Worten oder nur der That nach gegeben werden, scheint, in so fern vom Rechte der Selbstvertheidigung die Rede ist, keinen wesentlichen Unterschied zu begründen. Es mußte daher sehr auffallen, gerade von dieser Seite, und nur von dieser Seite, als Einmischung nämlich in die Angelegenheiten fremder Völker, das System der Kontinentalmächte vom brittischen Ministerium getadelt zu sehen.

Die zweyte Frage würde folgende seyn. Das Handelsinteresse, welches offenbar eines der mächtigsten Motive und Gesichtspunkte für die englische Politik war, ist in den seitherigen Verwicklungen sehr häufig mit demjenigen, was die allgemeine Gerechtigkeit forderte, übereingetroffen. Es läßt sich aber auch denken, daß in wichtigen Fällen das Handelsinteresse, wenigstens das augenblickliche, von dem, was eine edle und gerechte Politik verlangte, abwiche, oder daß dasselbe mit dem natürlichen und rechtmäßigen Interesse anderer Mächte in Widerstreit gerathen möchte. Dann müßte sich zeigen, ob der alte Charakter Englands, kraft welchem es dem Geldinteresse und Tauschverkehr keinen ausschließlichen und trügerischen Werth beylegte, sondern demselben nur in so fern Herrschaft einräumte, als das große Kapital des gerechten Besitzes, eine Frucht von vielen sorgfältigen und konservatorischen Einrichtungen, nicht dadurch zerstört wurde; — ob dieser würdige Charakter Englands nach innen und außen noch in gesunder Kraft bestehe, oder wesentlich alterirt sey. Wäre das Letztere (eine Voraussetzung, welche jedoch bis jetzt durch keine Thatsache gerechtfertigt wird), so wäre hiemit im gleichen Verhält-

niß die Fähigkeit zu einer wahrhaften Vermittlung in den europäischen Staatsverhältnissen vermindert, und England würde mehr und mehr als eine Europa fremder gewordene Handelsmacht erscheinen, und künftig vielleicht mehr Amerika als dem Kontinent von Europa angehören. Vermuthungen über die künftige Stellung Englands in dem europäischen Staatensystem scheinen von den erwähnten oder ähnlichen Erwägungen ausgehen zu müssen.

III. In der dritten vorliegenden Schrift: über die Entstehung, die Ausbildung und den praktischen Einfluß der politischen Theorien, und die Erhaltung des monarchischen Prinzips in dem neuern Europa, sind nicht minder als in der vorhergehenden einige gewichtige Bemerkungen enthalten. Der Verfasser erwähnt zuerst, daß die politische Spekulation nicht von äußern Veranlassungen unabhängig sey, sondern ihre Ausbildung sich geschichtlich nachweisen lasse. Sie sey in Europa eine Frucht der Reformation gewesen, keineswegs unmittelbar, sondern indem die Reformation jene politischen Wirkungen hervorgebracht habe, welche äußere Veranlassung dazu gegeben, und zugleich indem sie den philosophischen Geist geweckt habe, ohne welchen auch jene Veranlassungen nicht zu diesem Nachdenken über die Theorie des Staates würden geführt haben. Die politischen Kämpfe und Entwicklungen, zu welchen die Reformation Anlaß geworden war, begünstigten in den Niederlanden, welche für ihre äußere Existenz als Staat kämpften, die Werke von Grotius; in Frankreich jene von Bodin, welche aber ohne sehr große praktische Wichtigkeit blieben. — In England geschah mehr für die politische Spekulation, weil die durch die Reformation herbeygeführten innern Unruhen und Kriege gleich von Anfang an durch theoretische Streitpunkte veranlaßt wurden. Der Verfasser erzählt historisch und würdigt in Bezug auf ihre praktischen Folgen die Hauptresultate von Hobbes, dem Vater der politischen Spekulation unter den Neuern; dann von Algernon Sidney und Locke. Hobbes machte damit den Anfang, die Hypothese eines Naturzustandes, als dem Staate vorangehend aufzustellen; aus diesem konnte man in den rechtlichen Zustand nur vermittelst des Vertrages übergehen, und daher der seitdem so wichtig gewordene Satz: der Staat ist auf einen Vertrag gegründet ꝛc. Locke trennte bestimmter, als irgend ein Schriftsteller vor ihm, die gesetzgebende von der ausübenden Gewalt, und behielt jene dem Volk, oder dessen Stellvertretern (einem oder mehreren), oder vielmehr der Mehrzahl im Volke, welcher jeder Einzelne im Volke seinen Willen unterwerfen müsse, ganz oder zum Theil bevor, und

bahnte sich hiedurch den Weg zu dem sehr irrigen Satze, daß nur eine Verfassung, in der die gesetzgebende und ausübende Gewalt getrennt sind, als rechtliche Verfassung betrachtet werden könne. Wer sieht hier nicht den Anfang und fruchtbaren Keim der meisten revolutionären Theorien unserer Tage? Denn behauptete man gleich, daß die gesetzgebende Gewalt auf den König zu einem sehr wesentlichen Theil übertragen worden sey, und nicht zurückgenommen werden könne, so war es doch sehr natürlich, daß Andere dieses keineswegs zugaben, sondern vielmehr behaupteten, der Inhaber der höchsten Gewalt, die Mehrheit im Volke könne auch jenen Antheil, sobald es ihm beliebe, zurücknehmen, und selbst die Grundlage der Verfassung abändern. — Der Verfasser weilt, nachdem er diese kurze Uebersicht gegeben, später bey der Geschichte des kleinen Genf, welches ein auffallendes Beyspiel wurde, wie durch die öffentliche Verfassung in einem kleinen Staate der Geist des Raisonnements geweckt werden kann, welches jedoch in der Art, wie es hier geschah, nur durch das Hinzutreten ganz besonderer Umstände bewirkt zu werden vermag, wohin denn gehörte, daß die ganze französische Kultur, besonders auch alle dort angeregten politischen Ideen in Genf schnell in Umlauf kamen, und dann von demokratisch gesinnten Bürgern dieses kleinen Freystaats benutzt, und weiter geführt, auf das große Frankreich durch schimmernde Schriftstellertalente und durch Individuen, die an die Spitze der französischen Staatsverwaltung kamen, zurückwirkten. Diese Erwägung ist nöthig, um die Wirkung Rousseau's, besonders des Contrat social, sich in ihrer ganzen Stärke zu denken. Die Parteyen der Revolution in Frankreich bedurften eines Namens, einer schriftstellerischen Autorität; man griff einzelne von Rousseau's Ideen auf, die der Volkssouverainität, die der Freyheit und Gleichheit, die der gänzlichen, oder doch möglichsten Trennung der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt, und wollte sie gewaltsam ausführen. Uebrigens hatte der Contrat social, durch die Bewegungen in dem kleinen Genf entstanden, seinem größern Inhalte nach auch nur einen kleinen Freystaat im Auge; er setzt nothwendiger Weise fortwährende allgemeine Volksversammlungen voraus, da er keine Uebertragung des souverainen Willens auf Repräsentanten zugibt, und verlangt für große Staaten ausdrücklich, daß sie nur durch Föderationen vieler kleinen sich bilden sollen. In diesem Stücke nun war augenfällig das Repräsentativsystem, wodurch eine gewählte Kammer als Nation im verjüngten Maßstabe oder vielmehr die Mehrheit in ihr plötzlich der ungebundenste und einzige Souverain ist, den Grundsätzen Rousseau's selbst geradezu entgegen.

Nachdem der Verfasser in solcher Art die Gesichtspunkte, unter welchen die Lehre Rousseau's an den Systemen der Revolution einen so wirksamen Antheil hatte, theilweise aber doch auch wieder von diesem Vorwurf frey ist, ausgeführt hat, setzt er den Hauptgrund, wodurch Rousseau Mitursache der neuern Revolutionen geworden ist, darin, daß er die Gränzlinie zwischen Monarchien und Republiken nicht gezogen, sondern vielmehr geglaubt habe, die Volkssouverainität mit der Monarchie vereinigen zu können. Heeren untersucht hier nicht den wesentlichen Unterschied zwischen der Volkssouverainität in reiner Entwicklung der allgemeinen Gleichheit, welche nie und nirgends praktisch ausgeführt worden ist, noch auch es werden kann, und immer nur, wo es versucht wird, Parteyenkampf, unruhige Spannung, Wechsel, Anarchie und Despotismus hervorruft, von derjenigen natürlich-möglichen Volkssouverainität, welche in wohlbegründeten Republiken wirklich gefunden wird, und welche immer eine minder oder mehr ausgedehnte Aristokratie zu seyn scheint, da niemals alle Köpfe das volle Bürgerrecht genießen. Heeren läßt sich auf diesen wichtigen Unterschied, und auf Bekämpfung des absoluten Repräsentativsystems aus seinen innern Widersprüchen, und gänzlicher Unausführlichkeit, und den unvermeidlichen verderblichen Folgen eines Versuches zur Ausführung desselben hier nicht ein, welches indessen gewiß eine der wichtigsten Aufgaben seyn würde; nämlich die Bedingungen ins Licht zu stellen, unter denen eben auch Republiken einen wahrhaft dauernden und in sich begründeten Bestand haben können, und also von dem Alles zersetzenden, auflösenden und umwälzenden Charakter der jetzigen Revolutionsgrundsätze sich sehr gründlich und wesentlich unterscheiden. So wichtig nun diese Ausführung wäre, so ist doch auch der vom Verfasser in diesem Betreff gewählte Standpunkt einer desto größeren Beachtung werth, je mehr derselbe von aller Vorliebe für monarchische oder republikanische Formen unabhängig, und das Resultat um so allgemeiner gültig und einleuchtend ist. Er nimmt nämlich das revolutionäre Streben der Zeit, in so weit es ein Streben nach Republiken ist, und sagt nun, daß Europa, nachdem es den Gefahren der demokratischen Stürme entgangen zu seyn scheine, auf dem Punkte stehe, in seinem Schooß monarchische Republiken, oder Republiken unter dem Namen von Monarchien entstehen zu sehen, welche Gefahren derselbe für noch größer als die überstandenen hält. — Denn nie könne ein Volk in einer Pseudomonarchie, oder Pseudorepublik glücklich seyn, weil ein solcher, auf falscher Grundlage errichteter Staat im-

mer im Widerspruche mit sich selber stehe. Er verlangt wirkliche Monarchien, oder wirkliche Republiken. In dem einen ist der Fürst Souverain, in dem andern, wenn auch ein Einzelner an der Spitze der Verwaltung steht, ist er unter dem Souverain. Da aber das europäische Staatensystem von jeher ein monarchisches gewesen, so würde die Umwandlung in ein entgegengesetztes nicht ohne die größten Erschütterungen geschehen können. Die Ausführung dieses Gesichtspunktes ist unstreitig von sehr hoher praktischer Wichtigkeit, und reicht hin, um die verbrecherische Unvernunft und Verblendung aller jener zu zeigen, die sich Richtungen anschließen, welche den Weg der blutigsten Erschütterungen und grenzenlosen Elends unvermeidlich gehen müssen, um in dem sehr zweifelhaften einzig als erträglich denkbaren Falle wirkliche Republiken an die Stelle der Monarchien in Europa zu setzen.

Der Verfasser schließt mit Aufzählung einiger wesentlichen Attribute, die zur Erhaltung des monarchischen Prinzips in den konstitutionellen Staaten nothwendig sind. Er verlangt zunächst, daß der Fürst erblich und unverletzlich sey; daß in den Angelegenheiten des Staates nichts ohne und gegen den Willen des Souverains geschehen dürfe. Die Volksbehörde müsse durch die äußere Form ihrer Zusammenberufung, Entlassung etc. dem Fürsten streng untergeordnet seyn; von den Gegenständen, über welche die Volksbehörde mitbeschließen könne, seyen alle äußern Verhältnisse ausgenommen; bey allen Gegenständen müsse der Monarch ein entscheidendes Veto und die formelle Initiative, so wie auch seine Minister Sitz und Vortrag haben. Ohne hier diesen Gegenstand, der eigener erschöpfender Untersuchung vorbehalten werden muß, gründlich würdigen zu können, erwähnen wir noch des Schlußgedankens des Verfassers, daß das Wichtigste immer bleibe zu erwägen, was eine Staatsform überhaupt leisten könne, und was nicht. »So wenig sie gleichgültig sey, so sey es doch ein sehr »schädlicher Wahn, daß auf die Formen Alles an sich ankomme. »Das Gleis möge noch so vortrefflich seyn; ob der Wagen in dem»selben bleibe und fortrolle, hange vom Gespann und Lenker ab. »Im Staate habe man es nicht mit Auseinandernehmen und Zu»sammensetzen einer Maschine zu thun, sondern mit geistigen Kräf»ten. Auf Sittlichkeit und Erkenntniß der Regierung und der »Nation komme kenntlich die Hauptsache an. Eine Staatsform »bilden zu wollen, die in sich selbst die Garantie ihrer Dauer »trage, sey eine noch viel größere Ungereimtheit, als ein perpe»tuum mobile erfinden zu wollen, was sich ewig durch sich sel»ber bewege!« — Bemerkungen, deren einleuchtende Wahrheit keines Kommentars bedarf.

Diese Anführungen reichen schon hin, um nicht nur für die Eingangs erwähnte Bemerkung über eine Hauptrichtung in den Werken des Verfassers Belege zu geben, sondern auch darzuthun, wie sehr derselbe das monarchische Prinzip über und neben dem republikanischen anerkennt und ehrt; wie lebhaft er für eine feste und gesunde öffentliche Ordnung fühlt, und wie entfernt er von einer solchen ausschließenden und engherzigen Einseitigkeit ist, welche für andere menschliche Angelegenheiten, als welche auf dem selbstgewählten Gebiete sich darstellen, Empfänglichkeit und billiges Urtheil benimmt. Es sey uns nun noch erlaubt, durch einige allerdings nur flüchtige Betrachtungen und allgemeine Andeutungen auf eine jener Beziehungen hinzuweisen, welche in den Werken des Verfassers weniger hervortreten, und welche jedoch der Lehrling der Geschichte niemals ganz außer Acht lassen darf, um die einzelnen Gegenstände, die ihm bekannt werden, wären diese auch an sich selbst noch so umfassend und von dem trefflichsten Lehrer vorgetragen, nach ihren wahren Ursachen, ihren Wirkungen und wesentlichem Werthe mit richtiger Unterscheidung zu würdigen. Wir meinen die Beziehung auf Religion, in der Art nämlich, daß nicht das Politische und die äußern Erscheinungen der Völkergeschichte als der eigentliche Gegenstand des Interesses und der Untersuchung betrachtet werden, auf welche die Religion manche Rückwirkung und diese oder jene Art des zufälligen Einflusses gehabt habe; — sondern vielmehr die Staatsordnung selbst, Einrichtungen, Gesetze, die ganze Richtung des öffentlichen Lebens, die Thaten, Strebungen und Schicksale der Nationen, als von religiösen Bestrebungen und Kräften abhangend, darauf abzielend, oder in unbewußter Weise dafür wirksam, und sey es der wahren, oder falschen Religionen unterworfen und dienstbar betrachtet werden können.

Die Hauptrichtung im Leben der Völker, und was sie vorzugsweise Großes und Entscheidendes gethan haben, hat sich offenbar sehr häufig in einem oder dem andern Sinne auf Religion bezogen, und ihre wichtigsten Schicksale knüpfen sich in offener oder verborgener Weise an diese höhere und geistige Beziehung. — Ueberhaupt kann die politische Haushaltung von Nationen einer Einwirkung des Religionsglaubens, wie häufig bemerkt worden, nicht entbehren; sie sollte also auch nicht ganz getrennt von dieser Verbindung für sich allein betrachtet werden. Bloßer Zwang, menschliche Belohnung und menschliche Furcht reichen überhaupt nicht hin, Rechte und Gesetze aufrecht zu erhalten, und die in einer Gesellschaft vereinigten Menschen zu gemeinnütziger Anstrengung anzuspornen. Gemeingeist und Liebe für die Zwecke des Ganzen sind nöthig, um die Menschen zu rühmlicher Aufopferung

und helfendem Handeln zu ermuntern: auch genügt das eigene Nachdenken und die eigene Erfahrung des Einzelnen nicht, um ihm diejenigen Kenntnisse zu geben, die er für seine Thätigkeit und Beschäftigung braucht. Der Gemeingeist wird aber offenbar um so stärker, das Gesetz um so geachteter, und auch die von ganzen Generationen gewonnene Kenntniß oder vererbte Unterweisung um so sicherer aufbewahret seyn, wenn ein tief gewurzelter Religionsglaube alle diese Gemeingüter mehr oder weniger in seinen Schutz nimmt. Offenbar ist es die festeste Grundlage und das stärkste Band der Staaten, wenn sie auf Religionsglauben gegründet sind; dieser selbst aber kommt nicht zu den äußern Einrichtungen, sondern diese vielmehr zu der Religion als dem Früheren und Wesentlicheren hinzu. — Jene befestigende Kraft für alle gesellschaftliche Einrichtungen ist in gewissem Maße wahren und falschen Religionen gemeinsam; jedoch zeigen sich ihre Wirkungen auch in der Völkergeschichte und den Schicksalen der Staaten ganz wesentlich verschieden. Denn die falschen Bestandtheile einer Religion müssen sich am Ende selbst zerstören, oder werden zerstört, wenn sie ihre Zeit durchlebt haben, und reißen also die auf ihnen erbauten Gesellschaftsverhältnisse mit sich fort. Oftmals können Staaten und Gesellschaften, die auf einem auch sehr unvollkommenen Religionsglauben ruhen, sich wohl noch in einem isolirten Bestande durch längere Zeit erhalten, offenbaren aber den Fehler ihres innern Lebens, wenn sie als Anführer und Lenker von Staatenverbindungen auftreten, und ihre Wirksamkeit nach außen hin ausdehnen. — Dem wahren Religionsglauben können auch oft die Gesellschaften der Menschen in einer falschen Weise dienstbar gemacht werden, die dem Geiste desselben entgegen ist; und auch darin liegt ein Keim der Zerstörung und eine Ursache des Unheils. Falschen Lehren aber können Völker oft mit großer Kraft und Talent sich dienstbar machen, und dadurch Erscheinungen hervorgebracht werden, bey denen es zweifelhaft scheinen könnte, ob dabey mehr das Vermögen und die Tüchtigkeit des menschlichen Geistes bewundert, oder die Richtung, in welcher er wirksam war, bedauert werden solle. Allemal aber ist es, öfterer und wesentlicher, als mehrentheils in Anschlag gebracht wird, Beziehung auf Religion, welche in einer oder der andern Richtung, dunkel oder deutlich, unbewußt oder mit Bewußtseyn, gleichsam einen Grundton im öffentlichen Leben der Nationen ausmacht; und je mehr der Glauben, dem sie huldigten, ein lauterer Nachhall, oder eine Wiederherstellung oder eine Erfüllung der ursprünglichen göttlichen Offenbarung war, je richtiger und wohlverstandener sie demselben auf ihr ganzes öffentliches Leben Einwirkung gaben, desto mehr Würde und Dauer war ihr Antheil. Je mehr

dagegen die Religionslehre verfälscht, und entweder ein finsterer Fanatismus oder eine hoffärtige Verfolgungssucht gegen die wahre Lehre, der Geist ihrer gemeinsamen Bewegungen und Handlungen wurde, um so bedauernswürdiger und unrühmlicher war ihr endliches Schicksal.

Das Verhältniß, in welchem die Völker sich zu der Religion, die die Grundlage und eine starke Triebfeder ihres öffentlichen Lebens wurde, dachten und befanden, war bekanntlich ein verschiedenes. Entweder wurde die Religion des Volks als eine bloß nationale betrachtet, und das Vaterland wurde durch sie gleichsam vergöttert; oder sie trug in sich selbst die Bestimmung, nur dem einzelnen Volke offenbart zu werden, oder aber eine Nation, ein Reich betrachtete sich als den besonders auserſehenen Diener einer Weltreligion, welcher ihr Handeln und Wirken im Großen als eine Art von erhabenem Gottesdienst, wahrhaft oder vermeintlich geweiht seyn sollte. Letzteres glaubten die Völker wiederum auf verschiedene Weise zu erfüllen, entweder durch eine äußere religios-politische und hierarchische Anstalt und Gesetzgebung, oder durch Ausbreitung des anerkannten Glaubens durch Waffenmacht, oder endlich nur, und dann wohl in der vernunftgemäßesten Art, als starker Arm und äußere Stütze zu körperlicher Schutzwehr und Vertheidigung, als ein Werkzeug, dessen sich nach verborgenen Rathschlüssen, immitten der wechselnden Schicksale der Völker, und blutiger Entscheidungen eine höhere Macht zu bedienen würdige.

Häufig haben auch Völker und Staaten gegen einen bestimmten religiösen Glauben erbitterte und unversöhnliche Kriege geführt, mehrentheils im Dienste einer anderen Religion, welche, mit Recht oder fälschlich, die Ueberlieferungen desselben als Irrthümer bekämpfte; seltener wohl, und in den schlechtesten Zeiten, aus wilden Antrieben eines verfolgungssüchtigen Atheismus. Aber auch in diesen Fällen sind es die tiefer liegenden geistigen Motive, welche vorzugsweise die Kraftanstrengung der Völker erregten. — In welcher Art die wahre Religion sich von der falschen in allen diesen Erscheinungen unterscheidet, scheint nicht zweifelhaft zu seyn Es geschieht dadurch, daß sie, die Lehre des wahren Friedens, auch den größten und furchtbarsten Kampf durch endlichen Frieden überwindet.

Auf diese religiösen Beziehungen stößt jeder Geschichtsforscher weniger oder mehr, auch ohne es zu bezielen; wenige aber, zumal unter den Neueren, haben Ernst und Fleiß genug angewendet, oder sich zur Aufgabe gemacht, die erreichbare Klarheit und Zusammenhang in diese Grundzüge einer lebenvollen Völkergeschichte zu bringen, und dabey nach der natürlichen und ge-

schichtlichen Ordnung, das minder Hohe und Spätere in seinem Verhältniß zum Wichtigeren und Früheren zu zeigen. — Will man Licht in die tiefer liegenden Schachten der Weltgeschichte bringen, und sie in ihrem lebendigen Zusammenhange einigermaßen auffassen lernen, so wird man, wie leicht einzusehen, an die Geschichte der Nationen nicht bloß den Maßstab der politischen und rechtlichen Systeme unserer letzten Jahrhunderte legen dürfen; — und so wenig ist in unserer Zeit die Erforschung jener Beziehungen überflüssig geworden, daß es vielmehr, wenn uns nicht alles täuscht, nach dem heutigen Stande der Wissenschaften und selbst der Weltverhältnisse gerade eine der allerwichtigsten Aufgaben bleibt, zu untersuchen, wie das politische Leben der Völker in möglichster Annäherung an die Vorschriften der wahren Religion geordnet werden, und ihr in seiner Sphäre dienen solle, ohne daß die Religion selbst zu sehr ins Weltliche verflochten, und ihre hehre Würde durch irdische Zwecke oder falsche Mittel gefährdet werde.

Betrachten wir nun, gegenüber jener Beziehung auf Religion, den Handel und Verkehr als eine der wirkungsreichsten und zugleich äußerlichsten Erscheinungen der Völkergeschichte, so erscheint zuerst als unläugbar, daß jene, wie im Kleinen, im einzelnen Staate, auch eben so im Großen, in ganzen Welttheilen neuen Besitz und würdiges Bestehen häufig dorthin bringen, und da erschaffen, wo es sonst nicht würde vorhanden gewesen seyn; die Güter des Lebens auf viele Menschen verbreiten, und der Thätigkeit ganzer Völker Schwungkraft geben. Handel und Verkehr werden eine miterbauende Kraft für Gesellschaften, Städte, Reiche, ja Staatensysteme; und selbst oft ein mächtiges Werkzeug und Mittel, um auch den besten geistigen Gütern jene Ausbreitung zu sichern oder vorzubereiten, welche der höheren Bestimmung des Menschen entsprechend ist. Dennoch aber machen sie nur die zweyte und sekundäre Hälfte der Bestrebungen und Kräfte aus, von welchen die Geschichte Meldung zu thun hat.

Ja Handel und Verkehr sollten wohl nie ganz abgerissen und getrennt von den ursprünglichen Verhältnissen der Völker zum Boden, zur Natur, zu der Vorzeit, zur göttlichen Ordnung in den menschlichen Dingen, und dem Religionsglauben betrachtet, und immer zugleich in ihrer Wirkung auf Sittlichkeit und Geistesbildung dargestellt werden; aus dem Grunde, weil ebenfalls Handel und Verkehr, so wichtig und wohlthätig sie übrigens sind und seyn können, dennoch eine ganz zerstörende und verderbliche Eigenschaft annehmen, wenn sie sich von allen jenen Verhältnissen ganz ungebunden entwickeln, selbst für alles Ziel und Gesetz werden, und so an die Stelle von festen und ehrwürdigen Ver-

hältnissen, überall so viel das möglich, Wechsel und Willkür bringen. Wo sie das wahre Lebensprinzip der Staaten würden, da würde es auch um religiöse Achtung und um alle Ehrfurcht vor den höhern Beziehungen der Weltgeschichte geschehen seyn; das Geld würde alles nivelliren, zersetzen und entwürdigen, und eine verderbliche Demokratie aller Kräfte das allgemeine Gesetz werden; darum verderblich, nicht weil viele Theile jetzt zu einer Größe und Ansehen gelangen, die sie ohne große Herrschaft des allgemeinen Tauschmittels nicht erlangt haben würden, sondern darum, weil im Ganzen genommen die Wege, auf denen dieses Tauschmittel gewonnen wird, und die Genüsse, die es vorzüglich verschaffen kann, von der Natur sind, daß sie dem Schlechtesten mit dem Besten gemein sind, und also, wo sie ausschließlich gelten und gesucht werden, die niedrigsten Kräfte des Menschen über die höchsten stellen, und die Menschheit ihres wahren Adels entkleiden, sie entnerven und entwürdigen.

So wie es fürs Innere des Staatslebens häufig gesagt und gezeigt worden ist, daß eine ausschließliche Herrschaft des Geldes die Quelle jeglichen politischen Unheils werden muß; so gilt dasselbe auch in weiterer Anwendung für die Verhältnisse der Völker zu einander. Wenn es bloß Gewinnliebe und ein wilder, durch kein moralisches Band veredelter, Trieb nach Bereicherung ist, der zu den kühnen Unternehmungen anspornt, durch unbekannte Meere sich Handelswege zu eröffnen, so ist vielleicht das tragische, von großen Dichtern ausgesprochne Gefühl nicht ganz ohne Gegenstand, welche einen trotzigen und den Anordnungen der Natur widerstrebenden Sinn bey den ersten Unternehmern solcher Wagnisse gerügt haben. So Horaz in jener bekannten Stelle:

Nequicquam deus abscidit
Prudens Oceano dissociabili
Terras: si tamen impiae
Non tangenda rates transiliunt vada.
Audax omnia perpeti
Gens humana ruit per vetitum nefas
— — — — — —
Nil mortalibus arduum est:
Coelum ipsum petimus stultitia; neque
Per nostrum patimur scelus
Iracunda Jovem ponere fulmina.

Und wo wäre wohl ein solches Gefühl kräftiger ausgesprochen, als beym Camoens, da er die Abfahrt seines Helden beschreibt, und plötzlich wie eine prophetische Erscheinung ein Greis durch die bewegte Menge ans Ufer eilt, strafend den übermüthigen und trotzigen Geist des Menschen, der, von Ehrsucht

und Durst nach Reichthümern und falscher Größe getrieben, sich durch verwegne Auflehnung gegen Gottes Anordnung vielfaches Verderben bereite.

Oh maldito o primeiro que no mundo
Nas ondas velas poz em secco lenho!
Digno da eterna pena do profùndo
Se he justa a justa lei que sigo e tenho,
Nunca juizo algum alto e profùndo,
Nem cithara sonora, ou vivo engenho,
Te dê por isso fama, nem memoria;
Mas comtigo se acabe o nome, e a gloria! etc.

Analog mit jener Umwandlung der äußern Verhältnisse durch ausschließliche Herrschaft des Geldes ist jene, die eine ungebundne Willkür des Geistes im Gebiete der Künste und Wissenschaften, der Sitten, der Gesetze, und endlich und vor allem des Religionsglaubens hervorbringt; nämlich ewigen Wechsel, Zersetzung, Zerstörung und Ohnmacht zum Gründen und Aufbauen; und diese Wirkung ist um so allgemeiner und auch unheilvoller je mehr sie sich auf ganze Staaten und Staatensysteme, Völker und Zeitalter, und zwar auf die höchsten geistigen Gemeingüter derselben erstreckt. So wie Handel, Verkehr und Geld sehr wohl angewendet ist, und vortreffliche Wirkung hat, so lange es dazu dient, das vorhandne Leben zu vervollkommen, zu bereichern, und Neues zu veranlassen, eben so ist auch die Freyheit des menschlichen Geistes an ihrer rechten Stelle, so lange sie so angewendet wird, geistiges Besitzthum zu läutern, fester zu begründen, auszubreiten, und das Wachsthum desselben zu veranlassen und zu befördern. Dieß scheint die Linie zu geben, und was darüber liegt, ist vom Bösen.

Insbesondere wird die Unterscheidung einer wohlthätigen und einer verderblichen Freyheit im materiellen sowohl als geistigen Verkehr auch in der neuern Geschichte häufig außer Acht gelassen, und wie uns scheint, hierdurch der zweyfache Fehler begangen, daß man, bestochen durch blendende Erfolge des unbeschränkten Handelsgeistes oder der absoluten Gedankenfreyheit, das Falsche und Verderbliche in den hier in Betracht kommenden Erscheinungen nicht in seinem wahren Lichte erscheinen läßt; — außerdem aber auch nicht durchaus die richtigen Ursachen für die Statt gefundenen Entwickelungen und Kraftäußerungen selbst auffindet, und sie zu sehr nur in den einzelnen Begebenheiten aufsucht, die einen gewaltsamen Anstoß gegeben haben. Auch nach der Darstellung Heerens wäre es die Weltbegebenheit der Reformation, durch welche alle jene Positionen und jene Thatkraft entstanden, aus welchen das neuere europäische Staatensystem

mit seinen Bündnissen und Gegenbündnissen, die ganze wissenschaftliche Begründung des Völkerrechts und überhaupt alles deutlichere Nachdenken und Systematisiren über die Staatsverhältnisse einzig hervorging; ja jener ganze freye und mächtige Aufschwung der Kräfte, vermöge dessen so viele schimmernde Talente und Individualitäten, Feldherren und Staatsmänner, Redner und Theoretiker sich hervorthaten. So viel Scheinbares und Wahres auch von einer Seite in dieser Darstellungsweise liegt, so beruht sie doch von der andern auf einer nur sehr unbestimmten Auffassung und zweifelhaften Voraussetzung: als ob nämlich die bewunderten Kräfte überhaupt (abgesehen von der strengen Prüfung über ächten und dauernden Glanz, oder bloßen täuschenden Schimmer) sonst nicht würden da gewesen und mächtig geweckt worden seyn, wenn sie nicht in gewaltsamer Entzweyung sich vom alten Stamme des europäischen Lebens losgerissen, und durch den Zwang der Nothwendigkeit im Kampfe für Behauptung ungebundener Freyheit ihren Aufschwung genommen hätten. Nun ist zwar wahr, daß in Kampf und Noth sich viele Kräfte zu entwickeln pflegen, welche sonst schlummern würden; aber gewiß wäre es sehr irrig, dieser Ursache ausschließend die eigenthümliche Kraftentwicklung im neueren Europa zuschreiben zu wollen. Es genügt eine auch nur unvollkommene Kenntniß der früheren der Reformation vorangegangenen Jahrhunderte, um zu wissen, daß es auch damals wahrlich an großer Kraft, intellektueller sowohl als moralischer, nicht gefehlt hat, und an äußerer Noth, Kampf und Druck wird es wahrscheinlich in der Verwickelung der Weltbegebenheiten niemals ermangeln. Auch der Einzelne bedarf zur völligeren Entfaltung seiner Kräfte und männlichen Reife mannigfaltigen Kampfes; ohne daß es fürwahr deßhalb vonnöthen wäre, sich mit Befreundeten oder gar mit dem väterlichen Hause in Zwietracht zu setzen, um seine Kräfte zu entwickeln. Die größere Reife und allgemeinere Anregung, die eigenthümliche Charakteristik der neuern europäischen Ausbildung als solcher, die größere Herrschaft und Reife des kritischen Verstandes, die Erweiterung der Erfahrungskenntnisse, die größere Ausdehnung des Verkehrs mit reicherer Mannigfaltigkeit und Verbreitung mancher Lebensgüter verbunden; — dieses alles hatte seine Ursache nicht in der Statt gefundenen Losreißung von der allgemeinen christlichen Kirche; auch nicht in den dadurch herbeygeführten religiösen Kämpfen und politischen Positionen, sondern weit mehr und unmittelbarer in den Fortschritten der Ereignisse überhaupt und im Gange der menschlichen Natur und Ausbildung selbst, welchen die katholische Kirche niemals die Tendenz hat zu hindern. Es ist zwar nicht leicht, genügend nachzuweisen, was wahrscheinlich gesche-

hen seyn würde, wenn eine andere Verkettung von Ursachen und Folgen, als die wirklich Statt fand, eingetreten wäre. Aber in einem gewissen Maß ist dieses dennoch zu unternehmen erlaubt. Es ist allerdings hiebey eine Hauptsache, die Lage der Dinge in Europa nicht bloß in der Gestalt aufzufassen, wie sie kurz vor der Reformation gewesen, sondern tiefer in die mittleren Zeiten hinaufzusteigen. Dieß wohl beachtet darf im Gegensatz zu der Behauptung, daß Europa ohne Reformation in Nacht und Apathie versunken seyn würde, wohl jene andere aufgestellt werden, daß auf dem Wege, den die Nationen schon viele Jahrhunderte vor der Reformation wirklich größtentheils zu betreten angefangen hatten, wofern sie auf demselben harmonisch fortgeschritten wären, nicht bloß eine eben so große, sondern wohl im Ganzen noch weit größere, und dabey um vieles wohlthätigere Entwickelung würde Statt gefunden haben. Für das, was ohne diese mächtige Trennung und Zwiespalt nicht hätte zu siegreicher Entwicklung gelangen können, wäre man am Ende bloß genöthigt, dasjenige anzunehmen, was einem Oppositionskampfe eigenthümlich, und mehrentheils nicht erfreulich ist. Doch müssen wir uns hier begnügen, auf diesen Gesichtspunkt, unter welchem die Sache sehr wohl aufgefaßt werden kann, nur aufmerksam und zugleich fühlbar gemacht zu haben, wie viel Unsicheres und Trügliches auch selbst bey Männern von den Verdiensten des Verfassers der oben beleuchteten Schriften in die Darstellung historischer Ursachen und Erfolge fließt, wenn sie von einer vorgefaßten Meinung und Vorliebe für den Werth dieser oder jener folgenreichen Begebenheit nicht hinlänglich frey ist. Die Beantwortung der großen Frage selbst, was nach vernünftiger Vermuthung die Schicksale der europäischen Nationen und der Aufschwung ihrer Bildung gewesen wäre, wenn in den Bestrebungen der mittleren Jahrhunderte, die Staaten christlich zu machen, überall mehr reine Gesinnung und weise Mäßigung vorgewaltet; — und wenn späterhin eine Reformation des christlich-politischen Lebens auf anderem Wege herbeygeführt, besser verstanden und reiner gewollt worden wäre — wenn diese Bewegung selbst und die politischen, wozu sie die veranlassende Ursache geworden, dasjenige Maß und die Schranken nicht überschritten hätten, die auch den Weltbegebenheiten durch die ewigen Gesetze bestimmt sind; — die Beantwortung einer so umfassenden Frage müssen wir anderen Talenten und anderen Gelegenheiten vorbehalten. — Gewiß würde eine geistvolle Behandlung dieses großen Gegenstandes eine Bestätigung der Wahrheit darbieten, daß Heil und Reichthum, Stärke und Weisheit für Nationen wie für Individuen an die Beobachtung der Gebote des Ewigen geknüpft sind,

und einen durch Thatsachen und Erfolge im Großen gegebenen Kommentar der Worte enthalten: In aeternum permanet verbum tuum, in generationem et generationem veritas tua. Narraverunt mihi iniqui fabulationes: sed non ut lex tua. Super omnes docentes intellexi, quia testimonia tua meditatio mea est. Super senes intellexi, quia mandata tua quaesivi!

Art. XII. Betrachtungen und Beherzigungen der heiligen Schrift, von Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg. 1821. Hamburg, bey Perthes und Besser gr. 8. Erster Theil, S. VII u. 476. Zweyter Theil, S. 503.

Wir haben hier keineswegs die Absicht, bey Gelegenheit der Anzeige dieses letzten Vermächtnisses eines der Nation mit Recht ehrwürdigen Schriftstellers, auf die Verunglimpfungen einzugehen, welche ihm ein Freund als Geschenk auf die Reise in die Ewigkeit mitgab. Es ist hierüber das Nöthige sowohl von Seite der Protestanten als der Katholiken im Hermes und in der Concordia mit jenem Geiste der Treue und Wahrhaftigkeit zur Sprache gebracht worden, welcher von jeher über Verrath und Lüge gesiegt hat; und wir dürfen uns daher die kränkende Rückerinnerung ersparen.

In der ersten Zeit seines schriftstellerischen Wirkens ist Graf Friedrich Leopold von Stolberg in so weit andern Bahnen gefolgt, als in der zweyten Hälfte seines der Menschheit wohlthätig gewordenen Lebens, als er, ganz der Begeisterung für das Große und Schöne hingegeben, mehr bestrebt war, sein Entzücken über die Herrlichkeit des Daseyns zu verkünden, als auf dessen geheimeren Grund vorzudringen. Wie es aber überhaupt die Eigenheit wohl ausgestatteter naturkräftiger Menschen ist, früher der Begeisterung als dem Triebe der Erforschung sich hinzugeben, eher zu staunen, als zu lehren, und die Zeit der Jugend beynahe ausschließend einer erhabenen Freude sowohl über die froh bewußte eigene Kraft, als über die Macht des überall gleichsam auf die Seele eindringenden und zur Gegenwirkung auffordernden Lebens zu weihen, so lag es insbesondere noch in dem Charakter Friedrich Stolbergs, auf diese Weise zu beginnen, obgleich die Lösung der schwersten Probleme, und die Hervorrufung der verborgensten Geheimnisse des Daseyns ihm für die Zukunft vorbehalten war. Er sollte diese Aufgabe nämlich auf seine Weise, und in einer Art auflösen, welche, wenn zwar keineswegs dichterisch, vielmehr allen Aufwand der Kritik und philosophischen

Denkens erfordernd, doch in dem Wesentlichen ihrer äußern Erscheinung jenen Gegensatz mit der Philosophie bilden sollte, welchen zu allen Zeiten ächte Historie gebildet hat. Wenn wir die Poesie in gewisser Hinsicht den Ausbruch des Entzückens über die im Gemüthe erfaßte Größe oder Schönheit des Daseyns nennen können, so ist die Geschichte nur die getreue Berichterstatterin über jene, der Begeisterung allein würdigen Gegenstände, die, das Entzücken in die Tiefe des Herzens zurückdrängend, nur nach aufrichtiger Darstellung desjenigen strebt, was der Aufmerksamkeit edler Menschen in dem großen Gange des Lebens würdig erscheinen mag. Daß diese Ansicht insbesondere auf Stolberg ihre volle Anwendung finde, wird Jedem klar seyn, der erwägen will, daß dieser edelste Mann, nachdem er Gott als den Werkmeister des Lebens erkannt, und alles Seyn in lebhafter Erregung seines Innern auf ihn zurück geführt hatte, bey Darstellung der Geschichte der Religion Jesu Christi nur dem Streben folgte, die hingeschwundenen Jahrhunderte der Welt als die unverdächtigen Zeugen der Wahrheit vor diese Welt selbst hinzustellen, die ihre Aussagen vergessen zu haben schien, um nach eigener Willkür zu deuten und zu deuteln.

Daß diesem gegenwärtigen Jahrhunderte mehr als früheren das lebhaft gefühlte Bedürfniß nach einer ächten Philosophie geworden, nach einer Weisheit, die von Gott ausgeht, und in ihm beruht, ist gewiß; eben so gewiß aber ist es, daß ihre Begründung (nicht in einzelnen vorragenden Geistern, die diese Aufgabe schon gelöset haben, sondern in der größern Menge derjenigen, welchen Denken Bedürfniß geworden ist) so lange unmöglich bleiben wird, bis nicht die Geschichte dazu als Vorläuferin die Wege gebahnt, das Walten der Gottheit in den Ereignissen der Welt nachgewiesen, und die Welt selbst als eine Offenbarung der höchsten Existenz durch die einfache Erzählung der Thatsache gerechtfertigt hat. Daß die bey uns, durch so manche natürliche Verirrungen eines sich selbst allein trauenden Strebens, bey Aufwendung auch des höchsten Scharfsinnes, und eines an sich verehrungswürdigen, nur der Wahrheit gewidmeten Denkens, endlich in bodenlosen Nebel hinaus verschlagene Philosophie nicht mehr durch ihre eigene Kraft die ächten Bahnen der Untersuchung gewinnen könne, haben dem Unbefangenen die Erfahrungen dreyer Jahrzehende, und die in ihren Umkreis fallenden Forschungen der edelsten Geister hinreichend erwiesen.

Stolberg hat, seiner natürlichen Anlage nach, die ihn mehr zur unbefangenen Auffassung des Vorhandenen, zur unmittelbaren Anschauung offenbarer Herrlichkeit des Daseyns, als zu jenen von den Erfahrungen des Lebens sich lossagenden, auf sich

selbst beruhenden Untersuchungen hinzog, welche das Wesen neuerer Philosophie ausmachen, hat an den Verirrungen der Denker seiner Zeit weniger als andere mit ihm in gleicher Rechtlichkeit über die Gegenstände des höchsten Interesse der Menschheit denkende Männer Theil genommen. Wie er einst, von der Schönheit des Lebens erschüttert und bewegt, die Fülle seiner Empfindung in Gesängen mannigfaltiger Art zu verkünden suchte, hat er später, wie gesagt, das Leben tiefer erwägend, die würdige Aufgabe seines der höchsten Wahrheit allein sich widmenden Geistes in einer einfachen Darstellung der Thatsachen gesucht. Diese gibt die Geschichte der Menschheit in einem Lichte, das von dem sich selbst verkennenden Geschlechte lange nicht geschaut war, und sollte Resultate liefern, die man bereits in das Reich der Träume zurück zu weisen für gut gefunden hatte.

Wenn aber die Geschichte der Religion Jesu Christi, obgleich ihr jener Geist philosophischer Untersuchung, welcher den Historiker von jeher charakterisirt, in keiner Hinsicht fremd blieb, darum dennoch keineswegs das Werk eines Philosophen genannt werden kann, so darf man sie auf der andern Seite eben so wenig das Werk eines Dichters nennen, obgleich ihr jene hohe Begeisterung innewohnt, ohne welche große Gemüther das Erhabene nicht zu betrachten vermögen. Nie verliert sich der Verfasser im ganzen Verlaufe seines ausgedehnten Werkes an seine eigene Empfindung, um, mit Hintansetzung der Thatsache, die ihm alles ist, der Darstellung innerer Entzückung ungebührlichen Raum zu gönnen; nirgends gestattet er sich Ausmalung oder geschmückte Erweiterung auch der anlockendsten Gegenstände: immer besonnen, umsichtig und klar, beschäftigt er sich einzig nur mit der Darstellung erkannter Wahrheit.

Ueberhaupt haben diejenigen, welche auf das große Werk der Geschichte der Religion einen Makel durch die Erwähnung des frühern Dichterberufs des verewigten Verfassers zu bringen dachten, weder gewußt, was Poesie sey, noch in welcher Hinsicht Stolberg Poet gewesen. Wenn es die Kühnheit, oder der Reichthum der Phantasie wäre, durch welche Stolberg der Dichter vor andern hervorragt, oder übermächtige Gewalt der Begeisterung, die, stärker als der Dichtende, ihn nach unberechneter Laune mit sich fortreißt, so möchte dieß, ehe man die Historie gelesen, einigen Verdacht gegen das Werk erregen können: es ist aber in Stolberg vorzüglich das schöne Gemüth, das ihn zum Dichter erhebt, die edle Seele, die, ihrer eigenen Empfindung froh, sie der Welt kund gibt, in der sie ihr geworden, und mit der sie gern in Wechselwirkung gegenseitiger Anerkennung treten möchte. Es war jene Zeit, in der Stolberg

mit seinem Bruder als Dichter vor dem Vaterlande auftrat, die eines allgemeinen Bildungstriebes im Gebiete der Kunst. Es sollte aus ihr eine neue Epoche nicht nur der Kunst, sondern aller Empfindungsweise und Denkart hervorgehen, welche das Jahrhundert allmählich in seinen edleren Geistern vorbereitete, und durch sie und ihre Arbeiten stufenweise herauf rief. Von lang verjährten Irrthümern waren die Menschen zu heilen; vor allem mußten sie zur Natur, zur ächten Würdigung des Lebens zurück geführt werden: die Dichtung, durch Klopstock erstarkt, und ihrer selbst bewußt geworden, begann die rühmlichen Bestrebungen. In wiefern Fr. Stolberg als Dichter sich Verdienst erworben; ob er, wie Jemand mit einer nicht unzweydeutigen Art der Verkleinerung zu bemerken beliebte, zum zweyten oder zum dritten Range der Dichter gehört, ist hier zu erörtern unnöthig. So viel ist gewiß, daß, wenn die in seine Jünglingsjahre und in die ersten Jahre seines kraftvollen Mannesalters fallende Zeit eines neuen Strebens des deutschen Geistes durch die kühnere Wendung, welche Herder und Göthe genommen, ihren für lange Dauer bleibenden Charakter erhielt, dennoch das bescheidnere Verdienst jenes Vereines, zu welchem beyde Stolberge gehörten, und in dem insbesondere Friedrich durch Eigenthümlichkeit der edelsten Art und durch erhabene Ansicht der Dinge vor Allen glänzte, nicht übergangen werden darf, wenn von wirklicher Darstellung der Grundkräfte, welche die neuere Kunst herauf riefen, die Rede seyn soll. Die edle Naivität, tiefe Herzlichkeit, Würde und zarte Schönheit seiner lyrischen Dichtungen aus jener Epoche wird Niemand läugnen können, und sie werden, so lange deutsche Sprache gesprochen wird, die Gemüther in sanfter Begeisterung erregen. Ein zu künstliches Streben, hauptsächlich durch Nachahmung fremder, nicht vielseitig genug aufgefaßter, Vorbilder veranlaßt, hat in den spätern und den ausgedehntern poetischen Arbeiten dieses Dichters die ihm eigenthümlichen Vorzüge etwas in Schatten gestellt. Keineswegs aber darf diese Bemerkung, in optischer Täuschung, wie einige thaten, auf jene früheren Hervorbringungen des wahresten und ungetrübtesten poetischen Geistes zurück bezogen werden. Jede Seite der Sammlung von 1779 würde solch anmaßendes Beginnen widerlegen.

Stolberg, als Historiker, weiß nichts von anderer Absicht, als der, seinem großen Zwecke zu genügen. Er hat sich den Styl keines großen Vorgängers zum Muster gewählt, sondern will es überall nur selbst seyn, der als väterlicher Freund zu geliebten Zeitgenossen und einer besseren Nachwelt redet. Eben so wenig Thucydides als Herodot folgend, geht er eine Mittelstraße, welche das Bedürfniß ihm gegeben: klar, unumwun-

den und frey die Thatsache hinzustellen, dabey aber nicht großartige und tief begründete Erwägungen zu verschweigen, welche die Begebenheit ihm aufdringt. Es wird in unserer Zeit kaum möglich seyn, schmuckloser zu schreiben, so ganz nur der Sache zu dienen, und, der Sprache Meister, so gar nicht ihre Zierde zu suchen, wie Stolberg in seiner großen Geschichte that, deren Zweck der Welt vor Augen liegt, deren Früchte unter uns bereits reichlich gewesen sind, und dem Verfasser zur hohen Beruhigung in seinem segensvollen Alter dienen mochten.

Aller Streit über Welt und Bestimmung des Menschen geht endlich auf Entscheidung der Frage: ob dieses Daseyn, wie es vor uns liegt, sich selbst genüge, und seinen letzten Zweck in sich trage, oder ob es in Beziehung auf eine höhere Existenz, durch die es geworden, stehe, und gleichsam ein Räthsel bilde, dessen Auflösung hienieden nicht zu erwarten sey. Die Symbolik des ganzen Alterthums weiset auf die Ueberzeugung auch der entferntesten Völker zurück, daß das Leben dieser Welt nur das Bruchstück eines größern unendlichen, wenn gleich unbegriffenen Daseyns sey. Der nie zu beseitigende Streit in der Brust der Menschen, die Anforderungen der Zeitlichkeit im Gegensatze mit den höheren Verpflichtungen, die Jeder in sich fühlt, wen er auch nicht wissen sollte, woher sie ihm gekommen, weisen an und für sich auf einen Gesetzgeber jenseits der Welt dieser Erscheinungen. Das Bruchstück des Lebens, welches sich nirgends hienieden ergänzt, die durchgängige Mangelhaftigkeit menschlichen Wirkens, verbunden mit der in uns lebenden Sehnsucht nach Vollendung und Rundung unseres Seyns, die wir nimmer in Wirklichkeit treten sehen, scheint diese Welt als einen Schauplatz der Unerfülltheit alles Vorhandenen, uns selbst aber als Wesen zu bezeichnen, welche mit ungenügender Kraft vor die größte Aufgabe hingestellt, und ihren Umgebungen durchaus fremd, wiewohl unauflöslich an sie gebunden, und zu ihrer Berücksichtigung gezwungen, sich in einem Widerstreite der trostlosesten Art befinden, aus welchem eigenes Vermögen ihnen nicht helfen wird. Wir selbst, und was uns umgibt, in jeder Art uns ein furchtbares Räthsel, werden uns auf diese Weise ein Gegenstand des Schreckens, und die Quelle mannigfaltiger bodenloser Träume und Verirrungen. Die Religion so mancher durch ihr Alter wie durch ihre geistige Kraft ausgezeichneter Völker bewährt diese Behauptung. Ueber alle diese Zweifel des Lebens, über das Verhältniß des Menschen zur Welt, über das Hochstrebende seines Geistes wie über den Mangel seiner Kräfte, über die Erhabenheit seiner Bestimmung und die Mittel, der Erfüllung derselben näher zu rücken, gibt die Religion des Christen, nicht als moralische Anstalt, sondern in

so fern sie als heilige Offenbarung, und auf die Bücher des alten Testamentes gegründet, aufgenommen wird, die einzig mögliche, eben darum auch hell leuchtende, und das Herz mit heiliger Wärme des Glaubens belebende Aufklärung. Diese ewige Wahrheit in der Geschichte der Religion Jesu Christi nachzuweisen, durch die Thatsachen dieser Geschichte zu begründen, hatte Stolberg sich als das vorzügliche Ziel seines großen Werkes gesetzt; zweyter, wenn gleich ihm eben so wichtiger Zweck der Arbeit war Darstellung der reinen Lehre, wie sich dieselbe unter mannigfaltigem Streit mit den wechselnden Irrthümern der Jahrhunderte bis heute behauptete.

Wenn wir hier bey einer Anzeige der Betrachtungen über die heilige Schrift so viele Rücksicht auf ein anderes von denselben unabhängiges Werk nehmen, wie die Geschichte der Religion Jesu Christi, so kann dieß um so weniger falsch gedeutet werden, da jene Betrachtungen nur die Folge des größern Werks sind, welches dem Verfasser in den letzten Jahren seines für die Menschheit wohlthätigen Wirkens in erneuter Lebhaftigkeit vor die Seele trat. Es vermochte ihn zur Aufzeichnung der wichtigen Resultate, welche, in erwähnten Betrachtungen enthalten, eigentlich unmittelbar nur die Ausbeute des Geschichtswerkes geben. Er selbst rechtfertigt sich in der Vorrede zu diesem spätern Werke über die Unterlassung der Fortsetzung des frühern, das seine Kräfte, wie natürlich, bey eingetretener Altersschwäche zu übersteigen begonnen hatte. Die spätere Arbeit findet er seinen Kräften ganz angemessen. Er vergleicht sich einem Landmanne, der im hohen Alter statt seiner großen Felder nun den Garten bauet; er beschränke sich so auf das Paradies der heiligen Schriften. Aus der Quelle göttlicher Kräfte schöpfend, welche diese darbieten, verjünge er sich in ihren geweihten Schatten, labe sich an dem Dufte ihrer unverwelklichen Blumen, und nähre seinen Geist mit den Früchten ihrer Lebensbäume. Hier sammle er den Stoff zu Betrachtungen und Beherzigungen, welche er seinen Lesern mit dem Wunsche mittheile, daß der lautere Honig nicht durch das Gefäß verfälscht werde, in welchem er ihn darbiete. Er entschuldigt sich ferner, daß manches in diesem, zwar von der Religionsgeschichte unabhängigen, Werke zu finden seyn werde, was in jener schon gelesen worden, da er es hier für unentbehrlich gehalten, und es lieber abschreiben, als mit ungenügenden neuen Ausdrücken umschreiben wollte. Gewiß eine Entschuldigung, die ihre Rechtfertigung in sich selbst trägt, und hier um so mehr überflüssig befunden werden wird, wenn man den Charakter des neuen Werkes nach seiner wahren Natur würdigt. Denn was können diese Betrachtungen und Beherzigungen der heiligen Schrift an-

deres seyn, und was können sie geben wollen, als jene ewig denkwürdigen Resultate der Religionsgeschichte Stolbergs, in so fern diese noch im Gebiete des geheiligten Alterthums, in jener bedeutungsreichen Periode verweilt, welche der Zeit des Heiles vorausging: Hinweisungen auf den Finger Gottes in Anordnung großer Weltgeschicke und in der Lenkung des Familienlebens ehrwürdiger Voraltern des Menschengeschlechtes, Erläuterungen des Unbegriffenen, Hymnen des Danks, und schaudernde Erwägung der Gerechtigkeit des Herrn! Das Geheimniß des Daseyns wird hier nochmals, mit kühnerer Hand zwar, aufgeschlossen, weil der dem Heiligthume sich Nahende im Bewußtseyn früherer mit Glück und Segen belohnter Arbeit an das Werk schritt. In einfachen Umrissen werden die großen Ereignisse hingestellt, und die Betrachtung folgt der Lehre ungezwungen, und sich von selbst an sie anschmiegend. Das ganze Seyn wird als eine der Erfüllung durch Christus entgegen reifende Pflanze eines Gärtners dargestellt, dessen Weisheit in allem sichtbar ist, dessen Liebe und Erbarmung über alle Vorstellung hinaus groß und unendlich ist: es ist dieß Werk die Feyer eines hohen Triumphs gottseliger Kindlichkeit der Empfindung, scharf und ernst prüfender Denkkraft, ein Erguß aufflammenden Dankes und der Beseligung des Dankenden zugleich. Als ein Vermächtniß an seine Söhne und Töchter gerichtet, ist das Werk auch das Vermächtniß des ehrwürdigen Greises für die Nachwelt geworden, über deren Wirken die Weisheit seines gereiften Alters in nie verstummenden Sprüchen der höchsten Liebe walten, und allen eine Lehre des Segens bleiben wird.

Das Werk selbst beginnt mit zwey trefflichen Abhandlungen: über die Vernunftmäßigkeit der Idee einer göttlichen Offenbarung, und von der Würde der heiligen Schrift, welche wir hier in der Anzeige zusammen fassen, weil die eine die andere ergänzt und erläutert. Nach vorausgeschickter Behauptung (welche uns gleichwohl in ihrem ganzen Umfange nicht richtig scheint): daß der Unglaube und der Zweifel an der Religion Jesu Christi nicht sowohl aus dem Verstande als aus den Lüsten des Herzens, aus der Sinnlichkeit und dem Stolze entspringe, geht der Verfasser, nachdem er die außer dem ersten Sündenfalle durch diese Gebrechen über die Menschheit gekommenen Uebel eben so gründlich als kurz und an das Herz dringend aus einander setzte, zu der höchst wichtigen von vielen nicht gekannten oder verkannten Wahrheit über: daß der Glaube, welchen Gott fordere, kein blinder sey. Außer der eigenen Aufforderung des Erlösers, seine Lehre zu prüfen, gehören hieher die von Stolberg angeführten Worte des Heilands: »Meine Lehre ist nicht Mein, sondern deß, der Mich ge-

sandt hat. So jemand will deß Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sey, oder ob Ich von Mir Selbst rede.« Es wird daher mit der Einrichtung des Lebens nach den Vorschriften des Evangeliums, welcher die Prüfung desselben zur Seite geht, der göttliche Beystand zur Erlangung des Glaubens verheißen; das heißt, die Einwirkung Gottes auf das Gemüth desjenigen, der mit reinem Willen die Untersuchung beginnt, zugesagt. Dem zu Folge und als Erläuterung entwickelt Stolberg mit eben so viel Scharfsinn als christlicher Erleuchtung die Möglichkeit der Einwirkung Gottes auf den Menschen, und die dem gemäß von oben veranlaßte Lenkung seines Herzens, worüber Recensent hier um so mehr in Kürze hinaus geht, da es ihm wohl bekannt ist, daß diejenigen, welche wirklich Denker genannt werden können, den Wahn einer Isolirung der Erde und ihres Lebens, und der Getrenntheit ihres Daseyns von dem Daseyn des Universums längst aufgegeben, und die gemeinschaftliche Beziehung alles Lebens auf einander anerkannt haben, daher auch die Möglichkeit höherer Einflüsse nicht läugnen können. Von ihrem wirklichen Vorhandenseyn haben aber die ausdrücklichen Zeugnisse der heiligen Schrift dem Christen keinen Zweifel gelassen.

Die auf diese Auseinandersetzung folgende Erläuterung von der Nothwendigkeit der göttlichen Offenbarung strebt gleich im Anfange darauf aufmerksam zu machen, daß mit ihr nicht geläugnet werden soll, daß es Heiden gegeben habe, die vor Gott gerecht gewesen, weil Er das Gesetz in ihr Herz geschrieben; doch wird die geringe Anzahl solcher vorzugsweise begabter Menschen und die Thatsache in Erwägung gezogen: daß Paulus der Apostel, der das Vorhandenseyn solcher aus den Finsternissen der Götzenherrschaft hervorleuchtenden Seelen ausdrücklich anerkennt, dennoch sein Leben unter Drangsalen und Gefahren der Bekehrung dieser Heiden nur darum widmete, weil er die Verkündung der Offenbarung für unentbehrlich hielt. Es wird ferner auf die Unvollkommenheit aller Lehre des Heidenthums hingewiesen, auf die Lasterhaftigkeit und Schmach des größten Theiles ihres Götterdienstes, die Unzulänglichkeit ihrer Begriffe von Unsterblichkeit, und auf die Trennung ihrer Sittenlehre von der Lehre über die Vorsehung und die Unsterblichkeit. Die Tugenden der meisten Heiden seyen in sich nichtig gewesen. Dieser Satz, so oft er von Lehrern des Christenthums aufgestellt wurde, fand immer den lebhaftesten Widerspruch, und wurde einer offenbaren Verunehrung und Beschimpfung des Menschen überhaupt gleich gehalten. Wenn man aber im Einzelnen das Daseyn der Tugend unter den Heiden nicht läugnet, wird die im Allgemeinen ausgesprochene Behaup-

tung darum unumstößlich seyn: weil alle Tugend nur in Beziehung auf Gott Tugend seyn kann, und der Mensch nur im Bewußtseyn der Vereinigung mit Gott, daher im Bewußtseyn der Unterwerfung seines Willens unter jenen höchsten Willen tugendhaften Handelns fähig wird, ein Standpunkt der Bildung, welcher dem Heidenthume fremd geblieben; Stolberg wird daher auch in Hinsicht dieses als hart, ja vernunftlos verrufenen Ausspruches gerechtfertigt erscheinen. Gegen die Weltweisen neuerer Zeit, welche eine ächte Moral und begründete Ansichten über Seele und Unsterblichkeit verkünden, die sie aus sich selbst durch den Erweis geschöpft zu haben vermeinen, bringt er in Erinnerung, daß es die christliche Religion sey, welche sie aufgehellt, deren Lehren sie mit der Muttermilch eingesogen und als Gesetz des Lebens ausüben sahen, die ihnen jene Aufhellungen gegeben, die sie für ihr Eigenthum ansehen: erst nachdem durch die christliche Religion die Begriffe von Gott, von dem Ursprunge und der Bestimmung der Seele in ihr volles Licht gesetzt worden, seyen sie auch wahrhaft einleuchtend geworden. Er führt als Gegenbeweis jenes Dünkels selbstständiger Einsicht die zweifelsvollen, wenn gleich auf erhabene Hoffnungen gegründeten Ansichten der großen Philosophen des Alterthums an, welche, wenn gleich erleuchtete Männer der höchsten Art, zur Wahrheit nicht hindurch dringen konnten, und schließt diese, gleichwohl in Verbindung mit der aufrichtigsten Ehrfurcht für die großen Philosophen des Alterthums, frey eröffnete Aeußerung mit Hinweisung auf die herrliche Abschiedsrede des Sokrates im Phädon, als mit einem schönen Erweise, daß die Philosophie des Alterthums, auch die höchste, nur in der Sehnsucht nach Erkennung jener Wahrheiten bestanden habe, in deren Besitz wir durch die Lehre des Christenthums gekommen sind. Diesem gemäß wird die Würde der heiligen Schrift, ihre durchgängige innere Uebereinstimmung, die Tiefe ihrer in Gott begründeten Lehre im Gegensatze mit den heiligen Büchern der Heiden entwickelt. Es wird hier wieder in Erinnerung gebracht, was in Stolbergs Religionsgeschichte mit so vielseitiger Gründlichkeit zum Ruhme des Werks ausführlich entwickelt wurde: daß jene Bücher der Heiden schätzbare Bruchstücke der wahren Religion aufzuweisen hätten, welche unter sich nicht übereinstimmen, keinen wahren Sinn geben, und unbegriffen blieben, wenn nicht durch Hinzuziehung der heiligen Schrift ihnen ihre wahre Bedeutung und die unentbehrliche Aufhellung gegeben wird. — Einen neuen Beweis der Wahrheit dieser Aussage gab Fr. Schlegels Recension der Schrift: »über den Anfang unserer Geschichte,« im achten Bande der Jahrbücher; indem dort die Berichte des Zendavesta über die Sündflut mit den

Aussagen der Bibel in Einklang gesetzt, und zur Aufhellung der ersten Geschichte der Menschheit durch Berücksichtigung der Aussagen der heidnischen Vorwelt so unendlich vieles geschehen ist. Dieselbe Arbeit liefert aber zugleich den Beweis, wie unrecht diejenigen thun, welche die Philosophie vermeiden zu müssen glauben, wenn sie dem Christenthume zugethan bleiben wollen, und die Philosophie für eine unbiegsam in einseitiger Richtung verharrende Feindin der Religion betrachten. Es fehlt sehr viel daran, daß dem so wäre. Wie es sonst, nur daß sie beseitigt und vergessen worden, eine Philosophie gab, welche die Religion nicht vermied, sondern nur mit ihr Hand in Hand gehen wollte, so erwacht sie auch jetzt wieder in gleicher Gesinnung, und muß nach ihrem Vereine mit dem Glauben streben; denn es ist ihr letztes Ziel. Sie wird unverweilt dahin gelangen, sobald sie nur einmal die Natur, das ist die Schöpfung, als ein Gegebenes in ihrem ganzen Umfange, und nicht als etwas selbst erst von ihr zu Schaffendes und zu Konstruirendes wird betrachten wollen. Die Religion selbst aber wird, wie dieß auch sonst so gewesen, im Vereine mit dieser Philosophie, die so lange ihre Gegnerin seyn wollte, nicht zwar größere Wirkung auf die Gemüther ausüben, aber wohl die Denkkraft des Menschen in jedem Sinne befriedigen, und von daher seltene Gegner finden. Streit und Kampf, zwar an sich ein Uebel, ist hienieden dennoch oft von gutem Erfolge gewesen, und wie ein gesunder Leib einen Stoff innerlicher Krankheit durch das Entgegenstreben aller ihm innwohnenden Naturkräfte überwindet, und in sich auflöst, so kann auch im Reiche des Denkens wie der Empfindung nicht durch ein Fernhalten, sondern nur durch ein Ergreifen, Bekriegen und Bearbeiten ein bedeutender Gewinn für die eigene Existenz sich ergeben. Daß aber die Philosophie der Neueren eine so feindselige Wendung genommen, ist eine Erscheinung, welche mit dem Charakter des Lebens der letzten Jahrhunderte überhaupt auf das genaueste übereinstimmt. Diese Jahrhunderte waren die Zeiten einer allgemeinen Trennung nicht nur der Verhältnisse, sondern selbst aller Fähigkeiten, Kräfte und Gaben des Menschen. So hat denn auch die Denkkraft ihren eigenen Gang in der allgemeinen Verirrung suchen wollen. Sie hat sich vom Gemüthe gesondert, und diesem keine Einrede mehr gestatten wollen. Sie hat auch so die Religion von sich gewiesen, entschlossen, die heiligsten Angelegenheiten der Menschen auf ihrem eignen Wege, gleichsam als wären sie in chaotischem Dunkel verborgen, heraus zu finden. Nachdem sie ihrer Ohnmacht und auch ihrer Kraft in so vereinzeltem Daseyn bewußt geworden, all ihr Vermögen auf das Mannigfaltigste geübt, und wirklich durch die Noth, in der sie sich befunden, man-

cher Künste edle Meisterin geworden, wird sie, wenn sie sich nun selbst erkannt hat, ihre eigentliche Würde bewahren, und als das höchste geistige Vermögen des Menschen hinführo lieber dem Höchsten als der Gemeinheit dienen wollen. Sie ist endlich eine so erhabene Gabe des Schöpfers, das wahre Siegel der Vollkommenheit menschlicher Natur, die hohe Abkunft des Menschen vor allen andern Gaben, die ihm geworden, bekräftigend, daß, sie zu schmähen, die Menschheit selbst und ihren Werth verkennen heißt.

Die dritte bis zwölfte Betrachtung beschäftigen sich mit Erwägung und Entwicklung der biblischen Berichte von der Schöpfung bis zur Sündflut und dem spätern Leben des Erzvaters Noah und seiner Kinder. Welche erhabene Ideen Stolberg gerade über diese Epoche aus der Tiefe seines Gott ergebenen Herzens geschöpft, welche Aufklärungen er durch sorgfältige Benützung auch der kleinsten Andeutungen in den verschiedenen Büchern der heiligen Schrift sowohl als in den Urkunden der Geschichte alter Völker der Vorzeit über diesen ersten Zeitraum der Erde verbreitete, ist jenen bekannt, die seine Religionsgeschichte gelesen, und die großen Einwirkungen der einfachen Darstellung auf ihr Gemüth empfunden haben. Und gewiß, wer Gott und die für eine spätere Zeit aufbewahrte Erlösung und die Grundlage des Christenthums nicht schon hier im Beginn der Welt suchen gelernt hat, hat sie niemals gefunden, oder auch nur geahnet. Die Methode der Untersuchung, welche hier Stolberg begründet hat, ist bereits auch in andern Forschern fruchtreich geworden, und wird einst zu jetzt kaum auch nur der Hoffnung möglich scheinenden Resultaten führen. In diesem Werke der Betrachtungen und Beherzigungen führt er die gedachten Ansichten nicht in Wiederholung, sondern eigentlicher Erneuerung nochmals ans Herz seiner Leser. Nach historischer Darstellung der Schöpfung, der Welt sowohl als des Menschen, und der ersten Begegnisse im Paradiese, nach Betrachtungen über die Gestirne, als Heere des Himmels, und über die Engel, die rein gebliebnen sowohl als die abgefallenen, an deren Existenz, wie der Verfasser bemerkt, kein Zweifel, ohne Gott dadurch gelästert zu haben, möglich ist, widmet der Verfasser zwey inhaltsvolle Betrachtungen der göttlichen Erziehung der ersten Menschen, und dem Sündenfalle. Sehr erhaben fängt die erste dieser Betrachtungen mit der Erwägung des Daseyns Gottes an, eines Gottes aber, nicht wie sich ihn manche ohne Theilnahme an dem Schicksale der Menschen erträumten, sondern wie ihn die heilige Schrift gibt, als Schöpfer und Beglücker des Menschen. Sehr befriedigend zeigt der Verfasser die Unmöglichkeit der Entstehung mehrerer Menschen zugleich, die

mit der Unerfahrenheit eines Kindes und den stürmischen Gefühlen eines Jünglings, gänzlich den ungezügeltsten Begierden und Leidenschaften hingegeben, sich unter einander in Kurzem wieder vernichtet hätten. Es könnte daher für jeden Fall nur die Entstehung eines Paares angenommen werden, auch dieses konnte ohne Gottes Leitung nicht bestehen, weniger noch die der Verbindung entkeimenden Kinder pflegen und groß ziehen. Auch Fichte sey gezwungen gewesen anzunehmen: daß ein höherer Geist die ersten Menschen erzogen habe. Der Mensch überhaupt bestehe nur durch Erziehung. Wichtige Bemerkungen über die Sprache und ihren nothwendig göttlichen Ursprung schmücken insbesondere diese Betrachtung, die mit der Schöpfung Eva's schließt. »Weder der Mann noch das Weib stellen gesondert die vollständige Menschheit dar, sondern der Mann und das Weib. So wie aus dem Bunde der Ehe das junge Geschlecht hervorgeht, so auch hervorgeht aus den vereinten Eigenthümlichkeiten beyder Geschlechter die vollendete Menschheit; wie aus Haupt und Gliedern der ganze Leib; wie aus geheimnißvoller Vereinung des Sohnes Gottes mit der Kirche das Wunder der Erbarmungen Gottes hervorgeht.«

Ueber den Sündenfall und die mit ihm eingetretene Erbsünde bemerkt der Verfasser zuerst die Verführung durch Satan, der vermöge seines frühern Falles den der Menschen herbeyführte. Die Wichtigkeit der Lehre vom Abfalle der bösen Engel und ihre durchgängige Begründung in der heiligen Schrift wird mit Sorgfalt aus einander gesetzt, und auf den Unterschied der Versündigung der Menschen, die durch kindisches Gelüsten und Neugierde, und der bösen Engel, die durch Hochmuth, daher unerrettbar fielen, insbesondere aufmerksam gemacht. Durch die den Menschen von Gott nach vollbrachter That zwar in noch verhüllter Rede angekündigte Erlösung entfernte Er von ihnen den unmittelbaren Tod so wie die ewige Verbannung; ihre Verweisung aus dem Paradiese, damit sie nicht vom Baume des Lebens äßen, war nicht nur Strafe, sondern Wohlthat zugleich, da für sie nur noch das Heil durch den Tod möglich war: unselige Unsterblichkeit auf Erden hätte ihnen den Weg der Wiederaussöhnung verschlossen. Die durch diesen Sündenfall auf die nachkommende Menschheit selbst übergegangene Erbsünde betrachtet der Verfasser nach mannigfaltiger Richtung sowohl in Hinsicht ihres unbezweifelten Daseyns vermöge der Zeugnisse der heiligen Schrift, als jener Beweise, welche unsere Natur selbst offen darlegt. Wie die Betrachtung der Erde in ihrem jetzigen Zustande auf eine große vormalige Revolution derselben hinweise, so weise auch die Betrachtung unserer selbst auf die Zerrüttung unserer sittlichen Na-

tur. Diese Zerrüttung sey anerkannt worden von den Weisen und Gesetzgebern aller Völker des Alterthums, selbst die Sagen aller Völker enthielten diese Lehre. Der Verfasser beruft sich hier zugleich auf die in seiner Religionsgeschichte gesammelten wichtigen Zeugnisse in dieser Hinsicht, und zeigt wiederholt die Unerklärlichkeit unseres ganzen Wesens ohne Annahme dieser heiligen Lehre, und verweiset zur Ergebung in die göttlichen Rathschlüsse, und zur Erwägung: daß die unendliche Barmherzigkeit Gottes die Menschheit aus dem Zustande ihrer Versunkenheit wieder empor zu heben liebevolle Sorge trägt.

Die Betrachtungen über die Urwelt, das lange Leben der Menschen, die hieraus vermuthlich entstandenen Verhältnisse, die ungemeine Verbreitung des menschlichen Geschlechtes, das ganze Bild dieser nur mit wenigen Andeutungen der heiligen Schrift zu unserer Erkenntniß gekommenen Zeit, eine, wie gesagt, bewunderungswürdige Schilderung der Religionsgeschichte Stolbergs, tritt hier in erneuter Lebhaftigkeit, von der ersten Mutterfreude Eva's, bis zu dem furchtbaren Augenblicke, wo der Herr hinter Noe die Arche schloß, und die Wasserfluten das verderbte Geschlecht vom Antlitze der Erde tilgten, wieder vor den Leser hin. Ergreifend ist die Ueberlegung, daß das jetzt nur kurze Leben der Menschen ihm zur Wohlthat so verkürzt worden sey, da die lange Dauer des Lebens vor der Sündflut dem Lasterhaften bey der Aussicht auf einen wahrscheinlich fern stehenden Tod einen großen Spielraum der Zeit für seine Begierden eröffnete. »Der Mensch soll inne werden, daß er hienieden nicht daheim sey. Sein irdisches Lebenslicht gehet, gleich der Sonne, in schiefer Bahn, und läßt ihm, zwischen der Jugend glühender und des Alters starrender Zone, nur wenigen Raum selbstthätigen Wirkens, und des Wirkens weniger als des Strebens; auf daß die Sehnsucht, auch wo sie sich verirret, dennoch in ihm rege bleibe. Ganz anders war es zu der Urwelt Zeit. Eben dieses lange Leben, welches die Menschen zu ungeheuern Entwürfen ermunterte, gewährte ihnen auch Mittel, die durch ihre Größe den Entwürfen entsprachen. Wie weit konnte fortgesetzte Beobachtung, begleitet von langer Reihe reifer Erfahrungen, den scharfsinnigen Forscher bringen! Wie furchtbar ward ein durch Verstand und Kraft ausgezeichneter, aber von Eigenliebe belebter, habsüchtiger, ehrsüchtiger oder herrschsüchtiger Mensch! Ein von den drey Furien der Habsucht, der Ehrsucht, der Herrschsucht zugleich angetriebener Mensch! Verstand mit Kraft gepaart, ohne Güte des Herzens und ohne Gewissen, schmiedet eisernen Stab und eherne Fesseln! Große Mittel jeder Art, vom Golde an, dessen Werth

nur auf Wahn beruht, bis zur Kraft des Geistes und bis zum Muthe des Herzens, gereichen zum Verderben dem, welchem die Mittel nicht durch Heiligung derselben zum Vermögen werden. Wer nicht wandelt vor Gott, der gehet in der Irre, und er verirrt sich desto weiter, je größer der Riesenschritt ist, mit dem er einhergeht.«

Man hat oft versucht, diese lange Lebensdauer der Menschen vor der Sündflut als auf einer andern Berechnung als nach Sonnenjahren beruhend darzustellen, und insbesondere zu dem Zeitraume eines Mondwechsels seine Zuflucht nehmen zu können geglaubt. Gründliche Forscher der Bibel haben solcherley Auslegung jederzeit weit von sich gewiesen. In neuerer Zeit hat Kanne mit ungemeinem Scharfsinne die Richtigkeit der biblischen Angaben vertheidigt, und das Bestandlose jener abweichenden Berechnungen so wie die Lächerlichkeiten ihrer Resultate ausführlich dargelegt. Ueber die Sündflut selbst hat Kanne sehr gewagte, doch allerdings sehr scharfsinnige Hypothesen aufgestellt, auf welche wir hier im Vorübergehen hinzuweisen nöthig erachten. Stolberg hat diese große Erscheinung für die Dauer eines Sonnenjahrs berechnet. Bekanntlich hat Stolberg bisher der Aufmerksamkeit entgangene Beweise, daß die Ueberlieferung von dem einstigen Daseyn der Sündflut sich bey allen Völkern des alten Kontinents, und selbst in Amerika vorfinde, aufzufinden gewußt. Seinen nach Delüc entwickelten Ideen über die durch die Sündflut veränderte Gestalt der Erde, so daß das ehemalige Land Meeresgrund geworden, und dadurch diesen frey gemacht habe, so daß wir heut zu Tage den ehemaligen Meeresgrund bewohnen, hat Fr. Schlegel in oben berührter Beurtheilung der Rhode'schen Schrift über den Anfang unserer Geschichte, andere wahrscheinlichere Vermuthungen entgegen gesetzt, welche indeß bey anschaulicherer Natur beynahe nicht geringere Umwälzungen als die von Stolberg angenommene voraussetzen. Die Erklärung des Regenbogens nach der Sündflut, als eine der Natur nach damals wirklich neue Erscheinung, und daher sehr passendes Denkmal der Erinnerung, ist aus der Religionsgeschichte Stolbergs bekannt. Die Darstellung des neuen Lebens Noes und seiner Familie, die Veränderung der physischen Natur des Menschen und des Erdballs, die ersten Ereignisse in der auf dem ganzen Erdkreise allein zurück gebliebenen Familie, Noes Segen und Fluch über seine Nachkommenschaft, geben hier ein Gemälde, nicht sowohl für die müßige Neugierde, als für die tiefste christliche Erwägung. Es schließt mit den großen Ereignissen dieser ersten Epoche des Erdendaseyns seit Er-

schaffung des Menschen auch zugleich die erste Epoche der Geschichte der Menschheit selbst, und die wahre Darstellung der Weltgeschichte dieser Epoche beruht auf der genauen Benützung der biblischen Aussagen, wie sie Stolberg in ein wahrhaftes Ganzes mit Meisterhand zusammengestellt, und ihnen dadurch für die Profangeschichte erst ihre wahre Gestalt gegeben hat.

Es kann freylich nicht verlangt werden, daß die Weltgeschichte wie eine Religionsgeschichte behandelt werde, ja es würde nur zum Schaden der Sache geschehen, wie dieß frühe Versuche hinreichend bewährt haben; allein etwas anderes ist es, wenn man an den Historiker die Forderung stellt, den letzten Grund der Dinge über den Einzelnheiten ihrer äußern Erscheinung nicht aus den Augen zu lassen, und die Ereignisse der Welt nur als fortwährende Verkündigungen jenes Einen und Höchsten Seyns zu betrachten, und dem gemäß darzustellen. Im verkehrten Verhältnisse liegt der Profanhistorie dasselbe ob, was der Religionsgeschichte, mit dem Unterschiede nämlich, daß die eine, indem sie nur die Ereignisse der Menschengeschichte darzustellen beabsichtigt, nicht umhin kann, hinter diesem bewegten Schauspiele den erhabenen Lenker überall zu erkennen; die andere aber, indem sie die Leitungen Gottes, unter welchen der Mensch durch die Jahrhunderte wandelt, darzustellen sich zum Zwecke macht, in gewissem Sinne nicht vermeiden kann, eine Geschichte der Menschheit selbst zu liefern. Stolbergs Religionsgeschichte hat hievon in mehr als einer Art genügende Proben geliefert. Der Charakter der Zeitalter, die er nur allein aus seinem Standpunkte zu schildern beabsichtigt, erhält dennoch überall die höchste anschauliche Wahrheit, und universalhistorische Vielseitigkeit, und der Leser fühlt sich in den eigentlichen Mittelpunkt der Anschauung versetzt, von wo aus alles im wahren Lichte sich kund gibt. Insbesondere hat er sich auf seinem Wege um die Geschichte der Urzeit so wesentliche Verdienste gesammelt, daß die Früchte seiner treuen Studien in Zukunft nicht unbenützt werden bleiben können.

Die Zerstreuung der Völker, und ihre Verbreitung über den ganzen Erdkreis; die Entstehung der verschiedenen Sprachen, die Begründung der Herrschaft durch Nimrod, die Darstellung endlich der Städte Babel und Ninive, und die Widerlegung der gegen die Zeitrechnung der heiligen Schrift gemachten Einwürfe, Gegenstände, über welche der Verfasser sich in seiner Religionsgeschichte mit Ausführlichkeit und tiefer Gelehrsamkeit äußert, sind hier mit Erwähnung der merkwürdigsten Resultate der dort gepflogenen Untersuchungen in der dreyzehnten und funfzehnten Betrachtung abgehandelt. Die sechzehnte gibt Betrachtungen

über die Eigenthümlichkeit der heiligen Schrift. Sehr schön sagt der Verfasser: »So wie der Sohn Gottes, als er hienieden wallte (das Wort, das von Anfang war, das bey Gott war, das Gott war), nicht lehrte wie die Schriftgelehrten, sondern als Der da Gewalt hatte, daher auch sein Jünger sagte — und, o sagen wir es mit ihm! — »Herr, wo sollen wir hingehen, Du hast Worte des ewigen Lebens!« so redet auch der heilige Geist, als Der da Macht hat, in dieser Urkunde, mit ihr eigenthümlicher Macht und Hoheit, welche kein gesundes Urtheil verkennen kann, und welche die höchst begabten unter den Menschen nicht zu erreichen vermögen, ja nicht entfernt ihnen nachzuahmen Diese ihre Art und Weise ist schon allein hinreichend uns von der Göttlichkeit der heiligen Schrift zu überzeugen. Sie faßt unendlich viel in wenig Worten, und ist nie gedrängt; denn nirgends in ihr ist Drang, alles bewegt sich in ihr mit freyem Leben! Bald gibt sie nur Winke, aber aus welcher Tiefe blickt sie dann hervor.« — — »Bald redet sie in traulichster Sprache; oft achtet sie es nicht unter ihrer Würde, kleine Umstände zu erzählen, aber diese kleinen Umstände sind in der Erzählung nicht müßig. Entweder beleben sie das Ganze gleich jenen feinen Pinselzügen, durch die ein großer Meister dem Bilde geistigen Ausdruck gibt, oder sie enthalten leise Beziehungen, an welche sich erst in spätern Zeiten das früh Angedeutete anreiht, und dann desto lebendiger, kräftiger erscheint. Jedes einzelne Buch der heiligen Schrift ist, auf gewisse Weise, ein Ganzes, aber dennoch machen sie alle zusammen ein großes Ganzes aus. Jedes ist ein ergänzender Theil, ist, an und für sich betrachtet, manchmal unvollständig, scheint zugleich Lücken zu haben und Ueberflüssiges; aber jene Lücken werden in einem andern Buche ausgefüllt, dieses scheinbar Ueberflüssige hat Beziehungen auf etwas, das lange vorher in einem früher geschriebenen Buche angedeutet ward, oder was lange nachher, in einem später geschriebenen deutlich wird.« — — »Ein Zeitraum von ungefähr sechzehn Jahrhunderten verfloß, zwischen der Verfassung des ersten und des letzten Buchs der göttlichen Offenbarung. Alle ihre Bücher ründen sich zusammen in eine große Urkunde der an den Menschen sich erweisenden Macht, Weisheit und Liebe Gottes. Nur der Geist Gottes vermochte zu umfassen den großen verschlungenen Inhalt, das eine Ganze, vom: Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde, bis zum: Ja, Ich komme bald! Amen, komm Herr Jesu!«

In Gemäßheit dieser richtigen und würdevollen Ansichten, die Einheit des Geistes in den mannigfaltigen heiligen Schriften betreffend, vergleicht der Verfasser die einzelnen Bücher mit Wan-

delsternen, deren jeder seine eigene Bahn durchläuft, eine eigene mannigfaltige Schöpfung von Lebendigen enthält, aber doch nur ein Theil ist des um Eine Sonne kreisenden Weltgebäudes. Dieser Mittelpunkt, um den alle Bücher der Schrift ihre heiligen Bahnen wandeln, ist der Erlöser, »die Sonne der Gerechtigkeit, unter deren Flügeln das Heil ist.« Ihre Beziehung auf ihn gibt ihnen allen ihr wahres Licht, ihr warmes Leben. Durch ihre Beziehung auf ihn, und nur durch sie, erhält die ganze heilige Schrift ihren Bestand und ihren Gehalt. Auf Ihn, fährt der Verfasser fort, habe schon die erste, unsern Stammältern gegebene Verheißung, so wie jene spätern, den Erzvätern verliehenen sich bezogen; die Gebräuche des erwählten Volkes deuteten auf Ihn; Er ward in Vorbildern gezeigt; Ihn sangen die heiligen Seher; nach Ihm schmachteten die frommen Seelen, welche des Reichs Gottes harrten in Israel; und auch die Nationen, wiewohl in umnebelter Vorstellung, harreten sein. — Diese hier nur in Kürze angedeuteten steten Beziehungen aller Bücher des alten Testamentes und des ganzen Daseyns der Hebräer in Hinsicht religiöser Einrichtungen und Gebräuche, auf den als Heil der Völker erwarteten Erlöser, hat der würdige Verfasser in seiner Religionsgeschichte, theils frühere Bemerkungen gottseliger Männer benützend, theils eigener Erleuchtung folgend, so sehr allen Spuren seines Zweckes nachgehend, so durchgehends klar, hell und die Sache erschöpfend dargestellt, daß, wer ihn aufmerksam gelesen hat, keinen Zweifel mehr in seinem Herzen auffindet. Es ist aber dieser Gegenstand, wie Recensent bereits bemerkte, Hauptzweck des großen Werkes, und mit Recht. Denn welchen Sinn soll eine Lehre von Christus geben, wenn sie nicht auf das alte Testament, die wahren Bücher der Verheißung, begründet ist? und wie mag man sich zur Lehre Christi bekennen, wenn man sich nicht zu ihm, als dem Erlöser bekennt, als welcher er sich selbst genannt hat? wenn man ihn nicht als den Sohn des lebendigen Gottes, als den er sich selbst anerkannt, erkennen will? wenn man an seinen Wundern Anstoß nimmt, auf die er sich selbst berufen hat; und da er Moses sich zum Zeugen anführt, diesen als Propheten gelten zu lassen geringe Neigung zeigt? Ist in Christus das höchste Vorbild sittlicher Größe, und in seinen Lehren das Sittengesetz rein ausgesprochen, so steht auch das Daseyn in ganz andern Beziehungen zur Gottheit, als die neuere Moral gern erkünsteln möchte; denn jener ewige Lehrer der Wahrheit und Gerechtigkeit hat sie nicht auf diese Weise angegeben. Er hat sich als den Erfüller der Verheißungen genannt, es war dem also, wie er gesagt hat. Sein Tod war der Tod der Erlösung,

und uns wird es obliegen, das Verhältniß des Menschen zur Gottheit allein nur in dem Sinne zu erkennen, wie jene heiligen Bücher der Vorwelt, auf die Er sich berufen wollte, es bekannt machen. Mit dieser Ansicht der Dinge aber wird sich ein früher vermißtes Licht über das große Gemälde der dahin geschwundenen Jahrhunderte wie über die Gegenwart und Zukunft unseres Wandels verbreiten, und die Welt hört auf, ein unbegriffenes Räthsel zu seyn. Das Bewußtseyn der hohen Würde des Lebens, die nach solcher Erwägung klar wird, wird das Herz eines jeden, dessen Eigenthum sie geworden, mit Muth erfüllen, seine Bahn zu wandeln, wie sie ihm durch eine heilige Macht bestimmt worden, unter deren Schutze er gesichert schreitet, und er wird endlich mit sich zur Einheit kommen, was ihm früher nicht möglich war. Bey Ueberdenkung solcher Wichtigkeit der heiligen Schrift, und der hohen Vorzüge derselben, die auch selbst jene, die nicht bis zur Erkenntniß ihres vollen Werthes vorgedrungen, im Einzelnen anzuerkennen sich gedrungen fühlen, wird man wohl gern mit dem Verfasser ausrufen: »Nein, kein menschliches Buch ist, weder an kräftiger Kürze, noch an herrlicher Fülle, noch an göttlicher Hoheit, noch an kindlicher Einfalt der heiligen Schrift zu vergleichen. Sie allein ward für alle Zeiten verfaßt und für alle Völker. Das göttliche Wort, das Wort des Ewigen, wird nicht angefochten von Raum und von Zeit. Es erhebt den erhabensten Geist unter den Menschen und gibt ihm seinen wahren Standpunkt. Es läßt sich hinab zum Einfältigen, und gibt Weisheit dem Kleinen.«

Der Verfasser führt ferner die merkwürdigen Worte des heiligen Augustinus über die göttlichen Schriften an, und geht von da zur Aufforderung über (die er durch Zeugnisse heiliger Väter der Kirche bekräftigt), die heiligen Schriften mit unausgesetztem Eifer zu lesen. Er spricht von einer deutschen Bibelübersetzung, welche unter den Augen Papst Pius VII. zu Rom gefertigt werde, deren Vervielfältigung und Verbreitung die katholischen Bischöfe sich würden angelegen seyn lassen, damit hinführo unter uns keine Hütte gefunden werde, in welcher nicht das heilige Licht des göttlichen Wortes leuchte.

Die siebzehnte Betrachtung, welche sich mit Noe und Sem beschäftigt, und sich auf vielfältige Art bemüht zeigt, in die Geheimnisse der Geschichte der Vorwelt einzudringen, ist in Hinsicht ihrer Resultate von hoher Wichtigkeit. Der Verfasser ist bestrebt durch Gründe der Wahrscheinlichkeit darzuthun, daß der Fohi der Chinesen (wohl von Fo zu unterscheiden) Noe gewesen sey, derselbe, der bey den Indiern unter dem Namen Menu vor-

kommt. Dem Einflusse der Lehre dieses heiligen Erzvaters auf seine Nachkommen, in dem neuen Lande, wo er sich nach Zerstreuung der Völker angesiedelt, und dem Ansehen, welches sein tadelloser Wandel ihm erwerben mußte, wird die Begründung nicht nur, sondern auch die lange Dauer reiner Religionsansichten bey den Chinesen zugeschrieben, von welchen die Abgötterey, bey sogar vorhandener Erwartung der Erscheinung eines Gottgesandten bis fünf und sechzig Jahre nach Christo entfernt blieb, wo diejenigen, welche zur Aufsuchung einer so lange erwarteten heiligen Lehre nach Westen gesandt wurden, die schändliche Lehre des Fo nach Hause brachten. Eben so schreibt der Verfasser dem Ansehen, welches der fromme Erzvater unter seinen Nachkommen genoß, die seltene Ehrfurcht der Chinesen gegen ihre Aeltern zu, worin sie allen Nationen der Erde vorangehen. Die Bevölkerung Indiens glaubt der Verfasser als gemischt betrachten zu müssen; daher der Unterschied ihres Religionsdienstes, und die verschiedene Weise, die Gottheit zu verehren Diese Bevölkerung besteht nämlich nach dem Verfasser aus Semiten und Chamiten. Die ersten unter Anführung Sems, bey den Indern Schem oder Schenma, erbauten im Gebirge Himalaja die heilig gehaltene Stadt Bamiyan, und waren einer reineren Religion zugethan; die zweyten drangen unter Kusch, dem Sohne Chams, in das Land, und ergaben sich, obwohl auch bey ihnen erhabene Begriffe von der Gottheit und Spuren von den hohen Geheimnissen des Glaubens, wie bey jenen, doch noch mehr durch unreine Zusätze verdunkelt, sich vorfinden, einem mit Menschenopfern, Unzucht und Selbstpeinigungen befleckten Götzendienste.

Ganz aus dieser Abhandlung über Noe und Sem hervorgehend ist die folgende achtzehnte: einige Bruchstücke uralter Weltgeschichte in den Sagen der Nationen, überschrieben. Der Verfasser beruft sich gleich im Beginne auf die Wichtigkeit dieser Untersuchungen, welche sehr geeignet seyen, auf unsere heilige Urkunde aufmerksam zu machen, welche allein vollständig, mit hoher Würde, in klarem Zusammenhang alles enthält, wovon wir außer ihr nur einzelne, daher an sich bedeutungslose, bald dürftige, bald phantastische, bald sich widersprechende, auf vielfältige Weise verfälschte Nachrichten finden, welche nur durch die Zusammenstellung mit den heiligen Urkunden Gehalt bekommen, und ihre wahre Deutung erhalten können. Durch diese Vergleichung selbst zeige sich das wahrhaft Aechte in den Ueberlieferungen des heidnischen Alterthums, und lasse sich leicht von später gewagter Dichtung unterscheiden. Indem der Verfasser nun die Sagen der Chinesen, Indier, Aegypter, Chaldäer und Syrer zusammenstellt, und noch Ueberlieferungen von Eingebornen von Cuba

und Mexiko hinzufügt, zeigt sich eine bewunderungswürdige Uebereinstimmung in Hinsicht der Aussagen aller Völker über die Sündflut, als von welcher großen Begebenheit die Erinnerung des neuen Menschengeschlechtes beginnt. Nach solchen Untersuchungen des treuesten Fleißes und höchsten Scharfsinnes bemerkt der Verfasser: es sey einer wahren Philosophie würdig, mit Verlassung jenes Trennens und Sonderns, worin die neuere Weisheit ihren Ruhm gesucht, vielmehr das durch menschliche Verwahrlosung, Leichtsinn, Irrthum und Schalkheit Getrennte und Zerstreute zu sammeln, dem wahren Zusammenhange der Dinge nachzuforschen und ihn zu zeigen. An sich sey im Reiche der Wahrheit nichts isolirt, nur unserem blöden Sinne entgehe die Verbindung. Diese Zeit einer bessern Philosophie nahe bereits, und verkündige sich schon durch günstige Zeichen.

In den beyden nun folgenden Betrachtungen über den Zodiakus, und die Ueberlieferungen von hehren Geheimnissen unserer Religion unter den Völkern, verfolgt der Verfasser denselben Zweck wie in den nächst vorhergehenden. Er findet es nach der Angabe des Kallisthenes, der Alexander den Großen auf seinem Feldzuge begleitete, wahrscheinlich, daß die Chaldäer am frühesten die Sternkunde auf einen gewissen Grad der Vollkommenheit gebracht haben, obgleich ihnen bald andere Völker an tiefer Kenntniß vorangingen, insbesondere die Indier. Sie seyen demnach als die Erfinder des Zodiakus und dessen Eintheilung, wie sie noch itzt gebräuchlich sey, zu betrachten, welches auch daraus erhelle, daß die zwölf Zeichen des Thierkreises weder für das ägyptische, noch für das indische, noch weniger für das griechische Klima passen, sondern nur für Chaldäa, wenn die berechnete Abweichung der Ekliptik in Anschlag gebracht werde. Warum hätten aber die andern Nationen diesen Zodiakus angenommen, der eigentlich nur sich für Babylonien eignete, wenn nicht, unserer heiligen Urkunde gemäß, das ganze Menschengeschlecht sich aus der Ebene Senaar über andere Länder verbreitet hätte? Aber auch in der Hinsicht sey der chaldäische Zodiakus und andere Sternbilder merkwürdig für uns, weil, wie die beyden Britten Bryant und Thomas Maurice scharfsinnig bemerken, durch dieselben die Geschichte des Noe angedeutet wird. Der Verfasser führt diese Behauptung nach gedachten beyden Schriftstellern in Erklärung einzelner Sternbilder aus, und geht dann zur Beantwortung der Frage über: woher die Völker nach der Sündflut die Himmelskunde erlangt, in so hohem Grade zwar, daß sie zu Resultaten gelangten, die eine lang fortgesetzte Beobachtung voraussetzten? Der Verfasser nimmt mit Bailly an, daß die großen Kenntnisse der Indier und anderer Völker in der Astro-

nomie die Trümmer der Wissenschaft der asiatischen Völker vor der Sündflut seyen Das lange Leben der Menschen in der Urzeit habe die Beobachtung begünstigt, das Auge sey vermuthlich schärfer gewesen. Sems langer Aufenthalt in Indien, welches ihn noch jetzt als den großen Mann verehre, dem es seine Weisheit verdanke, mache es begreiflich, daß die Indier in frühern Zeiten alle Völker in der Kunde des Himmels übertrafen. Auch hieraus zieht der Verfasser einen Grund für die Annahme der Meinung, daß Noe seine Nachkommen die Kenntniß des Himmels gelehrt habe, weil jene in der Astronomie großer Völker wohl die einmal erfaßten Kenntnisse bewahrten, aber nicht weiter fortbildeten, was gewiß geschehen wäre, wenn sie selbst Erfinder dieser Wissenschaft gewesen wären; da sie im Gegentheile keineswegs von ihrem nur auf das Herkommen begründeten Verfahren in ihren Berechnungen Rechenschaft zu geben wissen.

Von dem höchsten Interesse seyen indeß jene Ueberlieferungen, welche von den erhabenen Geheimnissen unserer Religion, wenn auch oft unvollständig, verfälscht und verunstaltet, unter den alten Völkern sich vorfinden; da diese Ueberlieferungen für jeden Fall den Beweis der einst überall und allgemein verbreiteten, durch die Schuld und den Abfall der Menschen erst später verdunkelten und verwirrten heiligen Wahrheit liefern. Diese höchst wichtigen Resultate angestrengter historischer Forschungen hat der Verfasser in seiner Religionsgeschichte mit aller der Sache angemessener Umständlichkeit entwickelt. Er beginnt hier abermal mit den Chinesen, über deren von ursprünglicher unverfälschter Tradition zeugende Religionslehre er schon früher Bemerkungen gab. Hier führt er zuerst ihre unter ihnen vorhandene Lehre von der Dreyeinigkeit des göttlichen Wesens an. Sie nennen das höchste Wesen Tion, welches auch Himmel bedeutet, sie nennen es aber auch Tao, welches »Drey-Eins« bedeutet. Unter den Wortzeichen der Chinesen befindet sich das gleichwinklichte Dreyeck, welches, nach dem Wörterbuche des Kaisers Kang-hi, Vereinigung bedeutet. Das bey den Chinesen hochgeschätzte Buch, Chuenen, sagt: »Der Triangel bedeutet innige Vereinigung, Harmonie, das höchste Gut des Menschen, des Himmels und der Erde. Es ist die Vereinigung der drey Tsaï. Vereint walten sie gemeinschaftlich, schaffen und nähren.« Ko, einer der beyden Verfasser der Mémoires concernans l'histoire, les sciences etc. des Chinois, sagt: Tsaï bedeutet Prinzip, Macht, Geschicklichkeit im Tao. Eben derselbe sagt: Man kennt in Europa den berühmten Text des Laotsee: »Tao ist Einer, Seiner Natur nach. Der Erste zeugte den Zweyten, Beyde brachten hervor

den Dritten. Diese Drey haben alle Dinge gemacht.« In einem andern Texte über die drey göttlichen Personen heißt es: »Umsonst befragst du deine Sinne über diese Drey, nur die Vernunft kann dir davon sagen, und sie wird dir sagen, daß Sie nur Eins ausmachen, über welchen kein Licht ist, unter welchen keine Finsterniß. Er ist ewig. Es ist kein Name, den man Ihm geben könne; Er gleichet keinem Dinge, von allen die da sind. Er ist ein Bild ohne Gestalt; eine Gestalt ohne Materie. Sein Licht ist umgeben mit Finsterniß. Schaust du empor, so siehst du an Ihm keinen Anfang; folgest du Ihm, so findest du kein Ende bey Ihm. Daraus, daß er der Tao aller Zeiten, urtheile, was Er ist. Wissen daß er ewig, das ist ein Anfang der Weisheit.« Das Buch Seeki sagt: »Ehemals opferte der Kaiser feyerlich alle drey Jahre dem Geiste Dreyeinigkeit und Einheit.« — Die Gräuel der Lehre des Foï haben fünf und sechzig Jahre nach Christo, wie bereits angezeigt, diese unmittelbar auf göttlichen Offenbarungen beruhende Lehre verdrängt, und die im siebzehnten Jahrhunderte eingedrungenen Tataren haben einen lächerlichen Götzendienst in Umlauf gesetzt; indeß hangen, wie der Verfasser bemerkt, noch viele Chinesen an ihrer ursprünglichen Lehre, obgleich diese mit abergläubischen Gebräuchen befleckt wurde. Indeß, mehr vorbereitet, als andere heidnische Völker, und der wahren Lehre gleichsam nur treuloser Weise entzogen, haben die Chinesen, seit Missionarien ihnen das Wort Gottes vorzutragen kamen, von jeher große Empfänglichkeit für das Christenthum gezeigt. Die vielen Verfolgungen, welche von Zeit zu Zeit die Kaiser selbst oder einzelne Statthalter gegen das Christenthum einleiteten, haben dasselbe nicht mehr auszurotten vermocht, und selbst die erst jüngst wieder gegen die Christen verübten Gräuel zeugen von der großen Verbreitung, welche die heilige Lehre fortschreitend im ungeheuren Reiche gewonnen hat, und von der hohen Standhaftigkeit ihrer Bekenner.

Die Lehre der Indier von der Gottheit und ihren Formationen ist heut zu Tage vielfach erörtert worden. Daß sie ein dreyfaches Wesen der Gottheit annehmen, und sie nach verschiedner Aeußerung ihres Seyns Brahma, den Schöpfer, Wischnu, den Erhalter, und Siva, den durch die Zerstörung Erneuenden nennen, ist bekannt. Der Verfasser ist der Meinung, daß der kuschitische Theil der Bevölkerung sich vorzüglich zur Verehrung des Siva gehalten, die von Sem abstammenden Indier aber den Wischnu verehren. So glaubt er auch, daß die Verehrung des Letztern eigentlich den ursprünglichen Kultus der von den Inka's in Peru eingeführten Re-

ligion enthalte, die Mexikaner aber die Verehrung Siva's durch irgend einen Ankömmling erhalten hätten. Hier kommt die wichtige Angabe zu berücksichtigen: daß die Inder die dreyfache Gottheit auf mystische Weise durch die drey Buchstaben A. U. M. ausdrücken, welche sie, ihrer Aussprache des au gemäß, Om aussprechen, ein Wort, so heilig gehalten, daß es, nach William Jones Bemerkung, nie über die Lippe des andachtigen Indiers kommt, wenn er demselben in Betrachtungen nachsinnt. Mit diesem nämlichen Worte aber, dessen Bedeutung früher nicht ausgefunden werden konnte, entließ der Priester die Eingeweihten in den eleusinischen Mysterien, welches auf deren Inhalt, wie auf ihren Ursprung hindeutet. Von Wischnu, der zweyten Person der Gottheit, meldet, wie bekannt, die Lehre, daß er oft menschliche oder thierische Gestalten annehme. Als Krischna oder Kischu ward er im nördlichen Gebirge unter Hirten geboren, und verlebte seine Jugend unter Hirten und Hirtenmädchen, aus welchen er neun erkor, mit denen er zu tanzen und auf der Flöte zu spielen pflegte. Mit Recht erinnert der Verfasser hier an den weidenden Apollon und die neun Musen. Eben so wird von Krischna erzählt, daß er, ein Knabe (gleich dem ihm nachgebildeten Herkules), die schreckliche Schlange Kaliya tödtete. Er wird auf indischen Abbildungen gefunden, bald wie ihm die Schlange die Ferse zu verletzen scheint, bald wie er (eben so Herkules auf unserer Himmelssphäre) der Schlange den Kopf zertritt. Ein Herold, der den Krischna oder Kischu in menschlicher Gestalt gesehen, drückt seine Freude darüber aus, und hofft, daß, wenn er ihm zu Füßen falle, dieser Befreyer von der Schlange des Todes ihm die Hand auf das Haupt legen werde. Der Verfasser weiset hier auf die schon im Paradiese gegebene Verheißung von dem Erlöser hin, welcher der Schlange den Kopf zertreten solle. Ferner macht der Verfasser auf die reine Lehre der Indier von der Seligkeit der Gerechten (die nicht der Wanderung durch die Leiber der Thiere unterworfen seyen) aufmerksam. Sie theilen diese Seligkeit in fünf Stufen: die Gegenwart Gottes, die Annäherung zu Gott, die Vereinigung mit Gott, das Anschauen Gottes, Theilnahme am göttlichen Wesen. Von Siva behaupten sie, daß von ihm die Gewässer ihren Ursprung haben, daher er auch Narayana, der Wasserbewegende genannt wird. Da er die dritte Person der dreyfachen Gottheit bey den Indiern ist, erinnert der Verfasser an die Worte der Schöpfungsgeschichte: »und der Geist Gottes schwebte über den Wassern.« Der Verfasser schließt diese Betrachtung über die Religion der Indier mit sehr schönen Be-

merkungen über den ursprünglichen Geist der indischen Religiosität, den verschiedenen Charakter der Verehrung des Wischnu und Siva, der Verdunklung und Verwirrung ursprünglicher Offenbarung, und geht dann, das Vorhandenseyn ähnlicher hoher Begriffe von der Gottheit beurkundend, zu andern Völkern des Alterthums über.

Bey Gelegenheit der Erwähnung der wahrscheinlichen Stiftung der Religionen Peru's und Mexiko's durch wischnuitische und sivaïtische Indianer, und der auf Kuba vorhanden gewesenen Ueberlieferung von Noe und der Sündflut, bemerkt der Verfasser, daß sich in vielen Gegenden Amerika's unläugbare Andeutungen von der Lehre der Dreyeinigkeit vorgefunden. So ward die Sonne unter dem dreyfachen Namen der Vater-, Sohn- und Brudersonne verehrt, der Gott der Luft wurde in drey verschiedenen Abbildungen vorgestellt, und Acosta erzählt von einem Tempel in Kuquisako, es werde dort ein großes Bild verehrt, und Tangalanga genannt, das heißt: Eins in Dreyen, und Drey in Einem.

Zu den Völkern Asiens zurückkehrend, erinnert der Verfasser, daß der Mithras der Perser von ihnen der Mittler (μεσίτης) genannt worden. Er habe diesen Beynamen erhalten, weil derselbe nach der Meinung der Perser zwischen Ormuzd und Ahriman in der Mitte stehe, das ist, das Lichtreich verherrliche, und das Reich der Finsterniß bekämpfe. Von dem Heilande sage aber der Evangelist Johannes: »Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß Er die Werke des Teufels zerstöre.« Ueberall, in der weiten Tartarey, und unter den Heiden Sibiriens sey die geheimnißvolle Verehrung der Zahl Drey zu finden. So finde man dort bey den Götzendienern die Verehrung des großen Gottes unter der dreyfachen Benennung: erstens der Schöpfer aller Dinge, zweytens Gott der Herr, drittens die Liebe, die von beyden ausgeht. So werde ferner im Münz-Kabinette des Kaisers von Rußland eine Münze gezeigt, die unter den Trümmern eines kleinen Tempels in Sibirien gefunden worden, und ungezweifelt auf einen dreyeinigen Gott hinweise. Es sey aus der heidnischen Zeit ein irländischer Hymnus an die Sonne vorhanden, und Valencey, ein geborner Irländer, bemerke, daß sie auch Krusna und Kriosan heiße, welches um so wahrscheinlicher Krischna sey, da die drey Hauptgottheiten der alten Irländer Kriosan, Biosena und Siva hießen, und eine Göttin Kauli verehrt wurde, welches auf die indische Kali hindeute und mit der indischen Abkunft zugleich die dreyfache Gestalt der Gottheit unter den Irländern vermuthen lasse. So weise auch die Edda

auf die Dreyeinigkeit hin, und stelle in Balder einen vom bösen Geiste getödteten Gott dar, der aber einst nach der Dämmerung (dem allgemeinen Untergange der Götter) wieder aus dem Todtenreiche hervorkommen, und mit Allfadur, dem Vater der Götter, so wie mit den Seelen der gerechten Menschen im Himmel leben werde.

Bey den Griechen, die früh ihren Mythus verkannt, und durch willkürliche Dichtungen entstellten, findet der Verfasser in Herkules, dem ursprünglichen nämlich, der mit dem Mithras der Perser und dem Balder der Scandinavier derselbe die Menschheit befreyende Gott, und der Sonnengott, Belus, sey, auf welche seine zwölf zum Besten der Menschheit unternommenen Arbeiten hindeuten, eine verdunkelte Vorstellung von dem Erlöser. Durch Orpheus den Thrazier, dessen Gesänge früh ins Griechische übersetzt worden, seyen geheimnißvolle Lehren unter die Griechen gekommen. Orpheus habe von einem unzugänglichen Lichte gesprochen, welches alle Dinge umfange, und ihm die drey Namen gegeben: Βουλὴ Rath, Φῶς Licht, Ζωὴ Leben; Namen, von denen er sagte, daß sie eine und dieselbe Kraft enthielten. So habe auch Amelius zweyhundert Jahre nach Christus eine Trias dreyer Werkmeister gelehrt, eben so Porphyrius, fünfhundert Jahre nach Christus, einer der größten Feinde des Christenthums. So finde sich überall auch geheimnißvolle Ehrfurcht für die Dreyzahl. Fast bey allen Nationen seyen drey über die andern erhabene Götter; die Dichtung selbst füge sich dieser Ehrfurcht, und verweile gern bey dreyfachen Gottheiten einer Art oder eines Geschäfts, wie dreyer Richter im Unterreiche, dreyer Mören, dreyer Grazien, Erinnyen, Harpyien, u. s. w.

Die wichtigen Erwägungen, welche bey Betrachtung so auffallender Resultate der Studien alter Volksreligion sich der Seele unwillkürlich aufdringen, gibt der Verfasser selbst in nachfolgenden Worten:

»Sähen wir auch einen Augenblick ab von den Lehren unseres Glaubens, legten wir die heilige Schrift bey Seite, beseitigten wir zugleich alles, was wir von Kindheit an gehört haben; würden nicht diese Vorstellungen der Völker, welche unter sich so verschieden, dennoch übereinstimmen in der Idee Einer in drey verschiedenen Eigenschaften sich offenbarenden Gottheit, uns auffallend scheinen? Würden wir nicht vernünftiger Weise, ja, wofern wir vernünftig sind, nothwendiger Weise, auf den Gedanken Einer Wahrheit gelangen, welche, wie Ein auf umwölktem Berggipfel lauterer Quell, nach verschiedenen Richtungen in viele Bäche sich ergossen, die, der verschiedenen

Beschaffenheit des Erdreichs gemäß, mehr oder weniger getrübt worden, denen man aber müsse nachspüren können, bis auf den hohen und lauteren Urborn?«

Die Allgemeinheit dieser Idee, bemerkt der Verfasser ferner, sey um so auffallender, da hier von einer Lehre die Rede sey, welche weder von selbst sich dem Verstande des Menschen darbiete, noch auch die Phantasie ergötze, oder den Lüsten schmeichle. Die Verirrung sinnlicher Menschen von der Verehrung Eines Gottes zur Verehrung der Sonne, in welcher man sein Bild sehen wollte, dann des Feuers, als Bildes der Sonne, sey begreiflich. Eben so die weitere Verirrung zum Monde, den Planeten und den übrigen Gestirnen. Den Namen, die sie erhielten, seyen die Bildnisse gefolgt, menschlicher Gestalt, und bald seyen diese Bildnisse mit beynahe gänzlichem Vergessen ihrer Beziehung auf die Sterne, angebetet worden. Aus grober Sinnlichkeit, aus entzündeten Lüsten, aus Bewußtseyn anklebender Sündhaftigkeit, und daher Furcht vor den Göttern, die man lieber durch äußern Dienst, als durch Besserung des Wandels zu versöhnen wünschte, daher es auch zu vermögen glaubte, seyen die Gräuel des Heidenthums, im Wesentlichen sich allenthalben und jederzeit ähnlich, entstanden. Wie aber ließe sich die Entstehung der Lehre von einem auf dreyfache Weise sich offenbarenden Gotte irgendwo bey einem Volke, wie viel weniger bey so vielen weit aus einander wohnenden Völkern erklären? Hier müsse Wahrheit zum Grunde liegen; denn das Zufällige werde nie allgemein, und das Grundlose habe keinen Bestand. Wohl müsse es dem also seyn, wie die heiligen Schriften aussagen, daß der Mensch von der Gottheit selbst belehret wurde. Gott habe sich so vor als nach der Sündflut den Menschen geoffenbart, wie dieß auch die frühesten Sagen aller Völker bekräftigen, wovon die eine aus der allgemeinen Sündflut gerettete Familie allen aus ihr entsprossenen Nationen den stärksten Beweis liefere. Nach der Zerstreuung der Nationen seyen diese heiligen Ueberlieferungen zwar vielfältig verunstaltet worden, doch sey so wenig wie das Andenken der Schöpfung und der Sündflut die Grundidee des dreyeinigen Gottes, wenigstens nicht so sehr erloschen, daß sie nicht auch da noch zu erkennen wäre, wo die Vorstellung von drey Personen in die von drey verschiedenen Eigenschaften ausartete. Fast überall finde sich ferner eine, den Menschen befreundete, Beschwerden für sie übernehmende, zwischen der Gottheit und der Menschheit vermittelnde, sühnende, heilbringende Person. Gewiß Bemerkungen, welche auch den Leichtsinnigsten zum Denken auffordern, und die Gegner des Chri-

stenthums zum Zweifel an sich und ihren Ueberzeugungen zu führen geeignet sind.

Ueberhaupt naht sich nicht nur die Zeit, sondern sie ist wirklich vorhanden, und wirksam, wo dasjenige, was der Verfasser von der Philosophie erwartet, indeß in der Geschichte vorläufig eintritt. Die allgemeine Verbindung der Völker unter einander durch große Ideen, welche ihr Leben erfüllten, und ihren Geist über den engen Raum dieser Erde hinaus nach höheren Welten leiteten, in denen er die Quelle seines Seyns erkannte, ist nicht mehr als problematisch zu betrachten, sondern selbst von Denjenigen erwiesen, welche keine Anknüpfung dieser Thatsachen an die Aussagen der Offenbarung suchen, sondern nur dem Bedürfniß folgen, sich ein klares Bild vom Daseyn der Vorwelt zu schaffen. Es ist hierin mehr geschehen, als man noch vor wenigen Jahren auch bey der größten Kühnheit der Erwartungen sich zu hoffen hätte erlauben dürfen. Die Mythologie der Griechen hat aufgehört ein schönes Märchen zu seyn, und ist, seit William Jones den ersten Schritt dazu gethan, insbesondere durch die mit dem höchsten Aufwande des Scharfsinnes geleiteten tiefsinnigen Forschungen Creuzers, auf ihren Ursprung in dem Orient hingewiesen, und in ihm auf eine Art begründet worden, daß das Verständniß des ganzen Lebens der griechischen Vorzeit hiemit erst eigentlich wahrhaft beginnt. Dasselbe auf den Grund der Dinge eindringende Streben ist von demselben Gelehrten auf den Orient selbst verwendet worden, wo Friedrich Schlegel durch sein Werk über die Weisheit der Indier so schön den Platz preiswürdiger Untersuchungen zeigte und eröffnete. Unerwartete Aufklärungen, Resultate vieljähriger Forschungen an den Quellen dieser Erkenntnisse selbst gab H. v. Hammer über das orientalische Alterthum, das hellenische zugleich dadurch aufhellend, und die Wurzeln einer jüngern Zeit bis in die dunkeln Tiefen der fernesten Jahrhunderte verfolgend. Zugleich ist durch die Aufstellung einer nach einzig echten Grundsätzen entworfenen Geographie, wie sie Ritter der Wissenschaft zum Heile aufgefunden, und mit eisernem Fleiße, durch wahrhaftes Genie über alle Schwierigkeiten gehoben, ausführt, jenen Untersuchungen ihre eigentliche Grundlage gegeben, das Verständniß befördert, und ein großes Muster aufgestellt worden, wornach andere, welche ähnliche Arbeiten unternehmen wollen, sich richten mögen. Die Verdienste Heerens um die alte Geschichte, vorzüglich Asiens und Afrika's, sind anerkannt, und durch die Früchte, die sie bereits reichlich trugen, hinlänglich bekräftigt.

Welch eine andere Gestalt wird die Geschichte der Vorzeit

erhalten, wenn die Vorarbeiten dieser und anderer verdienter Männer das zu ihrer gehörigen Benützung reife Geschlecht im Verlaufe der Jahre vorfinden! Wie sehr wird selbst auch die Geschichte neuerer Zeit durch sie verändert werden, da sie nicht mehr isolirt, wie zu geschehen pflegt, von den Schriftstellern wird aufgefaßt werden können, sondern vielmehr die großen Erinnerungen an die Vorwelt (den Urstamm unseres Seyns, aus welchem die Gegenwart nur wie ein zarter erst zur Reife heranwachsender Zweig hervorragt) überall in sich tragend, eine Bedeutung gewinnen wird, welche die Zeit über sich selbst aufklären, auf die letzten Zwecke des Daseyns aufmerksam machen, und diese jedem ans Herz legen muß. Zu sagen: daß Untersuchungen über die Vorwelt, welche nicht in religiöser Absicht, oder ganz im Gegensatze mit dem Christenthume, unternommen wären, nur von üblen Folgen für die Religion selbst seyn könnten, hält Recensent nicht der wahren Ansicht der Dinge angemessen; vielmehr ist er der Ueberzeugung: daß je vielseitiger der Wahrheit nachgeforscht wird, und von je verschiedenern Standpunkten die Untersuchungen ausgehen, desto früher die wahre Ansicht ausgemittelt werden muß. Die großen Schriftsteller im Fache der Historie haben übrigens, auch bey den nur geringen Vorarbeiten, die sie zu ihrer Benützung vorfanden, jederzeit den Drang in sich gefühlt, das Leben, das sie darzustellen unternahmen, an eine ehrwürdigere Vorzeit anzuknüpfen, wovon Johannes Müller auf jedem Blatte das Zeugniß liefert. Die hohe Ahnung des Zusammenhanges alles Lebens, die stete Beziehung auf eine Würde früherer Zeit, die zugleich wieder als Ziel der Zukunft gegeben ist, verbreiten über sein Werk eine Erhabenheit, an der der Mensch sich aufzurichten, und seiner selbst bewußt zu werden vermag. Alles Streben aber der Historiker nach Erfassung eines Seyns, welches der Gegenwart zur Grundlage und zum Vorbilde dienen könnte, wie dunkel gefühlt sich dieses auch äußern mag, was ist es anders, als die Ahnung eines einst bessern Daseyns, eines Gott näher gestandenen Lebens, einer eigenthümlichen Reinheit der Tugend des Menschengeschlechts, die, wenn auch nirgends zu finden, ihm dennoch angehört? Dieß ist der Punkt, wo menschliche Weisheit, in sich selbst vernichtet, gehemmt steht, und zwischen unauflösbaren Widersprüchen eingeklemmt, nur in geoffenbarter Lehre Rettung findet. Die wahre Würde der Vorzeit geht nur aus ihrer größern Annäherung an die Gottheit hervor, aus dem Erweis, den sie liefert, daß der Mensch, nicht ein irrendes und dürftiges Geschöpf des Schlamms, aus dem er sich zu Mühen und kurzer Lust hervorgearbeitet, durch den Herrn alles Lebens geworden, dessen Bild er an sich trägt.

Weit entfernt, hiemit sagen zu wollen, es sey Pflicht des Geschichtschreibers, immer auf das Alterthum, oder wohl gar auf die älteste Geschichte der Menschheit zurück zu weisen, glauben wir vielmehr, daß dieß ohne Affektation, nächst der Treulosigkeit der Darstellung beynahe das größte Gebrechen des Schriftstellers, beynahe nicht möglich seyn dürfte. Es ist aber auch kein Grund da, es zu verlangen. Jene innere Zurückführung des darzustellenden Lebens auf den Urquell alles Seyns und auf einen Stand größerer Vollkommenheit des Menschengeschlechts, welcher das Maß der Vergleichung für das zu schildernde Leben darbietet, ergibt sich, wenn der Schriftsteller von diesem erhabnen Standpunkte der Menschenschätzung ausgeht, von selbst im Gemüthe seines Lesers. Sie muß sich unmittelbar von selbst ergeben, weil der darstellende Künstler jene Zeit, die er vor seinen Leser führt (und jede ist hierin der andern gleich, und hat dieselben Ansprüche; da sie alle vereint erst das große Ganze des Lebens bilden, durch welches sich die Gottheit hienieden offenbart), weil, wie gesagt, der darstellende Künstler den Gegenstand seiner Darstellung, indem er von solchen Grundsätzen oder Gefühlen ausgehet, mit jener Scheu der Ehrfurcht entwickelt, welche von allem, was höhere Beziehung hat, im Menschen hervorgerufen wird, und weil diese Empfindung, durch die ganze Darstellung wehend, unmittelbar dem Leser oder Hörer sich mittheilt. Dieß hat auch von jeher, wenn nicht etwa außerhistorische große Zwecke, denen die gewählte Geschichte nur als Mittel dienen sollte, den Schriftsteller leiteten, ächte Historiker veranlaßt, die urkundliche Darstellungsweise zu wählen, und die Zeit, die sie schildern wollen, möglichst treu nach den Aussagen selbst der Zeitgenossen, aus welchen sie schöpften, wieder zu geben, obgleich deßhalb sich nicht der umfassenderen Ansichten zu entäußern, welche ihnen der entferntere Standpunkt bey gleicher Treue und Wahrhaftigkeit der Gesinnung gewähren muß. Auch hierin ist Johannes Müller Meister aller Meister der Darstellung, und ruft, ein, wie das Athenäum sagt, rückwärts gekehrter Prophet, durch so einfachen Zauber die Jahrhunderte aus ihren Gräbern vor die Blicke der staunenden Betrachter. Alles, was mit Würde, was mit Treue und edler Gesinnung unternommen, zu Tage gefördert wird, gibt sich in gleicher Tugend kund, in der es gepflegt ward, und trägt seiner Natur angemessene Frucht; die nach der einzig wahren Ansicht des Lebens und seiner Bestimmung bearbeitete Weltgeschichte aber wird die in den Verwirrungen des Augenblickes und den Bedrängnissen der nächsten Umgebungen oft sich selbst verdunkelnde Welt an das hehre Licht ihrer Aussagen empor heben, und indem sie ihr zeigt, was und wie sie war, und was sie eigentlich jetzt ist, sie auch ihre hohe

Abkunft und das Walten Gottes durch alle Erscheinungen nicht wieder vergessen lassen.

Nach diesen durch die Natur des Gegenstandes selbst herbeygeführten Seitenblicken auf die Eigenthümlichkeit unserer Geschichte und auf die Erwartungen, zu welchen wir, in Hinsicht ihrer künftigen Gestalt unter uns, bereits berechtigt seyn mögen, kehren wir zu unserem Verfasser zurück, dem wir gerade bey einem Gegenstande des höchsten Interesse begegnen, indem er über die einzelnen Verehrer des wahren Gottes, und über das uralte Priesterthum auf Erden spricht. Daß das Menschengeschlecht nicht auf einmal in plötzlichem Abfall von der Erkenntniß Gottes zur Verkennung seines Schöpfers und zum Dienste der Götzen herabgesunken seyn könne, und welche Stufenfolge der Entartung hier wahrscheinlich Start fand, hat der Verfasser bereits früher bey Gelegenheit der Betrachtungen über den gestirnten Himmel entwickelt. Es ist daher eben so wahrscheinlich, daß die Zahl der Verehrer des wahren Gottes, während von vielen Seiten die Abgötterey sich zu verbreiten anfing, immer noch durch längere Zeit bedeutend geblieben sey. Der Verfasser führt hier Melchisedek, den König zu Salem als höchst bedeutenden Beweis an, der nach Abrahams Siege ihm entgegen ging, ein Priester des höchsten Gottes. Der Verfasser verweilt hier bey der Vorbildlichkeit dieses Brot und Wein opfernden königlichen Priesters, und gibt über Opfer und Priesterthum der alten Welt unterrichtende Bemerkungen. Er geht dann auf Jethro über, und auf Hiob; doch zweifelt er, ob letzterer auch Priester gewesen sey. Der Beruf Abrahams, über welchen sich der Verfasser unmittelbar darauf verbreitet, ist, indem die Innigkeit der Gefühle des Verfassers sich hier vorzüglich zu entwickeln Gelegenheit fand, in dem Verweilen selbst bey so manchen das Herz anregenden Gegenständen, eine der anziehendsten Abhandlungen des Werks. Von welcher Wichtigkeit es gewesen, daß Gott bey dem mehr und mehr um sich greifenden Abfalle des Menschengeschlechts ein Volk sich erkor, das den unmittelbaren Einflüssen der höchsten Gnade und Belehrung offen erhalten, sich nie ganz von seinem Schöpfer wende, die Würde des Lebens bewahre, und die Bedingungen erfülle, unter welchen die Erscheinung eines Erlösers allein möglich blieb, wird von dem Verfasser in inhaltsreicher Kürze entwickelt. Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß Gott aus der ihm beywohnenden freyen Gnade zu so wichtiger Bestimmung nicht die unmittelbaren Nachkommen Noahs, der erst vor ein und siebzig Jahren gestorben war, und ein Volk hinterließ, das gewiß noch wie Sems Nachkommen in Indien dem wahren Gotte treu geblieben, noch diese Nachkommen selbst, oder andere treu

Verbliebene, sondern den Sohn des Götzendieners Thare, Abram aus Ur in Chaldäa wählte, der vielleicht selbst Götzendiener gewesen, ehe Gott sich unmittelbar ihm offenbarte.

Das Leben der drey großen Erzväter, und die Geschichte Israels von Joseph und seinen Brüdern bis zum Auszuge aus Aegypten und der Gesetzgebung vom Berge Sinai, in Betrachtungen vertheilt, die sich hier unmittelbar folgen, sind ergreifend durch die Fülle, die innersten Geheimnisse des Lebens berührender Erwägungen, belehrend nicht allein durch die Wichtigkeit der Ereignisse selbst, welche über das Daseyn des Menschengeschlechts entschieden, sondern auch, und es ist erlaubt, dieß hier unmittelbar hinzuzufügen, durch den aus jedem Worte des Darstellenden sichtbar hervorleuchtenden Eindruck, den diese Begebenheiten auf sein Gemüth hervorgebracht. Diese Tiefe religiöser Demuth, dieses Hinsinken in Anbetung und Preis des höchsten Gottes, der den gesunkenen Menschen wieder zu sich erheben will, diese glühende Liebe zum ewigen Vater alles Lebens, wie sie sich durchgehends ausspricht, sind nicht ein müßiges Schauspiel menschlicher Erregbarkeit und Begeisterung, welchem die leicht befriedigte und leicht aufgeregte Menge gern zuhorcht, und Beyfall ruft, um in der nächsten Stunde nicht mehr daran zu denken. Sie liefern vielmehr ein erhabenes Zeugniß für die Trefflichkeit der menschlichen Natur, und für die Möglichkeit der Annäherung an die Gottheit durch Einfalt des Herzens. Solche Erscheinung, wie sie hier Stolberg an sich selbst gibt, wirft ein plötzliches Licht durch das verfinsterte Gemüth, und öffnet der ewigen Liebe den Eingang. Mit der Ehrfurcht für ihn, der als ein Bild der Tugend vor unsern Augen wandelt, erwacht die eigene Kraft zu ähnlichen Bestrebungen in unsern Herzen, und Er selbst ist es, nicht nur sein Werk und seine Lehre, der uns, indem wir uns mit letzterm beschäftigen, als wirksames Beyspiel, und als Beleg der gegebenen Lehre, veredelt, und auf der Bahn des Guten fest hält.

Eine weise Berücksichtigung jeder Verheissung, welche besonders bey dem ersten der drey Erzväter in so mannigfaltiger Offenbarung sich kund geben, und der Jakob einen eigenen symbolischen Charakter erhalten, zeichnet die hier angedeuteten Untersuchungen vorzüglich aus. Das Leben der Erzväter wird hier in einer Art vor dem Beschauer vorüber geführt, daß es, im höchsten Sinne erbaulich durch die Tiefe seines innern Gehalts, zugleich das heiterste Bild schuldlosen Daseyns gibt, und eine sanfte Beruhigung und Ausgleichung aller Gefühle im Gemüthe des Lesers zurück läßt. Joseph, der letzte der Erzväter, wird als Vorbild des Erlösers durch die Schicksale seines Lebens und seinen

Charakter bezeichnet. Aus den Leiden der Nachkommen Jakobs in Aegypten zieht der Verfasser die Lehre: daß die Menschen hienieden der Leiden bedürfen, um sich zur Tugend wirklich zu erheben. Ein Satz, den die Erfahrungen des Lebens bestätigen, und den niemand, der überhaupt über die Menschen nachgedacht hat, wird läugnen wollen. Welcher Prüfungen, Schläge des Unheils und Trübsale jeder Art die Israeliten bedurften, bis die Verstocktheit ihres Herzens gebändigt, der starre Sinn ihres Hochmuths und ihrer Selbstsucht gebeugt, und sie, die immer zum Abfall bereit waren, bleibend zu Gott zurück geführt wurden, ist aus ihrer Geschichte hinreichend bekannt. Der Jammer in Aegypten selbst, obgleich, wie es scheint, noch keineswegs Strafe für irgend eine Schuld ihres Herzens, sondern nur Mittel der Reinigung des Gemüthes, ist nur der Beginn jenes Heeres von Donnerschlägen des Unglücks, die ihren immer zur Zerstreuung wie zur Verläugnung bereiten Geist mächtig an Denjenigen mahnen mußten, welcher sie leitete. Die Sendung des Moses hat bey dem Verfasser, durch die ihm eigene Weise des historischen Verfahrens eine erschütternde Kraft der Anschaulichkeit. Die Erhabenheit Gottes, wie sie im Feuerbusche Moses entgegenstrahlt, die Erstarkung des in seiner Weisheit und bey rein bewahrtem Herzen dennoch ohnmächtigen und auch zum großen Werke des Berufs muthlosen Mannes durch ihm verliehene, nicht eigenthümliche Kraft, hierauf die Größe des neuen Gesandten des Herrn, die Rücksichtslosigkeit seines Muthes, unbeugsame Stärke der Seele, und wundervolle Ausströmung eines die Natur umgestaltenden Willens; Gaben eines Mannes, wie sie die heilige Schrift zum Staunen der Menschen bewahrt, und wie sie Stolberg mit weiser Würdigung ihrer innersten Eigenthümlichkeit darstellt, lassen den Eindruck der Größe des Allmächtigen nicht wieder aus der Seele dessen, dem sie hier kund geworden, verschwinden. Mit diesem ersten Ereignisse der Berufung Moses beginnt jene neue Ordnung der Dinge, welcher der Verfasser eine eigenthümliche Abhandlung widmet. Die Erkenntniß des höchsten Gottes, und der ihm geweihte Dienst, von der ersten Zeit der Offenbarungen nach der Sündflut anfangs bey allen Menschen, dann wenigen Auserwählten eigenthümlich, wird von nun an der geheiligte Besitz eines Volkes, bey dem er gesondert, durch Jahrhunderte sorgfältig bewahrt, allen feindseligen Gegenwirkungen Trotz bietend, wenn auch gefährdet, doch nie ganz in Verlust gerathen und fortwährend verbleiben sollte, bis jener käme, der da bestimmt war, die Welt zu erneuen und für ewig zu heiligen. Und der Herr führte das Volk, dem er so ehrwürdige Bestimmung gab, nachdem er aus einem einzelnen Manne der

Erwählung es hatte emporkeimen lassen, aus der Hand seiner Feinde in Aegypten hinaus durch Wunder und Zeichen nach der Wüste, es auch dort durch Wunder erhaltend, durch Leiden reinigend, in die Wüste, wo ihm der Donner der ewigen Gebote des Herrn erschallen, wo ihm die Einrichtungen und Gesetze seines Lebens als Volk des Allerhöchsten gegeben, wo ihm sein Priesterthum und Opferdienst, sinnbildliche Vorherverkündung eines andern Priesterthums und eines ewigen Opfers, nach Maßgabe seines eigenthümlichen Charakters und des menschlichen Bedürfnisses und menschlicher Schwäche bestimmt, und es dadurch gestärkt und geheiligt, mit Kraft ausgerüstet ward, die Last seines Berufes und dessen Heiligkeit durch die Jahrhunderte der Bestimmung zu tragen. Alles, wie der Verfasser bemerkt, gab bey diesem Volke Zeugniß von der Macht des Ewigen; seine Gesetzgebung, sein Priesterthum und seine Gebräuche, der ganze Verlauf seiner Geschichte, sein Glück und Unglück, vor allem aber seine heiligen Schriften und seine Propheten. Bey der Würdigung der erhabenen Gesetze, welche die Israeliten durch Gott selbst empfingen, unternimmt der Verfasser eine Betrachtung der Eigenthümlichkeit der Gesetzgebungen anderer alten Völker, und bemerkt, daß deren Gesetzgeber alle ihre Zuflucht zur Religion genommen, in richtiger Anerkennung, daß alle Gesetzgebung zuletzt von Gott ausgehen müsse, daß sie aber, was dem Moses wirklich geworden: unmittelbare Offenbarung, sich andichteten, um dem bestehenden Bedürfnisse zu entsprechen. Der Verfasser ist ferner der Meinung, daß Minos und Kadmos aus der Gesetzgebung Moses schöpften; die Gesetze des Minos seyen aber die Quelle aller griechischen Gesetze geworden, aus welchen tausend Jahre nach Minos die Gesetze der zwölf Tafeln bey den Römern entnommen wurden, welche wieder die Grundlage des römischen Rechtes waren, das seinerseits als Grundlage aller neuerer europäischen Gesetzgebung noch unter uns seinen Einfluß fortbewahrt.

Der Verfasser schließt diesen ersten Band mit der Entwicklung der vom Berge Sinai gegebenen zehn Gebote. Er macht nochmals auf die Wichtigkeit der Bücher des alten Testamentes als Grundlage des neuen aufmerksam, und warnt vor der falschen Lehre derjenigen, welche unter dem Scheine der Verherrlichung des neuen Bundes die göttlichen Schriften des alten Bundes bey Seite schieben. Der hohe Segen des neuen Bundes sey enthalten gewesen in der Knospe der göttlichen Verheissung des alten Bundes. »Jene Verheissung aber, obgleich sie immer heller ward, war dennoch, gleich dem Lichte des Mondes nur der Abglanz jener Sonne der Gerechtigkeit, die noch unter dem Horizont war.«

Der zweyte Theil des Werks, in Anordnung und Ausführung nirgends hinter dem ersten zurück bleibend, verträgt eine kürzere Anzeige, weil er, auf die, hier bereits im Anfange der Recension entwickelten Grundsätze gestützt, die hier als bekannt vorausgesetzt werden, eine seiner Natur nach mehr auf den Thatsachen des Verfolgs der heiligen Geschichte beruhende Arbeit liefert. Er beginnt mit den Ereignissen nach Verkündung der zehn Gebote, und endigt mit einer Darstellung des gesammten Hauses Israel unter den Königen Saul, David und Salomo. Ein Zeitraum der höchsten Wichtigkeit für die politische Geschichte der Hebräer, die hier, im Beginne Söhne der Wüste, und menschlicher Ansicht nach kaum der täglichen Nahrung gewiß, am Schlusse der Darstellung als mächtiges in jeder bürgerlichen Einrichtung wohl geordnetes Volk unter Königen vom höchsten Glanze ihren Ruhm über die Erde verbreiten. In Religionshinsichten ist es ein Zeitraum für alle Folgezeit zur Belehrung hingestellt, ein Spiegel der Hinfälligkeit unserer Natur und der Vatergüte des Ewigen. In seinem Anfange in der Wüste, im Angesichte der Herrlichkeit des Herrn, ist dieser Zeitraum ein hohes Wunder der Allmacht, Schauplatz der höchsten Erhabenheit, die der Mensch zu fassen vermag, schaudervoll, und zugleich die höchste Liebe und das innigste Vertrauen im Herzen hervorrufend. In seiner Mitte, nach dem Eintritte ins gelobte Land, nach dem Tode Moses des Gerechten bis tief in die Zeiten der Richter herab, erscheint er (durch die sichtbare Lenkung des sich selbst entwürdigenden Volkes zu einem hohen Ziele der Beglückung) rührend und Muth erweckend; zugleich durch so manche Blüte menschlicher Trefflichkeit erheiternd und beruhigend; durch die ernste Anstrengung aller Kraft einzelner Erleuchteter (die das Andenken einer großen Vergangenheit nicht untersinken, und sich und das Volk der Gnade und des Schutzes, der ihnen von Oben gegeben ward, würdig erhalten wollten) eben so belehrend für die Erkennung dessen, wozu Israel bestimmt war, als überhaupt ein Aufruf an jeden, und für Jede, eifrig dem nachzustreben, was unsere erste, wenn nicht einzige Sorge seyn soll. Am Schlusse aber gibt uns dieser Zeitraum eine Fülle der Geisteserhebung in jenen drey Königen eigenthümlicher Größe, sämmtlich Zeugen der Herrlichkeit des Ewigen, der eigenen irdischen Hinfälligkeit, und der ewigen Wahrheit: daß Alles, was groß ist, es nur durch die Gnade des Herrn sey. Sauls Leben zeigt uns anfänglich einen Jüngling, schuldlos, in aufblühender Kraft zu großen Thaten berufen, in deren Vollführung selbst aber, als er zum Manne gereift, von dem geheimen Feinde des menschlichen Herzens, dem Hochmuthe, übereilt und niedergeworfen, und seinem Gott entfremdet. In seinem Innern auf

diese Weise zuerst gestürzt, allen Qualen des eigenen nagenden Vorwurfs dahin gegeben, wird er endlich auch ein Raub zeitlichen Unheils, und in hülfloser Verlassenheit, vom Geheul und Tumult der Schlacht, die ihm verloren geht, umringt, sein eigener Mörder. David, ein ewiges Muster eines dem Höchsten stets ergebenen Sinnes, manchmal die Beute eigener unbewachter Leidenschaft; tief sinkend, obgleich vor Vielen reich an heiligender Kraft des Gemüths; aber mit desto mächtigerem Willen vom Falle sich erhebend, stets nur des Einen bedacht, wie er den Höchsten ehren, lieben und ihm huldigen möchte, gibt uns mehr als irgend ein Mann der Geschichte ein Beyspiel jenes Widerstreits der Natur in uns, und der entgegengesetzten Eigenthümlichkeiten, welche unsere Eigenthümlichkeit bilden. Er ist eben so Allen, welche je gelebt haben, wie an unbedingter Hingebung in den Willen der Gottheit, so an glühendem Eifer der Verehrung, an begeistertem und begeisterndem Aufschwung der Gefühle vorangegangen: ein vor dem Geschlechte der Menschen ausgezeichneter Erwählter des Herrn, der vom Erlöser zu prophezeyen gewürdiget ward, und die Verheissung erhielt, daß Dieser seinem Hause entsprießen sollte. Mehr als menschliches Vermögen tönt aus seinen Gesängen: auf den Fittigen seiner Begeisterung erhebt sich noch jetzt das Gefühl des Betenden über die Zeitlichkeit hinaus zum Schöpfer des Daseyns. Ein Gegenstand endlich der Bewunderung und des Schreckens ist Salomo, der dem Herrn den Tempel der Herrlichkeit erbaute, ein Wunder der Welt. Der weiseste der Menschen, hat er Denksprüche hinterlassen, gediegenes Gold der Vernunft, ewige Regeln des Verhaltens, Hinweisungen zu Dem, Der allein das Gut des Menschen ist. Ihm ward die Flammenschrift der Rede gegeben, die in die Nächte der Welt leuchten wird, bis sie einst in Asche versinkt. Er war ein Prophet des Höchsten, die Posaune seines Ruhms, der Spiegel seiner Herrlichkeit. Doch sind ihm alle Gaben genommen worden, und er ist, ein Abgötterer, dahin gegangen den gemeinsten Weg zur Verwesung. Wer anders christliche Lehre kennt, oder vielmehr, wer ein Christ ist, wird, die Rathschlüsse Gottes verehrend, bey Ueberschauung des Schicksales dieser Könige die Größe wie die Hinfälligkeit menschlicher Tugend nicht in der Fülle einer unserm Geschlechte eigenthümlichen Kraft oder Schwäche, wohl aber in der Anlage zu beyden, und in der Verleihung oder Entziehung jenes höhern Beystandes suchen, ohne welche hienieden weder etwas zur Reife gelangen, noch in Ohnmacht und Nichtigkeit versinken kann.

Dieser wichtige Zeitraum also macht den Inhalt des zweyten Bandes aus, der, ein nachgelassenes Werk des Verfassers, mit desto eindringlicherer Rede das Herz des Lesers treffen wird. Gleich

die erste Betrachtung berührt einen sehr wichtigen Gegenstand: die unterschiedenen Arten der den Israeliten gegebenen Gesetze, und unterscheidet die zehn Gebote, welche dadurch dem natürlichen, in unser Herz geschriebenen Gesetze eine höhere Sanktion geben, daß der Herr sie auf Liebe zu ihm gründete, von dem Ceremonialgesetze. Es gehören hieher auch die sechzehnte und siebzehnte Betrachtung: über die Unvollkommenheit des levitischen Gottesdienstes und der Ceremonialgebräuche, dann über die Opfer und die zehn Gebote. Der Verfasser sucht in diesen drey Abhandlungen den Gedanken vorzüglich durchzuführen, daß jene zehn Gebote durchaus jedem Christen zur Befolgung wie einst den Juden gegeben seyen, nur daß sie jenem klarer, deutlicher und in einem noch höhern Sinne heilig geworden seyen; die Ceremonialgesetze aber nur auf die Juden anwendbar gewesen, obgleich sie, als größtentheils vorbildlich, von höchster Bedeutung, und daher auch für uns als ein Beweis mit andern Beweisen von der durchgängigen Beziehung des alten Testamentes auf das in ihm überall angedeutete Neue, von großer Wichtigkeit in Hinsicht religiöser Erkenntniß seyen. Eine allerdings seit lange her nicht genug berücksichtigte Wahrheit. Durch den versöhnenden Tod des Sohnes Gottes, sagt der Verfasser, haben alle diese Anordnungen, die Lade des Bundes, die Feste der Israeliten, ihre Opfer und vorbildlichen Gebräuche, das Aaronische Priesterthum, ihre Bedeutung, daher ihre Bestimmung verloren. »Die vorbildlichen Schatten schwanden, als das Licht des neuen Bundes erschien. Im Augenblicke, da der Sohn Gottes am Kreuze verschied, zerriß der Vorhang im Tempel in zwey Stücke, von oben an bis unten aus, weil durch ein offenbares Wunder angezeigt werden sollte, daß das Schattenwerk aufhörte, da nun, so wie der Aaronische Hohepriester, Einmal des Jahrs nur, ins Allerheiligste des Tempels, am sogenannten großen Versöhnungstage, eingehen durfte, Jesus Christus, der ewige Hohepriester ins wahre Allerheiligste, am Tage der ewigen Erlösung einging.«

Der Verfasser bemerkt ferner, daß der geheime Sinn dieser Opfer, Feste und Gebräuche, als Vorbildung nicht nur den erkornen Männern Gottes und Propheten, sondern auch manchen andern Männern in Israel, den gelehrten Rabbinen einleuchtete, die von den Geheimnissen der Religion, die erst durch das Christenthum vollkommen offenbart wurden, weit mehr Kunde gehabt hätten, als man gewöhnlich glaube. Die Erfüllung jener dort vorgebildeten Geheimnisse durch die Erscheinung des Heilands beweise selbst die nicht zu bestreitende Vorbildlichkeit jener Gebräuche des alten Bundes, die sonst unter sich weder Zusammenhang noch Sinn hätten. Der Erlöser selbst drücke sich übrigens in bestimmten Zeugnissen darüber aus. Dieser in seiner durchgängigen Bezie-

hung auf den Akt der Erlösung bewunderungswürdige levitische Gottesdienst sey übrigens, wie aus göttlichen Zeugnissen nicht undeutlich hervorgehe, den Israeliten, nicht sowohl aus göttlicher Huld verliehen, sondern ihnen aufgelegt worden, weil sie sich des höhern Dienstes unwürdig gemacht hatten, der ihnen bey größerer Empfänglichkeit verliehen worden seyn würde. Der Verfasser führt für diese wichtige Ansicht sehr schöne Beweise aus Moses, den Propheten und den Psalmen an, und übergeht nicht, wie so viele der gegebenen Gesetze und Gebräuche wegen eben desselben Grundes, der eine gänzliche Isolirung des erwählten Volks von allen übrigen nothwendig machte, gegeben worden seyen.

Die schönen historischen Darstellungen, welchen sich die nächsten elf Betrachtungen widmen, geben nicht nur das anschauliche Bild von dem Daseyn des Volkes Israel in der Wüste, sondern zugleich begründete Ansichten von der Wesenheit seiner religiösen Einrichtungen, welche in der Religionsgeschichte Stolbergs weitläufiger entwickelt, hier in ihrer engeren Zusammenziehung an Kraft des Ueberblicks, den sie gewähren, gewonnen haben. Die drey unmittelbar auf einander folgenden Betrachtungen: »von den häuslichen Verhältnissen der Israeliten, menschenfreundliche Gesetze, dann Mitleid gegen Thiere,« mögen hier vielleicht eine nähere Berührung aus dem Grunde nöthig machen, weil die Vorurtheile mancher aufgeklärt seyn wollenden Nichtchristen vorzüglich in diesem Theile der Mosaischen Einrichtungen des Lebens des Volkes Gottes eine Stütze gefunden haben. Insbesondere haben von jeher Diejenigen, welche gegen die eigentlichen Gebote des Herrn, wie begreiflich, nichts zu erinnern wissen, aber doch ihrem bösen Willen, die heilige Schrift zu schmähen, gerne freyen Lauf ließen, wenigstens aus dem Gottesdienste und den bürgerlichen Einrichtungen der Israeliten den Beweis zu führen vermeint, daß in jenen Anordnungen nur menschliche, nach sehr beschränkter Art ausgebildete Ansicht der Dinge sichtbar sey, daß überdieß die ganze Gesetzgebung, wie sie nur auf einen Nationalgott, nicht aber auf jenes höchste Wesen sich beziehe, zu dessen Erkenntniß gebildeter Sinn allein gelange, eben so auch schroff, hart, durchaus nur den Israeliten selbst betreffend, und ihm Pflichten gegen den aus gleichem Volke gebornen auflegend, gegen Auswärtige aber ihm zu jedem Frevel den Freybrief gebend, kurz eine Gesetzgebung sey, in welcher von Menschenwürde und von Menschenrechten sich keine Ahnung vorfinde.

Gegen diese größtentheils nur von Frevlern ausgedachte, und von solchen, die zu leicht der Rechtlichkeit Jener Glauben beymaßen, und von selbstgenügsamen Unwissenden nachgesprochenen Beschuldigungen hat Stolberg die sprechendsten Zeugnisse

aus allen Theilen der mosaischen Gesetzgebung gesammelt, und war deßhalb, eben darum zwar, weil er die Wahrheit für sich hatte, nirgends gezwungen, etwas zu bemänteln, oder mit erborgten Farben in ein schöneres, der Sache selbst fremdes Licht zu setzen. Warum die Gesetzgebung isolirend gewesen sey, nämlich um dem von heidnischen Völkern ganz umgebenen Volke der Israeliten die Möglichkeit zu bewahren, ihren Pflichten getreu zu bleiben, ist bereits bemerkt worden. Eben so ist hier bereits Stolbergs begründete Ansicht über die Natur des sich vorbildlich auf das Werk der Erlösung beziehenden levitischen Gottesdienstes und über die Ursachen seiner theilweisen Mangelhaftigkeit, welche die heilige Schrift selbst an ihm nachweiset, angezeigt worden. Die Meinung aber von einem Nationalgotte der Juden, welche zuerst einige Mystiker in den ersten Jahrhunderten des Christenthums, willkürlichen Träumen einer entarteten Philosophie folgend, aufzustellen wagten, die unter uns aber als historische Thatsache aufgestellt werden wollte, hat Stolberg auf allen Seiten seines großen historischen Werkes, hier aber in diesen Betrachtungen und Beherzigungen der heiligen Schrift bey mancherley Anlässen durch Hinweisungen auf ganz unzweydeutige Stellen des alten Testamentes für immer beseitigt. Die Betrachtung der häuslichen Verhältnisse der Israeliten selbst gibt eine hinlängliche Widerlegung jener Beschuldigungen einer schroffen, feindseligen, ja unmenschlichen Gesetzgebung. Der Verfasser beginnt diesen wichtigen Abschnitt seines Werks sehr richtig mit der Bemerkung: daß, so wie die zehn Gebote auf Liebe zu Gott und auf Liebe zum Nächsten begründet waren, eben so, in allen unter seinem Volke begründeten Einrichtungen, Beziehungen auf die Liebe zu ihm und auf die Liebe zum Nächsten zu finden seyen. So ward auch noch nach Verwilderung und Herabwürdigung der Israeliten in Aegypten vermöge der göttlichen Anordnung dem ehelichen Bunde und dem weiblichen Geschlechte immer noch größere Würde beygelegt, als durch die Gesetze irgend eines andern gleichzeitigen Volks, bis das Evangelium die ursprüngliche Würde der Ehe, so wie sie Gott schon, vermöge eben dieser heiligen Schrift, bey der Schöpfung eingesetzt, und wie sie noch die Erzväter beobachtet hatten, wieder herstellte. So ward, wenn kindlicher Liebe Verheissungen des vierten Gebots Aufmunterung gaben, durch strenge Gesetze über die Frevler gegen dieses Gebot der Tod verhängt. Eben so nahm das Gesetz auch Rücksicht auf das Schicksal der mindest begünstigten Hausgenossen, welche durch Armuth, Waffengewalt oder Kauf in die Dienstbarkeit gerathen, nicht nur nicht, wie z. B. bey den Römern der Rechte der Menschheit, sondern auch nicht aller bürgerlichen Rechte verlustig wurden. In Dienstbarkeit gerathene Hebräer erhielten im Feyerjahre die Freyheit, so

daß ihre Dienstbarkeit höchstens sechs Jahre dauerte, nach welchen sie mit Gaben von Schafen, Wein, Oehl und Korn entlassen werden mußten, wenn sie nicht aus Liebe zum Hause sich entschlossen, Sklaven der Familie zu bleiben. Das Gesetz verbot ferner die Strenge gegen das hebräische Gesinde; es sollte auch darauf gesehen werden, daß im Lande wohnende Fremde ihre hebräischen Knechte nicht drückten. Aber auch der fremden Leibeigenen nahm sich das mosaische Gesetz an, und die schwere Verletzung des Sklaven hatte dessen Freyheit zur Folge. Die Religion selbst sorgte für die Erleichterung ihrer Last. Sie nahmen Theil an der Ruhe des Sabbats, und an der des ersten und letzten Tages der drey großen Feste, so wie an jenem des Festes der Trompeten und des Versöhnungstages. So heißt es im fünften Buch Mose, XVI, 11—15: »Du sollt frölich seyn vor Gott, deinem Herrn, du und dein Sohn, deine Tochter, dein Knecht, deine Magd, und der Levit, der in deinem Thor ist; der Fremdling, die Waise und die Wittwe, die unter dir sind, an der Stätte, die der Herr dein Gott erwählet hat, daß Sein Name daselbst wohne. Und gedenke, daß du Knecht in Aegypten gewesen bist, daß du haltest und thust nach diesen Geboten.« Während des Erlaßjahrs theilte der leibeigene Fremdling die allgemeine Ruhe; denn die häusliche Arbeit, unter alle Hausgenossen vertheilt, war gering; alles aber was im Feld und im Weingarten, während dieses Jahrs nicht bearbeitet, von selber wuchs, gehörte nach dem Gesetze dem Knecht, der Magd, dem Taglöhner, dem Hausgenossen, dem Fremdling. Durch solche Gesetze und so viele Ruhepunkte der Arbeit war das Los der Knechtschaft ausnehmend erleichtert, und es trat ein ganz anderes Verhältniß zwischen Diener und Herrn, als bey den heidnischen Völkern ein, selbst bey den gebildetsten, und ihrer Weisheit oder Güte wegen gerühmtesten.

Der Verfasser gibt als Beleg des menschenfreundlichen Geistes der den Israeliten ertheilten Gesetze mehrere einzelne Sittensprüche, wovon auch wir hier einige in Erinnerung bringen wollen: »Du sollt dem Dürftigen und Armen seinen Lohn nicht vorenthalten, er sey von deinen Brüdern (das heißt Israeliten) oder Fremdlingen, der in deinem Land und in deinem Thor ist. Sondern sollt ihm seinen Lohn desselben Tages geben, daß die Sonne nicht darüber untergehe; denn er ist dürftig, und erhält sein Leben damit, auf daß er nicht wider dich den Herrn anrufe, und es dir zur Sünde sey.« — »Du sollt dem Tauben nicht fluchen; du sollt vor dem Blinden keinen Anstoß setzen; denn du sollt dich vor deinem Gott fürchten, denn Ich bin der Herr.« — »Verflucht sey, wer seines Nächsten Gränze engert!« — »Verflucht sey, wer das Recht des Fremdlings, des Waisen und der Wittwe beugt!« — Wer ein Haus baute, mußte oben auf dem platten Dache ein

Geländer anbringen, damit er nicht, fiele Jemand herab, Blutschuld auf sich lade. Wer eine Jungfrau verführte, mußte sie heirathen, und durfte sich nicht von ihr scheiden. Dem von fremdem Volke entlaufenen Knecht mußte Aufenthalt im Lande gegeben, und er sollte nicht gedrückt werden. Aehren auf dem Felde, oder Trauben im Weingarten zu pflücken, durfte ein Israelit dem andern nicht wehren; eben so durfte nach der Ernte nicht nachgelesen werden, weder im Felde noch in den Oelpflanzungen, noch im Weinberg: es war des Fremdlings, des Waisen, der Wittwe. Verirrtes Vieh, wenn auch des feindlich gesinnten Nachbarn, mußte zurückgeleitet, verlorne Sachen zurückgestellt, oder bis sich der Eigenthümer meldete, aufbewahrt werden. Wer ein Haus gebaut, und es noch nicht bezogen hatte, oder einen Wein- oder Oelberg gepflanzt, und dessen Früchte noch nicht genossen hatte, war, bis dieß in Erfüllung gegangen, frey vom Kriegsdienst. Wer sich verlobt, und die Braut noch nicht heim geholt hatte, der sollte ebenfalls daheim bleiben; auf daß er nicht etwa im Kriege stürbe, und ein anderer die Braut heimholte. »Wenn einer neulich ein Weib genommen hat, der soll nicht in die Heerfahrt ziehen, und man soll ihm keine Last auflegen. Er soll frey seyn in seinem Hause ein Jahr lang, auf daß er fröhlich sey mit seinem Weibe, das er genommen hat.« Eben so anziehend sind die Beweise, welche der Verfasser für das gegen die Thiere anbefohlene Mitleid anführt, und seine über das Verhältniß der Thiere zu den Menschen beygefügten Bemerkungen. Jener Gott, ein Gott der Liebe, der die Israeliten aus Aegypten, wie ein Kind an der Hand, herausgeführt, konnte sie auch nur Liebe und Wohlwollen lehren, und alle dem Volke gegebenen Gesetze bewähren diese, nur dem vollständig Ungläubigen zweifelhafte, jeglichem Anderen an sich deutliche heilige Wahrheit.

Eben so begegnet der Verfasser manchen andern Einwürfen auf eine so treffende, eigentlich die Wesenheit des Fragepunktes erfassende Weise, daß sein Wort, wo man sich nicht geradezu selbst verblenden will, überzeugend seyn muß. Derley belehrende Aeußerungen aber, die im zweyten Bande, mit dem wir uns jetzt beschäftigen, oft nur im Verlauf einer erzählten Begebenheit, beynahe zufällig sich der Erzählung einzumischen scheinen, sind wir hier außer Stande, wie sie es verdienten, zu berücksichten. In dieser Art ist die stete Hinwendung der großen Ereignisse des alten Bundes in manchen, oft der Aufmerksamkeit sich nicht aufdringenden, Einzelnheiten derselben auf das große Werk der Erlösung, das sie vorbildeten, ein Meisterwerk philosophischer Erforschung. So ist der Wahn, daß die Israeliten, ehe sie aus der babylonischen Gefangenschaft zurückkamen, nichts von Jehova, als einem Gott des Universums, und in würdiger Vergleichung

als einem Gott des Lichts, und eben so wenig von Unsterblichkeit der Seele gewußt hätten, welcher in der Religionsgeschichte so siegreich widerlegt wurde, hier ebenfalls durch, aus den Begebenheiten selbst, wie sie erzählt werden, unmittelbar gezogene Früchte sehr befriedigend beseitigt, und die entgegengesetzten Wahrheiten sind dem Leser mit einer Lebendigkeit an das Herz gelegt, deren Folge eine innige und frohe Ueberzeugung seyn muß.

Nicht so erschöpfend, weil der Verfasser im Verlauf dieses neuen Werks der Betrachtungen noch nicht die Stelle erreicht hatte, wo er vollständig seine Einsichten darlegen konnte, ist die wichtige Thatsache der prophetischen Kraft einzelner erwählter Männer des biblischen Alterthums behandelt, obwohl er auch hierin so viel geleistet, daß diejenigen, welchen es um die Erkennung der Wahrheit zu thun ist, darin Aufforderung genug finden mögen, die Religionsgeschichte des Verfassers zu Rathe zu ziehen, und darin eine der wichtigsten, die unmittelbare Verbindung der Gottheit mit dem Menschengeschlechte bewährenden Erscheinungen, im würdigsten Lichte glänzend, zu betrachten. In diesem Werke der Betrachtungen ist die Erzählung der Weissagungen Balaams, als unwillkürliche Ausströmungen prophetischer, von ihm nur mit Widerwillen, weil er dem Guten abhold war, geäußerter Kraft, eine im höchsten Sinne des Worts erhabene Schilderung. Die Deutung der späteren Weissagung Balaams ist besonders, man darf nicht sagen sinnreich, wohl aber durch das über Balaams Worte verbreitete Licht der Wahrheit aufklärend und schaudervoll zugleich; da Balaam den Messias weissagt, aber die eigene Verdammung verkündigt. Die Weissagung umfaßt die ganze alte Geschichte, und kann so wenig, wie andere, geläugnet werden, da sie vor Erfüllung dieser Geschichte allgemein gekannt war.

Sehr wichtige Erinnerungen und Belehrungen enthält in Hinsicht auf Vorherverkündung die Betrachtung: Moses Abschiedsreden, Ermahnungen und Weissagungen. Rührend verbreitet sich der Verfasser im Beginne dieser Abhandlung über die großen Eigenschaften dieses Mannes, der, allen Sterblichen vorleuchtend, keinen zweyten seines Gleichen auf Erden hatte. Als Mittler des alten Bundes sey er ein Vorbild des Sohnes Gottes, des Mittlers des neuen Bundes gewesen, Dessen Stellvertreter er beym erkornen Volke war, der Sich ihm offenbarte, Dessen Herrlichkeit er sah, »Der mit ihm redete, wie ein Mann mit seinem Freunde redet.« Auch darin sey er einer Aehnlichkeit mit dem Sohne Gottes gewürdigt worden, daß er, in voller Gesundheit den nahen Tod vor sich sehend, sein ihm geliebtes Volk in kräftiger Rede ermahnte, wie Jesus seine Jünger in Gethsemane. Moses erinnerte seine Israeliten, ehe er von dannen schied, an die Erbarmungen Gottes, der sie durch die

Wüste getragen, wie ein Mann seinen kleinen Sohn trägt, warnt sie vor schnödem Vergessen dieser Erbarmungen, und ihnen die Pflicht auf, die Erinnerung daran immer bey i Nachkommen zu erhalten. Hierauf kommt Stolberg an große Prophezeyung, die Moses dem Volke in dieser Abschi rede vom Messias gegeben; indem er bemerkt, daß alle Me in Israel in dem geweissagten großen Propheten den Mes erkannt hätten, und entwickelt die Unmöglichkeit, diese St auf einen andern, als den Messias zu deuten. Das größte Ze niß gebe der Erlöser selbst, der sich auf sie als Vorherverkünd seiner Sendung berufen habe. Ferner gedenkt der Verfasser i Befehls, den Moses den Aeltesten der Israeliten gegeben: we sie nach seinem Tode über den Jordan gegangen seyn würde große mit Kalk getünchte Steine auf dem Berge Hebal aufz richten, und die Worte des Gesetzes darauf zu schreiben, auch e nen Altar von ungehauenen Steinen daselbst zu bauen, Bran und Dankopfer darauf zu opfern, und vor dem Herrn ihrem Go fröhlich zu seyn. Hierauf sollte sich das Volk theilen, und inde die Hälfte auf diesem Berge Hebal, die andere auf dem Berg Garizim stünde, sollten die Leviten der Schaaren auf Gari zim Flüche und Verwünschungen aussprechen gegen Israel, wenn es von Gott wiche, und alles Volk auf dem Hebal nach jedem ausgesprochenen Fluche Amen rufen, eben so die Leviten auf dem Hebal Segnungen aussprechen, wenn die Israeliten dem Herrn getreu blieben, und alles Volk auf dem Garizim nach jedem Segen Amen rufen. Eine schaudervolle Feyerlichkeit, die, wie der Verfasser bemerkt, um so befremdender erscheint, weil sie dabey angewiesen waren fröhlich zu seyn in dem Herrn; der zwar freylich nur die Segnungen an ihnen erfüllen wollte, wenn sie auf seinen Wegen wandelten. Der Verfasser erinnert, daß alle die fürchterlichen Drohungen, so wie die segensvollen Verheissungen, die Moses den Israeliten gab, eingetroffen seyen, und zwar zu verschiedenen Zeiten, unter den Richtern wie unter den Königen. Das größte Heil habe sie heimgesucht, als der Messias erschien, das größte Weh, als sie ihn verworfen hatten, und nun von Gott selbst verworfen wurden. Die fürchterlichste Androhung scheint dem Verfasser die hier nachfolgende, welche er ihrer buchstäblichen Erfüllung wegen auf die Eroberung Jerusalems durch die Römer deutet, und die wir ihrer ergreifenden Stärke wegen hieher setzen:

»Der Herr wird ein Volk über dich senden, von fern, von der Welt Ende, wie ein Adler fleugt, dessen Sprache du nicht verstehest. Ein freches Volk, das nicht ansieht die Person des Greises, noch schonet der Jünglinge. Und es wird verzehren die Frucht deines Viehes, und die Frucht deines Landes, bis du ver-

tilget werdest, und wird dir nichts übrig lassen an Korn, Most, Oel, an Früchten der Rinder und Schafe, bis daß es dich umbringe. Und wird dich ängsten in allen deinen Thoren, bis daß es niederwerfe deine hohe und feste Mauern, darauf du dich verlassen wirst in deinem ganzen Lande, und wirst geängstiget werden in allen deinen Thoren, in deinem ganzen Lande, das dir der Herr dein Gott gegeben hat. Du wirst die Frucht deines Leibes essen, das Fleisch deiner Söhne und deiner Töchter, die dir der Herr dein Gott gegeben hat, in der Angst und Noth, mit welcher dein Feind dich drängen wird.«

Der Verfasser bringt nun den Jammer des unter den Römern belagerten Jerusalems in die Erinnerung zurück, wovon er in seiner Religionsgeschichte nach Josephus Flavius ein so erschütterndes Bild geliefert, und weiset auf die Erfüllung dieser Vorherverkündung wie auf jene, die durch den Erlöser in gleichem Sinne geschah. Er bemerkt aber auch, nach einer andern Stelle des Moses, und nach einer Aussage des Erlösers, die durch den Apostel Paulus ihre Deutung erhält, so wie nach einer Stelle des Propheten Zacharias, daß die Juden noch eine Existenz als Nation und die Reinigung ihres Gemüths zu erwarten hätten. Er macht auf das große Zeugniß wiederholt aufmerksam, welches die jetzt durch die ganze Welt zerstreuten Juden (überall vor den Augen der Welt wandelnde Bekräftiger der göttlichen Strafgerichte und der genauen Erfüllung der ewigen Verheissungen) jedem, der nicht leichtsinnig alles Denkens sich entschlägt, von der Wahrhaftigkeit göttlicher Offenbarungen geben müssen.

Wer sich mit dem Geiste solcher Prophezeyungen, wie wir hier wenige angegeben, nur einigermaßen vertraut gemacht, und auch nur einen der Propheten mit einer von dem Leichtsinn mannigfaltiger Art, der das Erbtheil besonders des vergangenen Jahrhunderts gewesen, entferntem reinem Streben nach wahrhafter Auffassung der Schrift gelesen hat, wird nimmermehr Menschenwort gelesen zu haben vermeinen. Er wird die prophetischen Aussagen nicht als die Frucht irgend einer willkürlichen oder unwillkürlichen Selbsttäuschung betrachten können, sondern, abgesehen von jeder Erfüllung derselben, in ihnen Gottes Wort finden. Es ist nicht die Macht der Sprache, die auch Andern gegeben ward, der oft unermeßliche Schwung der Begeisterung, nicht die kühne Sicherheit des Redenden, deren auch andere auf ihre Tugend gestützte Menschen von jeher sich erfreuen durften, was die Ueberzeugung eines höhern Berufs der Propheten dem Leser aufzwingt, sondern es ist überhaupt die Sprache einer andern Welt. Es ist in jenen Reden des Prophetenthums ein Dulden höherer Einflüsse sichtbar, welches die scheinbar selbstthätige

20

Der zweyte Theil des Werks, in Anordnung und Ausführung nirgends hinter dem ersten zurück bleibend, verträgt eine kürzere Anzeige, weil er, auf die, hier bereits im Anfange der Recension entwickelten Grundsätze gestützt, die hier als bekannt vorausgesetzt werden, eine seiner Natur nach mehr auf den Thatsachen des Verfolgs der heiligen Geschichte beruhende Arbeit liefert. Er beginnt mit den Ereignissen nach Verkündung der zehn Gebote, und endigt mit einer Darstellung des gesammten Hauses Israel unter den Königen Saul, David und Salomo. Ein Zeitraum der höchsten Wichtigkeit für die politische Geschichte der Hebräer, die hier, im Beginne Söhne der Wüste, und menschlicher Ansicht nach kaum der täglichen Nahrung gewiß, am Schlusse der Darstellung als mächtiges in jeder bürgerlichen Einrichtung wohl geordnetes Volk unter Königen vom höchsten Glanze ihren Ruhm über die Erde verbreiten. In Religionshinsichten ist es ein Zeitraum für alle Folgezeit zur Belehrung hingestellt, ein Spiegel der Hinfälligkeit unserer Natur und der Vatergüte des Ewigen. In seinem Anfange in der Wüste, im Angesichte der Herrlichkeit des Herrn, ist dieser Zeitraum ein hohes Wunder der Allmacht, Schauplatz der höchsten Erhabenheit, die der Mensch zu fassen vermag, schaudervoll, und zugleich die höchste Liebe und das innigste Vertrauen im Herzen hervorrufend. In seiner Mitte, nach dem Eintritte ins gelobte Land, nach dem Tode Moses des Gerechten bis tief in die Zeiten der Richter herab, erscheint er (durch die sichtbare Lenkung des sich selbst entwürdigenden Volkes zu einem hohen Ziele der Beglückung) rührend und Muth erweckend; zugleich durch so manche Blüte menschlicher Trefflichkeit erheiternd und beruhigend; durch die ernste Anstrengung aller Kraft einzelner Erleuchteter (die das Andenken einer großen Vergangenheit nicht untersinken, und sich und das Volk der Gnade und des Schutzes, der ihnen von Oben gegeben ward, würdig erhalten wollten) eben so belehrend für die Erkennung dessen, wozu Israel bestimmt war, als überhaupt ein Aufruf an jeden, und für Jede, eifrig dem nachzustreben, was unsere erste, wenn nicht einzige Sorge seyn soll. Am Schlusse aber gibt uns dieser Zeitraum eine Fülle der Geisteserhebung in jenen drey Königen eigenthümlicher Größe, sämmtlich Zeugen der Herrlichkeit des Ewigen, der eigenen irdischen Hinfälligkeit, und der ewigen Wahrheit: daß Alles, was groß ist, es nur durch die Gnade des Herrn sey. Sauls Leben zeigt uns anfänglich einen Jüngling, schuldlos, in aufblühender Kraft zu großen Thaten berufen, in deren Vollführung selbst aber, als er zum Manne gereift, von dem geheimen Feinde des menschlichen Herzens, dem Hochmuthe, übereilt und niedergeworfen, und seinem Gott entfremdet. In seinem Innern auf

diese Weise zuerst gestürzt, allen Qualen des eigenen nagenden Vorwurfs dahin gegeben, wird er endlich auch ein Raub zeitlichen Unheils, und in hülfloser Verlassenheit, vom Geheul und Tumult der Schlacht, die ihm verloren geht, umringt, sein eigener Mörder. David, ein ewiges Muster eines dem Höchsten stets ergebenen Sinnes, manchmal die Beute eigener unbewachter Leidenschaft; tief sinkend, obgleich vor Vielen reich an heiligender Kraft des Gemüths; aber mit desto mächtigerem Willen vom Falle sich erhebend, stets nur des Einen bedacht, wie er den Höchsten ehren, lieben und ihm huldigen möchte, gibt uns mehr als irgend ein Mann der Geschichte ein Beyspiel jenes Widerstreits der Natur in uns, und der entgegengesetzten Eigenthümlichkeiten, welche unsere Eigenthümlichkeit bilden. Er ist eben so Allen, welche je gelebt haben, wie an unbedingter Hingebung in den Willen der Gottheit, so an glühendem Eifer der Verehrung, an begeistertem und begeisterndem Aufschwung der Gefühle vorangegangen: ein vor dem Geschlechte der Menschen ausgezeichneter Erwählter des Herrn, der vom Erlöser zu prophezeyen gewürdiget ward, und die Verheissung erhielt, daß Dieser seinem Hause entsprießen sollte. Mehr als menschliches Vermögen tönt aus seinen Gesängen: auf den Fittigen seiner Begeisterung erhebt sich noch jetzt das Gefühl des Betenden über die Zeitlichkeit hinaus zum Schöpfer des Daseyns. Ein Gegenstand endlich der Bewunderung und des Schreckens ist Salomo, der dem Herrn den Tempel der Herrlichkeit erbaute, ein Wunder der Welt. Der weiseste der Menschen, hat er Denksprüche hinterlassen, gediegenes Gold der Vernunft, ewige Regeln des Verhaltens, Hinweisungen zu Dem, Der allein das Gut des Menschen ist. Ihm ward die Flammenschrift der Rede gegeben, die in die Nächte der Welt leuchten wird, bis sie einst in Asche versinkt. Er war ein Prophet des Höchsten, die Posaune seines Ruhms, der Spiegel seiner Herrlichkeit. Doch sind ihm alle Gaben genommen worden, und er ist, ein Abgötterer, dahin gegangen den gemeinsten Weg zur Verwesung. Wer anders christliche Lehre kennt, oder vielmehr, wer ein Christ ist, wird, die Rathschlüsse Gottes verehrend, bey Ueberschauung des Schicksales dieser Könige die Größe wie die Hinfälligkeit menschlicher Tugend nicht in der Fülle einer unserm Geschlechte eigenthümlichen Kraft oder Schwäche, wohl aber in der Anlage zu beyden, und in der Verleihung oder Entziehung jenes höhern Beystandes suchen, ohne welche hienieden weder etwas zur Reife gelangen, noch in Ohnmacht und Nichtigkeit versinken kann.

Dieser wichtige Zeitraum also macht den Inhalt des zweyten Bandes aus, der, ein nachgelassenes Werk des Verfassers, mit desto eindringlicherer Rede das Herz des Lesers treffen wird. Gleich

die erste Betrachtung berührt einen sehr wichtigen Gegenstand: die unterschiedenen Arten der den Israeliten gegebenen Gesetze, und unterscheidet die zehn Gebote, welche dadurch dem natürlichen, in unser Herz geschriebenen Gesetze eine höhere Sanktion geben, daß der Herr sie auf Liebe zu ihm gründete, von dem Ceremonialgesetze. Es gehören hieher auch die sechzehnte und siebzehnte Betrachtung: über die Unvollkommenheit des levitischen Gottesdienstes und der Ceremonialgebräuche, dann über die Opfer und die zehn Gebote. Der Verfasser sucht in diesen drey Abhandlungen den Gedanken vorzüglich durchzuführen, daß jene zehn Gebote durchaus jedem Christen zur Befolgung wie einst den Juden gegeben seyen, nur daß sie jenem klarer, deutlicher und in einem noch höhern Sinne heilig geworden seyen; die Ceremonialgesetze aber nur auf die Juden anwendbar gewesen, obgleich sie, als größtentheils vorbildlich, von höchster Bedeutung, und daher auch für uns als ein Beweis mit andern Beweisen von der durchgängigen Beziehung des alten Testamentes auf das in ihm überall angedeutete Neue, von großer Wichtigkeit in Hinsicht religiöser Erkenntniß seyen. Eine allerdings seit lange her nicht genug berücksichtigte Wahrheit. Durch den versöhnenden Tod des Sohnes Gottes, sagt der Verfasser, haben alle diese Anordnungen, die Lade des Bundes, die Feste der Israeliten, ihre Opfer und vorbildlichen Gebräuche, das Aaronische Priesterthum, ihre Bedeutung, daher ihre Bestimmung verloren. »Die vorbildlichen Schatten schwanden, als das Licht des neuen Bundes erschien. Im Augenblicke, da der Sohn Gottes am Kreuze verschied, zerriß der Vorhang im Tempel in zwey Stücke, von oben an bis unten aus, weil durch ein offenbares Wunder angezeigt werden sollte, daß das Schattenwerk aufhörte, da nun, so wie der Aaronische Hohepriester, Einmal des Jahrs nur, ins Allerheiligste des Tempels, am sogenannten großen Versöhnungstage, eingehen durfte, Jesus Christus, der ewige Hohepriester ins wahre Allerheiligste, am Tage der ewigen Erlösung einging.«

Der Verfasser bemerkt ferner, daß der geheime Sinn dieser Opfer, Feste und Gebräuche, als Vorbildung nicht nur den erkornen Männern Gottes und Propheten, sondern auch manchen andern Männern in Israel, den gelehrten Rabbinen einleuchtete, die von den Geheimnissen der Religion, die erst durch das Christenthum vollkommen offenbart wurden, weit mehr Kunde gehabt hätten, als man gewöhnlich glaube. Die Erfüllung jener dort vorgebildeten Geheimnisse durch die Erscheinung des Heilands beweise selbst die nicht zu bestreitende Vorbildlichkeit jener Gebräuche des alten Bundes, die sonst unter sich weder Zusammenhang noch Sinn hätten. Der Erlöser selbst drücke sich übrigens in bestimmten Zeugnissen darüber aus. Dieser in seiner durchgängigen Bezie-

hung auf den Akt der Erlösung bewunderungswürdige levitische Gottesdienst sey übrigens, wie aus göttlichen Zeugnissen nicht undeutlich hervorgehe, den Israeliten, nicht sowohl aus göttlicher Huld verliehen, sondern ihnen aufgelegt worden, weil sie sich des höhern Dienstes unwürdig gemacht hatten, der ihnen bey größerer Empfänglichkeit verliehen worden seyn würde. Der Verfasser führt für diese wichtige Ansicht sehr schöne Beweise aus Moses, den Propheten und den Psalmen an, und übergeht nicht, wie so viele der gegebenen Gesetze und Gebräuche wegen eben desselben Grundes, der eine gänzliche Isolirung des erwählten Volks von allen übrigen nothwendig machte, gegeben worden seyen.

Die schönen historischen Darstellungen, welchen sich die nächsten elf Betrachtungen widmen, geben nicht nur das anschauliche Bild von dem Daseyn des Volkes Israel in der Wüste, sondern zugleich begründete Ansichten von der Wesenheit seiner religiösen Einrichtungen, welche in der Religionsgeschichte Stolbergs weitläufiger entwickelt, hier in ihrer engeren Zusammenziehung an Kraft des Ueberblicks, den sie gewähren, gewonnen haben. Die drey unmittelbar auf einander folgenden Betrachtungen: »von den häuslichen Verhältnissen der Israeliten, menschenfreundliche Gesetze, dann Mitleid gegen Thiere,« mögen hier vielleicht eine nähere Berührung aus dem Grunde nöthig machen, weil die Vorurtheile mancher aufgeklärt seyn wollenden Nichtchristen vorzüglich in diesem Theile der Mosaischen Einrichtungen des Lebens des Volkes Gottes eine Stütze gefunden haben. Insbesondere haben von jeher Diejenigen, welche gegen die eigentlichen Gebote des Herrn, wie begreiflich, nichts zu erinnern wissen, aber doch ihrem bösen Willen, die heilige Schrift zu schmähen, gerne freyen Lauf ließen, wenigstens aus dem Gottesdienste und den bürgerlichen Einrichtungen der Israeliten den Beweis zu führen vermeint, daß in jenen Anordnungen nur menschliche, nach sehr beschränkter Art ausgebildete Ansicht der Dinge sichtbar sey, daß überdieß die ganze Gesetzgebung, wie sie nur auf einen Nationalgott, nicht aber auf jenes höchste Wesen sich beziehe, zu dessen Erkenntniß gebildeter Sinn allein gelange, eben so auch schroff, hart, durchaus nur den Israeliten selbst betreffend, und ihm Pflichten gegen den aus gleichem Volke gebornen auflegend, gegen Auswärtige aber ihm zu jedem Frevel den Freybrief gebend, kurz eine Gesetzgebung sey, in welcher von Menschenwürde und von Menschenrechten sich keine Ahnung vorfinde.

Gegen diese größtentheils nur von Frevlern ausgedachte, und von solchen, die zu leicht der Rechtlichkeit Jener Glauben beymaßen, und von selbstgenügsamen Unwissenden nachgesprochenen Beschuldigungen hat Stolberg die sprechendsten Zeugnisse

Nichts von Allem diesen. Er konnte mit dem Rechte, das so viele Chronisten des Mittelalters unbedenklich ausgeübt, seine Quelle ausschreiben, ohne sie zu nennen; er nennt sie nicht, aber er deutet doch auf sie hin zum Jahre 1316: Unde quidam, hoc videns, scripsit hos versus und zum Jahre 1333, wo er sich als Verfasser des zweyten Theiles des Prager Zeitbuches bekennt, führt er, recht absichtlich und für seine Zeitgenossen ganz verständlich, eine ausländische Nachricht mit den Worten an: Honorabilis vir, Dominus *Petrus*, Abbas de *Aula Regia*, audivit a venerabili viro, domino *Baldwino* archiepiscopo *Trevirensi*, haec verba. Für seine geistige Tüchtigkeit spricht schon die Natur der Aemter, die man ihm anvertraut; wir werden unten von sogar seltnen Kenntnissen des Mannes hören, den sein Zeitgenoß Neplach als virum divinis et humanis rebus perpolitissimum, qui... composuit chronicam Pragensem, rühmt, und des damaligen Lateins war er bis zur Leichtigkeit im Versmachen eben so mächtig, als Peter, bey weniger Schwulst. Wie endlich sollte ein, von zwey ausgezeichneten Aebten, in der Nähe der Hauptstadt verfaßtes Werk, das mit seinem so wichtigen Inhalt noch mitten unter die fortglimmenden Leidenschaften der darin geschilderten Zeitgenossen trat, gerade dem Domherrn Franz zuerst, oder gar ihm allein in die Hände gefallen seyn? Wir haben im Gegentheil die triftigsten Gründe, anzunehmen, daß es bald nach seiner Ausfertigung verdientes Aufsehen erregt, und nur allzuviel bey dem Manne, der darin theils in seinen Vorfahren gekränkt, theils blos im Vorbeygehen genannt, oder gar hart und bitter beschuldigt wird, und übrigens eben derjenige war, der Franzen den Auftrag ertheilt, »seine Thaten ausführlich zu beschreiben.« Das Königsaler Zeitbuch in dieser Hinsicht zu ergänzen, außer Ruf zu bringen, zu widerlegen, und Bischof Johann IV. als einen, auch von König Johann mit Unrecht und Undank angefeindeten Mann, als warmen Freund seines Vaterlandes, als treuen Anhänger der Häuser Premislaw und Luxemburg darzustellen — das war es und das allein, worin Domherr Franz den Ruhm der Eigenthümlichkeit ansprach, und was, nebst der Bündigkeit, dem Königsaler Zeitbuche in den Augen des Bischofes fehlte, um es zu einem treuen und trefflichen Gemälde seiner Zeit zu machen, und, als seine gründlichste Rechtfertigung in das Prager Zeitbuch, häufig von Wort zu Wort, übergehen zu können. Wer kann hierüber zuverläßigere Auskunft geben, als die beyden Geschichtschreiber? Man halte in folgendem Auszuge zusammen, was Einer und der Andere von B. Johann und seinen Beziehungen sowohl sagt als verschweigt; man verständige sich aber vorläufig darüber, daß der Abt zwischen den Jahren 1306 und 1308, d. h. zwischen König Wenzel und Kaiser Albrecht I. Ermordung zu der Partey Rudolphs von Oesterreich, der Domherr zu der kärntnischen seines Gönners gehörte; daß dieser später als Anhänger Kaiser Ludwigs, der Böhmen gegen die Pfalz eintauschen wollte, der ständischen Mehrzahl, dem Papste Johann XXII., und seinem eigenen Domstifte eine Zeit lang verhaßt war, und daß Peter zweyen Vorfahren Bischofs Johann IV, Tobias und Johann III. aus dem Hause Draschitz in seinem Geschichtswerke Einiges nachgetragen, wie sich sogleich zeigen wird.

Peter (Jahr 1291).

»Die Herrschaft Obraslaw gehörte vor Zeiten den Benediktinern von Kladrau, sie gefiel aber Bischof Johann III., und er eignete dieselbe tauschweise seiner Kirche zu:«

»Sic commutatur hic locus, sic appropriatur
»Pontificum mensis possessio Cladrubiensis.«

»Später trat er sie gegen andere Besitzungen dem K. Ot-»tokar II. ab, der hier gern der Jagd pflegte, und schöne Anlagen machte. »Als aber König Wenzel II. das Kloster Königsal stiften wollte, sprach »Bischof Tobias die Herrschaft im Namen seiner Kirche an, und der Kö-»nig löste dieß sein väterliches Erbe gegen andere Besitzungen ein, »um allen Beirrungen seiner Stiftung vorzubeugen.«

»1306. »Rudolph von Oesterreich dringt mit zwey Heeren in »Böhmen ein, und wird von einigen Baronen und Bürgern zum König »verwählt, theils wegen seiner Weisheit und Gerechtigkeit, theils aus »Furcht und Eigennutz. Er ist voll Tugenden, sorgt für die Befriedigung »der Staatsgläubiger, für Handhabung des Rechtes und Friedens; aber »Baronen von der kärntnischen Partey widersetzen sich ihm. Er hätte sie »zu Paaren getrieben, wenn er nicht plötzlich schwer erkrankt wäre. Kon-»rad, Abt von Königsal, den er rufen ließ, traf ihn schon mit dem »Tode ringend.«

1307. »Im Pallaste Bischofs Johann IV. wird Landtag gehal-»ten; der Landesmarschall, Tobias von Bechin, ein eben so weiser »und beredter als reicher und mächtiger Mann, stimmt für Friedrich »von Oesterreich, und wird von Ulmann von Leuchtenburg, »Anhänger der kärntnischen Partey, an des Bischofs Seite nieder-»gestoßen.«

1310. »Johann von Luxemburg rückt vor Prag; ein Haufe »Bewaffneter in der Stadt sprengt das Thor, durch das der neue König »einzieht.«

1311. »König Johann wird in Prag von dem Mainzer Erz-»bischofe gekrönt. — B. Johann wohnte auch der Kirchenversammlung »zu Vienne bey.«

1313. »König Johann hält als Reichsverweser den Reichstag zu »Nürnberg, auf dem alle Große Deutschlands sich in Person oder »durch Abgeordnete einfinden.«

1318. »B. Johann wird aller geistlichen sowohl als weltlichen »Verwaltung zeitweilig entsetzt — und vor den päpstlichen Gerichtshof ge-»fordert, bey welchem ihn Heinrich von Schaumburg, Domherr »auf dem Wissehrad, schwerer Verbrechen beschuldigt hatte. Er reiset »endlich nach Avignon, nimmt zweyhundert Mark Gold, wie es heißt, »als Reisegeld mit. Dreyzehn Jahre dauert sein verdrießlicher Rechtshan-»del. Hierauf wird er in seine vorige Würde wieder eingesetzt, und kömmt »nach Prag zurück, wo ihn Geistlichkeit und Volk mit gebührender Ehre »empfangen. Aber weil das Sprichwort: Curia Romana non pascit »ovem sine lana, auch bey dem Bischofe eingetroffen war, so bemüht er »sich jetzt um neue Wolle:

»Exstat jus tale: quod, qui dat, spirituale,
»Pro sale proque vale tollat numisma reale.«

Franz.

Jahr 1291. »König Wenzel stiftete zu Sbraslaw, wo er ein »Jagdschloß hatte, das Kloster Königsal, und weil Bischof Tobias »diese Herrschaft als Eigenthum seiner Kirche ansprach, so löste sie der »König gegen andere, gerichtlich geschätzte Besitzungen ein.«

1300 bis 1301. »Johann IV., Sohn jenes tapferen und berühm-»ten Georg von Draschitz, der unter Ottokar II. Prager Burg-

»graf war, wird zum Bischof erwählt. König Wenzel schenkt ihm einen »Smaragdring, neunhundert Mark im Werthe. Am Tage seiner Ein»setzung versorgt der König ihm die Küche mit Wild, das er selbst gejagt; »führt ihn reitend, am Zaume seines Pferdes, in die bischöfliche Burg ein, und »wohnt der glänzenden Tafel bey, von der auch die Armen betheilt werden.«

»B. Johann setzt gegen die Baronen das heilsame Recht durch, »die von ihnen angestellten Seelsorger zu bestätigen.«

1306. »Die öffentliche Meinung rief Heinrich von Kärnten »auf den Thron; aber Rudolph, an der Spitze eines Heeres, brachte »es durch Drohungen und Geschenke dahin, daß er zum Könige gewählt »wurde. Er hat dem Bischof Johann viel Leid zugefügt — das böhmi»sche Volk gedrückt und verfolgt. Deshalb widersetzten sich ihm einige »Baronen mannhaft, und, da sein Heer im Lande viel Schaden anrich»tete, ward er von Gott gestraft, und starb am Durchfalle.«

1307. »Tobias von Bechin wird im Pallaste des Bischofs von »Anhängern der kärntnischen Partey ermordet.«

1310. »Bischof Johann schenkte der königlichen Braut Elisa»beth ein treffliches Reitpferd mit Sattel und Zeug, und zwey hohe sil»berne, schön vergoldete Becher zur Reise nach Deutschland. Er zog »dem neuen Könige mit Truppen bis Kuttenberg zu Hülfe, und seine »in Prag zurückgebliebenen Ritter sprengten das Thor, durch das u. s. w.«

1311. »Bischof Johann stand bey der Krönung an der Seite des »Erzbischofs, unmittelbar bey dem Könige, und hatte die nöthigen Anstal»ten zu diesem Feste getroffen.«

»Vor der Abreise zur Kirchenversammlung ließ er seine Ritter, Ka»pläne, und sein ganzes Gesinde herrlich kleiden, hielt mit großem Ge»folge seinen glänzenden Einzug in Vienne, und ward von allen Präla»ten und der ganzen Geistlichkeit in großen Ehren empfangen. Es ging »ihm dort alles nach Wunsche, und bey seiner Abreise sandte ihm der »Papst reiche Geschenke bis Lyon nach. Nach Hause zurück gekommen, »handhabt er die Kirchenzucht; trägt der Geistlichkeit löbliche Arbeiten auf, »wirkt auf den König und die Großen durch gute Lehren und Beyspiele; »sorgt für die Armen; zieht mit dem Könige immer selbst an der Spitze »seines großen Heeres gegen die meuterischen Baronen zu Felde; erbaut »Kirchen auf den bischöflichen Gütern, stellt Burgen wieder her; nimmt »insbesondere große Veränderungen mit seinem Pallaste vor; erbaut darin »einen Thurm aus behauenen Steinen, und geräumige Speicher; schmückt »die Kapelle mit den Bildnissen aller seiner Vorgänger im Bisthume; läßt »in seinem Tafelzimmer viele Wappen von Fürsten, Baronen und Rittern »malen, dazwischen sinnreiche Verse schreiben u. s. w.«

1313. »König Johann lädt den Bischof Johann ausdrücklich »ein, ihn nach Nürnberg zu begleiten. Er reist dahin mit einem gro»ßen und glänzendem Gefolge von Rittern, macht dort dem Könige wie »den Baronen viele Ehre, und gibt ihnen mancherley Feste.«

1318. »Ein erzböser Thüringer, Friedrich, Bastard von »Schaumburg, der sich für einen Probst von Leitmeritz ausgab, »bewirkte, daß Bischof Johann vor den päpstlichen Gerichtshof geladen »wurde. Er reiste nach Avignon, und hatte dort, während seines »eilfjährigen Rechtshandels, viel zu leiden; ging aber aus diesen Prüfun»gen geläutert, wie Gold aus dem Feuer hervor. Viele Kardinäle und »andere hohe Geistliche wünschten ihm Glück; der Papst entließ ihn mit »seinem Segen; in Prag wurde er mit allgemeinem Jubel empfangen, »und das Te Deum gesungen. Weil sich nun mehrere Baronen in seiner

»langen Abwesenheit der bischöflichen Güter bemächtigt hatten; so brachte »er diese mit vieler Anstrengung und großen Kosten wieder heim, befestigte »Burgen, erbaute Kirchen, und vermehrte die bischöflichen Güter durch »einige neue, die er ankaufte.«

1332. »Bischof Johann stiftet reichlich die Probstey zu Raud»nitz, und schmückt sie sowohl mit herrlichen steinernen Standbildern, die »reich vergoldet und versilbert waren, theils mit allerhand schönen Gemäl»den aus, versieht sie mit Büchern u. s. w.«

1333. »Ließ er einen wälschen Baumeister kommen, und zur Be»quemlichkeit und Sicherheit des armen Volkes eine sehr standhafte stei»nerne Brücke bey Raudnitz über die Elbe — und zwar größtentheils »durch Eingeborne erbauen, die Meister Guido dazu abgerichtet hatte.«

1336. »Erbaute er sich in der Veitkirche sein prächtiges Grabmal, »und verschrieb sich Cypressenholz zu seinem Sarge.«

1340. »Weihte er seine Kirche in Raudnitz ein, stiftete drey »reiche Domherrnstellen an der Veitkirche, ein Krankenhaus zu Raud»nitz u. s. w.« Gleichwohl hatte er »unaufhörliche Neckereyen, Gelder»pressungen und Verfolgungen vom König Johann zu dulden.« S. 151.

Mit 1342 schließt Franzens Werk, und in dem nämlichen Jahre ward es dem Bischofe, als Zweyter Theil des auf seinen Befehl, zu seinem Gebrauche, und nicht vor dem Jahre 1329 neu abgeschriebenen Prager Zeitbuches überreicht, dem es noch beygebunden ist, und mit welchem es zu Ende des vierzehnten oder zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts der Probstey zu Raudnitz angehörte, so wie es jetzt Eigenthum der Prager Hauptkirche ist. Eine Verzierung, die es enthält, spricht das Verhältniß des Verfassers zu seinem Gönner allzu deutlich aus, als daß sie hier zu übergehen wäre. Es ist das, von dem Anfangsbuchstaben der Zueignung umschlungene Bildniß des Bischofs in Farben und Gold. Er sitzt in Amtskleidung auf seinem Stuhle, in der Linken den Stab, in der Rechten ein Domherrn-Barett haltend, das er dem, vor ihm knieenden Franz aufsetzt. — Aus dieser Handschrift, der einzigen noch vorhandenen der ersten Bearbeitung, ward Franzens Werk zuerst von Dr. Kneysl, Prag 1754, aber mit Fehlern, willkürlichen Auslassungen und Veränderungen — zum zweyten Male auf den Wunsch des hochwürdigen Domstiftes der Prager Hauptkirche, in SS. Rer. Boh. T. II. *Pragae* 1784 mit buchstäblicher Treue und einer kritischen Vorrede herausgegeben. Zum Jahre 1296 muß *Albertus* statt *Fridericus* — 1297 *Ottonis cum telo* statt *Ottonis* cum caetero — 1316 *Metensi* statt Netensi — 1325 *Burgow v. Burgan* statt *Burgono* gelesen werden — 1333 nach proprium fehlt revertitur.

Ich komme auf die zweyte, nicht mehr dem Bischof Johann (er starb 1343 und hatte also seine Unsterblichkeit nur ein Jahr voraus genossen) gewidmete Bearbeitung. Sie hat sich in einer Handschrift des funfzehnten Jahrhunderts erhalten, die Dobners rühmlicher Eifer in dem Kloster der ehrwürdigen P. P. Franziskaner zu Wien entdeckte, wohin sie höchst wahrscheinlich dem Wunder zu Gefallen geschickt worden war, das Franz zum Jahre 1353 erzählt, und das dem Prager Franziskaner-Kloster nicht wenig Ruf gemacht haben muß, da auch der Ordensbruder Marignola (s. XII.) als Augenzeuge und Weitmühle (s. XIV.) als Zeitgenoß, es berichten. Sie besteht gleichfalls aus drey Büchern, und unterscheidet sich von der ältern hauptsächlich durch veränderte Anordnung und durch Erweiterung des, bis auf Karls IV. dritte Vermählung im Jahre 1353 fortgesetzten dritten

Buches — durch den Titel: Zeitbuch der Könige, Herzoge und Herrn, und endlich durch die Zueignung, deren erste Hälfte dießmal auf Karln IV. angepaßt ist. Seine »Thaten und vielfach heilsa»men und lobenswerthen Werke« wünscht der Verfasser vorzüglich zu berichten, und das thut er auch, indem er von Karls frühern Jahren, von Errichtung des Prager Erzbisthums, von seiner Kaiserkrönung, von Stiftung der hohen Schule, von der Anlegung der Neustadt Prag u. s. w. erzählt — so, daß man nicht berechtigt ist, zu vermuthen, Franzens Werk sey in der zweyten Bearbeitung gestümmelt auf uns gekommen, und habe etwa bis auf sein Todesjahr 1362 gereicht. Warum aber trat er so eilfertig mit einer neuen, Karln IV. gewidmeten Ausgabe hervor? Man sagt, das Beyspiel anderer und des Kaisers bekannte Vorliebe für vaterländische Geschichte habe ihn hiezu bestimmt; aber man bedenkt nicht, daß es keine andern gibt, die ihm im Jahre 1353 hierin zuvorgekommen wären, und übergeht eine vorläufige Frage, die sich uns um so gebieterischer aufdringt, da sie nicht den Schriftner, sondern den Menschen Franz betrifft, und, je nachdem sie gelöst wird, den Grad der Achtung bestimmt, den wir und alle Nachwelt ihm schuldig sind. Was vermochte ihn, die frühere Zueignung an Bischof Johann von Draschitz öffentlich zurückzunehmen? Wie immer die Geschichte über diesen Mann richten mag — und sie hat ihm Großartiges nachzurühmen — er war Franzens Gönner, Wohlthäter, Held im Leben gewesen. Wie, und zehn Jahre nach seinem Tode verläugnet ihn der Domherr, und hofft etwa dadurch einem Kaiser gefällig zu werden, der ein rechtschaffener Mann ist? Heißt das nicht die Jahrbücher der Gelehrsamkeit mit einem Beyspiele der kurzsichtigsten Gunstbuhlerey und des schwärzesten Undankes beflecken? So scheint es allerdings, aber nur so lange, als man nicht das Zeugniß kennt, das Domherr Franz seinem ehmaligen Gönner zum Jahre 1343 gibt, wo er von dessen Tode spricht. Er meldet dort von der Großmuth, womit der Bischof in seinen letzten Anordnungen alle die Seinigen, von den ersten Prälaten, Kaplänen, Rittern an, bis auf die niedrigsten Diener, bedacht, und setzt hinzu: »So »hat Er den guten Ruf, den er im Leben behauptet, auch sterbend zu»rückgelassen.« Er trägt nach, und wiederholt zum Theil, mit welchem Aufwande der Bischof das Grab des heiligen Adalbert und das seinige verziert — wieviel er den Prager und Raudnitzer Domherren auf sein jährliches Seelenamt hinterlassen und schließt: »Aus allem diesem »und dem oben Gesagten erhellt, daß er ein Wohlthäter, Tröster und »Vater der Christenheit, ein milder und vorsichtiger Leiter des Volkes, »und ein unermüdeter Vertheidiger und Sachwalter des böhmischen Na»mens gewesen.« Es bedarf nicht mehr, um überzeugt zu seyn, daß Franz in seinem Urtheile über den Bischof und in seiner Zuneigung zu demselben sich gleich und treu geblieben — und wie, wenn aus derselben Quelle auch die Entstehung dieser zweyten Ausgabe und die Zueignung an Karl den Vierten hergeleitet werden müßte? Man gehe in folgende Bemerkungen ein: Franz gehörte eigentlich der Wissehrader Probstey an, und schon deßhalb konnte das Domstift der Veit- und seit 1343 auch Hauptkirche sein Werk, worin überdieß der selbst die Päpste Clemens V. und Johann XXII. nicht schonende Geist des Königsaaler Abtes wehte, nicht als zweyten Theil seines Prager Zeitbuches gelten lassen. Diese Ehre war ihm blos in der, für Johann IV. gefertigten Abschrift zu Theil geworden, die schwerlich in Prag, sondern auf einer Burg des Bischofes (ex bibliotheca castri .... lautet eine

alte Aufschrift des ersten Blattes) aufbewahrt, und, nach dessen Tode, etwa so wenig beachtet wurde, daß der mehr als siebzigjährige Verfasser gerathen fand, seiner Schutzschrift für Bischof Johann IV., denn dieß ist im Grunde sein Werk — durch eine neue Ausgabe mehr Berühmtheit zu schaffen. Ein näherer Anlaß hiezu läßt sich gerade im Jahre 1353 nachweisen. In diesem war der Länderentdecker Marignola nach Prag gekommen, das er aber nach wenigen Monaten nicht ohne den kaiserlichen Auftrag verließ, seine Reisenachrichten in ein Zeitbuch der Böhmen zu verarbeiten. Hiezu mußten ihm Quellen mitgegeben, oder nachgeschickt werden, und sie beschränkten sich (s. XII.) auf eine Abschrift des Prager Zeitbuches, das in der »von Motten und Alter zernagten Handschrift« (Neplach zum Jahre 1125) nur bis zum Jahre 1283 reichte. Franz hatte es, wie wir wissen, für den Bischof bis zum Jahre 1342 und seitdem in seinen Schriften bis 28. July 1353 fortgesetzt und übrigens mit Marignola (s. unten) Umgang gepflogen. Wie, wenn er nun die zweyte Ausgabe mit dem Wunsche unternahm, daß der fremde Gelehrte, vor dessen Abreise sie nicht zu Stande kam, in seinem auszufertigenden Zeitbuche davon Gebrauch mache, und wenn die Zueignung an Karln den Vierten im Grunde nur ein Mittel gewesen wäre, das Denkmal, das er seinem Bischofe gesetzt, in viele, — und zunächst in Marignolas Hände zu bringen? Mit dieser Absicht vertrügen sich gar wohl die Worte, womit jene schließt: »gegenwärtiges Werk, voll lehrreicher »Beyspiele, wird deinen Ruhm ausbreiten, und so nicht blos in deinem »Königreiche Böhmen, sondern auch in andern Ländern des Erd»bodens willkommen und nützlich seyn.« Aber es kam nicht in Marignolas Hände, und wenn dieß Karl IV. selbst hinderte, so darf es uns in der That weniger befremden, als die Dreistigkeit, die Franz hatte, ihm ein Buch zuzueignen, das er als trefflicher König allenfalls dulden und beachten — aber als Sohn nicht in die Hand nehmen konnte, ohne zu erröthen? Schon das Königsaaler Zeitbuch enthält eben keine Lobrede auf K. Johann; indeß, wie dort die Nachrichten von ihm gegeben sind, konnten sie den Kaiser nur kränken, nicht beleidigen. Denn Abt Peter schrieb sie aus reiner Liebe zur Wahrheit — mit Thränen in den Augen über alle seine getäuschten Hoffnungen nieder. Die nämlichen Nachrichten in Franzens Werke, des Bischofs etwas ungemessenem Lobe gegenüber, haben die Unschuld ihrer Absicht verloren; sie erscheinen als Waffen in der Hand des Sachwalters, den Gegner zu verwunden — als gesuchte Schatten, die Glanzseite des Bischofs hervorzuheben, und so oft sie Franz rednerisch erweitert, taucht er seine Feder in Galle; das Unglück selbst ist ihm nicht heilig, das den verhaßten König trifft. Einige Beyspiele: K. Johann bedurfte im Jahre 1337 aufs Neue Geld zu dem Kreuzzuge gegen die Lithauer. Er bemächtigte sich der silbernen Standbilder der Heiligen am Grabe des h. Wenzels und verpfändete sie für 500 Prager Marken Gewicht, ohne sie wieder auszulösen. Es reichte hin, die Sache zu erzählen, und das thut Abt Peter; aber Franz setzt hinzu: Unde ipse non dilexit honorem coelestis patroni tanquam verus terrestris patronus; sed hoc egit, malo spiritu ductus, et tanquam tyrannus! Von der völligen Erblindung des Königs redet der Abt mit Theilnahme an den Schmerzen, die er durch die Ungeschicklichkeit der Wundärzte zu leiden hatte. Franz läßt sich darüber zum Jahre 1340 also vernehmen: Eodem anno rex *Boemiae* totaliter fuit virtute visiva privatus, qui quidem interiori et exteriori homine extitit excecatus, quia, licet sic adeo fuisset plagatus, ta-

men non desiit acta iniqua operari; nam sicut leopardus non deserit colorum varietatem, sic difficulter peccator peccati consuetudinem relinquit, quae efficitur quasi altera natura, a qua quum resurgere nititur, peccatorum pondere prorsus cadit iterum coactus, et sic pravae consuetudines cum peccatis nisi vitâ finiuntur. Et per hoc spiritualis liquet caecitas interioris hominis dicti regis. Nam pluries visus est, inducere filium suum primogenitum ad opera nefaria et iniqua et quia erat variis imbutus virtutibus, ei nequaquam voluit assensum praebere, quam ob rem ipsum multifarie afflixit increpando, maledicendo, persequendo, magnis debitis obligando, demum morti exponendo; nam crebrius ipsum ad diversas terras direxit ad bellandum contra fortissimos inimicos, intendens hanc regni *Boemiae* extinguere lucernam speciosam, et hunc generosissimum florem juventutis suffocare, quem misericors deus de periculis eruit gravissimis per suam immensam pietatem. Wie stumpfsinnig hätte Karl der Vierte seyn müssen, um die Wendung dieser Stelle für etwas Anders zu nehmen, als für eine Schmeicheley, durch die sich Franz das Recht erkaufen wollte, seinem Ingrimm über K. Johann Luft zu machen — und welch' ein Ungeheuer hätte er seyn müssen, um seinen Ruhm durch eine Schmähschrift auf seinen Vater »auch in andern Ländern des Erdbodens« ausbreiten zu wollen! Es wird sich weiter unten zeigen, wie er über diesen Punkt dachte.

Was den übrigen Werth von Franzens drittem Buche betrifft, so verräth es durchaus den aufmerksamen Beobachter naher und ferner merkwürdiger Begebenheiten. Er weiß viel von den Einfällen der Tartaren in Europa und von der verheerenden Pest (s. Wiener Zeitschrift im Jahre 1821, April) seiner Zeit, Einiges, und das aus Marignolas (s XII.) Munde, von Naturerscheinungen in Cathay und Indien; er erklärt richtig Sonnen- und Mondesfinsternisse und spricht mit Begeisterung von der Schönheit und Macht der beyden Himmelskörper. Abgedruckt ist dieß dritte Buch sammt der neuen Zueignung in Mon. Hist. Boh. T. VI. *Pragae* 1785.

XI. Naplach, Ritter von Ostrow, im Jahre 1312 »zu Horschinowes, in einem ärmlichen Hause, der große Hof genannt, geboren.« Er trat zu Oppatowitz in früher Jugend aus der Schule in den Benediktorden, ward im Jahre 1350 Nachfolger des Abtes Hrosnata, der ihn auf die hohe Schule zu Bologna geschickt hatte; ging im Jahre 1361 als Gesandter Karls IV. nach Avignon, um Innocenz VI. zu seiner Erhebung Glück zu wünschen; begleitete im Jahre 1363 den Erzbischof Johann I. nach Regensburg, und starb um das Jahr 1371. Wir haben von ihm ein, aus dem Prager, St. Prokoper und aus Franz zusammen getragenes Zeitbuch, das vom Jahre 894 bis auf Karls IV. Thronbesteigung im Jahre 1347 geht, und von dem es wieder zwey Bearbeitungen gibt. Die ältere nennt der Verfasser in der Vorrede Summula Chronicae tam Romanae quam Bohemicae, und sagt, sie auf Verlangen seines Oheims, des Bruder Klosterverwalters Martin, seines Probstes Peter, und seines Kämmerers Johann von Biloch geschrieben zu haben, die, wie er mit etwas vornehmer Miene der Schulweisheit hinzusetzt, »an Geschichten und Gerüchten mehr Geschmack finden, als Ich,« und diesen Geschmack vielleicht der in Oppotowitz aufbewahrten Handschrift des Hradischter Zeitbuches (s. IV.) verdankten. Sie nimmt

auf die Thronfolge der römischen Kaiser und Päpste Rücksicht; sagt zum Jahre 1330 von König Johann: Praga per ipsum capitur, et despoliatur, und verspricht am Schlusse, die Thaten und Begebenheiten Karl IV. zu erzählen. Herausgegeben in H. *Pez* SS. Rer. Austr. T. III. unter dem Titel: Chronicon Oppatovicense, nach einer Handschrift der heil. Dorotheakirche in Wien.

Die jüngere, vor dem Jahre 1360 vollendete Bearbeitung veranlaßte Karl IV., vermuthlich in der Absicht, die Nachrichten von Gründung der geistlichen Stifter in Böhmen jahrweise beysammen zu sehen. Diese findet man auch, aber freylich in dem Geiste eines wahren Anno-Domini-Mannes, in dem Werke verzeichnet, das sich auf Landesbegebenheiten beschränkt, und mit der oben angeführten, König Johann betreffenden Stelle den Kaiser verschont. In der Nachschrift nennt der Verfasser sein Werk Epitome Chronicae Bohemicae, und wünscht Karls IV. Thaten vom Jahre 1346 bis 1360 der Reihe nach zu erfahren. Der Text ging aus der alten gräflich Czernin'schen Handschrift in eine treue Abschrift über, aus der ihn Dobner der Mon. Hist. Boh. T. IV. Pragae 1779 einverleibte, indem er damit die, Böhmen betreffenden Nachrichten der Summula aus Pez SS. verschmolz; denn er bildete sich ein, in den zwey Bearbeitungen blos Auszüge (von fremder Hand) aus einem größern, noch nicht entdeckten Geschichtswerke Neplachs vor sich zu haben, zu dessen Ausarbeitung aber der Abt, nach seinem eigenen Geständnisse, keinen Beruf hatte.

XII. Johannes von Marignola, aus Florenz gebürtig, minderer Bruder und Anfangs Professor zu Bologna, ging im Jahre 1338 als päpstlicher Legat durch die Wüste Schamo nach Cambaleck (Peking), und kam über das indische und mittelländische Meer im Jahre 1353 unter andern mit der Ueberzeugung zurück, daß er in der Nähe des Paradieses gewesen, die erste Wohnstätte Adams außer demselben, das Land der Königinn von Saba u. s. w. betreten. — Sein Ruf verbreitete sich schnell, und Karl IV. lud den »Apostel des Morgenlandes« an seinen Hof, machte ihn zu seinem Kaplan, und trug ihm auf, ein Zeitbuch der Böhmen zu schreiben; und darin, statt der abgeschmackten einheimischen Sagen, Nachrichten von seinen (wahren und eingebildeten) Entdeckungen des Morgenlandes zu verarbeiten. Dieß brachte Marignola zwischen dem Jahre 1354, in welchem er den Bischofstuhl von Bisignian in Calabrien bestieg, und dem Jahre 1362 in drey Büchern zu Stande, in denen er von der Urgeschichte der Menschheit, von Gründung der ersten Staaten und des judäischen Priesterthumes ausholt, um auf die Geschichte der böhmischen Landesfürsten und Bischöfe überzugehen, die bis auf die Thronbesteigung Wenzels II. im Jahre 1283 reicht. In das Ganze sind die Rückerinnerungen des Verfassers an seine morgenländischen Reisen verstreut, die als Beytrag zur Geschichte der Länderentdeckungen, und auch nur der Kindheit der Länderkunde leicht mehr Werth haben, als die eigentliche Geschichte Böhmens, die Marignola als Ausländer lieferte, und ohne in der Kenntniß der Quellen über den Fortsetzer VII. hinausgekommen zu seyn; denn am Schlusse des B. II. sagt er: Quomodo autem ipse finierit (*Wenceslaus* II.) et a quo coronatus tam ipse, quam sequentes, quorum ista sunt nomina infra scripta, *liber* non loquitur, nec valui reperire; ideo sufficit nomina per ordinem describere, sicut in *cronicis*? continentur, und mit welcher Aufmerksamkeit mußte er diese

Chroniken gelesen haben, da er auf Wenzel II. noch einen K. Premislav und zwey Könige Wenzel folgen läßt? Aus der einzigen und zwar gleichzeitigen Handschrift der Prager Hochschule gab Dobner den Text in Mon. Hist. Boh. T. II. mit Anmerkungen heraus, die mich bestimmten, den Reisebericht Marignolas aus dem Zeitbuche auszuscheiden, zu übersetzen, und in den Abhandlungen der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Bd. II. zu erläutern — eine Arbeit, die allenfalls auf einigen Dank der Gelehrten, aber nicht auf Interesse für die große Lesewelt rechnen kann.

XIII. Ein Ungenannter, irrig Pulkawa genannt, der auf Befehl Karls IV., beyde Prager, das Mühlhauser, das Königsaler, St. Prokoper und einige uns unbekannte Zeitbücher, das breviarium Prag. ecclesiae, die Karlsteiner Urkunden und andere benützte, um ein Zeitbuch der Böhmen zusammen zu tragen, das von der (nicht bestimmten) Einwanderung des Volkes bis auf den Tod der Königin Elisabeth, des letzten Sprossen aus dem Hause Premislaw, im Jahr 1330 reicht, und, da es einige Jahrzehende später vollendet worden, die Absicht des Kaisers verräth, die Geschichte seiner Zeit und Herrschaft abgesondert aufzeichnen zu lassen. Der Verfasser, der das Geheimniß der Macht so sehr ehrt, daß er sogar den heidnischen, von Cosmas arg verschrieenen Nachfolgern Premislaws Großthaten (magnalia) zutraut, und unter andern König Johannes einheimischen Händeln sichtbar ausweicht, erwarb sich das Verdienst, die, unter weitläufigen Hausnachrichten seiner Quellen oft versteckte Geschichte der Landesfürsten vorzugsweise, d. h. mit Unterordnung oder Uebergehung alles Uebrigen herauszuheben, gedrängt zusammen zu stellen, und die Erwerbungen von Freyheiten und Ländern, die man ihnen verdankt, sorgfältig mit Urkunden zu belegen. In Karls IV. Augen mochte sein Werk dem Auszuge Neplachs ungefähr wie Staatsgeschichte der kirchlichen entgegen stehen; noch bestimmter kann es ein böhmisches Fürstenbuch, und in so fern der Kern der vorzüglichsten einheimischen Zeitbücher genannt werden. Was man aber dem Verfasser mit Recht vorwerfen kann, und was ihn bis auf das Jahr 1020 zu einem sehr unzuverläßigen Führer macht, ist: daß er, Cosmas ehrlichere Armuth verschmähend, die alten Sagen nach Dalemil ausbildete, die Nachrichten von des Landes erster Bekehrung und dem heiligen Wenzel aus einer Legende des dreyzehnten Jahrhunderts (Leg. D. in Dobrowsky's Versuche III.) gab, uud über diesem scheinbaren Erwerbe die einzigen Quellen, woraus sich die ältere böhmische Geschichte bereichern läßt, die deutschen vorbey ging — dem Eigensinnigen gleich, der über die Jahre seiner Kindheit, da er sich selbst noch nicht beobachten konnte, aus dem Munde älterer Zeugen seines Lebens nicht belehrt seyn will. Diese Einseitigkeit hat sich durch grobe Verstöße gegen Zeitrechnung und Geschichte, die er unter andern zum Jahre 930, 931, 950 und 1021 beging, gerächt. Sonst leitet er richtig den Namen der Slaven (Slowanen) von *slowo*: Wort, her; aber mehr Eitelkeit als Kenntniß deutscher Sprache verräth, daß er Bohemia auf boh, bog: Gott zurückführt — ein Irrthum, der von den Hussiten, die sich das »Volk Gottes« nannten, mit Feuer und Schwert vertheidigt wurde. Von den Zügen der Slaven durch Griechenland hat er Dalemils dunkle Kunde; aber nach Böhmen führt er sie aus Kroatien, wovon Konstantin Porphyrogenn. c. 30 gerade das Gegentheil bezeugt. Den erdichteten Bohemus übersetzt er, auch nach Dalemil, richtig in Tschech,

und gibt ihm zum Bruder den nach Polen auswandernden Lech, von dem die Sage vergessen hatte, daß er im Jahre 805 in Vertheidigung des Landes gefallen war u. s w.

Man muß gleichfalls zwey Bearbeitungen dieses Zeitbuches unterscheiden. Die ältere verräth sich durch Fehler der Zeitrechnung (z. B. Wenzels III. Ermordung wird auf das Jahr 1311 gesetzt), und durch größere Dürftigkeit als Werk der ersten Hand; auch hat sie eigene Nachrichten über den Untergang der beyden letzten Premislawe. Handschriften sind die gräflich Rostitz'sche, die Wissehrader, Boleluzkische, Stehlik'sche, die Tribauer (Archiv f. Geogr. und Gesch, Februar 1819), sämmtlich aus dem funfzehnten Jahrhundert, und, wiewohl mit Abweichungen, aus einer ältern geflossen, wie diejenigen, aus denen Menken SS. T. III. und Ludewig Mss. Rel. T. IX. den Text herausgaben. Die jüngere, nicht vor dem Jahre 1374 vollendete Bearbeitung ordnet die Begebenheiten genauer; erzählt ausführlicher, drückt sich vorsichtiger oder richtiger über manche Gegenstände aus, und erhält ihre besondere Wichtigkeit durch die Brandenburger Nachrichten, die, in den Text häufig eingeschoben, vom Jahre 1100 bis 1317 gleichzeitig, wiewohl vorn hinein mehr unterbrochen fortgehen, und aus einem Zeitbuche der Mark genommen sind. Karl IV. hatte es im Jahre 1373, da er von diesem Lande Besitz nahm, selbst nach Böhmen gebracht! und ließ es dessen Geschichte offenbar in der Absicht einverleiben, um die staatsrechtliche Vereinung beyder Länder, die er gestiftet, fester und dauerhafter zu machen. Die einzige bisher bekannte Handschrift befindet sich jetzt in dem Bücherschatze der Prager hohen Schule. Sie ist aus dem funfzehnten Jahrhundert, in Namen und Jahrszahlen oft unrichtig, im Text verworren — und mit allen diesen Fehlern, die sich durch Vergleichung mit den Quellen leicht verbessern ließen, in Mon. Hist. Boh. T. III. Pragae 1774 abgedruckt. Einige Beyspiele: zum Jahre 1166, S. 189 nach Imperatoris soll folgen pro sedando — pervenit, was unter 1167 S. 191 steht; dagegen gehört das dortige *Przimda* — satisfiat zu mancipatus Jahr 1173, S. 193, und das hier fortlaufende Sturmonem — terrae face hinter. Nam praedictum des Jahrs 1167, das aber 1174 heißen soll! und folglich mit allen seinen Nachrichten am unrechten Orte steht. Das unverständliche tamen ei hoc in experto contigit, S. 193, l. tamen ei, quod inexperto aurigae, contigit — S. 190 praedicti *Wladislai*, l. praedicti *Ulrici*; ebend. aussen, l. Missen; S. 193 *Tfirzmberg*, l. *Frauenberg* u. s. w. Obendrein hielt Dobner die erste Bearbeitung für einen bloßen Auszug aus dem Hauptwerke, wofür er die zweyte ansah, und dieser Irrthum kostete ihn wieder eine Menge überflüssiger Anmerkungen. Einen zweyten beging er darin, daß er den Schulrektor Przibick oder Adauckt Pulkawa von Tradenin, der das Zeitbuch im vierzehnten Jahrhundert in das Böhmische übersetzte (s. Dobrowsky Gesch. d. böhm. Spr. u. ält. Lit.) für den Verfasser desselben nahm, und in dem D. P. d. K., womit die erste Bearbeitung bey Menken und Ludewig schließt, nicht den Namen des Besitzers, der wohl ein Dominus Pribik de Klenowa gewesen seyn kann, — sondern des Verfassers liest.

Die sogenannten Fortsetzer des Pulkawa (Mon. Hist. Boh. T. IV.) bieten für den Zeitraum, auf den sich dieser Aufsatz beschränkt, keine erhebliche Ausbeute, und sind eigentlich Fortsetzer eines ganz anderen Werkes.

XIV. **Benesch Krabiz von Weitmüle**, Erzdechant von Saaz, im Jahre 1363 schon Domherr, etwa an Franzens Stelle, zwischen 1365 und 1375 Bauvorsteher der Prager Hauptkirche, gestorben im Jahre 1375. Er erwog, daß das Prager Zeitbuch seit Ottokars Tagen nicht fortgeführt worden war — anerkannte also, gewiß mit dem ganzen Domstifte und zu Karl des Vierten Zufriedenheit, Franzens Werk für keine Fortsetzung — für keinen zweyten Theil desselben, und machte sich selbst an die Arbeit. Indem er nun den Faden der Erzählung bey Wenzels Thronbesteigung im Jahre 1283 aufnahm, wo ihn der zweyte Domherr (VII.) gelassen, brachte er eine Geschichte zu Stande, die er nicht Prager Zeitbuch — sondern bestimmter: Zeitbuch der Pragerkirche nannte, und die man ganz genau: Dritte Fortsetzung des Cosmas in dem Zeitbuche der Prager Hauptkirche zum heiligen Veit nennen konnte, wenn sie, des Verfassers Absicht gemäß, diesem wäre einverleibt worden — was aber wahrscheinlich deßhalb unterblieb, weil die mit Wenzel IV. Herrschaft hereinbrechenden Stürme des Staates das Domstift übereilten, und es mehr um Gegenwart und Zukunft besorgt machten, als mit den Blättern der Vergangenheit beschäftigten. Sie besteht aus vier Büchern, wovon das Erste mit der kärntnerischen Herrschaft in Böhmen endet; das Zweyte nach Karls ausdrücklichem Wunsche, mit der Thronbesteigung des Luxemburgischen Hauses im Jahre 1311 beginnt, und am schicklichsten mit dem Jahre 1330 oder 1333 geschlossen wird; das Dritte bis auf 1345 geht — das Vierte endlich mit dem Jahre 1174 abbricht — nicht ohne auch von König (noch nicht Kaiser) Wenzel IV. Nachrichten zugeben, und folglich das Versprechen der Vorrede erfüllt zu haben. Man irrt nicht, wenn man das Ganze als eine durch Karls IV. veranlaßte gedrängte Bearbeitung von Franzens Zeitbuche der Könige betrachtet, das der Verfasser aus dem St. Prokoper (noch zum Jahre 1321) und aus »glaubwürdigen Berichten älterer Männer« hie und da trefflich bereichert, und mit einer zum Theil aus mündlichen Mittheilungen des Kaisers und eigener Beobachtung geschöpften Geschichte seiner Zeit vermehrt hat, deren Haupttheil das Herrscherleben Karls des Vierten ist. Mit ihm vorzüglich beschäftigt sich, sogar wiederholend, das vierte Buch, das an Umfang, wie an Gehalt die drey vorangehenden übertrifft. Was Wunder auch, da es von einem Fürsten handelt, der, erzogen am französischen Hofe, beglänzt von den ersten Strahlen der wieder auflebenden Wissenschaften in Italien, und in der Schule der Leiden gebildet, während seiner langen Herrschaft gern alle Herrlichkeit der Welt auf sein geliebtes und so lange unglückliches Vaterland gehäuft hätte, und durch die Wohlthaten des Friedens, der Gerechtigkeit, des Wohlstandes, und der Bildung, die er ihm wirklich zuwandte, den einheimischen Geschichtschreiber, der sie sachkundig, getreu, und ohne allen gesuchten Schmuck vortrug, zum Lobredner macht! Ein solcher ist, was das vierte Buch betrifft, Weitmüle, und er ist es um so lieber, als Karls Staatsklugheit es nie mit dem päpstlichen Hofe verdarb. In den übrigen drey Büchern kommt ihm bald die musterhafte Bündigkeit des Vortrages, bald eine geschickte Wendung zu Statten, um seinem, in der Vorrede feyerlich erklärten Vorsatze getreu, »nichts gegen die Ehre seiner Fürsten und seiner »geistlichen Vorsteher, seines Vaterlandes und sonst anderer Personen« zu reden. Daß er hiebey sowohl den Eindruck seines Werkes auf den Kaiser, in dessen Auftrag er schrieb, als den Geist des Domstiftes, für das er schrieb, beachtet, darf man annehmen; aber diese Behutsamkeit macht ihn

nicht zum Verräther an der Wahrheit. Auch er redet z. B. von König Johannes Erpressungen, wirft aber die Schuld auf dessen Rathgeber, oder sieht in der Erblindung des Königs die göttliche Strafe derselben, oder betrachtet sie (zum Jahre 1336) aus Gründen der sicheren Staatsklugheit, gegen die sich so leicht nichts einwenden läßt. — Wenn Franz mit den Worten des Königsaler Zeitbuches sagt: Anno domini 1314 XII Cal. Maj. obiit. dominus *Clemens* Papa V, IX. anno sedis suae. Hic Papa, prius Burdegalensis episcopus (et) fuit de Vasonia natione, qui omni tempore Papatus sui ad urbem Romanam non pervenit, sed in locis occidentalibus, ubi et prius fuerat, *Philippo*, regi Franciae, in pluribus obtemperans, usque ad obitum suum ibi mansit. Hic etiam Papa anno domini 1311 *Wienense* concilium celebravit, in quo sub praetextu pietatis et sub opinione passagii generalis decimam imposuit generaliter toti Clero. Et quia rex Franciae ibidem crucem assumpsit cum duobus suis filiis promittens, quod personaliter illi passagio vellet interesse, unde Papa sibi omnem decimam colligendam de Clero assignavit. Praedictus etiam Papa potentem ordinem, per totum mundum celebrem, ordinem *cruciferorum templariorum*, ascribens eis quosdam errores haeresis, abrasit de gremio ecclesiae totaliter et delevit, cujus ordinis magister anno domini 1314, non *) contradicente Papa, per regem Franciae miserabiliter mense Aprili *Parisiis* est igne crematus. Aliae vero ejusdem ordinis personae plurimae, aliae tormenta passae, aliae relicto habitu regulari, seculum intraverunt. Opinio tamen dictabat plurimorum; quod dictum ordinem non pestis haeretica, sed ipsorum possessio latissima, et malorum hominum avaritia delevisset; so lautet das bey Weitmüle: Dominus *Clemens*, Papa V. obiit... Hic primus sedem suam collocavit in *Avinione* Hic delevit ordinem valentissimum templariorum in concilio *Wijennensi*. In Ansehung Bischofs Johann IV. hält er sich streng an Franz, nur übergeht er Alles, was in der Darstellung des letztern den Schein von Eitelkeit auf den Bischof, von Schmeicheley auf den Geschichtschreiber wirft. Die einzige, gleichzeitige, von Balbin und Pessina zu Anführungen benützte, und lange vermißte Handschrift, Pap. 4 ward im verflossenem Jahrhunderte in der Urkundey des Prager Domstiftes wieder entdeckt. Der Text hat B. I. Jahr 1301 eine Lücke, die, wie man aus dem unbeschriebenen Raume dreyer Blätter ersieht, nachträglich, und zwar aus Franz hat ausgefüllt werden wollen, und erschien mit einer trefflichen Einleitung gedruckt in der Prager SS. T. II. Pragae 1784. Zwey bessere Lesarten S. 241 cognationes f. nationes, S. 271 divisorii f. divisorien gewährt Franz.

XV. Benesch, ein Franziskaner, dessen zusammen getragenes, an Haus- und Ordensnachrichten reiches Zeitbuch nur in so fern hieher gehört, als es nicht das vierzehnte Jahrhundert überreicht. Es ist als Bruchstück in einer Handschrift des funfzehnten Jahrhunderts auf uns gekommen, und unbedeutender durch seinen Inhalt, als durch den zweyfachen Umstand, daß es von einem Hussiten fortgesetzt — und, da es zum Jahre 1386 sagt: »Ich, Bruder Benesch habe zu Bunzlau Messe gelesen« — zum Jahre 1174 aber die Stelle: Ego Benessius — perderentur aus Weitmüle's trefflichem Werke unbearbeitet aufgenommen hat, für den Torso desselben gehalten wurde, und dem 1375 gestorbenen Domherrn,

*) Dieß bedeutende non ist in der Handschrift mit neuerer Tinte ausgelöscht.

der auch Benesch hieß, den Ruf zuzog, noch im Jahre 1386 als Franziskaner Messe gelesen zu haben. In dieser Voraussetzung verflocht es Dobner etwas übereilt, mit den oben (XIV.) erwähnten Anführungen aus Weitmüle, und ließ es in Mon. Hist. Boh. T IV. Prag 1779 abdrucken. Siehe Einleitung zu der Prager SS. T. II.

XVI. Karl der Vierte, Verfasser seiner eigenen Lebensbeschreibung, die er gewiß nicht vor seines zweyten Sohnes Sigismund Geburtsjahre 1368 anfing, aber schon bey seiner Erwählung zum römischen Könige im Jahre 1346 abbrach — vermuthlich, weil er an Weitmüle den Mann gefunden, der sie in seinem Geiste und mit mehr Muße vollenden konnte, als er selbst. Man findet darin, was man in einem solchen Werke nicht so leicht sucht, einige, auch von Weitmüle aufgenommene Redestücke, die von des Kaisers Geschmack an Gegenständen der Gottesgelehrtheit zeugen — unter seinen Träumen aber, die er der Nachwelt überliefert, einen, der für Seelenkunde wie für Geschichte einer gewissen furchtbaren Krankheit nicht unwichtig ist, und endlich ausführliche, gut erzählte Nachrichten vorzüglich über die wälschen Kriege, die Karl auf Befehl seines Vaters geführt, und von denen die böhmischen Zeitbücher weniger Kenntniß nahmen. Einer der anziehendsten und gewiß für sein ganzes Leben fruchtbarsten Augenblicke, den er schildert, ist der seiner Wiederkehr nach Böhmen. In einem Alter von siebzehn Jahren betrat er den Boden des Vaterlandes, dessen Sitten und Sprache er in eilfjähriger Abwesenheit fremd geworden war, wo er nicht Vater, noch Mutter (sie war bereits gestorben), nicht Bruder noch Schwester, oder irgend einen Bekannten und nicht eine einzige Burg fand, die nicht verpfändet gewesen wäre — so daß er genöthigt war »in städtischen Häusern, wie andere Bürger zu wohnen.« Seine erste Sorge ging nun dahin, das seit Ottokars Zeiten zerstörte Prager Schloß groß und schön wieder aufzubauen, und er scheute keinen hiezu erforderlichen Aufwand. »Da sahen,« fährt er fort, »alle rechtschaffenen Böhmen, daß wir von dem alten Stamme »ihrer Könige seyen, und standen uns mit Macht bey, unsere königlichen »Burgen und Güter wieder zu gewinnen, und liebten uns: die Bösen aber »fürchteten uns, und Gerechtigkeit fing an im Lande zu herrschen; denn »bisher waren die Baronen großen Theils Tyrannen geworden, die den »König nicht gehörig fürchteten, weil sie das Königreich unter sich getheilt »hatten.« Schließlich nur noch folgende Bemerkungen: Karl spricht nicht nur mit der größten Schonung von seinem Vater, sondern rühmt obendrein dessen Liebe zu ihm, und er hatte die Absicht, in dieser Beschreibung seines eigenen Lebens eine Art von Fürstenspiegel seinen beyden Söhnen, denen sie in einer Vorrede voll Salbung gewidmet ist, zu hinterlassen. Beydes macht seinem Herzen Ehre. Durch das Eine wollte er etwa nebenbey die Geschichtner seiner Zeit Mäßigung — durch das andere offenbar seine Prinzen lehren, würdig unter den Augen der Geschichte zu wandeln. Wir wissen nun, daß ihn wenigstens jene (s. XI, XIII. XIV.) verstanden haben. Die von Freher, Hanau 1602 herausgegebene Handschrift aus dem vierzehnten Jahrhundert, Pap. 4, bewahrt die Urkunden des nämlichen Prager Domstiftes der Hauptkirche, das die Fackel der Geschichte in Böhmen angezündet, und abwechselnd durch drey Jahrhunderte fortgetragen, bis sie dieselbe einem Könige übergab, der auf die Stelle des alten steinernen Herzogstuhles der Premislawe 12) den Thron der deutschen Kaiser gesetzt hatte, und »mitten in »Prag die Huldigung jenes Mainzer Erzbischofs empfing, von dessen

»Vorfahren die böhmischen Könige waren gekrönt — die Bischöfe von »Prag geweiht und eingesetzt worden*).«

Anmerkungen.

1. Er nennt sich zwar in der Zueignung an Severus solo nomine decanus — aber aus der nämlichen Bescheidenheit, in deren Sprache sich der Legendist zum solo nomine Christianus erniedrigt. Diese Anmerkung ist für Jeden überflüssig, der in der Lesung des Cosmas, wenn nicht bis zu Ende — wenigstens bis zu der Aufschrift des Ersten Buches gekommen ist.

2. Ich behalte mir ein besonderes Wort über diese Sagen in den Jahrbüchern vor.

3. Er sagt selbst: nec chronicam reperire potui; gleichwohl fabelt sein jüngerer Amtsbruder Pessina von einheimischen Jahrbüchern, die sich schon Herzog Spitigner über Tische habe vorlesen lassen, und hat die Dreistigkeit, sich auf Cosmas zu berufen, der zum Jahre 1060 so wenig als anderswo ein Wort sagt, das ihn um die Ehre brächte, der Vater der böhmischen Geschichte zu seyn.

4. Zum Jahre 1158 nennt er den Berg Pausanus in Tyrol, und setzt erklärend hinzu: qui *nostro* vocabulo *Pocen* dicitur. Dobner macht ihn zum Kaplan des Bischofes Daniel; allein diesen nennt Vincenz selbst zum Jahre 1158 Diethlieb.

5. Sie wurden, wie mehrere andere, unter Dobners Aufsicht für den vaterländischen Bischof, Emanuel Grafen Waldstein, gefertigt, und dem Domstifte zu Leitmeritz hinterlassen.

6. Sie muß zum Jahre 1159 von der Gesandschaft geredet haben, auf welcher Bischof Daniel im Namen Kaiser Friedrichs, Alexander III. auf die Kirchenversammlung zu Pavia beschied, und ihn singulari contumaciae, wie Pessina a. C. S. 176 sagt, nicht Papst sondern blos Kardinal betitelte. Von der Kirchenversammlung selbst, auf welcher der Gegenpapst Victor aufgestellt wurde, wird Vincenz zum Jahre 1160, und zwar im Geiste der kaiserlichen Partey geschrieben haben. Mehr bedurfte es nicht, um irgend einen Abschreiber zum Stümmler der Handschrift zu machen.

7. Capituli Pragensis laus est memorabilis, quod posthabitis et Imperatoris et *Wladislai* regis mandatis, spretis etiam minacibus Episcopi literis... *Alexandrum* pro vero legitimoque pontifice maximo non tantum agnovit, sed pro tali deinceps semper obfirmato animo immotaque constantia coluit. v. Pessina Phosph. p. 177.

8. Auch bedarf er Berichtigung, z. B. sogar in den Todesjahren der Bischöfe Daniel (1167 nicht 1168), Heinrich=Bretislav (1197 nicht, wie dort 1196 und auch 1198). Der Kämmerer Cyrinin (Tscherina?) wird 1211 und 1212 Landes verwiesen. — Zum Jahre 1190 l. mit Pulkawa palma e f. de se — 1230 Rex f. dux.

9. Capitulares Pragenses, qui jam pridem ad Pontificum Maximorum placita et nutum sese componere assuevissent.... *Wenceslao*, *Ottocaro*, rationibus et caussis solidis in medium productis, persuaserunt, ut ab Imperatore, publica execratione ab Ecclesiae communione semoto descisceret mentemque et studium suum omne *Gregorio* potius Papae ejusque successoribus

---

*) Weitmüle zum Jahr 1371 mit einem Deo gratias!

Coelestino IV. et *Innocentio IV.* commodaret. Pessina Phosph. p. 181.

10. Man nennt ihn gewöhnlich Konrad von Pottenstein; aber in dem äußerst reichen Todtenbuche des hochwürdigen Ollmützer Domstiftes, das unter Bischof Bruno von Schaumburg angelegt, und mir durch Herrn Scholastikus Baron von Buol, zur Durchsicht gegönnt wurde, hat ein Gleichzeitiger folgende Nachricht hinterlassen: *Wenceslaus*, rex Boemiae VII., dum deambularet in palatio ad auram post meridiem, per *Conradum*, Duringum crudelem et inhumanum, dictum de *Mulkow* est occisus A. D. M. CCCVI F. v. Aug.

11. Die Inschrift seines Denkmales in der Hauptkirche lautet:

Benesius dictus Krabiesie
Canonicus Pragen . . .
. . . Fabricae . . . . . .
anno Dei MCCCLXXV. die
. . . mensis . . . . . .

Daß zu den unlesbar gewordenen Wörtern obiit oder ein sinnverwandtes gehört haben müsse, zeigt die Vergleichung mit den übrigen dort befindlichen Inschriften. Abbé Dobrowsky, der diese sämmtlich abgeschrieben, nimmt daher auch seine frühere Meinung über Weitmüles Todesjahr (Einleitung zu der Prager SS. T. II.) zurück; und die Frage, warum das Werk eines im Jahre 1375 gestorbenen Verfassers mit dem Jahre 1374 abbreche, beantwortet sich von selbst.

12. Dux itaque *Wladislaus* firmata praedicta civitate, fratrem quoque suum *Theobaldum* in ea cum domina *Gertrude*, uxore sua, cui maxime in hoc articulo confidebat, cum quibusdam militibus, valde bellicosis, pro tuenda civitate, et *principali throno*, *quoddam saxo*, *quod est nunc in medio civitatis*, pro *quo non solum nunc*, *sed etiam ab antiquo multa millia bello corruerunt*, Pragae dimisit. Vincent. Chron. ad a. 1142.

Italienische Literatur.

(Bibl. ital. Nr. 41. Maggio 1819. p. 187.)

1. *Comento sui primi cinque canti dell' Inferno di Dante e quattro lettere del Conte Lorenzo Magalotti. Milano.* 1819. 8. *VIII.* 108.

Nach Magalotti sind die Verse, C. I. 39 u. 40.

— Quando l' amor divino
Mosse da prima quelle cose belle

von wunderbarer Schönheit. Dante spielt in ihnen auf eine platonische Lehre an: nämlich durch das »Mosse quelle cose belle« muß man ververstehen »l' attuazione delle idee, o si vero lo spartimento dell' idea primaria nell' idee secondarie, che è il diramamento dell' uno nel diverso significato nel triangolo platonico. In somma la creazione dell' universo, allora quando formò il mondo sensibile tutto a simile al mondo archetipo o intelligibile creato *ab eterno* nella mente divina.« Das ist Biagoli's Meinung, und um sie zu verstärken, werden einige Verse von Boezio angeführt, aus denen, nach Magalotti's Meinung, Dante diese Lehre zog, welche er auch sonst noch aussprach in der Canzone:

»Amor, che nella mente mi ragiona«

wo er von seiner Geliebten redend, sagt:

»Quest' è colei, che umilia ogni perverso,
»Costei pensò chi mosse l'universo.«

Im zweyten Gesang beweist der Verfasser, daß Dante mit den Versen:

»M' apparecchiava a sostener la guerra
»Sì del camino e sì della pietate«

verstehe, er habe sich bereitet, sein Gemüth mit Kraft zu bewaffnen gegen das Mitleid mit den Sündern, wenn die Grausamkeit der Höllenstrafen ihn bewegen sollte, die Unglücklichen zu bedauern, zu welchem Gefühl sich jeder geneigt finde, der das Elend anderer schaut. Diese seine Ansicht beweiset er durch andere Stellen in der göttlichen Komödie: Inf. XIV. 71. XX. 25. XXIX. 43. XXXIII. 148.

Magalotti versteht durch den Vers: (C. III. 59.)

»Che fece per viltate il gran rifiuto«

der Papst Cölestin sey noch nicht kanonisirt gewesen, als Dante schrieb: Biagioli stimmt ihm bey. Wir lesen in dieser Stelle der göttl. K. lieber mit den Ausgaben von Mantua und Foligno A. 1472, der von Venedig A. 1477, 1478, und der von Mailand A. 1478:

»Vidi e connobbi l' ombra di colui« etc.

als mit der der Akademie della Crusca, mit Venturi, Lombardi, Biagioli u. a.

»Guardai e vidi l' ombra« etc.

Da diese Lesart kraftvoller ist, und zu der erwähnten Interpretation mehr paßt.

Biagioli u. a. übergehen die Verse: (C. III. 125 u. 126.)

»Che la divina giustizia gli sprona
»Sì che la tema si volge in desio«

Magalotti meint, Dante habe dadurch eine schreckliche Wirkung der Verzweiflung der Verdammten ausdrücken wollen, »per la quale paja lor mill' anni di precipitarsi ne' tormenti, ed empier in si fatto modo l' atrocità della divina giustizia, la quale, secondo loro, è si vaga della loro ultima miseria.« Eine verzweifelte Leidenschaft, die er auch bey Seneca im Chor des ersten Aktes des Oedip (v. 83 u. f.) ausgedrückt fand:

»Prostrata jacet turba per aras,
»Oratque mori; solum hoc faciles
»Tribuere dei. Delubra petunt,
»Haud ut voto numina placent,
»Sed juvat ipsos satiare deos.«

Wir sahen, wie M. die Worte: »m' apparecchiava a sostenere la guerra della pietà« erklärt hat: Beym Kommentiren der Verse, wo Dante sich durchdrungen fühlt von Mitleiden mit dem Unglück der beyden Liebenden Paolo und Franzeska, zu welcher der Dichter sagt: (V. 116).

— »Francesca, i tuoi martiri
»A lagrimar mi fanno tristo e pio.«

erhebt er Zweifel, ob »tristo« an dieser Stelle durch lasterhaft, boshaft, ruchlos könne erklärt werden, statt unzufrieden, traurig und schwermüthig, wie es allgemein genommen worden, und wie er mit den andern übereinstimme, daß es die Absicht des Dichters gewesen. Es beliebe ihm aber einzig zu bedenken, daß »tristo« im Sinne von »empio« im schönsten Kontrast mit »pio« steht, indem der Dichter zu gleicher Zeit »empio«

und »pio« ist: das erste, indem er das gerechte und verdiente Elend der Verdammten bemitleidet; das zweyte aber, indem er das natürliche Mitgefühl, welches ihn wider seinen Willen zu Thränen zwingt, nicht besiegen kann.

(Revue Encyclopédique etc. A. 1819. Juillet.)

2. *La divina Comedia di Dante Alighieri, col comento di G. Biagioli. Paris*, 1818. *Dondey-Dupré*. 8. *Tom. I.* 634 *p. Tom. II.* 274 *p.* *).

Dante's erhabenes Werk ist gar oft schlecht kommentirt worden. Von Boccaccio an, dem die Republik von Venedig zuerst den Auftrag gab, die göttliche Komödie zu erklären, sind alle Kommentatoren, mit geringer Ausnahme, nichts als Rhetoren, Grammatiker und Pedanten, welche ihn noch mehr verdunkelten. Man kann sie füglich als Foltern für den Text und die Leser ansehen. Biagioli's Verdienste um seine Sprache sind bekannt: er studirte Dante funfzehn Jahre lang; keiner der vielen Kommentare konnte ihn befriedigen; er legte sie alle bey Seite und hätte sie am liebsten vergessen. Er hielt sich nun einzig an Dante selbst, und ließ endlich, mit dem Bewußtseyn, den Dichter gefühlt und durchdrungen zu haben, seinen Kommentar erscheinen. Der Hauptzweck seines Werkes ist:

1. Die wahren Quellen von all dem aufzufinden, was Dante von der andern Welt sagt, ohne sich auf Allegorien und seltsame Anspielungen einzulassen.
2. Die Begriffe des Dichters zu erklären und die eigenthümlichen Formen darzulegen, in welche sie eingekleidet gewesen sind.
3. Die schwersten Stellen, die man schlecht verstanden oder vernachlässigt hat, zu übersetzen.
4. Die bedeutendsten Wörter und Stellen heraus zu heben.
5. Die Schönheiten des Styls und Versbaues anzugeben, aus einer Handschrift von Alfieri.
6. Von Zeit zu Zeit auf die Prinzipien seiner Grammatik hinzuweisen.

Die Schwierigkeiten, auf welche wir in der göttlichen Komödie stoßen, entspringen aus der Natur des Gegenstandes und der Sprache, die noch nicht geschmeidig genug war, um sich den Bedürfnissen des Dichters immer zu fügen. Der Art sind die Begriffe oder mystischen Vorstellungen, welche Dante von der Theologie seiner Zeit entlehnte, so wie die Formen, die er sich schaffen mußte, um jene verständlich zu machen, und die oft eben so bizarr waren, als die Ideen, denen sie entsprachen: ferner Anspielungen, die man oft höchstens errathen kann. Doch macht die Sprache den Auslegern am meisten zu schaffen. Wir finden bey Dante Wörter, Formen und Wendungen, welchen man bey seinen Nachfolgern gar nicht wieder, oder verschieden angewendet begegnet; dazu kommen noch die Veränderungen, welche unwissende oder verwegene Kopisten und Ausleger in den Text der göttlichen Komödie einschoben. Auf alles das achtete Biagioli; nichts entgeht ihm; er vergleicht die ge-

*) Herr Biagioli lebt seit einer Reihe von Jahren in Paris, und hat mündlich wohl eben so viel zur Bekanntschaft der Franzosen mit Dante beygetragen, als Rivarol, Ginguené und Sismondi schriftlich. Er hat sein schätzbares Werk über den größten Dichter Italiens mit dem dritten Bande geendigt, und wird sich gewiß auch in Deutschland so viele Freunde und Verehrer gewinnen, als er Leser findet. Adrian.

schätzbarsten Texte; obgleich er die Ausgabe der Akademie della Crusca vorzieht, vernachläßigt er doch keine Untersuchung, die anwendbar scheint, um den wahren Sinn der Phrasen und schwersten Wörter aufzufinden; dazu bessert er die Interpunktion, sucht scharfsinnig die Analogie der Wörter und dringt überhaupt in den Sinn des Dichters ein, wie keiner vor ihm.

Hier einige seiner zahlreichen Erklärungen:

— vidi una insegna
che girando correva tanto ratta,
che d' ogni posa mi pareva indegna.
(inf. C. III. 52.)

B. erklärt das Wort indegna glücklich für das Partizip indegnata (wie adorno, desto, tocco, u. d. gl.); der Gedanke des Dichters erscheint so richtiger und angemessener.

Taciti, soli e senza compagnia
N' andavam l' un dinanzi e l' altro dopo
Come i frati minor vanno per via.
(inf. XXIII. 1.)

B. verwirft Lombardi's Erklärung, und will, Dante säge durch diese Vergleichung, sie seyen mit gesenktem Kopfe gegangen, wodurch das Bild schöner werde *).

Die kritischen sehr scharfsinnigen Bemerkungen entschädigen für die langen trocknen (wiewohl nützlichen und lehrreichen) grammatischen Untersuchungen. —

B. macht auf alle Schönheiten seines Dichters mit Begeisterung aufmerksam, und erklärt, was Sprache, Geschichte der Zeit und wirkliche oder scheinbare Anspielungen betrifft. Man hat viel für und wider Dante geschrieben. Im 16. u. 17. Jahrh. waren die entgegengesetzten Meinungen von Varchi und Castelvetro, von Mazzoni und Castravilla im Schwunge. Im 18. Jahrh. erklärte sich Pater Bettinelli gegen Dante und G. Gozzi gegen Bettinelli: beyde hatten ihre Anhänger, die ihnen aber nur nachplauderten. Voltaire und sein Echo, Laharpe, fanden in dem großen Gedicht nichts schön, als die zwey Episoden der Franzeska von Rimini und des Grafen Ugolino; die, welche ihnen nachsprachen, verstanden den Dante eben so wenig, wie sie. Wie viele schöne Episoden finden sich außer diesen beyden noch! z. B. Virgil und Dante bey den Dichtern (inf. IV.), von *Farinata degli Uberti* (ib. X.), von dem unglücklichen *Pier delle Vigne* (ib. XIII.), von Brunetto Latini (ib. XV.), dem Musiker Casella (purg. II.), Vanni Fucci (inf. XIV.), dem König Manfredi (purg. III.), von *Buomonte di monte Feltro* (ib. V.), von Sordello (ib. VI.), von Forese (ib. XXIII. und XXIV.) u. a. — Es wird schon schwer, die Schönheiten des Ganzen aufzuzählen, wer möchte erst die des Einzelnen nennen? Die Neuheit der Vergleichungen, der Reichthum, die Lebhaftigkeit der Bilder! dieser Ausdruck! dieser Styl, der um so malerischer und belebter wird, je schwerer die Gedanken ihrer Natur nach wieder zu geben werden! Endlich diese nachahmende Harmonie des Versbaues, welche zu dem Gedanken und dem Gefühle tretend, Ohr und Herz zugleich entzückt!

Die Manier und den Geist unseres Autors betreffend, so ist er mehr für Dante eingenommen, als alle seine Vorgänger. Varchi

*) Wir halten diese Auslegung B's. für gezwungen und dem einfachen Sinn der Worte widersprechend, und stimmen Lombardi bey. A.

begnügt sich in seinem Ercolano, ihn über Homer zu setzen. Das ist unserm Kommentator zu wenig; er vergleicht ihn mit Gott, seine göttliche Komödie sieht er für eine Art Bibel, und den Dichter für einen Begeisterten an, dessen Aussprüche untrüglich sind. Diese Ansicht, die seinen Fleiß spornte, ihn aber auch auf Abwege führen konnte, zeigt sich überhaupt unter folgenden Beziehungen. Biagioli ahmt den Styl Dante's fast zu sehr nach, selbst wo er seine eigenen Gedanken entwickelt. Es ist augenscheinlich, daß B. viele Stellen glücklich erklärt hat; aber er spricht oft von seinen Entdeckungen mit so viel Selbstgefälligkeit, daß man glauben sollte, er habe die größten Geheimnisse der Natur enthüllt. Er sieht oft in Stellen Kenntnisse, von deren Daseyn Dante keine Ahnung hatte. So z. B. der einfache Vers: (inf. I. 95.)

»Ch' ella mi fà tremar le vene e i polsi.«

Hier soll Dante vor Harvey die Zirkulation geahnt haben. — Biagioli findet keinen einzigen Fehler in der göttl. Komödie. Alfieri meint doch nur, man könne aus seinen Fehlern mehr lernen, als aus den Schönheiten anderer Dichter; B. glaubt, Dante schlafe nie. Man kam sonst darin überein, daß das Interesse der Div. Com. abnehme, wie das Werk fortschreite; B. zeigt das Gegentheil, und findet fortschreitend immer mehr Schönheiten, so daß die Sache wohl einer nähern Beobachtung werth ist. Dem Gesagten zufolge wird man nicht staunen, wenn B. die Tadler und schlechten Ausleger Dante's geißelt. Es ist nicht genug, hier die Bulgarini, Castravilla, Bettinelli ꝛc. anzuführen; er schont keinen Kommentator, selbst die nicht, welche einige Achtung verdienen. Selbst Alfieri entgeht seiner Kritik nicht. Venturi und Lombardi müssen immer des Angriffs gewärtig seyn. Im zweyten Theil seines Werkes hat er indessen seinen Eifer gegen Lombardi gemäßigt, nachdem Monti ihm gesagt, wie sehr ihm und den italienischen Literatoren sein Eifer gegen diesen seit einer Reihe von Jahren in Ansehen stehenden Kommentator mißfalle.

Auch Ginguené entgeht ihm nicht.

1. B. tadelt ihn (Vol. I. p. 7), daß er die Stelle

E come quei, che con lena affannata etc.
(inf. I, 22.)

nicht wörtlich übersetzte. Da G. aber eher den Sinn der Worte, als eine treue Uebersetzung geben will, so hat er keine so harte Zurechtweisung verdient.

2. B. kommentirt den Vers: (inf. I. 19. p. 18.)

»A te convien tenere altro viaggio.«

und sagt, G. täusche sich nicht wenig, indem er glaubte, die Vision des Dichters dem herrschenden Geiste seines Zeitalters zuschreiben zu müssen, weil Dante's Prinzip, den Menschen aus dem Irrthum zu ziehen, indem er ihn dessen Folgen sehen läßt, das Prinzip jeder Zeit und jedes Ortes ist. Allein dieses Prinzip, nach ihm, die Grundlage aller Kriminalgesetzgebung, ist auch die eines jeden guten Gedichts *); und die Frage, welche Ginguené prüft, berücksichtigt nur die Erfindung der Fabel, oder der Form, wodurch der Dichter zu seinem Zwecke gelangen wollte.

Nach dieser allgemeinen Bemerkung kann man die Form, welche das Gedicht Dante's charakterisirt, unter zwey Hauptgesichtspunkten be-

*) Wenigstens kömmt die Poesie auf diese Weise nicht in die schönste Gesellschaft. A.

trachten, als ein Hinabsteigen in die Hölle, und als eine Vision. In der ersten Hinsicht ahmte Dante das sechste Buch der Aeneide nach, wie Virgil die Anrufung des Tiresias bey Homer nachahmte, und mehr noch des Orpheus Gang in Elysiums Gefilde, und Hero's Vision in einem von Platon's Büchern über die Gesetze (das 7. Buch). Es ist eben so wahrscheinlich, daß Dante, seinem Vorbild folgend, den Einfluß des Zeitgeistes erfuhr, der sich in solchen Dichtungen gefiel, welchen der Dichter die mystischen Lehrer der Theologie zugesellen wollte. Was die Einleitung des Gedichtes betrifft, so bietet der Umstand von Dante's Verirrung im Walde, wohin Virgil und Beatrix ihn ziehen, genug Aehnlichkeit mit dem Plane des Tesoretto von Brunetto Latini dar. Corniani hatte das zuerst bemerkt, und Ginguené es noch deutlicher gezeigt. Demungeachtet kann man sagen, daß Dante nichts, weder von Virgil, noch von B. Latini entlehnte, obgleich er sie als seine Lehrer ansieht und rühmt. Indessen liegen diese Beziehungen doch klar zu Tage. Bey einer andern Gelegenheit will aber doch Biagioli darthun, daß sich G. täusche, wenn er glaubte, Dante habe aus Brunetto's Werke etwas gezogen, und scheint anzunehmen, D. habe gar keinem Vorgänger etwas zu danken. (Vol. I. p. 279.)

3. Ginguené scheint nicht sehr zufrieden mit den drey Versen über dem Eingang der Hölle:

> Giustizia mosse il mio alto fattore,
> Fecemi la divina potestate
> La somma sapienza e 'l primo amore.
> (inf. III. 4. p. 43.)

er glaubt, die beyden letzten schwächten den Eindruck des ersten, der ein Werk der höchsten Gerechtigkeit ankündigt. Es ist wahr, daß alle personifizirten Eigenschaften Gottes sich in jedem seiner Werke vereinigen; aber die Eigenschaft, welche vorzuherrschen scheint, macht mehr Eindruck auf uns, nach unserer Art zu denken. B. glaubt, Ginguené habe den Sinn der Worte nicht gefaßt und die Verse seyen sehr schön. (pag. 44.)

4. Virgil vergleicht die Schatten am Ufer des Acheron den Blättern im Walde, welche beym Eintritt des Herbstes fallen:

> Quam multa in silvis, autumni frigore primo
> Lapsa cadunt folia.

Dante bedient sich desselben Bildes, um die Seelen zu malen, welche am Gestade zu sehen:

> Come d' autunno si levan le foglie
> L' una appresso dell' altra, infin che 'l ramo
> Rende alla terra tutte le sue spoglie.
> (inf. III. 112. p. 57.)

G. sagt mit mehreren andern, man erkenne den Zögling und Nachahmer Virgils in dieser schönen Vergleichung. Biagioli schimpft, und zeigt die Verschiedenheit beyder Vergleichungen.

5. G. findet die Episode der Franzeska von Rimini vor allen andern schön. B. erklart das für unvernünftig. (Vol. I. p. 111.) Er sagt, das hieße die Domglocken mit der Charwoche vergleichen. Hält man aber nicht auch das zweyte, vierte und sechste Buch der Aeneide für schöner, als die andern?

6. Alle Ausleger haben sich bemüht, den Vers zu erklären, mit dem Pluto im siebenten Gesang auftritt:

> »Pape Satan! Pape Satan aleppe!«

Was auch die Bedeutung der einzelnen Wörter seyn mag, die Absicht des

Dichters ist, das Staunen und den Zorn Pluto's beym Anblick eines lebenden Wesens zu schildern. B. staunt, daß G. so schnell und blind an dieser Stelle vorübergegangen. Allein G. erklärt in einer langen Note die Meinungen der verschiedenen Ausleger von Boccaccio bis Celini, begnügt sich aber, seinem Plane gemäß, in dem Texte nichts zu sagen, als: Pluto stoße fremde Worte aus, unter denen man nichts als den Namen Satan unterscheide.

7. G. hat zuerst den Namen, Johann der junge, Re giovane, statt Re Giovanni in dem Verse, der seitdem der Gegenstand langer Untersuchungen geworden:

»Che diedi al Re Giovanni i ma' conforti.«
(inf. XXVIII. 135.)

Er fand in der Geschichte der Zeit, daß der, dem Bertrand de Born, auf welchen sich dieser Vers bezieht, den Rath gegeben, die Waffen gegen seinen Vater zu nehmen, Heinrich war, der ältere Sohn Heinrichs II. mit dem Beynamen re giovane und nicht *Giovanni*, der vierte Sohn dieses unglücklichen Königs. *Gio. Palamede Carpani*, ein italienischer Gelehrter, hoffte den Ruhm Dante's und Italiens zu rächen, indem er eine gegen 40 Seiten lange Abhandlung in die Bibl. ital. Nr. XVI. einrücken ließ, den Text und den Dichter zu rechtfertigen. B. klagt Ginguené des Irrthums an, und verweiset auf diese Dissertation. Reynouard (Journal des Savans. Nov. 1818. p. 681) untersucht die Frage von neuem und beweiset, Bertrand de Born habe stets für den Freund dieses Heinrichs au court mantel, mit dem Beynamen re giovane gegolten. Aber angenommen, Bertrand habe auch den Prinzen Johann verführt, so ist es doch wahr, daß die Empörung dieses Prinzen nicht so bedeutend war, als die des re giovane. Die Empörung des Prinzen Johann, mit dem Beynamen Sanc. Terer, hängt mit dem Schicksal seines Bruders Richard Löwenherz zusammen, und ist eher durch die Umstände, als durch den Rath eines Fremden herbeygeführt worden. Sein Vater erfuhr dieselbe erst, als er Richarden verziehen hatte, und es blieb ihm kaum Zeit, sich darüber zu beklagen. Die Absicht des Dichters ist, den hohen Grad der Treulosigkeit Bertrand's zu zeigen, um zu beweisen, wie sehr er seine gegenwärtige Strafe verdiene.

Doch das sind Kleinigkeiten; man halte an der Erfindung und Ausführung des Gedichts, an der Gedankentiefe, dem Glanz und Reichthum der Bilder, an der Kraft der Sprache u. s. w.

Erek und Enite,

ein alt französisches Rittergedicht des Chrestien von Troyes, deutsch bearbeitet von Hartmann von Aue, einem Dichter des zwölften Jahrhunderts.

Die nächste Veranlassung zu diesen Zeilen gibt uns die in einer Handschrift der Ambraser Sammlung zu Wien befindliche, einzige, Abschrift des deutschen Romans, welche neben den Gedichten von Gudrun, von Pitrolf und vielen andern, einen Theil des auf Veranstaltung Maximilians I. geschriebenen Heldenbuches ausmacht. Seit der ersten Anzeige von dieser schätzbaren handschriftlichen Gedichtsammlung sind nun die beyden Gedichte von Gudrun und von Pitrolf

in dem II. Bande der Sammlung altdeutscher Gedichte erschienen; die Herausgabe des Erek wurde durch dringende, anderweitige Arbeiten noch verzögert, eine Vorbereitung dazu soll aber eben die gegenwärtige Anzeige seyn.

Das herrliche Gedicht von Erek ist ein Gegenstück des (aus derselben Handschrift) von Michaeler 1787 herausgegebenen Iwain, und bey beyden ist nur die allzugroße Jugend der Handschrift (sie ist von 1517) zu bedauern, besonders in Hinsicht auf den Erek, von welchem nicht, wie vom Iwain, andere alte und gute Handschriften übrig sind. Indessen ist kein Zweifel, daß selbst auch Erek durch die älteren Handschriften des Iwain, der gleichen Schreibart und Sprache wegen, viel Licht und Aufklärung erhalten dürfte. Es wäre daher zu wünschen, daß beyde Gedichte in einer nach allen zu Gebote stehenden Hülfsmitteln und mit Benutzung der besten Handschriften zu bearbeitenden Ausgabe zusammen gefaßt würden.

Trotz Michaelers geheimnißvoll klingender Ankündigung in der Vorrede zum Iwain: »er werde zu dieser Ilias bald eine Odyssea von demselben Dichter Hartmann von Aue zum Vorscheine bringen,« hat man bis zum Jahre 1816 den Erek zu den vielen andern, für uns verlornen Werken alter Dichter gezählt, nicht ohne gerechten Schmerz, da er gerade einer der beliebtesten und gelesensten im Mittelalter gewesen, und von gleichzeitigen und spätern Dichtern mit Lobe erwähnt wird. 3. B. von Eschenbach im Parcival, 4264 ff; im Titurel (Kap. 31. St. 4641).

Her Hartmann von Owe,
Redt ir das euch gefalle,
Ennyete ewer Frowe
der diener mussz hin fliehen sam sy alle.

Dieser Diener ist Erek. — Rudolf von Monfort erwähnt in einer langen (durch Docen in den Miscellaneen II. 150. berichtigten) Stelle unter vielen Werken alter Dichter, auch Hartmanns Iwain und Erek. »Ihr möchtet wohl«, spricht Rudolf zur Frau Aventüre, »besser an weisere Meister kommen sein (als an mich), da sind: der von Veldek, der Awere, der uns Erekes Getat und von dem Lewn gedichtet hat.« Seltsam genug spricht er auch noch an zwey andern Orten derselben Stelle von unserm Erek: »Auch wäre euer »Gedichte in besseres Licht gestellt worden durch den von »Owe (statt Linowe) der Erekes (statt Ekkenis) Manhait »hat gedichtet und gesagt: Das ist der Wallere.« Denn so scheint mir die Stelle ihren rechten Sinn zu erhalten, der auch durch eine dritte Stelle: »Wer hat vernommen oder gelesen von dem Wallere, Herrn Erekes Mähre,« bestätigt und in dem Gedichte von Erek selber erkläret wird, wo der Hauptheld von seinen Fahrten der Wundere (Wandere?) genannt wird. (Man vergl. hiemit, was Docen in den Miscellaneen I. 75, dann im Museum I. 170, hierüber bemerkt.) — Ulrich von Lichtenstein deutet mehrmals in seinem Frauendienst auf Herrn Erek. Unter andern da, wo er in der Gestalt eines Aussätzigen starr vor Frost und Kälte vor dem Schlosse seiner Dame die Nacht zubringt; er sagt: »Als Erek in Eniten Armen lag, da war ihm bas, als mir in dieser Nacht.« Ein kleines erzählendes Gedicht: »von dem üblen weibe«, dessen Verfasser Konrad von Würzburg seyn soll, in derselben Handschrift, wo auch der Erek, gedenkt dessen auch in folgenden Worten:

»Ich war bei einem tanze
dieweil michels das gewesen
oder ich hiet tiusche gelesen
von dem werden Parcifale,
ee, daz ich die quale
von ir schlegen hiet erliten:
also viel wenig hiet erstriten
Ereck mit frawen Eniten
mit pruglen und mit scheiten.

Beyde Romane, der Iwain sowohl als der Erek, sind, wie schon die ganze Form und selbst die Angabe des Dichters verräth, französischen Werken nachgebildet: Handschriften von beyden französischen Vorbildern sind vorhanden, aber bisher nicht gedruckt. Nur kurze Inhaltsangaben finden sich von *Adénes* in der Bibliothèque des Romans, und in dem erst neuerlich erschienenen XV. Bande der Hist. littéraire de la France, ouvrage commencé par des religieux Bénédictins de la Congrégation de Saint Maur, et continué par des membres de l'Académie Royale des inscriptions et Belles-Lettres. à *Paris*, chez *Firmin-Didot*, et chez *Treuttel* et *Wurtz*. M.DCCC.XX. Dieses vortreffliche Werk, würdig der Bemühungen eines um Wissenschaft hochverdienten Ordens, würdig der Sorgfalt und Vervollständigung durch die königlichen Akademiker, enthält in Auszügen und Proben das Kostbareste und Trefflichste aus den unübersehbaren Schätzen der französischen Bibliotheken, namentlich der des Königs, deren Handschriften-Sammlung wohl die größte und zahlreichste unter allen in Europa ist. Der funfzehnte Band dieses Werkes gibt die Fortsetzung der französischen Literärgeschichte im zwölften Jahrhunderte. Dieses ist gerade die Blütenzeit französischer sowohl als provenzalischer Dichtkunst. Chretienne von Troyes *) glänzte vor den übrigen, durch Fruchtbarkeit seines Genies und Gehalt seiner Werke; er bluhete von der Mitte bis ans Ende des zwölften Jahrhunderts, und die Verfasser geben ihm sechs Romane, als bestimmt von ihm herrührend, außer diesen werden ihm noch fünf andere zugeschrieben. — Unter den sechs ersten sind auch die beyden von unserm deutschen Dichter Hartmann mit besonderer Vorliebe gewählten und übertragenen Rittergedichte von Iwain, oder dem Ritter mit den Löwen, und von Erek mit seiner Gemahlin Enite. —

Ob in Paris mehrere Handschriften mit dem französischen Romane von Iwain (Roman du Chevalier au Lion) liegen, ist mir unbekannt. Der Auszug in der Histoire littéraire ist einer Handschrift entnommen, welche so bezeichnet ist: Nr. 29 olim 69 du Cange anc. fonds n° 7535. — 5. Eine zweyte Handschrift aus dem dreyzehnten Jahrhundert hat von der Hagen (Briefe II. 340) in Rom gesehen, worin die Geschichte Schritt fur Schritt mit unserer deutschen Bearbeitung von Hartmann zusammentreffen soll. — Sie ist aus der Büchersammlung der Königin Christina aus Fauché's Nachlaß, jetzt in der Vatikanischen Bibliothek.

Die beyden Auszüge, welche die angeführten französischen Werke von Erek geben, zeigen, bey gleicher Geschichte, doch in Nebenumständen eine so bedeutende Verschiedenheit, daß man bestimmt auf zwey verschiedene Handschriften schließen darf, wenn gleich der Verfasser der Bibl. des Romans mit weniger Gewissenhaftigkeit dem Originale gefolgt zu seyn scheint, als die Herausgeber der hist. littéraire. Es wäre in jedem Falle

*) Hist. littéraire T. XV. pag. 194.

sehr wünschenswerth, daß derjenige, der den deutschen Erek herausgeben wird, auch die französischen Romane benutzen könnte. —

Was nun den Inhalt des Gedichtes an sich betrifft, so gehört es, streng genommen, nicht zu denen vom heil. Gral und der Tafelrunde, wiewohl Artus und viele seiner Helden darin auftreten, und wahrscheinlich hat es Christian von Troyes nur als eine eigene poetische Schöpfung an diesen in alten Liedern vielfach besungenen und in der Sage gefeyerten Königsnamen angeknüpft. Ob nicht eine Sage den Grund zu seinem Gedichte gegeben, welches so manches Märchenhafte enthält; z. B. die Wanderung Ereks mit Enite, sein wiederholtes Gebot zu schweigen, und ihre stete Uebertretung desselben, lassen wir unentschieden.

Wie der Ritter Hartmann bey seiner Uebertragung zu Werke gegangen, mögen unten zur Probe einige Parallel-Stellen andeuten, die wir nicht besser geben können, als in dem kargen Maße, wie uns die Herausgeber der Histoire littéraire damit zu versorgen für gut gefunden haben.

Anstatt aber hier einen weitläufigen Auszug des ganzen deutschen Gedichtes zu geben, der doch im Grunde wenig Verschiedenheit von dem französischen zeigen würde, verweise ich die Leser, welche mehr verlangen, auf die beyden gedruckten französischen Werke, und die kurze Inhaltsanzeige in der Freyherrn von Hormayr und Mednyanßky historischem Taschenbuche auf 1822, und theile hier zur Beurtheilung des Ganzen lieber einen Theil des Gedichtes selbst mit.

Leider fehlt es nicht an Spuren von Nachläßigkeit und Unverstand des Abschreibers, der gleich im Anfange ein sehr unangenehmes Versehen muß begangen haben; denn die Geschichte von dem Mantel, womit das Gedicht in unserer Handschrift beginnt, steht mit dem Folgenden, der eigentlichen Geschichte Ereks in gar keinem Zusammenhange, und fehlt in beyden französischen Auszügen ganz, so daß man fast vermuthen sollte, der Abschreiber habe eine vorne mangelhafte Urschrift vor sich gehabt, und in der Verlegenheit ein anderes Gedicht von Artus und seinem Hofe (s. den Schluß dieser Anzeige) ergriffen, welches mit der Erzählung beginnt, wie bey einem großen Feste an Artus Hofe ein Zaubermantel gebracht wurde, den jede der Damen, selbst die Königin Ginevra nicht ausgenommen, anziehen mußte, um dadurch eine Probe ihrer Treue abzulegen; denn der Mantel saß jeder schief, die es mit ihrem Herrn oder Ritter falsch meinte. Dazu kommt auch Erek mit seiner Enite, welche die Probe ehrenvoll besteht. — Nun bricht aber die Erzählung mit einem Male ab, und es beginnt Ereks Jugendgeschichte. — Einst ritt er mit der Königin Ginevra über eine Heide, sie begegnen einem übermüthigen Ritter mit seiner Freundin und einem Zwerge, der eine Geißel trägt. Ginevra sendet eine ihrer Jungfrauen zum Ritter, mit der Frage, wer er wäre: der Zwerg schlägt die Jungfrau. Erek, unbewehrt, wie er war, schwört, den Schimpf der Königin zu rächen, und verfolgt von fern den Ritter bis zum Schlosse des Herzogs Imain, wo ein großes Fest bereitet wird.

Die gassen waren spils vol	ein altes gemeure,
als es ze hochzeiten sol,	do im die 2) so teure
Nu rait Er also weyslos	die herberg waren,
vntz daz Er verre vor Im kos 1)	eines weges begund Er varen

1) Bis daß er ferne vor ihm schaute. 2) Der Sinn dieser undeutlichen Stelle ist wohl der: Noch nie war ihm eine Herberge so werth.

der In dar 1) brachte,
wann Er im gedachte
des nachtes beleiben da,
wann er möchte 2) annderswa.
das hauss er begunde 3)
vnd mainet nit daz Er funde
yemand darynne,
das freuet sein synne,
Er gedacht: Mein ding das vert 4) nu wol,
wann ich in einem winckel sol
beleiben hynne vutz an den tag,
Seyt ich nicht wesen pesser mag,
des gunne man mir doch an 5) streit,
Ich syhe wol daz es öde leyt. 6)

Als er in das hauss kam
vnd er der winckel war genam
welher im dartzu dochte 7)
da Er ynne bleiben mochte,
da sahe Er sitzen da
einen Mann, der was gra 8),
sein hare von alter schnee weyss,
des het Er dannoch guten vleiss,
daz ers nach rainem syte phlag
vil wol gestralt 9) es lag
vber sein achsel ze tal 10).
Nach der abenteure zal 11)
so het derselb altmann
ein Schafkursen 12) an,
vnd desselben auf einen hut.
die waren baide also gut.
Als In sein stat leite 13)
Ern 14) phlag nicht reicheite 15),
sein geparde 16) was viel herlich,
eines edlen mannes glich,
ein krucke was sein steure 17),
der da sass in dem gemeure.
Ditz was Ereck layd,
wann er vorchte die gewonhait,
er solt In ausgetriben han
als im vor was getan. 18)
Das phärd Er ze stete 19) pant,
darauf legt er sein gewant,
seine hennde habt Er fur sich
einem wohlgezognen manne glich

vnd gieng da Er den alten sach;
mit zweyfel er zu ihm sprach:
»Herre mir ware der herberg not.«
die pete 20) machet In schamrot. —

Als In der alte het vernomen
Er sprach: »Nu seyt mir gros willekomen
zu dem vnd ich nu haben mag.«
Des genadet 21) Im Ereck Filderoilach 22).
Nu het Er ingesindes
nun 23) eines Kindes,
die was ein die schoneste magt
von der vnns ye ward gesagt,
vnd der haussfrauen 24),
daran mocht man schawen
daz Er reiches mutes wielt 25)
daz Er den gast so arm enthielt.
Dem Kinde rüefft er dar;
Er sprach: »Gee vnd bewar
ditz herren phärd, tochter mein
der vnnsser gast geruchet sein,
vnd begieng es so ze vleysse 26)
daz ich dirs icht verweyse.«
Sy sprach: »herre das tun ich.«
der magde leib was loblich,
der Rock was gruener varbe
giezieret ben garbe 27)
abhar vberal,
darunder was Ir hemede sal 28)
vnd auch zebrochen etswo 29)
so schain die leiche 30) do
durch, weys als sam ein schwan.
man sagt daz nye Kind gewan
ein leib so gar dem wunsche geleich;
vnd war sy gewesen reich,
so gepräst nicht Irem leibe
ze loblichem weybe.
Ir leib schain durch Ir salbe wat 31)
als sam die lilie da sy stat
vnnder schwartzen dornnen weys;
Ich wäne got seinen vleiss
an sy hette gelait
von schöne vnd von salikait.

Erecken muet auch Ir vngemach;
zu Irem vater er sprach:

---

1) dar, nämlich zum Gemäuer. 2) möchte statt: enmochte; d. i. »denn er konnte nicht anderswo bleiben.« 3) Vor »begunde« fehlt wohl ein Wort, etwa: prüven, d. i. betrachten (das Haus zu betrachten er begann). 4) vert, d. i. fährt. 5) an streit, ohne Streit. 6) liegt. 7) dochte, taugte. 8) gra, grau. 9) gestralt, gekämmt. 10) ze tal, herab. 11) zal, Erzählung, d. i. nach der Erzählung unserer Abenteuer. 12) Schafkurse, Schaffell. 13) Stat (die), Stätigkeit, Beständigkeit. 14) Er en-pflag nicht. 15) reichheite (die Handschrift hat irrig: reichete) d. i. er pflegte keinen Reichthum. 16) Gebärde, Benehmen. 17) Steure, Stütze. 18) Der Sinn ist: daß der Alte hier saß, war Ereken ärgerlich, denn er fürchtete auch von diesem vertrieben zu werden, wie ihm vorher von dem Zwerge geschehen war. 19) ze Stete, zur Stelle. 20) Pete, Bitte. 21) Genadet', danket'. 22) Filderoilach, fils du roi Lag. 23) nun, in der Zusammenziehung, statt niu-wan nicht-als. 24) Nun hatte (mit dem Genitiv) er kein Ingesinde, als (erstens) ein Kind, die war das schönste Mädchen ꝛc., und (zweytens) seine Hausfrau, ꝛc. 25) wielt, waltete. 26) Begehe, versorge das Pferd so fleißig, daß ꝛc. 27) Eine mir unverständliche Stelle. 28) sal, schmutzig, 29) etswo, hie und da. 30) Der Körper. 31) durch ir salbe wat, durch ihr schmutzig Gewand.

»Wir, sullen es die Junckfrawen erlan 1),
Jch wän, 2) sy es selten hab getan,
es gezimbt mir selbs viel das.«
Da sprach der alte das:
»Man sol dem Wirte lan
seinen willen, das ist guet getan;
vnns gepristet 3) der Knechte,
von deswegen tut sys mit rechte.«
Die iunckfraw des nicht enliess,
sy tette, als Sy Jr vater hiess,
das phärd begieng ze vleisse
Jr hennde 4) viel weisse,

vnd wäre, daz got hie auf erde ritte
Jch wän Jn genuegte damitte,
Ob er solhen marstaller hette;
Wie sy schien in schwacher wäte
so wayss ich daz weyb noch man
süessern schiltknecht nie gewan,
dann Ereck Filderoilach,

da sy seines phärdes phlag.
Jm gezam 5) von solchem Knechte
sein Futer wol mit rechte.

Hie ward der gast beraten
als sy des stat haten.
gut tepich gespreit
vnd darauf geleit
also reiche pettewat,
so sy die welte peste hat,
mit samite bezogen
dem das golt was vnerlogen,
daz des pete ein man nie mochte erwegen,
vnd selbvierde muste legen,
vnd darvber gepreyt
nach grosser herren wirdikait
golter 6) vnd zendale 7)
reich vnd gemale 8)
die waren bey dem Feure
des abents vil teure 9).
Sy gelaisten wol ein rain stro,
darüber genuegte sy do
eines petes av 10) vleiss
das bedacht ein leylach weys.
auch was da Ritters speyse
wes ein man vil weyse
mochte in seinem mute
erdenckhen ze gute,
des hetten sy vbercrafft
vnd volliklich wirtschafft:
doch man es auf den tisch nit trug,
Jn gab der raine wille genug
dann man da ze hause vant
wann er ist aller güete ein phant. —

Nu mugt Jr hören märe,
wer dieser alte wäre,
daz Er den gast so wol emphie
vnd er es nicht durch sein armut lie.
Er het dauor gehabt ee
gutes vnd auch eren me,
Er was ein graue reiche
vil gar vnlasterleiche,
seines erbes verstossen
von seinen vbergenossen 11)
Jn het dhain 12) sein poshait
in diese armut geleit,
es was von vrloge 13) kumen,
Jm het die vbercrafft genomen
alles daz er ye gewan,
so vil was dem reichen man
grosser Eeren nicht verlan 14)
daz er einen Knecht mochte han:
nu trug Er dise Armut
vnd die haussfraw gut
in Jr alter mit listen 15)
vnd wo Sy der hab misten 16)
Jr not sy bedachten 17)
mit züchten, wo Sy mochten,
daz mans icht wurde gewar.
Daz auch ir ye also gar
die armut vber hant gewan,
das weste lutzel 18) yeman.
Dem wirte was die arbait,
die Er von grosser armut layd
dawider 19) süesse als ein met,
da entgegen im die scham tet.
der alte wirt hiesse Coralus
vnd die haussfrau sus 20):
Carsinefide,
Jr tochter Enide.

Wen 21) dise edel armen
nicht wolten erparmen,
der was herter, dann ein stain.
Der Junkhfrawen Oheim
was der Hertzoge Jmain,
des die hochtzeit solt sein,
der herre von dem lande,
Jr gepurd was an schande.

Nu sagen wir auch dabey
von weu, 22) die rede erhaben sey,
do das phärd was begangen,
»Nu last euch belangen«
sprach der wiert zu dem gaste.
Erecken muete vaste
sein schade, den Er dauon gewan.
Den wiert er fragen began,
was der schal von den leuten
möchte bedeuten,

---

1) Erlan, erlassen. 2) Jch wän, ich wähne. 3) gepristet, gebricht 4) hennde, die Hand. 5) gezam, schmeckte, behagte. 6) golter Goldstoff? 7) zendale, Zendeltaffet. 8) gemale, mit Stickerey (Gemälden) geziert? 9) teure, kostbar. 10) an, ohne. 11) Uebergenossen, Höhere, Mächtigere. 12) dhain, kein. 13) Urloge, Krieg. 14) verlan, zurückgelassen, übriggeblieben. 15) mit listen, mit Verstand, Klugheit. 16) misten (der Habe), mißten ihre Habe. 17) bedachten, bedeckten. 18) lutzel, wenig. 19) dawider, vielmehr. 20) sus, so. 21) die Handsch. hat Wenn. 22) von weu, wovon.

den Er in dem Marckht het gesehen.
Da begunde im der wirt iehen,
wie es vmb die rede was getan,
als ich euch gesagt han,
baide vmb die hochzeit
vnd auch des sparbers streit 1).

Als er Im gesagt das
da fraget (er) aber, fürbas
von dem Ritter märe,
ob er weste, wer Er wäre,
der vor Im auf das 2) hauss reyt
als ich euch Ee hab gesait,
vnd hal 3) In doch sein vngemach.
der alte sust 4) sprach:
»In erkennet alles ditz lannd,
Er ist Yderssilmut 5) genant.«
Vnd sagt sein geuerte 6) gar
vnd daz er kome(n) dar
mit seiner Amien 7) ware,
ze nemen den sparbare. —
Also schiere Er ditz vernam
mit frage er fürbas kam
vntz im der wirt tet erkant
wie es vmb sich selbs was gewant
als er vnns die gabe iach.
Ereck stund vnd sprach:
»Gnade wirt vnd herre,
daz es mir icht gewerre 8)
seydt, es so vmb euch stat,
so suche ich hilff vnd rat,
auf die gnade so sy euch beyeben 9)
mir ist ein layd von im geschehen,
das Ich ymmer clagen sol
es sey dann daz ich mich erhol;
sein getzwerg mich hart ser, schlug,
daz ich im durch not vertrug:
Er was gewaffent vnd ich plos,
des ich doch bey namen 10) genos 11);
gros laster must ich da vertragen,
das sol mein hertze ymmer klagen,
mir gefüege 12) got noch den tag
daz ich es gerechen mag.«

»Auf sölher abenteure wan,
als ich nu gesagt han,
so bin ich im hernach geriten;
rates mus ich euch piten,
baide hilfe vnd hayl
stat vil gar an tayl 13)
herre, in ewr handt:
mochtend Ir mir vmb eysen gewant
getun ainicher schlachte, 14) rat 15)?
ich sag euch wie mein mut stat,
so wurd er streites nicht vermiten,
mit meinem rosse bin ich wol beriten,
so solt Ir mich lassen reyten
mit ewr tochter Eneiten
auf dieselben hochzeit,
Ich behab 16), den streit,
daz sy, schöner wäre,
(vnd näme den sparbäre),
denn des Ritters freundin.
Nu secht, ob es muge sin.
vnd tuet es auf das gedinge 17),
(ob mir also gelinge
daz mir der sig beleibe)
so nym ich sy zu weybe.
Darumbe durfft Ir es nicht lan,
Sy hat an mir nicht missetan,
Es mag wol mit eren sein.
Ich kunde euch den vater mein,
der ist der kunig Lag genant,
baide leut vnd lant,
leib vnd alles daz ich han,
mache ich Ir vndertan,
daz sy des mus walten.
Die (Red) begunde dem alten
von iamer vil taugen 18)
trueben die augen,
wann sein hertze ward ermant
mit dieser rede so zehant,
daz er kaum fürbrachte
die rede, der Er gedachte.

Er sprach: »Herre, disen spot
solt Ir lassen durch got,
Ewr rede ist, vil verlassenlich 19)
Nu hat got vber mich
verhenget, wes Er wolte;
annders, dann es solte
so ist mein leben nu getan,
das wil ich von gote han,
des gewaltes ist also vil,
er mag den reichen 20) wenn er wil,
dem armen geleichen 21),
vnd den Armen gereichen 22),
sein gewalt ist an mir worden schein 23),
durch got solt Ir erpeten sein,

---

1) Der Herzog Imain hielt nämlich zu gewissen Zeiten Feste, wobey die Ritter die Schönheit ihrer Damen vertheidigten, deren Preis ein Sperber war. Iders, der Erecken eben beleidigt hatte, war bisher stets Sieger gewesen 2) Die Handschr. hat der. 3) hal, verhehlte. 4) sust, so. 5) Yderssilmut, d. i. Yders (Idriers im Französischen) fils de Nut (?) — 6) geuerte, Gefährte, Fahrt. 7) Amie (die) Freundin (l'Amie) 8) gewerre, verirre, vereitle. 9) so sey euch gestanden. 10) bey namen, wahrlich. 11) genos (eines Andern), ihm gewachsen, ihm gleich. 12) Es sey denn, mir gewähre got noch den tag ꝛc. 13) an tail, ohne theil, ungetheilt (oder ain tail, zum Theil?) 14. 15) Einigermaßen Rath schaffen. 16) Ich behab, ich erhalte, ich halte fest. 17) auf das gedinge, auf die Bedingung. 18) taugen, heimlich. 19) verlassenlich, unziemlich. 20) Die Handschrift hat: er macht ain reich, was mit dem Folgenden nicht stimmt. 21) geleichen, gleich machen. 22) gereichen, bereichern. 23) schein werden, offenbar werden.

daz dieser schimph 1) beleibe 2),
Ir getuet zu weibe
meiner tochter wol rat 3),
wann 4) sy des gutes nicht hat.
wie grossen presten 5) ich nu doll 6),
doch sult Ir mir glauben wol,
Ich han gesehen den tag,
daz Ewr vater der kunig Lag
mich gesellen nante,
wir namen in seinem lande
bede mit einander schwert.
Daz Ir nu meiner tochter gert
— mich entriege mein wan 7), —
das habt Ir durch schimph getan.«

»Eregk ward von der rede rot
Er sprach: »herre, welhe not
Zwinget euch auf den wan,
daz ichs durch schimph hab getan?
das solt Ir aus dem mute lan,
vnd meine wort fur ernst han,
was solt mir hie zu der swot?
Ja pit ich, mir sol helfen got
zu sele und ze leibe,
daz ich mir zu weibe
ewr tochter gern nemen wil,
des gib ich euch kain lenger Zil
wann an dieselben hochzeit,
daz sich endet der streit,
ob mir nu ewr hilfe frumbt,
daz mir mein ding zu hayle kumbt.«

»Ir' armut hore Ich euch klagen:
der sult Ir stille gedagen 8),
es schadt euch nicht gegen mir,
wann Ich Irs guts wol empir 9),
auch het ich einen schwachen mut,
näme ich für meinen willen gůt.
Nu gedenckhet dartzu,
seydt daz der streit sol wesen frů,
so saumbt vnns nicht mere:
an Ewch stet gar mein ere;
vnd wisset recht an wan 10)
ich laiste, als ich gelobt han.«

Der alte was der rede fro;
er sprach: »Seydt Ir es maynet also,
so haben wir hie ze hannt
vil schöns eysen gewant,
baide behende 11) vnd gut,
des kunde mich die armut
noch nie bezwingen,
noch auf den zweifel bringen,
daz ich wurde ane 12),
ich behielte es nach dem wane,
ob es meinem frunde wurde not;
derselb wille mirs gepot
daz ich es im leyhen solte;
vnd mirs got gunnen wolte,
so het ich einen sit
daz ich im selbs damit
vil williklichen was berait,
vntz mir das alter angestrait 13),
das hat mir gar die Krafft benomen,
nu ist es vnns zu staten komen
daz er (es?) vnns frombder pet erlat,
vnd tut vnns vnwirde rat 14)
auch hab ich vntzher 15)
beyde schilt vnd sper
entsampt behalten.« —
des gnadet 16) Er dem alten.

Er hat im sölhs zaigen dar,
auf daz er näme war,
ob es im recht wäre,
zu ennge noch ze schwäre.
da was es im behennde vnd gůt:
des gewan er vil reichen mut
Filderoilach Eregk.
vil schiere gieng auf der tag,
daz sy solten reiten
hin zu den hochzeiten:
da der tag wol erschain
da riten sy auf Dulmain,
da hiess Sy der hertzoge Imain
gros willekumen sein,
Irs Kumens nam In wunder,
nu namen sy In besunder 17)
vnd sagten im ir geuerte gar,
warumb Ereck was kumen dar,
vnd paten In rates dartzu.
Er sprach: »Ich sag euch was ich thů,
baide leib vnd gut
vnd williklicher mut
sol euch dartzu sein berait,
Herre gast, durch ewr frumbkait
vnd durch meiner nifteln ere,
auch volget meiner lere
vnd lasset mich sy vassen bas. 18)
Ereck der widerredt 19) das;
Er sprach: »des sol nit geschehen,
er het hart misselichen,
wer ein weib erkande
nur bey dem gewande;

---

1) Schimpf, Scherz. 2) beleibe, unterbleibe. 3) Ir tut m. T. rat, ihr könnt meine Tochter wohl missen (Provinzial. entrathen). 4) wann, weil. 5) Presten, Mangel, Gebrechen. 6) doll, dulde. 7) mich entriege mein wan, wenn mich anders nicht mein Wahn trügt. 8) der sult Ir — gedagen, davon sollt Ihr stille schweigen. 9) empir, entbehre (ihres Gutes entbehre ich leicht). 10) an wan, ohne Wahn, zuverläsiig. 11) behende, beweglich. 12) daz ich (das Eisengewand) ane wurde, daß ich mich desselben entledigte. 13) angestrait, bis mir das Alter den Streit anbot. 14) Nun ist es (das Eisengewand) uns zu Statten gekommen, daß wir die Bitte darum bey Fremden ersparen, und auf diese Art unsern Anstand behaupten (Unwürde vermeiden) können. 15) vnzher, bisher. 16) gnaden, danken. 17) sie namen in besunder, sie nahmen ihn (den Herzog) auf die Seite. 18) vassen bas, besser kleiden. 19) widerreden, widersprechen.

man sol einem weybe
kiesen bey dem leibe
ob sy ze lobe stat
vnd nicht bey der wat.«

»Ich lasse euch heut schawen
Ritter, vnd frawen
(und war sy nagte 1) kam mein handt
vnd schwertzer dann ein prånt),
daz mich sper und schwert
volles lobes, an Ir wert,
ob ich verleuse das leben«. —
»Got sol euch geluck geben,«
Sprach der Hertzoge Ymain,
»auch solt Ir des gewiss, sein
daz Ewr, ellenthaffter, 2) mut
Ew gefueget alles gut.

Darauf beginnt der Kampf, Yders wird besiegt, und muß sein Leben mit dem Versprechen erkaufen, der Königin Ginevra sich als Dienstmann zu stellen. —

Hier einige der versprochenen Parallel-Stellen. Unmittelbar nach dem bereits Erzählten wird gesagt, daß Erek mit seiner Braut Dulimein verließ, und an Artus Hof zog. Hier gibt die hist. littéraire einige Verse, worin der Dichter von dem Abschiede Enitens von ihren Aeltern spricht:

Li père et la mère altresi 3)
La baisent sovent et menu,
De plorer ne se sont tenu.
Al départir plore li mère,
Plore li pucele, et li père.
Tex est amors, tex est natures
Tex est pitiés de noreture.
Plorer les faisoit li pitiés
Et la douçors et l'amistiés
Qu'il avoient de lor enfent, etc.

»Die Fraw Enite vrlaub nam
als einem kinde wol gezam,
vil haysse waynende
ze reyten in ellende, 4)
von Jr lieben muter.
die sprach: »reicher got vil guter,
du geruch meines kindes phlegen.«
Mit trewen lenger ward der segen,
nu erachte das schaiden
manigen trahen In baiden, rc.

Man sieht, daß von einer Uebersetzung gar nicht die Rede ist, wenn gleich die Stellen so ziemlich gleich viele Verse zählen. — An Artus Hof wird die Hochzeit mit größter Pracht gefeyert, die Königin führt Enite in ihr Brautgemach. Hier hat der französische Dichter eine Stelle von zwanzig Versen, welche sich der züchtigere deutsche Hartmann nicht zu übertragen oder nachzuahmen erlaubte: er ließ die Erzählung ganz weg. — Eine willkommene Aufklärung gibt der französische Roman, da, wo Erek aus dem Schlosse des Königs Gifurais Lepitis (*Gujures* — le-petit) in Artus Land anlangend, von dem übermüthigen Chay (Messire *Keux*) angerannt wird: hier scheint die deutsche Urschrift wieder verstümmelt gewesen zu seyn, und der Abschreiber warf zwey Dinge, Ereks Trennung von Gifurais und die Begegnung Chais, ohne Zusammenhang durch einander. Der Auszug aus Chrestiens Roman erzählt die Sache kurz so:

Erec lui (à *Gujures*) fait à son tour offre de services, et ils se quittent fort bons amis. *Erec* et *Enide* arrivent dans une forêt où le roi *Artus* était venu passer quelques jours; il avait amené avec lui plusieurs chevaliers, entre autres son neveu *Gauvain*; celui-ci, fatigué, avait laissé dans sa tente ses armes et son cheval. Messire *Keux*, personnage bouffon de tous les romans de la table ronde, voulant se divertir, prend le cheval, revêt l'armure de *Gauvain* et va parcourir la forêt; il rencontre *Erec*, passe fièrement devant lui, et

Li demanda par son orguel
Chevalier, fet-il, savoir vuel
qui vos estes et d'où venez.

---

1) nagte, nackt. 2) ellenthaffter, tapferer.
3) Également, pareillement. 4) in ellende, in die Fremde.

Il lui promet que s'il veut le suivre il l'introduira auprès du roi *Artus*. *Erec* l'écoute d'abord avec patience, se fâche enfin, lui court sus: le renverse, et donne à *Enide* le cheval de *Gauvain*. Messire *Keux* avoue sa faute et redemande le cheval, qui lui est rendu.

Kez prant le cheval si remonte,
Au tref-le-roi vient 1), si li conte
Le voir que rien ne l'en céla,
Et li rois Gauvain apela.
Biax niés Gauvain, ce dit li rois,
S'onques fustes frans ne cortois,
Ales aprés isnelemant
Demandez amiablement
De son estre et de son afeire, etc.

Dieser Stelle entspricht das Folgende:

»Ir yettweder rayt seinen weg
Cann vnd Ereck,
Chaym hin zu houe rait
vnd zwanng In des sein warhait
daz ers doch nicht verdaget,
wann daz er recht saget
sein schämliche mere 2c. 2c. 2c.

Der kunig Artus sprach do:
»Nu wäre ich hart fro
vnd lont im es mit mynnen,
wer mir In (den Erek) möchte gewynnen;
Gawein, das tu ich
an Chaym vnd an dich,
Ir habt mich vntz an disen tag
so geert, daz ich nyene mag
nu gesprechen wann gut.
Ist daz Ir nu ditz thuet,
daz wil ich vor im allen han,
was Ir mir liebes habt getan.
Gawein nu bis 2) gemant,
wie es vnnder vnns ist gewant,
daz du mein nachster frundt bist,
vnd saume dich dhain frist 3)
ymmer durch die liebe mein,
so hilf mir vnd der kunigein,
daz wir Erecken gesehen,
so mag mir liebers nit geschehen.« —

Diese wenigen Anführungen mögen für jetzt genügen, bis über das Verhältniß der französischen Handschriften unter sich und zum deutschen Werke etwas Bestimmteres kund wird. Eben so unzureichend ist bis jetzt unsere Kenntniß von dem Zusammenhange der deutschen Erekfabel mit vermutheten nordischen Bearbeitungen, wovon Herr von der Hagen im Museum für altdeutsche Literatur (II. Bd. S. 347) bey Gelegenheit einiger Mittheilungen des Herrn Professors Nyerup, sehr wichtige Andeutungen gegeben hat. Von diesen mit der nordischen Literatur und den Bibliotheken Dänemarks vertrauten Männern wünsche und erbitte ich mir daher angelegentlichst nähere Bestimmungen darüber, ob die Ivent- und Möttuls-Saga (die Sage von Iwain und die Mantel-Sage), welche nach Halfdan in Einem Werke, zusammen mit den Geschichten von Artus und andern seinen Rittern, als Parzifal, Erek stehen sollen — ob diese cyclische Bearbeitung der Romane von der Tafelrunde, welche von der Hagen der deutschen des Ulrich Fürtrer analog vermuthet, nicht auch ein besonderes Gedicht von Erek enthält. — Die Möttuls-Saga ist nach von der Hagen eben die in unserm Erek Eingangs erwähnte Geschichte von jenem wunderbaren Mantel, der an Artus Hofe der Frauen Keuschheit und Treue so arg prüfte, und der auch in alt französischen Gedichten (aber nicht im französischen Erek) eine bedeutende Rolle spielt. Die Möttuls-Saga hat E. J. Biörner in Nordiska Kämpa dater 2c. Stockholm, 1737 Fol. herausgegeben, ein Werk, das ich nur aus von der Hagens Anführung kenne. — Alois Primisser.

---

1) Il vient à la tente du roi. 2) bis, sey. 3) Keine frist, keinen Augenblick.

Die heidnischen Alterthümer Schlesiens,

herausgegeben von J. G. G. Büsching. Erstes und zweytes Heft (mit Steindrucktafeln). Folio. Leipzig, 1820, bey Joh. Friedrich Hartknoch.

Herr Büsching stellt durch dieses Werk, wovon die beyden ersten Lieferungen vor uns liegen, jedem deutschen Lande ein nachahmenswertes Beyspiel vor, zur Erforschung und Bekanntmachung der vaterländischen Denkmale auf allen Seiten beyzutragen. Der Herr Verfasser ist zugleich der Gründer einer Alterthümer-Sammlung in Schlesien; seinem von der preußischen Regierung großmüthigst und schleunigst unterstützten Eifer hat man zunächst die Erhaltung wichtiger Alterthümer Schlesiens, die größtentheils in die heidnische Zeit gesetzt werden müssen, zu verdanken, und es ist erfreulich, daß hier, nicht wie oft anderwärts, die Nachgrabungen und die Besitznahme des Gefundenen planlos und unzusammenhängend statt finden, sondern einer geregelten Leitung unterworfen zu seyn scheinen, wobey es dann auch wohl nie an Eifer und Theilnahme Aller zu fehlen pflegt. Herr Büsching gibt das schöne Zeugniß: »Der im Lande selbst für die Alterthümer erwachende Eifer war »so groß, so erfreulich, daß ich mehr erreichte, als meine größten Hoff- »nungen mich erwarten ließen; binnen einem Jahre ist die Sammlung in »allen ihren Theilen auf tausend Stück gewachsen, und ich kann sie »jetzt als völlig begründet anerkennen, da fast keine der Formen, wenige »der Gegenstände fehlen, die einst in Schlesien bekannt waren, und »was etwa noch nicht wieder aufgefunden, wird gegen die alte Zeit durch »so viele neue Entdeckungen übertragen, daß der Mangel gedeckt er- »scheint.« —

Das erste Heft enthält drey Steindrucktafeln, wovon das Titelblatt die Abbildungen von zwölf kleinen bey Stanowitz, Stabelwitz, Polgsen, in der Gegend vor Sagan, bey Schlaupe gefundenen Gefäßchen von Thon, mit schwarzer, röthlicher oder gelblicher Farbe überzogen. Die meisten sind mit Strichen und anscheinendem Flechtwerk verziert. Die folgende (I.) Tafel gibt drey noch merkwürdigere Gefäße, wovon das erste, eine mit Farben bemalte Schale, innerhalb mit Dreyecken, die in zwey Zacken auslaufen, und zwey in einander gelegten S mehrmals verziert ist, außerhalb aber eine Reihe von schwarzen Strichen zeigt, die zu drey, vier, fünf und mehreren zusammenstehen. Das Krüglein Nro. 2., angeblich ein Salbenfläschchen, zeigt ähnlichen Zierat. Das merkwürdige große, schwarze Thongefäß Nro. 3. aber hat die schönste und deutlichste Verzierung, große Bogen mit runden Scheibchen, Dreyecke, auf welchen Pflanzen rc. Sie wurden, das erste bey Wohlau, das zweyte zwischen Kemese und Rausse, das dritte zwischen Stabelwitz und Lissa ausgegraben. Die dritte Tafel gibt zwey metallene Werkzeuge, nämlich ein Opfermesser (den römischen ähnlich) und ein großes, bey Schweidnitz 1806 gefundenes, aus zwey, inwendig hohlen Spiralscheiben von Metalldraht bestehendes Geräth, welches zwischen den Scheiben mit einer zierlichen Schließe und einer langen Nadel, die oben drey Querstangen hat, versehen ist. Der Herausgeber hält es mit dem ehemaligen Besitzer, Herrn Oberbergrath Steinbeck der es in der Corresp. der schles. Gesellsch. I. S. 125 — 138 ausführlich beschrieben und jetzt der Alterthümer-Sammlung zu Breslau geschenkt hat, — für die Brustbedeckung einer kriegerischen Frau. Diese Vermuthung soll nach Herrn Steinbeck der Abstand der Scheiben von

einander, begünstigen; die Nadel aber soll zur Befestigung des Mantels oder Kleides gedient haben. Dagegen muß Ref. bemerken, das sich ganz so geformte Geräthe auch von viel kleinerer Ausdehnung finden, z. B. ein etwa fünf Zoll langes (das schlesische hat etwa vierzehn Zoll) zu Wien in dem kaiserl. Antikenkabinette, wo mehrere andere von unterschiedlicher Große sind. Es scheint also doch, daß diese Art von Geräthen zu einerley Gebrauch gedient habe, der wegen ihrer Kleinheit wohl nur etwa der einer Fibula (Achselschnalle) gewesen seyn mag, was freylich bey dem großen Stücke sehr auffallen würde. — Das II. Heft gibt ein großes Thongefäß, beym Dorfe Pschanz, unweit der Oder gefunden, zwey Klappern, wovon die eine, mit Schallröhren, etwa vier Zoll lang, die zwar undeutliche Form einer Schildkröte oder eines Vogels darbietet. Hier kann Ref. die merkwürdige Uebereinstimmung nicht unerwähnt lassen, daß Reisende auch in unsern Tagen am Nootkasunde an der Nordwestküste von Amerika vogelartig gestaltete, aber größere, hölzern Klappern, zum Tanz von den Wilden gebraucht, angetroffen haben: eine solche ist noch jetzt unter den seltenen Geräthen aus Cooks Verlassenschaft in Wien, und eine Abbildung davon gibt seine Reisebeschreibung. — Ob auch diese schlesischen Klappern bey Tänzen gebraucht worden? — Tafel IV. Werkzeuge von Kupfer, eine Streitaxt, ein Abhäutemesser, eine Lanzenspitze, ein Schreibgriffel, nach römischer Art. — Tafel V. Sechs steinerne Werkzeuge, drey Streitäxte von Basalt, ein angeblicher Spindelstein, zwey Opfermesser von Serpentin und Achat. — Der Text gibt auch hier Fundort und Finder an, wenn sie in Erfahrung gebracht werden konnten. — Die mit Farben ausgemalten Exemplare dieser gut und rein, auf Kreidenart gezeichneten, Steindrucktafeln sind vorzüglich zu nennen, und geben das anschaulichste Bild des Originals. Wir wünschen nur bey dem großen Vorrathe strenge Auswahl des Wichtigsten, wie dieß der Verfasser bisher beobachtet hat, und rasche Fortsetzung.

Beyträge zur Literar- und Kunstgeschichte,

herausgegeben von Heller und Jäck. Bamberg, 1821. 8.

Diese Schrift, die eben jetzt ihr Daseyn begonnen hat, muß durch den Reichthum von Nachrichten über deutsche Künstler, größtentheils aus den schätzbaren Handschrift- und andern Sammlungen des Herrn Heller geschöpft, allgemeine Aufmerksamkeit erregen. Herr Heller sammelt mit unermüdetem Fleiße alles, was zu seinen kunstgeschichtlichen Arbeiten paßt, und theilt hier gleich am Anfange wichtige Aufschlüsse mit. Das I. Stück, von ihm, ist die, zwar schon von Sandrart, Doppelmayr, Will, Murr rc. benutzte, aber nie vollständig bekannt gewordene Handschrift: »Kurzes Verzeichniß der Werkleute und Künstler, so in »wenig Jahren in dieser Stadt Nürnberg gewohnt, und Burger ge»worden sind, durch Johann Neudörffer, Rechenmeister, zusam»mengetragen A. C. 1547;« eine Art kurzer biographischer Skizzen von Nürnbergischen Künstlern, deren sparsame Angaben der Herr Herausgeber mit sehr reichhaltigen Bemerkungen, Anzeigen der Werke jener Künstler rc. ausgestattet hat. Die Zahl der Künstler und Werkleute steigt hier schon bis vier und dreyßig, doch ist noch eine Fortsetzung versprochen. — Das II. Stück sind historisch-literarisch-artistische Notizen von Herrn Heller über die großen Werke von Bartsch, Brulliot, Füßli rc., und enthält mannigfache Berichtigungen und Zusätze. — In den uns bis jetzt

zugekommenen Bogen ist noch nichts zur Literärgeschichte im engern Sinne gehörendes. — Herr Heller hat bereits in seinem Werke über Lukas Cranach der Kunstgeschichte einen schönen Beytrag geliefert: er bereitet eben wieder ein Werk über Albrecht Dürer vor, das in drey Bändchen erscheinen wird, und worüber folgende, uns eben zugekommene Anzeige nähere Auskunft gibt, die den Kunstfreunden wahrscheinlich recht willkommen seyn wird.

»Anzeige und Bitte.«

»Die ziemlich gute Aufnahme meines Werkes über L. Cranach ermuntert mich, ein Gleiches mit Albrecht Dürer zu versuchen, wozu ich bereits von mehreren Gelehrten und Kunstfreunden öfters aufgefordert wurde. Ich sammelte zu diesem Behufe schon seit einer Reihe von Jahren verschiedene Materialien, und wurde auch von mehreren edlen Kunstfreunden sehr thätig darin unterstützt, welchen ich vorläufig öffentlich danke.«

»Ich bin gesonnen, dieses Werk in drey Bändchen abzutheilen: das erste soll das ausführliche Leben dieses großen Künstlers enthalten. Im zweyten werden seine Werke aufgeführt, a) Gemälde, b) Kupferstiche, c) Holzschnitte, d) dasjenige, was nach ihm gestochen wurde. In diesem Theile sollen die Kupferstiche und Holzschnitte nicht allein genau beschrieben, sondern auch alle Kopien, sowohl von der Original- als Gegenseite angegeben werden. Im dritten Theile sollen Briefe an und von Dürer, sein fleißig geführtes Tagebuch, und jenes seiner Reise nach Holland, Urtheile gleichzeitiger Personen u. s. w. abgedruckt werden. Verschiedenes ist schon in Zeitschriften und Büchern zerstreut anzutreffen, und deßwegen schwer zu finden. Vieles ist noch ungedruckt in manchem Archive, in öffentlichen und Privat-Bibliotheken verborgen, einzeln kann es Niemand nützen.«

»Ich ersuche daher alle Freunde der schönen Wissenschaften und Künste, alle Literatoren, Kunstgelehrte, Kunsthändler und andere Besitzer von Gemäld- und Kupferstich-Sammlungen, mich in diesem Unternehmen zu unterstützen. Meine Bitte geht dahin, Sie möchten mir zur Ansicht, oder noch lieber zum Kaufe, ungedruckte Nachrichten über Dürer, Beschreibungen seiner Gemälde, die zu seinem Andenken geprägten Medaillen, seltene Kupferstiche, Holzschnitte und Zeichnungen, so wie auch die Kopien nach ihm, zuschicken. Sollten einzelne Aufschlüsse sich in wenig gekannten Zeitschriften oder Büchern befinden, so bitte ich, die Anzeige hievon, wie alle vorhergenannten Zusendungen, unfrankirt an mich gelangen zu lassen.«

»Obgleich ich zu hoffen berechtigt bin, mein Versuch über Dürer möchte ebenfalls mit Beyfall aufgenommen werden, weil er sich durch Ausführlichkeit vor seinen Vorgängern auszeichnen, und das Andenken des vorzüglichsten deutschen Künstlers erhalten wird, so wähle ich doch den Weg der Subscription, nicht um Vortheile daraus zu ziehen, sondern um nur einige meiner vielen Auslagen damit zu decken, und das Werk so wohlfeil geben zu können, als möglich. Je größer daher die Anzahl der Subscribenten werden wird, desto weniger soll das Werk kosten.«

»Meine Mühe opfere ich dem großen Künstler als Zeichen meiner Erkenntlichkeit für den Genuß, welchen mir seine Werke gewähren. Die H. H. Subscribenten werden dem Werke vorgedruckt. Man subscribirt nicht nur bey mir, sondern auch unmittelbar bey den Herren, welche die Güte haben, diese Anzeige zu verbreiten. Subscribenten-Sammler erhalten das achte Exemplar unentgeldlich.« Bamberg, im Juny 1821.

Joseph Heller, Distr. III. Nro. 1164.

Bericht

über die verunglückte Expedition einer Gesellschaft von Gelehrten nach Cyrene im Jahre 1820, und Beschreibung des mareotischen Gebiets und der libyschen Wüste.

I.

Interessanter konnte die Wahl des Gegenstandes der ersten Expedition einer rüstigen Reisegesellschaft nicht seyn, als die ins cyrenäische Gebiet. Diese Gegend war fast ganz vergessen. Die Schiffskapitäne, welche bisweilen nach Derna und Bengasi fuhren, um Produkte zu holen, hörten von einer die ganze Gegend von Anhöhen beherrschenden alten verlassenen Stadt: achteten aber darauf eben so wenig, wie auf die daselbst gefundenen geschnittenen Steine, welche die Beduinen ihnen für Kleinigkeiten darboten. Aerzte, welche den Dei von Tripolis auf seinen Feldzügen gegen die Beduinen jener Gegend und die Bewohner von Fezzan begleiteten, sprachen davon, aber nur im Allgemeinen, und Della Cella war der erste, der an ihre Wichtigkeit für Kunst und Geschichte erinnerte. — Die verödete Gegend zwischen Derna und Bengasi bietet Hornvieh, Schafe und Früchte den im Sommer hier landenden Schiffen von Malta, Candia und Alexandrien im Ueberfluß zum Verkaufe dar, und ihre Wolle wird der besten der Barbarey an die Seite gesetzt; was mögen die hesperidischen Gärten, die schönen Wiesen von Ericab, was mag die bevölkerte Pentapolis dargeboten haben, was insbesondere Cyrene? — Viele berühmte Völkerschaften des Innern hatten hier ihren Vereinigungspunkt, und Phönizier, Aegyptier, Griechen und Karthaginenser brachten unermeßliche Reichthümer hieher, um ihre Produkte, geschnittene Steine, insonders den aus der Silfius zubereiteten Saft sich anzueignen, und Cyrene als phönizische, libysche, athenienſische, ägyptische und römische Kolonie wetteiferte in Pracht ihrer Kunstwerke und im Luxus mit ihren Mutterstädten. Wie viele Monumente und Inschriften aus diesen verschiedenen Perioden mögen in Cyrene, und wie reich mögen die Ruinen von Berenice, Teechira, Ptolemais, Barca und Apollonia daran seyn! — Auch der beschlossene Hinweg durch das mareotische Gebiet über Apis und Parätonium, und der Rückweg über die Oasen Augela und Siwa ist für den Alterthumsforscher von großem Interesse, und diese Orte sind noch nicht so bekannt, als sie es seyn sollten. —

Es schien aber bedenklich, ohne vorläufige fertige Kenntniß der Landessprache und Sitten, und ohne die genaue Erwägung aller Umstände mit einer so kostspieligen Expedition das Reisen im Orient zu beginnen. Wohlmeinenden Freunden schien es zweckmäßiger, die Rutine wohlfeiler zu erkaufen. — Auch ist diese Gegend anerkannt eine der gefährlichsten wegen der Anfälle der Beduinen, und es vergeht fast kein Monat, wo nicht Karavanen ausgeplündert und ermordet würden. — Das Gelingen kann nur durch tiefe Kenntniß der Landesbewohner, seltene Schlauheit und ausharrende Kraft errungen werden. — Endlich ist auch in der Wahl der Jahreszeit Vorsicht nöthig. Der große Zeitverlust und die Unannehmlichkeiten, welche die heftigen und gewöhnlich beständigen Regengüsse in den Wintermonaten in diesen verödeten Gegenden verursachen, sind mit der Beschwerlichkeit der Sonnenhitze in der übrigen Jahreszeit in keinen Vergleich zu setzen, und sowohl der Alterthumsfor-

scher als insbesondere der Naturforscher würde am zweckmäßigsten Untersuchungen dann beginnen, wo wir sie nach unserer Rechnung beendigt haben wollten.

Die Gesellschaft bestand aus dem General, Herrn Baron von nutoli, dem Professor der Architektur, Herrn Lieman, den Naturforschern, Doktoren der Medizin und Chirurgie, Ehrenb und Hemprich, und dem Doktor und Professor Joh. M. Aug. Sch ferner aus drey Gehülfen des Herrn Generals, einem Gehülfen der ren Naturforscher, zwey Drogomans und einigen arabischen Bedien Sie reiste den 5. Oktober ab von Alexandrien, westlich ¼ bis Stunden vom Meeresufer entfernt, und kam den 25. zum Brun Chaur, von wo aus ein Theil der Karavane (der Herr General seinen Gehülfen, dem ersten Drogoman und dem Scheik oder dem O haupt unserer Beduinen) nach Kairo sich zurück zog, der andere bis tripolitanische Gebiet vorrückte, wo er vom 28. Oktober bis zum 14. vember auf die Erlaubniß zur Fortsetzung der Reise, und ein Sicherhei geleit vom Bei von Bengasi wartete. —

Die Karavane schien unter dem Schutze des Machmed A Pascha und der Anleitung erfahrner Männer zweckmäßig eingericht und zu den feurigsten Jugendträumen zu berechtigen. Hadsch Henda Abu Daheb, ein angesehener Scheik der Horde Dschimeat, 25 bewaffnete Beduinen mit 36 Kamehlen wurde zur Vertheidigung d Gesellschaft und zur Fortbringung ihrer nöthigen Lebensmittel, Klei und Bücher gedungen, und für ihre Sicherheit verantwortlich. D freundschaftliche Verhältniß des Machmed Ali mit dem Pascha v Tripolis, und dessen Blutverwandtschaft mit dem Bei von Bengasi war ganz geeignet, Vertrauen in seine dringenden Empfehlungen ein flößen, so wie die Furcht der Beduinen vor seinem mächtigen Arm vor ihren Anfällen beruhigen konnte. Unter diesen Umständen übersa man die ärgerlichen Auftritte mit den Beduinen, unsern Führern, die beym Unterhandeln und Laden vor der Abreise von Alexandrien vorfielen, ohne zu bedenken, daß sie das Vorspiel zu heftigeren in der Wüste seyn könnten. Man zwang ihnen Versprechungen ab, die der Beduine aus Hoffnung des Gewinnstes nicht abschlägt, aber willkürlich erklärt und gewissenlos bricht. Man überhäufte sie mit Drohungen, die er immer zu kontrastiren, in der Wüste aber als Herr derselben zu verspotten gewohnt ist. Sie versprachen, das Futter der Kamehle bey sich zu führen, um schnell vorwärts marschiren zu können, aber im Freyen ließ man sie nach Belieben weiden, und alle Gegeneinwendungen vermochten nichts gegen diesen vorgeblichen Karavanenbrauch. Drey Kamehle waren für die Fortbringung des Wassers bezahlt, aber sie gingen gewöhnlich leer, weil man uns in die Nähe von Brunnen bringen wollte, deren Lage man entweder nicht kannte, die salziges Wasser hatten, oder gar nicht vorhanden waren. Sie verpflichteten sich für die richtige Leitung zu sorgen: gestanden aber, eines Führers zu bedürfen, den die Gesellschaft bezahlen sollte. Nicht minder unangenehm war der tägliche Streit wegen der Ladungen, des unordentlichen Marsches und der Bosheit der Beduinen. Nichts aber war verdrießlicher, als der Schneckengang unserer Karavane in einer öden Gegend, und die kurzen Tagemärsche. Endlich paßten auch die Drogomans der Gesellschaft für diese Verhältnisse nicht. Wahr und gerecht sind die allgemeinen Klagen im Orient über die Anmaßung, Dummheit und boshafte Betrügerey dieser Klasse von Menschen. Die scheußlichsten Ungerechtigkeiten werden von ihnen, besonders in Konstantinopel, verübt,

und man setzt sie unter die drey größten Strafen, womit diese Hauptstadt des türkischen Reichs heimgesucht wird. Ihnen zur Seite steht das Feuer und die Pest. —

Es war leicht voraus zu sehen, daß die Trennung der Gesellschaft das Scheitern der ganzen Unternehmung herbeyführen würde. Die Empfehlungsbriefe und Subordinationsbefehle waren für ein Haupt berechnet, das als Freund des Pascha der Karavanne Haltung und Einheit gab, und durch große Geschenke für beträchtliche Entschädigungen die Zwecke der Karavane fördern konnte. Entfernte sich dieses, so wurde der Ausgang bey den größten Aufopferungen an Geld und Kräften sehr problematisch, und konnte selbst unter den günstigsten Umständen mißlingen. Gleichwohl entschied sich ein Theil der Gesellschaft, die schwachen Funken von Hoffnung des Gelingens nicht zu vernachläßigen, und die Antwort auf die zu Meer und zu Lande vorangeschickten Briefe um Erlaubniß und Sicherheitsgeleit durch zwanzig Tage abzuwarten. Man wird sich wundern, daß sie nach so großen Aufopferungen nicht den Muth hatte, dem Wunsche der Araber zu Folge, ohne die Erlaubniß vorwärts zu gehen, und nach orientalischer Weise durch Geschenke die Verletzung occidentalischer Etikette auszugleichen, oder daß man seine wichtigsten Angelegenheiten ganz den Beduinen anvertraut hatte, von denen man betrogen wurde, die uns täglich mit verdrießlicheren Vorschlägen peinigten, wegen Mangel an Lebensmitteln bald zur Rückkehr zwingen, bald zur Ueberschreitung der tripolitanischen Grenze überreden wollten, die uns endlich stets von neuen Gefahren benachrichtigten, und unsern Aufenthalt in einer höchst mißlichen Lage noch mehr zu verkümmern suchten. — Aber die Lage der Gesellschaft war von der Art, daß selbst der kühnste und eifrigste Freund des Gegenstandes den Rückgang der ganzen Unternehmung, und mit Sehnsucht den Moment der Trennung erwünschte. — Man vereinigte sich den 14. November nach vergeblichem langen Warten gegen Süden nach Siwa zu eilen, wo wir schon den 18. anlangten. Diese Reise durch die Wüste war höchst ermüdend: weil wir, um sie wegen Mangel an Wasser zu beschleunigen, drey Tage ohne Unterlaß durch zwanzig Stunden im schnellen Schritt ritten. — Die Kamehle machten in einer Minute 85 bis 90 Schritt, sonst nur 70, und wir legten den 14. November 8 Stunden, den 15. Nov. 18 Stunden, den 16. Nov. 15 Stunden, den 17. Nov. 14 Stunden, den 18. Nov. 5 Stunden zurück. — In Siwa wurden wir von den barbarischen Bewohnern schlecht empfangen, als Gefangene behandelt, und reisten schon den 23. bis zum Ainel Aggab, 2 Stunden östlich von Siwa Kebir, ohne die Merkwürdigkeiten der Oase gesehen zu haben. — Den 25. und 26. waren wir in Kara, 16 Stunden von Siwa, den 29. und 30. im Wadi Heische, 12 Stunden von Kara, den 4. Dezember im Wadi Libbuk, 17 St. von Heische, den 6. und 7. im Wadi Hamam, 17 St. von Libbuk, und den 9. in Alexandrien, 16 St. von Hamam.

Die ermüdende Reise und unordentliche Lebensart hatten uns so sehr abgemattet, daß zwey Glieder der Gesellschaft und ein Beduin krank wurden. Mangel an Wasser und Provisionen nöthigten uns, anstrengende Tagemärsche zu machen, und der heftige Regen den 2., 5., 6., 7. und 8. Dezember, kalte Nordwinde fast täglich zu Ende Novembers und Anfangs Dezembers, feuchte, kühle Nächte, die Menge von Ungeziefer in unserer Wäsche, und hundert Unannehmlichkeiten füllten das Maß unserer Leiden. Die Kranken bedurften der Ruhe, aber sie bedurften noch mehr der Pflege und Erquickung durch erfrischende Speisen und Getränke. We-

der das Eine noch das Andere konnte ihnen werden in unbewohnten Gegenden, wo Regengüsse alle unsere Habe durchnäßten, und die Wege mit jedem Tage für die Kamehle, die ausglitten, unzugänglicher oder gefährlicher machten. Die Nachtthaue waren immer stark, seit unserer Abreise von Siwa war uns die Sonnenhitze selten beschwerlich, die kalten Sturmwinde in trüben Tagen und finsteren kühlen Nächten erstarrten oft unsere Glieder, und der begrenzte Horizont machte das geologische Interesse, das diese Gegend hat, weniger auffallend. — Nicht bloß früher am Meere, sondern auch hier im Innern des Landes, in Ebenen, sahen wir bey Sonnenschein seenähnliche Flecken zu allen Stunden des Tages, besonders aber nach Mittag bey trockener und feuchter Luft, wenn Windstille war. Andere, Wäldern ähnliche schwarze Flecken an Berglehnen waren eben so täuschend. Diese mögen den darüber befindlichen Wolken, jene dem Zusammenwirken von feuchten Dünsten und Gespinnsten ihren Ursprung verdanken.

Das eigenthümliche Interesse, welches die Gegend bis zwey Stunden hinter Libbuk an der ganzen von Westen nach Osten sich hinziehenden Abdachung hat, hört auf, sobald man die Erhöhung erstiegen hat, und sich nach Norden gegen Alexandrien wendet. Dort tritt die nämliche Beschaffenheit des Landes wieder ein, wie am Meere. Die Vegetation mehrt sich, je mehr man sich dem Meere nähert, und im Wadi Garel Chadi wohnen schon wieder Beduinen, obgleich sie das Wasser zehn Stunden weit nordöstlich aus dem Brunnen Hamam holen müssen. Wir sahen daselbst die Lager Dschireire und Schaibije, und je mehr man sich dem Brunnen Hamam nähert, desto mehr mehren sich die Lager.

Der Tod eines Mitgliedes der Gesellschaft zwey Tage nach unserer Ankunft in Alexandrien, die gefährliche Krankheit eines Andern, der nach kurzer Zeit ebenfalls starb, die Unpäßlichkeit und zerrütteten Verhältnisse der Uebrigen ließen vorerst dem Gedanken an eine gemeinschaftliche Fortsetzung der Reise nicht Raum, sie stimmten vielmehr zur Isolirung, wozu das Haupt der Gesellschaft bereits den Ton gegeben hatte, und welche die Verschiedenheit der Zwecke und Interessen zu eines jeden Vortheil selbst empfehlungswerth machte. — So scheiterte die erste Expedition, und mit ihr die Hoffnung, die übrigen Reisepläne gemeinschaftlich ausführen zu können.

II.

Von Alexandrien aus westlich geht man durch 9 Stunden auf der schmalen Landenge, die vom mittelländischen Meere und dem See Mareotis gebildet wird. Sie ist 1/4 bis 1/2 St. breit und uneben. Längs dem See ist eine Hügelkette von Kalkstein wie ein Damm, der sich noch 3 Stunden weiter bis zum Thurm der Araber und Abusir hinzieht. An beyden Ufern ist Sand, in der Mitte Sand, thoniger Boden und einige Salzfelder. Bey Marabut und Mizan sind Gärten, und hie und da Ackerfelder.

Hinter Abusir sind mehrere Hügelketten, die bald parallel 1/4 bis 1/2 Stunde weit von einander nach Westen laufen, bald sich in einander verschlingen, durch Thon oder Sandstein gebildet, und entweder kahl, oder wie die Thäler und Ebenen mit Thonerde oder Sand bedeckt sind. Auch Gruppen von Hügeln sind nicht selten.

Elgaibe, deren höchster Punkt Dschebel Meriam, gegen 500 Fuß hoch, ist unstreitig die erhabenste und umfassendste der ganzen

Ufergegend, eine Quadratmeile groß, am Meere, 20 Stunden von Abusir. Als Erhöhungen folgen ihnen die für die Geologie wichtigen Abdachungen, welche sich vom Meere aus nach Süden und Osten, oder von Osten nach Westen ziehen. Die höchste Elagaba kebiri wemaatenehi mogreb bildet die Scheidewand des tripolitanischen und ägyptischen Gebiets, wo große Sandsteine in der größten Unordnung 300 bis 400 Fuß über einander liegen. Ihre Richtung vom Ufer, wo sie ein Vorgebirge bildet, nach Süden dauert durch 7 Stunden, dann wendet sie sich nach Osten. Minder hoch und steil sind die 22 St. von Abusir in der nämlichen Richtung und die von Osten nach Westen sich hinziehenden Erhöhungen, die man häufiger 10 bis 12 Stunden vom Meere, aber auch oft in dessen Nähe, z. B. bey Medsched, in der Entfernung von 2 St. von demselben bemerkt. Je weiter man sich vom Meere entfernt, desto höher wird die Lage der Erde zum Meere, bis in der Entfernung von 10 bis 15 Stunden eine unermeßliche Zahl von Sandbergen mit Hügelketten von Quarz, Muschelkalkstein voll Versteinerungen, Kalkstein mit großen Ebenen abwechseln, und hie und da fruchtbare Vertiefungen bilden. In diesen findet man gewöhnlich unter Sträuchern Schutz gegen die glühenden Sonnenstrahlen, den in den Ebenen kein Haus, kein Baum noch Strauch gewährt, oft Erquickung in einem Brunnen oder einer Zisterne mit frischem Quell- oder Regenwasser, und bisweilen auch Labung und Stärkung in einer Strohhütte, der Wohnung einer zahlreichen Familie mit ihren Hausthieren.

Von Abusir bis 2 Stunden hinter Senel Zerk herrscht Sandstein vor, von da Thon und Kalkstein, der oft mit Muschelkalk und Sandstein unter einander geworfen ist, und große Revolutionen voraussetzt. Oft zieht sich in der Nähe desselben ein Sand- oder Sandsteindamm hin, der das Land vor Ueberschwemmung schützt, und die für die Hafenstädte häufig benutzt worden sind. Da, wo Sand ist, scheint das Ufer sich immer mehr ins Meer zu erweitern; denn es liegen 15 bis 20 Schritt vom Wasser Stangen und Breter von zertrümmerten Schiffen im Sande vergraben. Daher findet sich von den meisten in der alten Geschichte berühmten Häfen dieser Küste keine Spur mehr.

In dessen Nähe befinden sich Salzfelder, Salzquellen und Lachen, von denen die letzten viel Natron zu enthalten scheinen. Die meisten sah ich in der Nähe von Lamaid, und 2 St. vor Agaba, am letzten Orte auch einen 1 St. langen und 1/4 St. breiten Salzsee. —

Diese Gegend enthält eine große Menge Zisternen, die in einem Lande, wo man nur in 2 bis 3 Monaten, zu Ende Novembers, im Dezember, Jänner und zu Ende Februar Regen zu erwarten hat, und der Quellen wenige sind, nicht übersehen werden dürfen. Zu allen Zeiten, besonders aber in denen der Sarazenen, wurde die Verfertigung derselben für ein sehr verdienstliches Werk angesehen. Ihre Größe ist so verschieden wie ihre Bauart: rund oder eckig, länglich oder gleichseitig, in den Stein roh eingehauen oder mit einer Mischung von Kalk und Sand sorgfältig ausgeweißt. Die von Adschmim, Kasr Dschdebije, Kair und Dokan gehören zu den größten, die ich gesehen habe. Sie haben nach dem Maße ihrer Größe ein oder mehrere Eingangslöcher, die gewöhnlich rund, selten eckig sind. Ihre Namen haben sie von ihrem Verfertiger, z. B. Abusafer, 3 St. sudwestlich von Medsched; Rasabulaha, 6 St. westwestsüdlich von Medsched; Seid Abdelmumie, 7 1/2 St. westlich von Medsched u. s. w.; oder von ihrer Lage, z. B. Dokan, als in einer von Hügeln eingeschlossenen Gegend liegend, und sie haben

wieder, so wie die Brunnen, der Gegend, in welcher sie sich befinden, den Namen gegeben. Die meisten sind zerstört oder vernachläßigt. Nur in der Nähe der Brunnen halten sich jetzt noch wenige Bewohner mit ihren Herden auf, und Quadratmeilen große Gegenden voll schöner Vegetation sind wegen ihres Mangels verödet. —

Auf der Landenge sind die Brunnen von Marabut am Meere 2 St., Kereir 6 St. (am See) und Mizan am Meere 7½ St. von Alexandrien die vorzüglichsten. Hinter Abusir die Brunnen Abusir, 12 St. von Alexandrien, und ⅛ St. vom Meere. Hamam, 15½ St. von Alexandrien, 2½ St. vom Meere, 3 Brunnen mit gutem Wasser. Achreischif, 20 St. von Abusir, 2 St. vom Meere, ein Brunn mit gutem Wasser. Rascha, 23 St. von Abusir, 3 St. vom Meere, ein Brunn mit gutem Wasser. Budschrab, 31 St. von Abusir, dicht am Meere, 5 Brunnen mit etwas salzigem Wasser. Celeil, 38 St. von Abusir, 1½ St. vom Meere, ein Brunn mit Regenwasser. Maddar, 41½ St. von Abusir, dicht am Meere, 3 Brunnen mit gutem Wasser. Senet Zerk, 44 St. von Abusir, ½ St. vom Meere, ein Brunn mit gutem Wasser. Cheir, 47 St. von Abusir, 1½ St. vom Meere, 2 Brunnen mit gutem Wasser. Medsched, 50 St. von Abusir, ¼ St. vom Meere, 2 Brunnen mit gutem Wasser. Thaaf, 51 St. von Abusir, 3 St. vom Meere, ein Brunn. Mathani, 36 St. von Abusir, 1 St. vom Meere, ein Brunn, jetzt fast ohne Wasser. Adschbeibat, 58 St. von Abusir, 1½ St. vom Meere, 5 Brunnen mit wenig Wasser. Dscherrar, 64 St. von Abusir, 2 St vom Meere, 5 Brunnen mit gutem Wasser. Achsabe, 61 St. von Abusir, 1 St. vom Meere, ein Brunn fast ohne Wasser. Bukaschil, 62 St. von Abusir, 1 St. vom Meere, 5 Brunnen mit wenig Wasser. Masaibe, 63 St. von Abusir, 1 St. vom Meere, 2 Brunnen mit wenig Wasser. Alem Scheltun, 63½ St. von Abusir, 1 St. vom Meere, ein Brunnen fast ohne Wasser. Rus Asmaan, 64 St. von Abusir, dicht am Meere, 4 Brunnen mit gutem Wasser. Gatrani, 68 St. von Abusir, 1½ St. vom Meere, ein Brunn ohne Wasser. Charbelaa, 71 St. von Abusir, 2 St. vom Meere, ein Brunnen fast ohne Wasser. Chaur, 76 St. von Abusir, 2 St. vom Meere, ein Brunnen mit gutem Wasser. Auscherin, 82 St. von Abusir, 3 St. vom Meere, 3 Brunnen mit gutem Wasser.

Die meisten sind tief, aber sehr vernachläßigt. In ihrer Nähe befinden sich steinerne Tröge und Rinnen, und in den Morgenstunden fanden wir sie oft von Herden umlagert. Sie sind meist in niedrig liegenden Ebenen, und in ihrer Nähe ist viel Vegetation. — Weder Berg noch Fluß, weder Wald noch Dorf überrascht uns in der 84 Stunden langen und 10 bis 15 Stunden breiten Ufergegend. Nur Vertiefungen, Hügel und Abdachungen durchschneiden bisweilen die ermüdende Ebene, und hat man die letzteren erstiegen, so eröffnet sich dem Auge eine andere unübersehbare Ebene mit den nämlichen Naturgegenständen. Nur die bisweilen vorüberziehenden Karavanen, Schaf- und Kamehlherden erinnern uns an die Menschenwelt, oder das Gebell der Hunde verkündet die Nähe eines Lagers. Das nämliche gilt von der fast eben so großen öden Gegend von Agaba bis Derna.

Die Beschaffenheit des Bodens ist der Kultur nicht ungünstig. Bis ⅛ oder ¼ Stunde vom Meere ist er sandig oder Steinfels, von da bis 10 oder 15 Stunden ins Land Thonerde, selten Sand oder Stein. Gleich-

wohl wird nur auf einem kleinen Theile derselben im Dezember Gerste gesäet. Man rührt den le.chten Boden mit dem Kamehl mittelst eines einfachen kleinen Rührhakens ein Mal um, wirft den Samen in die Erde, und verscharrt denselben. Nach drey Monaten rupft man die Aehren ab, und drischt die Körner sogleich auf dem Felde aus. Weder den Feld= noch Gartenbau kennt man hier. Die Vegetation gibt den Herden der spärlichen Bewohner reichliche und treffliche Weide. Die Sträucher wachsen in den länglichen Vertiefungen, die sich nach allen Richtungen hie und da vorfinden, und einst von den Wasserfluten gebildet worden sind. In ihnen findet man oft das schönste Grün, während in der Umgegend Alles verbrannt, verdorrt, und die Natur todt zu seyn scheint. Bäume sind in dieser Gegend eine höchst seltene Erscheinung. Nur bey Kareik sind einige Palmen, in Medsched am Meere einige Palmen und Granatapfelbäume, und in Rus Asmaan einige Palmen. Einige Palmensträuche sahen wir bey Sersch Schärkije, einen Feigenstrauch eine Stunde südlich von der Zisterne Rasabulaha und drey Feigenbäume beym Brunnen Hamam. — So arm diese Gegend an Insekten und Würmern im Oktober zu seyn schien (nur Ameisen, Fliegen, Heupferde, einige Käferarten, besonders der Scarabaeus sacer, Spinnen und Motten sahen wir in großer Menge), so reich mag sie im Winter seyn. Die Schnecken der Wüste kleben stellenweise eben so dicht neben einander an der Erde und den Pflanzen, wie am Felsenufer Schnecken und Muscheln. Die große Menge von Korallenstaub, Muscheln, Schnecken und Schwämme, die man am Sandufer von mannigfaltiger Größe, Form und Farbe sieht, deutet auf eine große Bevölkerung des Meeres. Verschiedene Arten von Eidechsen, Nattern und Schlangen, aschgräulich gefärbt, kriechen auf der Erde umher, und Raubvögel, z. B. Adler, Geyer und Eulen, Sumpf= und Singvögel, besonders viele Ubara's, bevölkern die Lüfte. Die Felsenritze und Löcher in den Wänden der Abdachungen dienen den erwähnten Raubvögeln zur Wohnung: die Eidechsen, Nattern und Schlangen halten sich besonders gern in den halb verfallenen Zisternen auf, wo ich deren oft bis zwanzig zählte. Die Beduinen verstehen es sehr gut, eine Geyerart zur Jagd abzurichten. Sie machen ihn durch Hunger und das Halten an die Feuerflammen zahm, umhüllen den Kopf mit einer ledernen Mütze, die sie beym Fressen um den Schnabel erweitern, auf der Jagd aber nach Belieben verengen, um ihn zu verhindern, den Fang zu fressen. Sie werfen ihm zuvörderst kleine Vögel als Ziel vor, und senden ihn nach und nach auf alle vorüberfliegenden Vögel, auf Hasen und Gazellen. Man trägt sie auf der Hand, einen Fuß an einem Bande festhaltend, und läßt ihn in der Nähe von Thieren fliegen, die sie gewöhnlich tödten, ohne sie zu zerreißen. Man zahlt für einen abgerichteten bis funfzig spanische Piaster. Ratten, Hasen, Gazellen, Füchse und Wölfe sind unter den vierfüßigen Thieren am häufigsten. Die Gazellen werden gewöhnlich im Schlafe lebendig, die Hasen von den Geyern gefangen, selten geschossen. Die Hausthiere der Bewohner sind die Kamehle, Schafe, Ziegen, Esel, Pferde, Kühe und Hunde. — An Luxusartikel ist bey diesen Naturmenschen nicht zu denken. Alles ist auf ihre Lage und ihre nothwendigsten Bedürfnisse berechnet, einfach und einförmig wie die Gegend, in der sie leben. Um ihre schwarzen niedrigen Zelte, die gruppenweise aufgepflanzt sind, sieht man nichts als nackte Kinder herum sich bewegen, und magere Hunde, welche die vorübergehenden Fremden mit Ungestüm anfallen, während die Frauen unter den Zelten die Hauswirth=

schaft besorgen, oder kleine Ziegen, von denen einige bisweilen Lieblinge der Familie werden, pflegen.

Diese ganze Gegend war einst eine der bewohntesten und kultivirtesten Afrika's. Fast bis Marabut dehnte sich Alexandrien aus. Die zerstreut liegenden Fragmente von Marmor- und Granitkolonnen, Mauern und Schutt zeugen davon. Die Ueberbleibsel der sogenannten Bäder der Kleopatra geben zwar eine schwache Idee von ihrem ehemaligen Glanze, desto mehr aber die Katakomben, die sich in dem Raume fast einer halben Quadratmeile nach allen Richtungen ausdehnen, und in deren Nähe sich andere in den Kalkstein eingehauene Grabmähler befinden. Bey Marabut am See sind Spuren einer reichen Stadt, die sich in die jetzt vom See überschwemmte Ebene ausdehnte. An die bedeutendsten Ueberreste der Gegend, an die von Abusir, reihen sich viele andere, und alles deutet auf einen ehemaligen hohen Grad von Wohlstand hin. Aus griechischen, römischen und arabischen Schriftstellern, und vielen von mir daselbst gefundenen Münzen läßt sich vielleicht etwas Zuverläßiges über die verschiedenen Bewohner sagen, welches der Gegenstand einer Untersuchung in meiner Reise ins mareotische Gebiet, die libysche Wüste, Aegypten, Palästina, Syrien ꝛc. seyn wird. Daß hier die Baschmuren wohnten, wird aus der Tradition durch das einstimmige Zeugniß aller Kopten bestätigt. —

Die jetzigen Bewohner dieser Gegend sind Beduinen. Sie wohnen in Lagern, deren Lokal sie von Zeit zu Zeit verändern, unter Zelten von schwarzen Matten zu zwey bis zweyhundert Familien beysammen. Das Oberhaupt jedes Lagers ist ein Scheik, die denen der Horde, der sie angehören, mehr koordinirt als subordinirt sind. Die mächtigsten dieser Gegend sind Waledali, Dschimeat und Garbi. Sonst waren sie unabhängig. Seit zehn Jahren zahlen sie an den Pascha von Aegypten alljährig einen Tribut an Naturalien, z. B. Datteln, welche ein Scheik für die übrigen gegen Entschädigung liefert. Ihre Beschäftigung ist so einfach wie ihre Lebensmittel. Die Weiber besorgen die einfache Kost, erhalten das Zelt und die übrige Hauswirthschaft im Stande, flechten Matten und pflegen die Hausthiere; die Männer sind viel unthätiger, sie hüten die Herden, bauen das Feld, tragen ihre Erzeugnisse zum Verkauf nach Damanhur, dem Vereinigungspunkte der hiesigen Beduinen, Alexandrien oder Kairo, begleiten ihre verdungenen Kamehle, und vertheidigen als geborne Soldaten die Sache des Pascha, wie sie sonst ihre eigene gegen einander vertheidigten. Wir sahen außer vielen kleinen Karavanen eine aus mehr als tausend Kamehlen bestehende von solchen Beduinen begleitet, die Getreide, Bohnen und Manufakturwaaren aus Aegypten in die Barbarey brachten, und einige andere, die von Derna mit Wolle und Fellen dahin zurückkehrten. Diese Kommunikation ist um so beständiger, je unbequemer der nähere Weg über Siwa, und je gefährlicher die Seereise an dieser Küste ist. Als Medsched noch der Vereinigungspunkt dieser Beduinen war, befanden sich in dessen Hafen auch gewöhnlich einige kleine Schiffe, die die Verbindung mit Alexandrien und Derna beförderten. Aber diese Fahrt ist wegen der vielen Untiefen, wie an dieser ganzen Küste zwischen Jaffa und Tripolis, gefährlich; in jedem Jahre werden mehr als dreyßig ein Opfer der Meereswogen; und wenn sich ihnen die Muselmänner überhaupt ungern anvertrauen, so gilt dieß besonders von den Beduinen. — Es ist daher ein beständiges Ab- und Zuströmen an den drey Uebergängen über die hohe Agaba, wo sie sich in der Nähe des Meeres bey den drey

Uebergangspunkten konzentriren. Dscherar ist das bedeutendste Lager der Gegend, und scheint der Mittelpunkt des Beduinenhandels zu seyn. Diese Beduinen haben manches von ihrer Eigenthümlichkeit verloren, seit der Pascha sie unterjochte, ihre Oberhäupter an seinen Hof zu ziehen wußte, und sie zwang, Medsched mit Damanhur als Vereinigungspunkt zu vertauschen. Viele lernten mehr Bedürfnisse kennen, und einige änderten selbst ihre Kleidung. Gleichwohl findet man unter ihnen immer noch jenes einfache patriarchalische Leben, das uns die Dichter so schön ausmalen. — Die Kleidung der Männer besteht oft bloß in einer weißen oder rothen Mütze, in einem Barakan, der in Falten gelegt den ganzen Körper bedeckt. Gewöhnlich sieht man darunter ein Hemde und ein Paar weite Beinkleider. Ihre gewöhnliche Kost ist ein Gericht von Erbsen, Bohnen oder Gerstenmehl, mit Gerstenbrotstücken vermischt und gekocht, und Brot in Kuchenform unter der Kohlenglut gebacken mit Zwiebeln. Fleisch essen sie seltener, Milch trinken nur ihre Kinder, Butter findet man in jeder Hauswirthschaft. Sie lieben sehr die Datteln, die sie in Siwa sehr wohlfeil kaufen, und als trockene Frucht, als Schmotsch, oder mit Mehl und Brot vermischt genießen. Sie essen alles aus hölzernen Platten mit den Händen auf der Erde. Den Wasservorrath bewahren sie in den Schläuchen, die Lebensmittel und ihre übrige Habe in wollenen oder ledernen Säcken und Kufen, von Dattelblättern geflochten. Sie lieben sehr das unthätige Leben, machen einander gegenseitig oft Besuche, und sitzen oft den großten Theil des Tages im Kreise, ohne viel zu sprechen. — In manchen Lagern lernen die Knaben lesen und schreiben. Ich bemerkte dieß besonders im Lager Gailhan Beihaschem At Abreidan und bebekerhabun, und auch die Männer beschäftigen sich viel damit. Sie wachsen ohne Erziehung und Unterricht auf, und bleiben daher sehr beschränkt. Den Fischfang treiben sie nie, die Jagd selten, so reich diese Gegend auch an Hasen, Gazellen, Repphünern und Ubara's ist. Diebstähle unter ihnen kommen nie vor, nur die vorüberziehenden Karavanen berauben oft die weidenden Herden. Daher halten sie dieselben entfernt von der gewöhnlichen Karavanenstraße, und einer der Hirten hält sich auf Anhöhen auf, von wo aus er, auf der Ferse sitzend, alles uberschaut, und von der bevorstehenden Gefahr Nachricht gibt. So gesund und harmlos diese Herren der Wüste leben, so scheinen sie doch vielen Sorgen, Krankheiten, und selbst einem frühen Tode ausgesetzt zu seyn. Mangel an Verdauung der halb rohen Speisen, und sitzende Lebensart, erzeugen Verstopfungen und Fieber, und der Mangel an aller Diät andere Krankheiten und frühes Alter. Sie sind so wenig aufmerksam auf ihren Lebenslauf, daß sie ihr Alter selten anzugeben wissen. — Ihre Religion ist die mahomedanische, und sie hängen an ihren religiösen Gebräuchen so fest wie die übrigen Muselmänner, mit denen sie auch den Haß und die Verachtung der Ungläubigen, und den Hang zur Superstition theilen. Der letzte spricht sich besonders in dem Glauben an astrologische Deutungen, und an die Kraft gewisser Formeln in Krankheiten aus, und ihre Taphis (Priester) sind in der Astrologie und in der Heilungskunde durch magische Formeln zum Theil erfahren. Ich fand bey ihnen mehrere darauf Bezug nehmende Bücher, unter andern eines mit dem Titel: Ketab mechazen. Auch sieht man nicht leicht ein Kind, und noch weniger irgend einen Erwachsenen, der nicht mit mehreren sorgfältig verhüllten Papieren am Kopfe oder um den Hals behangen wäre. Einige von ihnen fand ich liberaler als die Araber in Städten. Sie wollten mir ihren Koran verkaufen, und wunschten sehnlichst unser Religionsbuch zu besitzen. Aber auch sie waren boshaft

genug, um mich zum Nachsagen einiger Gebetsformeln auf Mahomed aufzufordern. — Sie sind wie erwachsene Kinder. Hält man sich entfernt von ihnen, so ist man ein Stein des Anstoßes. Sucht man die Unterhaltung mit ihnen, so betragen sie sich leichtsinnig, boshaft, und werden unerträglich. In der Wüste halten sie sich für die Herren, und fürchten weder den Pascha noch sonst jemand. Drohte man ihnen, so drohten sie wieder, fing man mit ihnen zu unterhandeln an, so war des Unterhandelns kein Ende. Verlangte man etwas von ihnen, so machten sie immer tausend Schwierigkeiten. Sie halten zusammen, wenn einer von ihnen beleidigt ist, sonst sind sie immer im Streit unter einander. Es war uns häufig bange, sie möchten sich wegen unserer Ladungen in die Haare fahren. Große Kasten waren täglich der Stein des Anstoßes. Jede Kleinigkeit, die hinein gethan wurde, wogen sie ab. Niemand wollte sie zu lange auf seinem Kamehle tragen. Sie haben wenig Bedürfnisse, und essen wenig. Es ist daher schwer, sie in sein Interesse zu ziehen. Alle unsere Sachen behandelten sie als unnütz, zerbrachen und zerschlugen alles, und lachten über unsern Verlust. — Zu unserem größten Leidwesen mußten wir bemerken, daß sich auch diese Beduinen mit politischen Neuigkeiten plagen, ängstigen, und einander die Tage verkümmern, wie in Europa. So versicherte uns eine vorüberziehende Karavane: der Pascha von Aegypten werde mit den Franken Krieg führen, und treffe bereits die dazu nöthigen Zurüstungen. Wir suchten dieß für unsere Sicherheit höchst gefährliche Gerücht nach Kräften zu widerlegen, und wurden darin unterstützt durch eine andere Nachricht, Machmed Ali bereite sich allerdings zum Kriege, aber nicht gegen die Christen, sondern wahrscheinlich gegen den Großsultan. Da diese Nachricht von Emissären des Pascha kam, die mit Rekrutiren unter den Beduinen beschäftigt waren, so verdrängte sie die andere, und beseitigte die Gefahr, die über uns schwebte. Auch unserer Reise ins cyrenäische Gebiet schob man politische Absichten unter. Die ganze Gegend von Bengasi bis Abusir war in kurzer Zeit voll von dem Gerüchte: wir seyen Gesandte des Machmed Ali ins tripolitanische Gebiet, um ihm den Weg vorzubereiten, auch wollen wir daselbst uns längst bekannte Schätze holen, die, Privatnachrichten zu Folge, der eigennützige Bei von Bengasi sich im Voraus sehr theuer bezahlen zu lassen beschlossen hatte. Einige riethen selbst auf Eroberungspläne von Seiten der Franken, da ein General die Karavane leite. —

III.

Sobald man die Abdachung Agaba erstiegen, eröffnet sich nach allen Seiten hin eine unübersehbare pflanzenreiche Ebene, die nach Norden (wie die oben II. beschriebene) bewohnt, nach Süden aber ganz verödet ist. Auch die Vegetation wird spärlicher, je weiter südlich man kommt, bis man nur noch einzelne bewachsene Flecken, nach zwölf Stunden höchst selten ein Pflänzchen, und bis Siwa fast nichts als steinige, thonige oder sandige Ebenen und Hügelreihen erblickt. Die Flecken von Quarz und Thonerde wechseln häufig ab, und die letzteren sind so fest, und eben wie ein Tenne. Dieß, so wie die ausgeschweiften Vertiefungen, lassen auf große Regengüsse schließen. Die Oase kündet sich schon vier Stunden vorher durch die große Kette von Bergen an, die sie umgeben. Je mehr man sich ihnen nähert, desto interessanter wird ihr Anblick. Bald haben sie einen regelmäßigen Zuschnitt, wie Mauern, bald sind sie zugespitzt, bald rund, hoch oder niedrig, und durchaus kahl. Der Kalkstein ist fast durchaus vorherrschend. Versteinerungen von Schnecken, Muscheln, Seester-

nen, Austern, Holz und viele große Stücke Gyps, alles in größter Unordnung unter einander geworfen, sieht man überall. Nachdem man sich durch eine Stunde zwischen diesen Bergen herumgewunden, und das schöne Echo bewundert hat, kommt man immer bergabwärts steigend in die Oase selbst. Der Anblick dieser Berge von innen ist noch weit malerischer, und man kann sich nicht genug wundern, wie diese Sandmassen von mannigfaltiger Form sich so lange gegen die Winde und Regengüsse halten konnten. Das Bindungsmittel von diesen unvergänglichen Bergen sind Schichten von krystallisirtem Kalk und Muschelkalkstein. In der Wüste zwischen Agaba und Siwa ist zuvörderst Sandstein, dann Quarz und Kalkstein vorherrschend, und die Oberfläche ist an vielen Stellen mit schönem Karniol und Feuersteinen übersäet.

Die Vegetation ist von der am Meere wenig verschieden, aber noch einfacher und sonderbar, daß wir hier in der Wüste die Pflanzen zum Theil schon ganz grün fanden, während sie am Meere noch ganz verdorrt sind. Die lebendigen Wesen nehmen in dem Maße ab wie die Pflanzen, Heuschrecken schwirren in den Pflanzenflecken umher; auch an Fliegen, Motten und Eidechsen fehlt es nicht. Ein Wasserhuhn hatte sich bis acht Stunden südlich von Agaba verirrt, auch Raubvögel sieht man noch in ihrer Nähe. Funfzehn Stunden südlicher aber mögen wohl nur Sträuße, Hiänen rc., und auch diese selten sich finden.

Menschen wohnten hier nie, wegen des Mangels an Wasser und der Unfruchtbarkeit des Bodens. In den ältesten Zeiten aber durchstrich man sie von Alexandrien, zwölf Tagereisen von Siwa, oder dem sehr bewohnten mareotischen Gebiet aus, um den Ueberfluß der Erzeugnisse in Siwa und Augela zu holen, oder von da aus sich in das Innere von Afrika zu begeben.

Die beyden nach Osten laufenden Ketten, welche Siwa einschließen, ziehen sich durch acht Stunden fast parallel in dieser Richtung hin. Vier Stunden hinter der Oase ist der Boden weniger salzig, und die Vegetation wird spärlicher. Bisweilen sieht man Hecken von Sträuchern, und rechts in der Ferne auch einen Palmenwald. Die Berge sind in größter Unordnung, aber dieser ganze Strich hat das Ansehen, als wäre er Bacher bela maa, oder als wäre er einst das Bett eines großen Salzsees gewesen, der da, wo Siwa ist, am tiefsten war, durch achthalb Stunden in der Richtung nach Osten eine bis anderthalb Stunden breit war, dann in den südwestlichen und nordwestlichen Arm sich trennte, mehrere Inselchen enthielt, dessen Bett sandig und dessen Ufer von Kalk oder Muschelkalkstein gebildet war. Das Bett des südwestlichen Arms erniedrigt sich zwanzig Stunden östlich von Siwa, hat die nämliche Beschaffenheit des Bodens, die nämliche Vegetation wie Siwa, ist aber weniger groß, und wird daher Klein=Siwa oder Kara genannt. Die krummen Wendungen, welche diese Vertiefung eine Stunde hinter Siwa nimmt, nöthigen die Karavanen, sie zu verlassen. Man kommt in eine unübersehbare wüste Ebene, in der man durch acht Stunden nichts als einige nackte Hügel und Spuren von Karavanen sieht. Dann folgen neue Kalksteinschichten und Vertiefungen, welche heftige Regengüsse durchwühlt und unterminirt haben. Die Araber nennen diesen Ort Nageb et Bagle. Man kann hier fast keinen Schritt thun, ohne auf Versteinerungen zu stoßen. Besonders häufig waren hier Steine mit Löchern, die ganz unserem Bienenroß ähnlich sind. Sandhügel stehen neben mannigfaltig geformten, schwarz, roth und gelb gestreiften Kalksteinschichten, deren Gestaltung eine große Revolution voraussetzt.

Sobald man aus der Vertiefung tritt, sieht man rechts und links eine Menge kahle Berge, und insbesondere links eine Kette von Bergen, die sich von Westen nach Osten bis in die Nähe von Terraneh ziehen, mit der oben erwähnten Vertiefung in Verbindung stehen, und an deren Fuße oder $1/4$ bis $1/2$ Stunde davon entfernt wir immer bis eine Stunde hinter Libbuk gingen.

Die Kette ist zwey- bis vierhundert Fuß hoch über dem muthmaßlichen Seebett, das mit den Oasen in Verbindung steht Noch höher sind die Hügel und Hügelketten, die man auf dieser Abdachung nördlich nach allen Richtungen sieht. Sie zieht sich bald nordwestlich, bald südwestlich, selten in gerader Richtung nach Osten. Gleichwohl hielten wir uns größtentheils in demselben dicht an die Bergkette, wo die Karavanenstraße ist, bis wir sie hinter Libbuk erstiegen, und uns nordwestlicher wendeten. —

Dr. J. M. Augustin Scholz.

Nordische Alterthumskunde.

Von Nicolay Fürst.

Obgleich das Studium der nordischen Alterthumskunde in neuern Zeit, vorzüglich in Dänemark, mit großem Eifer und Fleiß betrieben worden ist, so hat es doch bisher Niemand versucht, die nordische Archäologie in ein zusammenhängendes System zu bringen. Das vom Professor Nyerup herausgegebene Werk in dänischer Sprache, betitelt: »Uebersicht der Nationaldenkmäler des Vaterlandes,« ist zwar eine sehr schätzbare Arbeit, aber die Absicht des Verfassers war keineswegs darin eine umfassende Darstellung der gesammten nordischen Alterthumskunde zu liefern. Auch der gelehrte Schwede, Sjöborg, hat in seiner Schrift, unter dem Titel: »Kännedom,« und in seiner »Nomenclatur« diesen Wunsch keineswegs zu erfüllen gesucht. Die in Kopenhagen in dänischer Sprache erscheinenden »antiquarischen Annalen« enthalten einen reichen Schatz gediegener Abhandlungen über einzelne Punkte der nordischen Vorzeit und über die verschiedenen Denkmäler derselben, so wie das gleichfalls in dänischer Sprache seit einer Reihe von Jahren herausgegebene »skandinavische Museum« manche treffliche Aufsätze im Fache der nordischen Alterthumskunde enthält. Was Münter, Thorlacius, Müller, Werlauf, Grundtwig, Thorkelin, Rask in diesem Fache geleistet haben, ist jedem Alterthumsforscher bekannt, aber ihre Werke enthalten mehr Resultate einzelner Forschungen als Betrachtungen über die nordische Vorzeit in ihrem innersten Zusammenhange. Manche dunkle Pfade in diesem Labyrinth sind auf diese Weise aufgehellet, manche Schwierigkeiten beseitigt, manche schwankende Muthmaßungen berichtiget, und manche neue Entdeckungen gemacht worden. Auch der dänischen Regierung gebührt das Lob, das Studium der Alterthumskunde auf mancherley Weise thätig und eifrigst befördert zu haben. Ein in Kopenhagen im Jahre 1820 herausgekommenes Werk: Beytrag zur nordischen Archäologie in Vorlesungen vom Professor Finn Magnussen (Bidrag til nordisk Archäologie meddeelt i Forelåsninger ved Finn Magnussen), dürfte vielleicht am geeignetsten seyn, einen künftigen Archäologen zu einer systematischen Darstellung des nordischen Alterthums zu ermuntern. Der Verfasser dieses Werkes, ein geborner Isländer, liefert Beyträge, wie man sie von einem Manne erwarten konnte, der, innig vertraut mit dem

nordischen Alterthume, aus Vorliebe für dieses Fach mehrere Jahre seines Lebens dem Studium desselben gewidmet, und in mehreren Werken gezeigt hat, wie sehr seine Forschungen in diesem Gebiete von seltener Gelehrsamkeit, Sprachkenntniß und durchdringendem Scharfsinne unterstützt werden. Der Verfasser, der von der dänischen Regierung den Auftrag erhielt, öffentliche Vorlesungen über die nordische Mythologie an der Akademie der bildenden Künste zu Kopenhagen zu halten, sah sich dadurch genöthigt, als Einleitung und Vorbereitung dazu, eine Reihe von Vorlesungen über die Kultur, Kenntnisse und Denkungsart unserer nordischen Vorfahren, und besonders über ihre Kunstfertigkeit und ihren Kunstgeschmack auszuarbeiten. Diese ursprüngliche Bestimmung des Werkes muß bey dem Gebrauch desselben nicht aus den Augen gelassen werden. Daher rühren die öfters vorkommenden Wiederholungen, die aus den isländischen Sagen in weitläuftigem Detail mitgetheilten Beyspiele und hin und wieder der Mangel an Citaten, die man öfters sehr ungern vermißt. Aber ungeachtet der Beschränkung, die der Verfasser sich aufzuerlegen genöthigt war, werden in diesem Werke doch so viele antiquarische Gegenstände erörtert und abgehandelt — man werfe nur einen flüchtigen Blick auf das dem Buche vorgedruckte vierzehn Seiten starke Sachregister — daß wohl kein Leser, ohne auf die mannigfaltigste Weise sich belehrt zu finden, selbes aus der Hand legen wird.

Nachdem der Verfasser einige einleitende Betrachtungen über die muthmaßlichen Kunsthervorbringungen einer apriorischen Urwelt, und über die Kunstdenkmäler in Indien, Persien und Aegypten angestellt hat, deren Ursprung weit über alle geschichtliche Nachweisung hinausreicht, wendet er sich zum eigentlichen Norden. Die Resultate der Entdeckungen und Forschungen späterer Zeiten von der Bevölkerung des Nordens durch einen Volksstamm aus den kaukasischen Gebirgsgegenden und von dem Anführer desselben, Odin, werden hier ausführlich mitgetheilt. Die ältesten Nachrichten von nordischen Staaten werden genau angegeben und die wahrscheinlichsten Vermuthungen über die Staatsverfassung im Norden aufgestellt, bevor noch die kleinern Staaten zu größern Reichen vereinigt wurden. Mit mehreren neuern Alterthumsforschern findet der Verfasser in Tacitus Geschichtserzählung Spuren einer sehr frühen Kultur im Norden, und glaubt, daß der Ackerbau in den ältesten Zeiten sehr blühend gewesen, oder wenigstens schon weit getrieben worden war; aber alles dieses läßt sich schwerlich mit der ältesten physischen Beschaffenheit der nordischen Länder und mit den Seeräuberzügen vereinigen, die eben dadurch veranlaßt wurden, weil das Land die größere Volksmenge nicht ernähren konnte. Was der Verfasser von der mechanischen Geschicklichkeit der Nordländer in der vorchristlichen Zeit sagt, ist bey weitem annehmbarer. Von Gebäuden werden in den isländischen Sagen besonders die Opferhäuser als sehr prächtig und von großem Umfange beschrieben, welches letztere sehr treffend dadurch erklärt wird, daß dergleichen Opferhäuser zugleich als Sammelplätze für das Volk aus der Umgegend dienten. Zwey Privatgebäude aus dem zehnten und eilften Jahrhundert werden als besonders prachtvoll beschrieben; aber man muß dabey nicht vergessen, daß dergleichen Beschreibungen gewöhnlich ein wenig übertrieben sind, so wie es mit dem Upsalatempel der Fall war, der, nachdem er von so vielen Verfassern beschrieben worden war, sich zuletzt dem ehrlichen Adam von Bremen als totum ex auro paratum darstellte. Von diesen alten nordischen Gebäuden, die nur noch in der Beschreibung existiren, wendet sich der Verfasser zu andern Gegenständen, woraus wir die Kraft, die Aus-

dauer und den eigenthümlichen Charakter unserer nordischen Vorfahren kennen lernen. Es sind nämlich die in den drey nordischen Reichen auf den Feldern und in den Wäldern zerstreut liegenden, aber durch die allmählich zunehmende Kultur bedeutend verminderten Altäre, Heldengräber und Gerichtsplätze (Thingsteder), die sämmtlich, wenn auch keinen Begriff von eigentlicher Kunst, so doch einen Beweis von ungeheurer Arbeit, Aufwand von Kräften oder von mechanischen Kenntnissen geben. Eine eigentliche Classification dieser Denkmäler der Vorzeit war um so weniger nothwendig, da Thorlacius in seinen interessanten Bemerkungen »über die in Dänemark noch existirenden Heldengräber« und Sjöborg in seiner vorher erwähnten »Nomenclatur« dieß schon früher gethan hatten. Der Verfasser beschränkt sich daher nur darauf, folgende Arten von Denkmälern zu erwähnen, nämlich: die unterirdischen steingesetzten Grabkammern oder Jettestuben (wovon zur Probe die Grabkammer bey Udleire und das Röddingegrab auf Möen beschrieben werden); die Opferplätze, z. B. bey Gundersløvholm; die Steinsetzungen an den Opferplätzen und Grabhügeln umher; die Steinkreise, innerhalb welchen, wie man bestimmt weiß, Gerichtssitzungen gehalten wurden. Beyläufig erwähnt der Verfasser auch die Alterthumsdenkmäler bey verwandten Völkerschaften, die mit den nordischen Denkmälern einige Aehnlichkeit haben, als z. B. die kolossalen Steinmonumente in England (Stonehenge), die runden Thürme in Schottland und auf den Shettlandsinseln; die sogenannten glasirten Burgen in Schottland, die auf eine sehr sinnreiche Art zur Erklärung von Brynhilds Burg, wovon in den eddischen Gedichten die Rede ist, benutzt werden. Der Verfasser meint, daß die runden geplasterten Platten, die man noch in Norwegen sieht, Fußböden von Gebäuden waren, deren Mauern längst verschwunden sind; aber diese geplasterten Platten waren wohl, wie auch Schöning in seiner Reise glaubt, Opferplätze für den Kultus eines eigenen Volksstammes. Das sonderbare Gebäude auf Gulland, wovon man eine schwedische Beschreibung hat, scheint dem Verfasser ein Mausoleum und zugleich ein Aufbewahrungsort für Kostbarkeiten gewesen zu seyn. Die letztere Hypothese dürfte wohl die wahrscheinlichste seyn, indem Gulland in der ältesten Vorzeit den Seeräubern (Vikingobäli) zum Zufluchtsort gedient hatte. Von Tempeln der Vorzeit findet sich keine Spur mehr. Auch von befestigten Plätzen in der vorchristlichen Zeit hat der Verfasser keine zu nennen gewußt.

Nach diesen Monumenten folgen solche Denkmäler, die zu den verschiedenen Arten der Kunst, als Malerey, Plastik und kunstreiche Gewebe gerechnet werden können. Was die Malerey betrifft, so äußert der Verfasser die nicht unwahrscheinliche Vermuthung, daß eine Art Oelmalerey, freylich in der rohesten Gestalt, schon in den ältesten Zeiten auf Island bekannt, und dort im Gebrauch war. Daß die Schilder der Kämpfer mit einer oder andern bildlichen Darstellung oder Symbol bezeichnet waren, ist sehr wahrscheinlich, aber die ausführlichen Gemälde auf denselben, wovon in den Sagen und in Saxos Geschichtserzählungen Meldung geschieht, gehören wohl zu den Uebertreibungen oder zu den Nachahmungen griechischer und römischer Schriftsteller. In den alten Gebäuden findet man wenige oder gar keine Spuren von Malereyen. Die Angaben von den Skulpturarbeiten der alten Nordländer sind etwas zuverläßiger. Was in den isländischen Sagen von Basreliefs in Holz an den Gebäuden vorkommt, wird dadurch sehr wahrscheinlich, wenn man bedenkt, was der norwegische Bauer mit seinem Taschenmesser noch heut zu Tage hervorzubringen vermag, und was noch von dergleichen Arbeiten auf Is-

land zu finden ist. Die Ehrensitze und Götterbilder in den Opferhäusern waren gleichfalls in diesem Style gearbeitet. Der Verfasser theilt hier sehr interessante Notizen von ähnlichen Skulpturarbeiten bey den Deutschen, Russen, Wenden u. s. w. mit. Auch an den Schiffen der alten Nordländer, an den Masten, auf den Fahnen und den Helmen waren Skulpturarbeiten und Malereyen angebracht. Bey Gelegenheit der Helme sucht der Verfasser eine sehr dunkle Stelle in Tacitus Germania mit einer eddischen Mythe auf eine sehr scharfsinnige Weise in gegenseitige Erklärung zu bringen. Von plastischen Darstellungen in Stein sind noch viele im Norden zu finden. Das merkwürdigste Monument dieser Art ist das sogenannte Kivickemonument. Der Meinung des Verfassers, daß, da dieses Mausoleum aus bloßen Steinen zusammengehäuft, und den übrigen in Dänemark bekannten Monumenten dieser Art gar nicht ähnlich ist, sondern bloß den celtischen Kairns gleicht, selbes nicht von unsern nordischen Vorfahren, sondern entweder von finnischen, celtischen oder cimbrischen Stämmen errichtet seyn muß, die vorher im Norden gewohnt hätten, aber die theils vor den Gothen geflüchtet, theils von selben bezwungen worden waren — können wir keineswegs beypflichten. Denn ähnliche Grabhügel von aufgehäuften Steinen findet man an mehreren Oertern in Norwegen und Schweden, und das vorhergenannte Monument ist in Hinsicht der Manier und der Abbildungen, den auf den Klippen in Norwegen und Schweden noch befindlichen Monumenten so vollkommen ähnlich, daß man als Urheber desselben die nordischen Wickingen (Seeräuber) annehmen kann, die bey einer zufälligen Landung selbes errichtet hatten. Ein Kunstzweig, der häufig in den alten Schriften erwähnt wird, sind die kunstreichen Gewebe, worin Figuren angebracht wurden. Doch sind natürlicher Weise fast alle Ueberbleibsel dieser Kunst gänzlich verschwunden, und die Arbeiten dieser Art, die in spätern Zeiten von Island herübergebracht wurden, dienen nur zum Beweise, daß vor zwey bis dreyhundert Jahren diese Kunst in jenem Lande ausgeübt worden war. Was im Saxo und in den isländischen Sagen von einer außerordentlichen Kleiderpracht im Norden berichtet wird, muß nicht immer ganz nach dem Buchstaben erklärt werden. Aber gewiß ist es, daß in den nordischen Museen mehrere in Grabhügeln und unter der Erde gefundene alte Geräthschaften aufbewahrt werden, die kein unvortheilhaftes Zeugniß von der Kunstfertigkeit unserer nordischen Vorfahren geben. Der Reichthum an Alterthümern dieser Art, die in den dänischen und schwedischen Museen zu finden sind, dürfte einen künftigen Archäologen bey dem Vergleich mit ähnlichen Alterthümern in andern Ländern in den Stand setzen, ein neues Licht über die älteste Kulturgeschichte des Nordens zu verbreiten. Der Verfasser behauptet, daß der größte Theil dieser Alterthümer nicht nordischen Ursprungs ist, sondern durch Handel, Fischerey, Krieg u. s. w. nach dem Norden gebracht worden sey. Die orientalischen Produkte kamen auf zwey Wegen nach dem Norden, theils durch Rußland, theils durch Biarmeland, womit die Norweger in Handelsverkehr standen. Aber der eigentliche Gang dieses Handels, und wie die orientalischen Produkte wieder aus dem Norden nach den westlichen Ländern versandt wurden, so wie auch die Beschaffenheit des nordischen Pelzhandels, indem die Nordländer selbst Pelzwaaren aus Rußland holten, alles dieses sind noch sehr dunkle Punkte in der Handelsgeschichte des Nordens. Wenn aber der Verfasser den Ursprung der nordischen Seefahrten zu erklären sucht, so hat er dabey die Aufforderungen ganz vergessen, welche die insularische Lage, und das Beyspiel der benachbarten Angelsachsen dazu

darboten, so wie man auch nicht vergessen muß, daß in der nordischen Vorzeit, so wie bey den Griechen, Seeräubereyen und Handel von den nämlichen Leuten getrieben wurden. Nach einer sehr gelungenen Analyse und gründlichem Kommentar über das merkwürdige alte Gedicht Rigsmal, schließt der Verfasser sein Werk mit einigen Bemerkungen über die Kleidertracht und die Waffen der alten Nordländer, als Leitfaden für diejenigen Künstler, die in der nordischen Mythologie und ältesten Geschichte Stoff zu ihren Kunstdarstellungen suchen wollen, wozu der Verfasser in einer herzlichen Schlußapostrophe ermuntert.

Register

des

dreyzehn- bis sechzehnten Bandes.

A.

B.

D.

E.

F.

G.

H.

J.

L.

Q.

R.

S.

T.



